Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in German

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst.

47. Jahrgang.

Drittes Vierteljahr.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1888.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahs. 47
pt. 3
1988

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1888. Drittes Vierteljahr.

Politik und Volkswirtschaft. Rechtspflege und Verwaltung. Heerwesen.

Kaiser Wilhelm der Zweite. S. 49.
Die Deutschfreisinnigen während der Regierungszeit Kaiser Friedrichs. S. 97.
Die Kaiserfahrt nach Rußland. S. 241.
Das Wahlkartell und die Kreuzzeitungspartei. S. 289.
Lernen wir? S. 323.
Der Reichskanzler und die Parteien. S. 337.
Die Parteigruppirung für das Abgeordnetenhaus. S. 385.
Deutsche Arbeit in Afrika. S. 433.
Zur politischen Lage. S. 467.
Kaiser Wilhelm II. und die Freisinnigen und Ultramontanen. S. 577.
Die Wahlbewegung in Preußen. S. 615.

Droht in Italien ein Kulturkampf? S. 51.

Der Arbeiterkongreß in London. S. 1.
Ein deutsches Reichsanzeigeblatt. Von Eugen Nübling. S. 8.
Sind die heutigen Arbeiterunterstützungsverbände Versicherungsgesellschaften? S. 153. 198.
Zur Alters- und Invalidenversorgung. Von Eugen Nübling. S. 296.
Die landwirtschaftliche Notlage. S. 536. 586.

Das bürgerliche Gesetzbuch und die Zukunft der deutschen Rechtsprechung. Von O. Bähr. S. 391. 450.
Die Ortspolizei und ihre Kosten. Von Otto Gerland. S. 488.

Die Kriegsmacht des Friedensbundes und die seiner Gegner. 1. S. 111. — 2. S. 145. — 3. S. 223.

Litteratur.

Die Renaissance in der deutschen Dichtung. Von G. Witkowski. S. 80.
Frau Gottsched. Von Albert Richter. S. 594.
Das nachgelassene Werk Immanuel Kants. Von A. Classen. S. 247. 300.
Goethe als Erzieher. S. 162.
Otto Ludwig als politischer Dichter. S. 27.
Theodor Althaus. S. 508.
Neue Romane. S. 216.
Konrad Ferdinand Meyers Gedichte. S. 318.
Hochlandsgeschichten. Von Moritz Necker. S. 460.

L'Immortel. Von Moritz Necker. S. 255.

Kunst.

Zur Geschichte der gelehrten Kunstkritik. S. 411.

Richard Wagners Feen. Von Heinrich Welti. S. 262.
Bayreuth. Ober- und Untertöne. S. 353.

Die Gartenkunst. S. 370.

Verschiedenes.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. 11. Prophezeiungen. S. 13. 66. 125.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. 14. Die notleidende Zuckerfabrik. S. 32. — 15. Das Gaufest. S. 168. — 16. Nervöse Leute. S. 418.
Emin Pascha. S. 58.
Marskarten. S. 119.
Der Leitartikel. S. 193.
Erinnerungen aus Alt-Jena. S. 209. 309. 405.
Gefahren in der Geschichtswissenschaft. Von J. v. Pflugk-Harttung. S. 344. 399
Der Gleichheitsgedanke als Rechtsprinzip. Von K. Trost. S. 439.
Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1. S. 481. — 2. S. 529.
Zur Philosophie der Umgangsformen. S. 553.
Die Entfernungen in der Geschichte. S. 493.
Die Schulvereine. S. 501. 545.
Die Anfänge des Papsttums. Von J. v. Pflugk-Harttung. S. 621.

611989

Digitized by Google

Roman.

Niels Lyhne. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann. S. 89. 89. 178. 230. 270. 326. 374. 423. 473. 516. 558. 625.

Kleinere Mitteilungen.

Parthenagogen. S. 143.
Sprachmengerei. S. 144.
Ein Notschrei. S. 183.
Goethe und die Brillenträger. S. 185.
Richard Türschmanns Vorträge. S. 187.
Leipziger Burgen. S. 189.
Ein Wörtlein vom Skat. S. 236.
Wolfmenschen in Englisch-Indien. S. 281.
Der Schulmeister als Gemeindeschreiber. S. 283.
Heinrich Seidel. S. 380.
Ein Trauermarschalbum. S. 382.
Liftkultus. S. 382.
Druckfehler. S. 383.
Verbesserte Ausstellungskataloge. S. 429.
Zur baltischen Frage. S. 478.
Neue Kartenwerke. S. 528.
Prozeßkosten. S. 564. 628.
Zur jüdischen Schächtfrage. S. 566.
Zeitschriften und Sprachreinigung. S. 568.
Freisinnige Wissenschaft. S. 571.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)

E. Nägele, Aus Schubarts Leben und Wirken. S. 45.
H. Conrad, William Thackeray. S. 46.
M. Kretzer, Meister Timpe. S. 47.
*M. v. Waldberg, Die deutsche Renaissance-lyrik. S. 80.
W. Wundt, Zur Moral der litterarischen Kritik. S. 95.
L. Grünfeld, Anatolische Volkslieder. S. 96.
*A. Langguth, Goethe als Pädagog. S. 162.
Prozeß Georg Ritter von Schönerer. S. 191.
M. J. v. Herisson, Die Legende von Metz. S. 192.
*H. Blum, Die Aebtissin von Säckingen. S. 217.
*H. Blum, Staatlos. S. 220.
R. Lindau, Zwei Seelen. S. 238.
An Herrscherhöfen Frankreichs. S. 240.
*J. Kant, Vom Uebergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik. S. 247. 300.
*Daudet, L'Immortel. S. 255.
J. Fastenrath, Figures de l'Allemagne contemporaine. S. 286.
F. v. Zobeltitz, Karadi-Nisa. S. 288.
*K. F. Meyer, Gedichte. S. 318.
P. Martin, Doktor M. Luthers Leben, Thaten und Meinungen. S. 333.
E. Reich, Schopenhauer als Philosoph der Tragödie. S. 335.
*Ernouf, L'Art des Jardins. S. 370.
H. Seidel, Neues von Leberecht Hühnchen. S. 380.
H. Schulze, Das preußische Staatsrecht. S. 384.
L. v. Sybel, Platons Symposion ein Programm der Akademie. S. 430.
A. Weber, Dill Riemenschneider. S. 431.
F. Seibt, Lyrischer Nachlaß. S. 432.
*M. Schmidt, Der Musikant von Tegernsee. 's Liserl. S. 461.
*L. Ganghofer, Der Unfried. S. 463.
Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. S. 479.
W. Müller, Kaiser Friedrich. S. 479.
*L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. S. 481. 529.
*W. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. S. 500.
*F. Althaus, Theodor Althaus. S. 508.
W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. S. 523.
C. Radenhausen, Esther. S. 524.
Th. v. Trotha, Zur Geschichte der russisch-österreichischen Kooperation im Feldzuge von 1759. S. 525.
B. Suphan, Friedrich Rückert. S. 526.
N. Schtschedrin, Des Lebens Kleinigkeiten. S. 526.
F. Dostojewski, Der Hahnrei. S. 527.
A. W. Heffter, Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. S. 573.
A. Lehr, Aus der Praxis der früheren Haftpflichtgesetzgebung. S. 574.
H. Kohl, Fürst-Bismarck-Gedenkbuch. S. 575.
A. Fränkel, Der Nachbar im Osten. S. 575.

Digitized by Google

Der Arbeiterkongreß in London.

Im November d. J. wird in London ein internationaler Arbeiterkongreß stattfinden, der von den englischen Gewerkvereinen angeregt worden ist und eine für alle Kulturstaaten geltende Gesetzgebung zum Schutze der arbeitenden Klassen beraten soll, und über den wir schon jetzt sprechen, weil die Nachricht in mehreren Punkten Mißverständnissen ausgesetzt sein kann und in der That bereits mißverstanden worden ist. Man hat dabei an die Internationale gedacht, die kurz vor dem deutsch-französischen Kriege und in den nächstfolgenden Jahren viel von sich reden machte, auch eine Anzahl von Kongressen abhielt und selbst die Regierungen bewog, zu Beratungen gegen ihre Bestrebungen zusammenzutreten, und man hat sich, was dem freilich widersprach, gewundert, daß die deutschen Arbeiter, die sich zur Teilnahme an der bevorstehenden Zusammenkunft meldeten, von den Einberufern derselben die Antwort erhielten, man könne sie nur zulassen, wenn sie sich als Vertreter von Fach- und Gewerkvereinen auszuweisen vermöchten. Mit der Internationale und ihren Kongressen hat die Angelegenheit schon deshalb nichts gemein, weil diese Seifenblase der deutschen Kommunisten in London längst zersprungen ist. Sie geht vielmehr von den englischen Trade-Unions aus. Diese Trade-Unions entstanden, nachdem den englischen Arbeitern 1824 die Befugnis zu teil geworden war, in Vereine zusammenzutreten und über ihre Arbeitskraft wie der Fabrikant über die von ihm damit erzeugte Ware zu verfügen. Heutzutage kann das Heer von Arbeitern, das den Fahnen dieser Vereine folgt, an Zahl sich denen der größten Staaten Europas an die Seite stellen. Anfangs war der Hauptzweck derselben die Erklärung und Unterstützung von Arbeitseinstellungen zur Erzwingung höherer Löhne und zur Ver-

Digitized by Google

kürzung der Arbeitszeit, und es wurde vielfach Zwang nicht bloß gegen die Arbeitgeber, sondern auch gegen die Arbeiter selbst angewendet, wenn letztere sich dem betreffenden Vereine nicht anschließen oder seinem Willen nicht gehorchen wollten. Es kam dabei sogar zu schweren Verbrechen, wie denn z. B. in Sheffield, der Stadt der Messerschmiede, solche Widerspenstige meuchlerisch mit Windbüchsen erschossen wurden und andern das Haus in die Luft gesprengt ward. Die frühern Trade-Unions waren nicht viel mehr als Kassenvereine bestimmter Gewerke für die Zeit, wo durch Feiern den Fabrikanten Zugeständnisse abgenötigt werden sollten. Nachdem die Mitglieder ein oft ziemlich hohes Eintrittsgeld entrichtet hatten, zahlten sie jede Woche einen Beitrag, der für alle gleich war und von 1 Penny bis zu 2 Schilling stieg. So entstand ein Reservefonds, der sich in günstigen Jahren rasch vermehrte und der gestattete, die Mitglieder des Vereins zu unterhalten, wenn es an Arbeit mangelte oder die Genossenschaft dem Unternehmer ihre Arbeit versagte. Dem für alle gleichen Beitrage entsprach dann die für alle gleich bemessene Unterstützung. Die Verwaltung des Vereins wurde durch einen Aufsichtsrat und einen Exekutivausschuß besorgt, welche jedes Jahr durch geheime Abstimmung aller Mitglieder gewählt wurden. Der letztere bestand aus einem Vorsitzenden, einem Kassirer und einem Schriftführer und hatte die Beziehungen zu den Arbeitgebern zu pflegen, den Beginn und das Aufhören von Streiks festzusetzen, die Höhe und Verteilung der Entschädigungen zu bestimmen und über die Zulassung und Ausstoßung von Mitgliedern zu entscheiden. Die großen Finanzfragen, z. B. die Ausschreibung eines außerordentlichen Beitrages, der von allen Mitgliedern zu leisten sein sollte, wenn nur ein Teil derselben feierte und die regelmäßigen Hilfsmittel des Vereins zu deren Unterhaltung nicht genügten, war einer Versammlung der Gesamtheit vorbehalten. Die Organisation der größten Gewerksverbände, z. B. der vereinigten Maschinenbauer, der vereinigten Tischler und Zimmerleute, der beiden Genossenschaften der Maurer, der Eisenarbeiter von Staffordshire und Nordengland, der Metallformer und der Weber von Lancashire und der Bergleute war mehr gegliedert, indem sie in viele Zweige zerfielen. Jeder Zweig bestand aus Arbeitern desselben Bezirks, wählte seinen besondern Ausschuß und hatte seine besondre Kasse, die er selbst verwaltete, über die er aber dem Generalrat jährlich einmal Rechnung ablegen mußte. Letzterer wurde aus Abgeordneten zusammengesetzt, die von den verschiednen Zweigen oder Logen nach der Zahl von deren Mitgliedern gewählt wurden, und hatte zwei Beamte, einen Schriftführer und einen Schatzmeister, die von diesen Abgeordneten unmittelbar zu ernennen waren. Die Logen beschlossen an erster Stelle über Aufnahme von Bewerbern um die Mitgliedschaft, über Ausschließung vom Vereine, über örtliche Arbeitseinstellungen und örtliche Unterstützungen; aber man konnte dagegen an jene Zentralbehörde Berufung einlegen, und der Zweigverein, der die Arbeit niederlegte, bevor er die Billigung des Generalrates eingeholt hatte, wurde durch den Gesamtverein nicht unter-

Digitized by Google

stützt. Endlich gehörte die Berufung einer Loge gegen die Entscheidung des Generalrates vor die Generalversammlung der Genossenschaft.

Später änderte sich hierin mancherlei, indem z. B. nur noch eine kleine Anzahl von Trade-Unions, die man nun als Trade-Societies bezeichnete, die Verwendung ihrer Gelder ausschließlich auf die Unterstützung der Streiks beschränkte. Die übrigen gewähren außerdem ihren Mitgliedern noch gewisse Vorteile, die den Gesellschaften zu gegenseitiger Aushilfe entlehnt sind; z. B. eine wöchentliche Unterstützung bei Unfällen oder Krankheiten, Pensionen für Arbeitsunfähige und Altersschwache und Versicherung gegen den Verlust von Werkzeug. Eine der interessantesten unter diesen Arbeitergenossenschaften ist die der Maschinenbauer von Manchester. Sie wurde 1826 als bloßer örtlicher Verein gegründet, aber 1834 durch Anschluß von andern Gesellschaften erweitert; 1851 traten ihr wieder andre bei, und allmählich verbreitete sich diese Verbindung über den größten Teil Englands. Zugleich nahm man eine Umänderung der Statuten vor. Die den Teilnehmern gebotenen Vorteile bestehen in Unterstützungen bei Arbeitsmangel, bei Krankheiten, bei unverschuldeten Unfällen, welche den davon betroffenen zur Arbeit unfähig machen, in Beiträgen zu Reisen und in Sterbegeldern. Die Zweiggesellschaften, von denen keine mehr als 300 Mitglieder zählen soll, erfreuen sich bei der Leitung ihrer Angelegenheiten der größten Selbständigkeit, nur steht ihnen das Recht der Gesetzgebung nicht zu. Diese wurde vielmehr bis 1864 von einer alljährlich zusammentretenden Abgeordnetenversammlung geübt, deren Beschlüsse für alle Mitglieder des Vereins bindend waren. Hatte sich diese aufgelöst, so stand die Exekutive einem von ihr gewählten „leitenden Zweige" zu, welchem die übrigen Zweigvereine im Jahre zweimal genaue Rechnungsausweise einzusenden hatten, die sodann zusammengestellt und veröffentlicht wurden. Wie sämtliche Zweigvereine hinsichtlich der Gesetzgebung einen einzigen Körper darstellen, so auch hinsichtlich des Vermögens und der Besteuerung. Der Ausschuß des leitenden Zweiges berechnet nach den vorhandnen Kassenbeständen den auf jedes Glied fallenden Vermögensanteil und weist darauf die einzelnen Zweigkassen an, die Überschüsse des Durchschnittsanteils an diejenigen abzugeben, die durch vermehrte Ausgaben geschwächt sind und geringe Bestände aufweisen. So bleiben die Kassen der Einzelvereine immer imstande, plötzlich an sie herantretenden Ansprüchen zu genügen. Im Jahre 1836 wagten die Maschinenbauer, um Verringerung der täglichen Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes für die nächtliche zu erzwingen, den ersten größeren Streik, der acht Monate dauerte, dann aber mit der Bewilligung jener Forderungen von seiten der Fabrikanten endigte. Dagegen behielten 1852, wo eine neue Arbeitseinstellung erfolgte, die letzteren, die sich inzwischen zu gemeinsamem Widerstande verbunden hatten, den Sieg, nachdem der Verein der Maschinenbauer sein gesamtes Vermögen zugesetzt hatte. Indes erholte sich die Genossenschaft nach einigen Jahren wieder, und nach einer Zusammenstellung

Digitized by Google

von 1869 zählte sie 316 Zweige und rund 34 000 Mitglieder, die zusammen 98 700 Pf. St. Vermögen besaßen. Inzwischen hatte auch die Verfassung eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Die Abgeordnetenversammlungen waren abgeschafft und die Leitung des Vereins war einem Generalausschuß übertragen worden, dessen Schriftführer gewissermaßen der Präsident dieser Arbeiterrepublik ist, indem alle Fäden der Verwaltung des Bundes in seiner Hand zusammenlaufen. Auch der frühere Hauptzweck dieser Vereinigung ist in den letzten Jahrzehnten ein andrer geworden. Man hat eben von der Erfahrung gelernt, und überdies hat das Parlament gewisse Einrichtungen geschaffen, welche die Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern erleichtern. Das Bestreben der Maschinenbauerunion ist jetzt Regelung der Arbeit, sodaß dem Arbeiter stets Verdienst gesichert ist. Keineswegs geht es in erster Linie auf Veranlassung von Streiks; denn der Arbeiter empfindet den ihm daraus erwachsenden Schaden ebenso sehr als der Fabrikant, und so wird nur im äußersten Falle mehr zu diesem Zwangsmittel gegriffen. Dasselbe gilt aber auch von den übrigen Trade-Unions. So viel als irgend möglich suchen sie gegenwärtig alle Fragen und Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Fabrikanten auf friedlichem und freundschaftlichem Wege zu schlichten, wozu beiden Teilen in Einigungsämtern und Schiedsgerichten gute Mittel geboten sind. Ihre Kraft ist außerordentlich bedeutend. Sie gründet sich auf ihre einheitliche und feste Gliederung und auf ihre gute Finanzlage, die wiederum das Ergebnis ihrer vorsichtigen Politik gegenüber den Arbeitgebern einerseits und den Projektenmachern anderseits ist, welche ihnen unpraktische Maßregeln und Einrichtungen zur Verbesserung ihrer Stellung und Einnahme zu empfehlen nicht müde wurden. Nach mäßiger Schätzung vereinigen die verschiednen Trade-Unions jetzt mindestens eine halbe Million Arbeiter in sich, andre rechnen achtmalhunderttausend heraus, und auf jeden derselben fällt wenigstens zwei Pfund Sterling Kassenvermögen. Zu der sich hieraus ergebenden Summe, die in Fonds, Sparkassen, Banken und Baugesellschaftsaktien sicher angelegt ist, kommt die Verfügung über den jährlichen Durchschnittsbetrag der Wochenbeiträge (durchschnittlich sechs Pence die Woche) in der Höhe von 6—700 000 Pf. St. Von dieser Summe wird ungefähr der vierte Teil für die Durchführung von Arbeitseinstellungen und ähnlichen Maßregeln ausgegeben, sodaß noch ein sehr erheblicher Rest für andre Zwecke, Unterstützung von Kranken, andern zur Arbeit unfähigen, Reisenden u. dergl übrig bleibt, und das Stammvermögen nicht angegriffen zu werden braucht, sondern durch Zinsen fortwährend zunimmt. Auf einer Abgeordnetenversammlung der englischen Gewerkvereine, die im Juli 1868 in Manchester abgehalten wurde, wurden die Grundsätze und Bestrebungen derselben öffentlich besprochen und im Gegensatze gegen die parlamentarische Regierungskommission verteidigt, welche die volle Öffentlichkeit ausgeschlossen hatte, und welcher man nicht ohne Grund vorwarf, sie vertrete mehr die Interessen der Kapitalisten als die der Arbeiter.

Digitized by Google

Die rechtliche Stellung der Trade-Unions ist erst seit 1869 gesichert worden, indem ihren Fonds erst seit diesem Jahre Schutz vor den Gerichten gewährt worden ist. Ein Gesetz vom Juni 1871, welches verlangt, daß sie sich bei der Behörde in ein Register eintragen lassen, ist von der Mehrzahl der Vereine nicht beachtet worden. Nur etwa 50 von den 200, welche der Regierung ihre Berichte einsenden, waren 1878 eingetragen. Diese hatten zusammen etwa 250 000 Mitglieder mit ungefähr 265 000 Pf. St. jährlicher Einnahme, und die größten derselben waren zwei Genossenschaften von Bergleuten, die Amalgamated Association of Miners in Manchester mit 105 028 Mitgliedern und 66 321 Pf. St. jährlicher Einnahme und die Miners Association in Durham mit 41 310 Mitgliedern und einer Einnahme von 48 046 Pf. St.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen ähnliche Gewerkvereine neben andern Arbeitergenossenschaften, z. B. den Knights of Labour und einer Anzahl von sozialistischen und anarchistischen Gesellschaften. In Italien giebt es ebenfalls Arbeitervereine, die nach Art der englischen Trade-Unions eingerichtet sind. In Deutschland riefen Schulze-Delitzsch, Franz Duncker und Max Hirsch 1869 neben der sozialdemokratischen Arbeiterpartei mit ihrer Bebel-Liebknechtschen und ihrer Lassalleschen Gruppe Gewerkvereine ins Leben, die den englischen in wesentlichen Stücken glichen und zwar fortschrittlich angehaucht waren, sich aber nicht, wie die Sozialdemokraten, mit Fragen der hohen Politik befaßten. Sie gediehen eine Zeit lang ziemlich gut, und ihr Verband umfaßte 1875 schon 357 Ortsvereine und gegen 22 000 Mitglieder. Seitdem aber ist die Entwicklung ins Stocken geraten, indem, wie bekannt, der Staat die Erreichung der Hauptzwecke dieser Vereine ins Auge gefaßt und zum großen Teile in Angriff genommen hat, und die deutschen Gewerkvereine werden ganz überflüssig werden, wenn erst das Bismarcksche Werk zum Abschluß gelangt ist.

Diese Gewerkvereine sind es also nicht, welche von dem Londoner Kongresse ausgeschlossen sein sollen, vielmehr sind mit der Zurückweisung nur die Sozialdemokraten gemeint, und dies ist sehr erklärlich und wohlberechtigt. Phantasten, unpraktische Doktrinäre, Phrasenmacher und Leute, die trotz aller Ableugnung zuletzt doch gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden hoffen und erstreben, gehören eben nicht unter nüchterne und friedfertige Reformer, welche die Regierungen selbstverständlich anerkennen, wenn sie sich um Schutz und Förderung an sie wenden. Die Einberufer des Kongresses treiben keine Politik. Jeder englische Gewerkverein beschränkt sich streng auf sein Fach, wie er auch nicht jeden Beliebigen, der sich Arbeiter nennt, sondern nur solche unter seine Mitglieder aufnimmt, die eine bestimmte Zeit das betreffende Handwerk oder Gewerbe gelernt haben und in ihm thätig gewesen sind. Allgemeine Bedürfnisse und Ziele der verschiedenen Vereine sind Sache des Zentralrates, der aus den Vorständen derselben gebildet worden ist. Der einzelne Fachverein kümmert sich lediglich um die nächsten Interessen der Mitglieder (Messerschmiede, Gelbgießer,

Digitized by Google

Lederarbeiter, Weber, Bergleute u. dergl.), die er umfaßt. Der Kupferschmied, der Stahlfedermacher, der Töpfer befaßt sich mit den Arbeitsgelegenheiten des Gewerbes, innerhalb dessen er thätig ist, mit den Aussichten des Marktes, auf den die von ihm angefertigte Ware vorzüglich geht, mit der Haltung der Meister und Großindustriellen, in deren Lohn und Brot er steht oder beschäftigt zu werden wünscht, aber niemals spricht er von der sozialen Frage. Die Maurer, die Zimmerleute, die Bautischler sind durch ihren Fachverein wohl unterrichtet über die Preise, welche die Meister von den Bauherren verlangen und erhalten, über die Löhne, die sie zahlen, sie wissen genau, wo rege Bauluft herrscht und wo nicht, wo nächstens viel gebaut werden wird und wo nicht; sie besprechen sich mit ihren Handwerksgenossen über die Aussichten eines Streiks und ähnliche Angelegenheiten, aber es fällt ihnen nicht im Traume ein, an den sozialistischen Zukunftsstaat zu denken, der das Ideal der Herren Marx, Bebel und Liebknecht ist, und wer ihnen mit Reden von solchen Utopien kommen wollte, würde bald sehen, wie sie ihm achselzuckend den Rücken kehrten. Die Schmiede, Gießer und Monteure, die in den Geschützfabriken arbeiten, unterhalten sich allerdings über politische Fragen, aber nur über solche, die Krieg und Frieden, Vermehrung oder bessere Ausrüstung der Armeen, Ausrüstung von Kriegsschiffen u. dergl. betreffen, und studiren darüber auch die Zeitungen, weil ihr Handwerk bei der Herstellung von Kanonen und dem Bedarf an solchen bedeutend interessirt ist, aber wenn einer von ihnen den Einfall hätte, ihnen in einem Vortrage auseinander zu setzen, wie ein Krieg oder ein Aufstand zur Bildung einer neuen Gesellschaftsordnung führen könne, so würden die übrigen ihn zunächst nicht begreifen und dann an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln. Diese nüchternen, praktischen Menschen finden es unverständlich, daß deutsche Arbeiter, statt sich in Gruppen, welche durch die Art und den Gegenstand ihrer Arbeit gegeben sind, zusammenzuthun, um mit vereinten Kräften kräftiger und aussichtsvoller die Verbesserung ihrer Lage betreiben und das damit Erreichte festhalten zu können, sich auf abstrakte Spintisirereien und luftige Zukunftsträume verlegt haben und dadurch mit ihrer Regierung in Zwiespalt und Gegnerschaft geraten sind. Die Mitglieder der Trade-Unions werden, so haben wir uns den Entschluß zur Abweisung der deutschen Kollegen vorzustellen, an die Gefahr gedacht haben, auf einem Kongresse, der rein praktische Fragen zu verhandeln bestimmt ist, den internationalen Schutz des Arbeiters zu schaffen vorhat, lange und breite Reden über die Notwendigkeit der Güterteilung, über gemeinschaftlichen Besitz alles Grundeigentums, über freie Ehe, über Abschaffung der Religionen, über Militarismus, Kosmopolitismus, Kollektivismus und wer weiß, welchen Ismus sonst noch anhören und verdauen zu müssen. Es sieht aus, als hätten sie bei ihrer Weigerung, die deutschen Arbeiter an der Versammlung teilnehmen zu lassen, einem bloß formalen Einwande zu viel Gewicht beigelegt. Sie werden indeß gewußt haben, daß die deutschen „Arbeiter," welche gekommen sein würden,

Digitized by Google

wahrscheinlich nicht befugt gewesen wären, Mitglieder irgend eines englischen Gewerkvereins als Fachgenossen anzusprechen; nicht sowohl Arbeiter, als Führer, Verführer und Aufhetzer von solchen würden in London erschienen sein. Es wäre ein Irrtum, wenn man den Beschluß der Engländer mit politischen oder sozialpolitischen Gegensätzen erklären wollte. Es stehen hier nur verständige Auffassung der Dinge, praktischer Sinn und kühles Streben nach erreichbaren Zielen unklarem Dichten und Trachten und zweckloser Selbstbeschädigung gegenüber.

Die Trade-Unions hegen offenbar den ernstlichen Wunsch, internationale Maßregeln zum Schutze der Arbeiter getroffen zu sehen, und sie scheinen sich klar darüber zu sein, daß sie sich deshalb an die Regierungen wenden müssen, wenn nicht, um sie zu positiver Mitwirkung zu bewegen, so doch, um sie zur Duldung von Einrichtungen zu gewinnen, die von den Arbeitern selbst geschaffen werden. Infolge dessen war auf die Regierungen Rücksicht zu nehmen, und das wäre natürlich nicht geschehen, wenn man nicht von vornherein verhindert hätte, daß der Kongreß, statt sich mit dem Schutze hilfloser Arbeiter beschäftigen zu können, von Leuten in Anspruch genommen würde, die hier Abhandlungen über sozialdemokratische Lieblingsthemen an den Mann bringen zu dürfen meinten. Die Verhandlungen der Novemberversammlung werden vermutlich zeigen, daß die englischen Gewerkvereine den Grundsatz der Solidarität nicht so gemütlich auffassen und deuten wie unsre Sozialdemokraten; sie sind sehr exklusiv und halten es gewöhnlich mit der Regel: Knopf auf den Beutel!

Nicht zu verwundern ist es, daß die Deutschen, denen die Thür des Kongresses verschlossen wurde, darüber viel Lärm geschlagen und sich bemüht haben, das Zusammenkommen des Kongresses zu verhindern. Aber nur die Nordamerikaner scheinen wegbleiben zu wollen, weil den Deutschen durch Nichtzulassung Unrecht geschehen sei. Die Italiener und Franzosen werden in London erscheinen. Die Schweizer und Belgier haben den „deutschen Brüdern“ ihr Beileid wegen solcher schlechten Behandlung zu erkennen gegeben, werden aber gleichfalls den Kongreß beschicken. Unsre Sozialdemokraten wollen nun für das Jahr 1889 eine Art Gegenkongreß ausschreiben. Wenn er überhaupt zu stande kommt, so hat er nicht darauf zu rechnen, von Nichtdeutschen stark beschickt zu werden, wird auch selbstverständlich nichts für den internationalen Schutz der Arbeiterwelt thun können, da die Regierungen nicht in der Lage sind, sich mit Sozialisten der revolutionären Art zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen.

Digitized by Google

Ein deutsches Reichsanzeigeblatt.

Es war vor einigen Wochen, an einem herrlichen Sonntagmorgen im Wonnemonat Mai, da kam ich vom stolzen Pfänder und seinem Vorberge mit der Gebhardskapelle herunter hinein in das alte Bregenz am Bodensee. Beim Betreten des Städtchens tönte mir lauter Trommelwirbel entgegen, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß die Bregenzer Kaiserjäger und Landesschützen keine Trommeln haben, ich wäre auf den Gedanken gekommen, daß ich österreichischem Militär begegnen würde. Da löste sich mir bei der nächsten Biegung des Weges das Rätsel. Auf dem freien Platze vor dem bekannten Wirtschaftsgarten „Zum Heidelberger Faß," wo es den guten Roten giebt, stand ein Mann mit einer Militärtrommel und ließ einen lauten Wirbel ertönen, die Leute aber steckten die Köpfe zu den Fenstern heraus oder blieben auf der Straße stehen, bis die Trommel verstummte und der Mann alle möglichen Bekanntmachungen mit lauter Stimme vorlas. Nach jeder Bekanntmachung erfolgten wieder einige Trommelschläge, und so ging es eine Zeit lang weiter, bis der Mann alles verkündigt hatte und die guten Bürger und Bürgersfrauen wußten, was es alles in ihrer Stadt zu verkündigen gab. Die Sache war nicht so übel und paßte gut zu den altertümlichen Häusern und Türmen des Städtchens.

In größern Städten ist das freilich längst anders geworden. Dort hat der städtische Austrommler oder Ausscheller seine Trommel oder Schelle in die Ecke gestellt, und an seine Stelle ist das Zeitungsblatt getreten. Auch die Bregenzer haben es schon auf zwei Blättchen gebracht, und der Austrommler hat sich nur so aus altem Herkommen erhalten. Selbst der Bauernbüttel auf dem Lande hat nicht mehr viel mit der Schelle zu hantiren. Lesen kann ja heutzutage jeder, und Zeitungen giebt es mehr als genug mit so viel Anzeigen aller Art darin, daß der Staatsbürger nächstens nicht mehr wissen wird, wo er anfangen und wo er aufhören soll mit all dem gebotenen Lesestoffe.

Das Inseratenwesen hat bei uns unter dem Einflusse der Entwicklung des Zeitungswesens überhaupt und bei dem Bestreben der konkurrirenden Produzenten, ihre Waren an den Mann zu bringen, nachgerade einen Höhepunkt erreicht, den man früher nie für möglich gehalten hätte, und die Summen, die

Digitized by Google

der Geschäftsmann der Gegenwart für diese Art der Anpreisung aufzubringen hat, sind ganz außerordentliche geworden und tragen, da sie sich kaum umgehen lassen, nicht unwesentlich zur Erhöhung der auf den Warenpreis zu schlagenden allgemeinen Unkosten unsrer Geschäftsleute bei. Ein Städtchen, wär' es noch so klein, es kann nicht ohne Blättchen sein. Wo fände sich heute noch eine kleine Stadt, die nicht ihren Buchdrucker hätte, und wenn er nur ein halbes Dutzend Schriftkästen und eine „Trittmühle" sein eigen nennt. Er hält sich ein paar Provinzialzeitungen, stellt sein Intelligenzblatt mit der Scheere zusammen und verkündet den Bürgern zwei- oder dreimal in der Woche, was Boulanger in der Kammer gesprochen hat und wo es Blut- und Leberwürste oder am nächsten Sonntag eine Tanzmusik giebt, wer eine gesunde Amme sucht oder was die Brandtschen Schweizerpillen bei diesem oder jenem Würdenträger der Umgegend für eine „phänomenale" Wirkung erzielt haben. Ist gar noch ein Oberamtmann im Städtchen, so führt das Blättchen an seiner Spitze den stolzen Titel „Amtsblatt," und sein Besitzer ist ein gesegneter Mann zu nennen, ein Privatmonopolist in des Wortes verwegenster Bedeutung. Für ihn giebt es dann keine Konkurenz. Wehe dem, der sich etwa erkühnte, sich neben ihm im Städtchen niederzulassen, um ein Konkurrenzunternehmen zu veranstalten; er würde Geld und Mühe vergebens opfern, denn ihm fehlt die Weihe des Amtsblatttitels.

Es giebt in der That nicht leicht ein besseres Geschäft heutzutage, als ein altes, gut „eingeführtes" Inseratenblatt, zumal ein Amtsblatt; die Summen, welche die glücklichen Besitzer solcher Unternehmungen einheimsen, sind, wenigstens zum großen Teil, sehr bedeutend, und es gehört viel dazu, ein solches Blatt, wenn es nur einigermaßen richtig geleitet ist, aus dem Sattel zu heben. In nichts zeigt sich vielleicht der konservative Sinn, der noch heute Gottlob in der überwiegenden Mehrzahl des deutschen Volkes lebt, deutlicher, als gerade in dem zähen Festhalten an dem gewohnten Zeitungsblatt. So kommt es auch, daß sich der Preis für die Lokalblätter und die Anzeigegebühren derselben so lange auf einer Höhe erhalten konnte, die den durch das Herabgehen der Preise für die verwendeten Rohstoffe, namentlich das Papier, ermäßigten Herstellungskosten gegenüber oft viel zu hoch war. Dabei fehlt es in Deutschland an eigentlich großen Zeitungen, wie sie das Ausland, namentlich England, hat, sodaß der Geschäftsmann gezwungen ist, in einer ganzen Reihe von Blättern und Blättchen seine Ware anzupreisen und damit Opfer zu bringen, die sich bei einer bessern Zusammenfassung des Inseratenwesens vermeiden ließen und lediglich zur Bereicherung einer Anzahl von eingesessenen Pfründnern dienen, die oft keineswegs auf der Höhe der Zeit stehen und ihre Machtstellung einfach der Gewohnheit des Volkes oder der hergebrachten Monopolstellung durch den Amtsblatttitel verdanken. Wie wenig Dank übrigens die Regierungen zum Teil für diese Unterstützung ernten, haben schon manche Vorgänge bewiesen.

Digitized by Google

Diesen Übelständen abzuhelfen, dem deutschen Geschäftsmanne eine Gelegenheit zu verschaffen, seine Produkte in ausgiebigster Weise um möglichst billigen Preis dem konsumirenden Publikum anzubieten und dem durch die Verleihung des Amtsblatttitels an einzelne Verleger gegebenen Privileg ein Ende zu bereiten, und zugleich dem Staate eine Einnahmequelle zu verschaffen, die ihm jährlich Dutzende von Millionen zufließen lassen könnte, ist der Zweck des im Nachstehenden kurz skizzirten Planes eines allgemeinen deutschen Anzeigeblattes, das vielleicht geeignet wäre, unser gesamtes deutsches Zeitungswesen in eine wirtschaftlich gesündere Bahn zu leiten. Ich denke mir die Sache etwa folgendermaßen.

Die Herausgabe des Blattes, welches den Titel „Deutsches Reichsanzeigeblatt" führt, erfolgt durch die kaiserliche Reichspost. Das Blatt enthält lediglich Inserate und hat zunächst den Zweck, ein Werkzeug zur möglichst ausgiebigen Verbreitung der Erlasse und Anzeigen sämtlicher staatlichen Amtsstellen des Reiches zu sein (weshalb auch alle diese Stellen das Blatt von Amtswegen zu halten hätten), des weitern aber auch, dem Privatpublikum Gelegenheit zu praktischer und billiger Verbreitung von Anzeigen aller Art in möglichst umfassender und gründlicher Weise zu geben.

Das Blatt zerfällt zu diesem Zwecke in vier Teile.

Der Hauptteil, unter dem Titel „Deutsches Reichsanzeigeblatt," wird in der Reichsdruckerei in Berlin hergestellt und enthält die amtlichen Bekanntmachungen der Reichsbehörden sowie in den für die königlich preußischen Gebietsteile des Reichspostgebietes bestellten Exemplaren alle amtlichen Bekanntmachungen der preußischen Monarchie. Diese Exemplare erhalten infolge dessen auf dem Titel den Beisatz: „Zugleich Staatsanzeigeblatt für das Königreich Preußen."

Die erste Beilage führt den Titel: „Amtsblatt für die königlich preußische Provinz Brandenburg, Posen" u. s. w. und erscheint am Sitze der betreffenden Provinzialregierung; der Titel kann auch lauten: „Staatsanzeigeblatt für das Königreich Sachsen, das Großherzogtum Baden" u. s. w.

Die zweite Beilage führt den Titel: „Amtsblatt für den königlich württembergischen Donaukreis, Jagstkreis, den königlich preußischen Regierungsbezirk Danzig" u. s. w. und erscheint am Sitze der betreffenden Stelle.

Die dritte Beilage endlich führt den Titel: „Amtsblatt für den königlich württembergischen Oberamtsbezirk Ulm" oder „für den königlich preußischen Kreis so und so." Der Inhalt der Beilage ergiebt sich aus dem Namen.

Das Format des Blattes wäre das eines gewöhnlichen Foliobogens Kanzleipapier, die Anzahl der Seiten würde sich nach dem vorliegenden Material an Bekanntmachungen richten. Der Abonnementspreis für das Hauptblatt mit den dem Wohnsitze des Bestellers entsprechenden drei Beilagen wäre vierteljährlich etwa 50 Pfennige bei freier Zustellung durch die Post ins Haus des Bestellers. Bestellungen auf das Blatt würde jede Postagentur annehmen. Der Inseraten-

Digitized by Google

preis für die viergespaltene Korpuszeile würde bei einer Anzeige für den Hauptteil etwa 2 Mark, für die erste Beilage 50 Pfennige, für die zweite Beilage 20 Pfennige und für die dritte Beilage 10 Pfennige betragen, entsprechend der Verbreitung, welche die Inserate in diesen Beilagen fänden. Es hätte eben bei der geplanten Einrichtung jedermann Gelegenheit, in beliebigem Umfange, entweder im ganzen Reiche oder nur innerhalb einer Provinz, eines Regierungsbezirkes oder eines Kreises, seine Bekanntmachung zu verbreiten. Annahmestelle für jedes Inserat wäre jede Poststelle. Ich gebe einige Beispiele.

Ein Fabrikant in Stuttgart hat eine neue Lampe gebaut und möchte sie im ganzen deutschen Reiche zum Verkaufe empfehlen. Der Mann geht einfach auf sein Postamt in Stuttgart, schreibt dort seine Anzeige, ähnlich wie es bei den Depeschen geschieht, auf ein hierzu bestimmtes Formular und füllt die vorgedruckten Fragen über die Größe, die Wiederholungen und ähnliches aus. Der Postbeamte nimmt dann die Berechnung des Inserats vor, quittirt den Betrag durch die hierzu vorhandenen Stempelmarken auf dem Formular, und der Fabrikant entrichtet seine Schuldigkeit. Das Schema aber wird vom Postamte Stuttgart an die Verwaltung des Reichsanzeigeblattes nach Berlin gesandt, dort in Druck gegeben und nach einigen Tagen wird die Lampenanzeige in einer Auflage von mindestens 500 000 Exemplaren bis in den hintersten Winkel des Reiches verbreitet.

Oder: Ein Leipziger Buchhändler giebt ein Werk über Schlesien heraus und möchte dies in der Provinz Schlesien bekannt machen. Er geht in Leipzig auf die Post, macht es dort wie der Lampenfabrikant in Stuttgart, und einige Stunden später ist das Manuskript seiner Anzeige auf der Reise nach Breslau, wird in der mit der dortigen Post in Verbindung stehenden Druckerei gesetzt und nach einigen Tagen in jedem Nestchen Schlesiens in der ersten Beilage zum Reichsanzeigeblatt in einer Auflage von 30—40 000 Abzügen gelesen.

Oder: Ein Frankfurter Bankier möchte sich eine Villa in Wiesbaden kaufen. Er übergiebt eine darauf bezügliche Anzeige dem Frankfurter Postamte, und Tags darauf liest man im ganzen Regierungsbezirke Wiesbaden seinen Wunsch schwarz auf weiß in einer Auflage von vielleicht 10 000 Exemplaren in der zweiten Beilage des Reichsanzeigeblattes.

Oder endlich: Eine Frau in Ehingen sucht ein Dienstmädchen. Sie geht früh morgens aufs Postamt dort, schreibt ihr Inserat, am Abend desselben Tages liest man in dem ganzen Donaustädtchen und dessen Oberamtsbezirk ihr Begehren in der dritten Beilage zu etwa 2000 Reichsanzeigeblättern, und tags darauf rücken die Scharen der stellesuchenden Jungfern aus Stadt und Land an.

Der Wert der ganzen Einrichtung für das Publikum muß auf den ersten Blick einleuchten. Die Unsummen, die seither der anzeigende Geschäftsmann daranzuwenden hatte, um bei der herrschenden Zersplitterung des ganzen Inseratenwesens eine Wirkung seiner Anzeigen zu erzielen, schrumpft zu einem ver-

Digitized by Google

schwindend kleinen Bruchteile zusammen, weil er nicht mehr mit Tausenden von Blättern und Blättchen zu rechnen hat, sondern an deren Stelle der einzige allgemeine Reichsanzeiger getreten ist.

Eines Reichsanzeigenmonopols, d. h. einer Zwangsverstaatlichung des Inseratenwesens, wie sie auch schon vorgeschlagen worden ist, bedürfte es dabei gar nicht; ich wäre sogar entschieden, so wie ich die Sache heute ansehe, gegen eine solche. Ich denke mir das Institut und sein Verhältnis zu den andern Anzeigeblättern ähnlich wie die Reichsbank und ihr Verhältnis zu den Privatbankiers. Ein Monopol hätte das Reichsanzeigeblatt nur für die staatlichen Bekanntmachungen. Reichsanzeigeblatt und Privatanzeigeblätter würden einander keineswegs ausschließen. Die letztern hätten vor dem Reichsblatte sogar das voraus, daß sie politischen oder Unterhaltungsstoff nach Belieben bieten könnten, während das Reichsblatt lediglich auf Anzeigen beschränkt wäre. Daß der Umsatz der Privatzeitungen bei der zunehmenden Verbreitung und Benutzung des Reichsblattes durch das Privatpublikum mit der Zeit natürlich Not leiden würde, ist klar. Vielleicht müßte sich dann das Publikum dazu entschließen, den Zeitungsverlegern ihren Ausfall durch einen erhöhten Abonnementspreis zu ersetzen. Das wäre aber kein Unglück. Im Gegenteil: die anständige Tagespresse und der bessere Teil der deutschen Journalistik könnte und müßte es, wenn er ehrlich sein und von dem persönlichen Vorteil der zeitungverlegenden Brotherren absehen will, nur mit Freuden begrüßen, wenn die Fessel des Inseratenwesens den politischen Zeitungen mehr und mehr abgestreift und diese dadurch in ihren Lebensbedingungen mehr auf ihren geistigen Inhalt angewiesen würden. Je mehr die große Menge der Anzeigen dem Staatsinstitut zufiele, umso mehr müßte die politische Presse sich bestreben, durch gediegenen Inhalt ihren Leserkreis zu steigern, weil der Schwerpunkt der Einnahmen der Zeitungsverleger nicht mehr in den Inseratengebühren, sondern im Abonnement läge. Für die Reichspost aber würde, wenn sich die Sache erst einmal eingelebt hätte, bei richtiger geschäftsmännischer Behandlung mit der Zeit eine ganz bedeutende Einnahmequelle aus der Einrichtung entstehen, die sich je nach den Tarifsätzen für die Inserate und das Abonnement auf viele Millionen belaufen könnte. Wahrscheinlichkeitsrechnungen und Voranschläge in dieser Beziehung heute schon anzustellen, halte ich nicht für richtig, umso weniger, als ich den Schwerpunkt der Einrichtung nicht in der übrigens keineswegs zu unterschätzenden fiskalischen Wirkung derselben, sondern, wie schon betont, darin sehen möchte, daß durch eine Zentralisation des Inseratenwesens dem geschäftlichen Publikum ein Teil seiner Reklamespesen abgenommen werden würde.

Daß die Einrichtung in weiten und zum Teil sehr mächtigen Interessentenkreisen aus begreiflichen Gründen auf den lebhaftesten Widerstand stoßen und von den verschiedensten Seiten angefochten werden würde, ist klar. Aber ebenso einleuchtend sind auch die wirtschaftlichen Vorteile derselben, und darum würde

Digitized by Google

ſie ſicherlich auch ihren Weg finden, wenn auch nicht von heute auf morgen, ſo doch mit der Zeit. Es iſt vielleicht auch manches an dem Vorſchlage verbeſſerungsbedürftig, aber da läßt ſich helfen; der eine kommt auf dieſen Gedanken, der andre auf jenen. Wenn nur die Grundidee richtig iſt, das Weitere wird ſich finden.

Ulm. Eugen Näbling.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphiloſophen.

II. Prophezeiungen.

Prophezeien, Prophetentum, Dinge, ohne die in alter Zeit die Völker für ihr höheres Leben gar nicht auskommen konnten, nun aber auch vom Lichte der Aufklärung in die Rumpelkammer verwieſen. Und doch braucht man nicht in Kinderſtimmungen zurück zu fallen, in Stimmungen, wo man z. B. von der Märchenwelt erfüllt mit Leid empfand, daß es keine Feen und keine Zauberei mehr giebt, um auch jetzt einmal in geſpannter Lage einen ſichern Ausblick in die Zukunft zu wünſchen oder zu verſuchen, alſo den Prophetenblick, an den die alten Zeiten glaubten. Und daß nicht alles daran bloß in die hiſtoriſche Rumpelkammer paßt, daß das alte Prophetenweſen auch bei allem Dunſt und leerem Schimmer einen rechten Kern enthielt, das iſt wohl auch nicht ſchwer zu ſehen und hat ſeinen Wert, nicht bloß geſchichtlich genommen. Mir fällt, um kurz den Geſichtspunkt dafür aufzuſtellen, Wallenſteins Wort bei Schiller ein (Wallenſteins Tod 2, 3):

Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.

Ich erinnere mich noch, wie mich als Schüler, gerade rationaliſtiſch genug geſchult und geſtimmt, das Wort doch mit einem ſchönen Ahnen tief durchzuckte, als ichs zuerſt las. Setzt man ſich für den Weltgeiſt, der, Wallenſteins Denkweiſe angemeſſen, etwas nach Mittelalter ſchmeckt, den Zeitgeiſt, für das Schickſal, das nach Altertum ſchmeckt, die Zukunft, ſo hat man wohl den Gedanken in der Form, wie ihn auch die heutige nüchterne Denkweiſe noch brauchen kann: es giebt in allen menſchlichen Verhältniſſen, die als Ganzes in arbeitender Bewegung ſind, einen Punkt oder eine Linie, wo die eigentliche treibende Kraft wohnt, und trifft man in glücklicher Stunde mit ſeinem Denken

Digitized by Google

und Fühlen in diesen Punkt, so kann man den noch nicht gegebenen Fortgang der Bewegung des Ganzen im voraus sehen, soweit nicht äußere, unberechenbare Störungen ihn hemmen; man sieht die Linie entlang, die noch nicht da ist und doch in den Verhältnissen schon mit gegeben. In diesem Sinne wird denn auch noch täglich prophezeit, im kleinen wie im großen Leben. Im großen Leben z. B. von den Parteien, am selbstgewissesten von den beiden äußersten Parteien, die beide die letzte treibende Kraft und ihre Bewegungslinie am sichersten in der Gewalt zu haben glauben, den Socialdemokraten und Jesuiten. Wo die tiefste, rechte treibende Kraft wirklich wohnt, der man sich mit seiner eignen Kraft anzuschließen und in Dienst zu stellen hat, das gälte es sicher zu finden in dem Durcheinander der Meinungen, das wohl jetzt wilder werden will als je, das wäre das rechte Prophetentum für heute, und das ist eben wesentlich mit der Streit der Parteien. Die verschiedene Antwort hängt neben dem verschiedenen Wollen oder Willensziele von der verschiedenen sogenannten Weltanschauung ab, die aber selbst immer zugleich eine Art Prophezeiung ist, ein Vorausschauen in die Zukunft, eigentlich ein Hinausschauen über die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, in eine Gestaltung, wie sie sein könnte oder sollte und werden muß, wie man meint, wenn Rettung kommen soll. Offenbar wie gesagt auch eine Art Prophetentum, das teils in die Zukunft voraus, teils zugleich in die Vorzeit zurückschaut, wohl auch in eine nur geahnte Vorzeit, um aus dieser her über die Enge der Gegenwart hinweg den großen Gang sicher zu erkennen, den die Dinge gehen sollen, ganz wie die Propheten alter Zeit. Das Prophetentum kann nicht aussterben, wenn es auch nicht mehr so heißt und in der Ausübung manches anders geworden ist, als in alter Zeit.

Wir stehen nun jetzt mit unsern deutschen Angelegenheiten seit dem Abscheiden des Kaisers Wilhelm auf einem Punkte unsers Weges, der zum Rückschauen wie zum möglichsten Vorschauen auffordert oder drängt, wie es nur je in unsrer Geschichte gewesen sein kann. Das Vorschauen wirft Fragen vor uns auf, zum Teil schwer genug; das Rückschauen giebt uns viel Antwort und damit Trost und Mut. Es zeigt aber auch viel schwere, bange, ja verzweifelte Lagen, in denen man sich aus der Beklemmung des Augenblicks herausrettete durch Vorschauen in die Ferne und Aufschauen in die Höhe. Unsre Geschichte ist voll von Prophezeien, das oft zugleich, wie bei den Propheten des alten Testaments, die Form des Strafens und Mahnens annimmt, um die Geister und Herzen auf die rechte Bahn zu lenken, zu treiben oder zu locken. Und immer handelt sichs dabei wesentlich um den einen Punkt, von dem wir heute sagen dürfen, daß er erreicht ist, denn der Kern des alten Prophezeiens ist doch nun eingetroffen. Es reizte mich, Einiges zusammenzustellen, das ich eben zur Hand habe und das gerade reichen wird, diese fröhliche Thatsache ermutigend ins Licht zu rücken. Weiteres, das ich mir recht wünschte, wäre Sache eines Geschichtskenners.

Digitized by Google

Der schwache Punkt im Gefüge des Reiches, um den sichs im Grunde im Laufe der langen Jahrhunderte hinter uns gehandelt hat, wird schon früh im dreizehnten Jahrhundert mit aller Klarheit und Schärfe bezeichnet, mit bangem Voraussagen der zerstörenden Wirkung, in einem Spruche Freidanks (73, 8):

der vürsten ebenhêre
stœrt noch des riches êre;

d. h. daß die Fürsten einander, auch den Kaiser eingerechnet, eben hêr, gleich hochgestellt sind oder zu sein in Anspruch nehmen. Ich weiß noch, wie mir zu Mute wurde, als ich den Spruch zuerst las, nach dem traurig fehlgeschlagenen Frankfurter Versuche, die Kaisergewalt wiederherzustellen als Schutzdach für das Reich in neuem Aufbau oder Ausbau: wie weh wurde einem bei diesem prophetischen Blicke, der, über 600 Jahre alt, nun vor uns so bewährt erschien! Und wie anders, wie ruhig liest man die Worte jetzt! Es ist ja eigentlich der altgermanische Grundgedanke von der Stellung des Königs unter seinen Fürsten, daß er primus inter pares sei, was sich im alten Frankreich ausgesprochen fortsetzte in den pairs, in England noch jetzt in den peers. Aber wie viel guten Willen, welch gesunden Sinn, welche hingebende Treue setzte dies scharf zugespitzte Verhältnis voraus: Gleiche, die wohl Einen als Ersten anerkennen, weil ihnen der allein ihre Gemeinschaft und Einheit sichert, der aber selbst doch auch zugleich noch ihnen gleich sein soll. In Frankreich trug von den Begriffen, die da in so überkünstlichem Gleichgewicht gaukeln, das primus den Sieg davon, bei uns das pares, und damit kam das Ganze auf den Weg der Auflösung, wie mans also schon im dreizehnten Jahrhundert sah und gewiß unter den Leuten besprach. Das Ende der Richtung war die sogenannte Souveränität der Fürsten, von der nach 1850 wieder so viel und nachdrücklich die Rede war, daß einem dabei um das alte, liebe, große, ganze Vaterland, das uns endlich einmal vor den Händen hingeschwebt war, wie ein Schmetterling, nach dem der Knabe hascht, nun doppelt angst und bange wurde. Jetzt, seit 1870, hört man eignerweise nicht mehr reden von dem französischen Begriff und Wort, und wer verliert dabei? Ist es doch, als wäre das uralte primus inter pares mit seinem guten und gesunden Kern nun auch glücklich hergestellt zum Heile des Ganzen und der Einzelnen.

Unsern Vätern aber ist über ein halbes Jahrtausend lang auferlegt gewesen, das Reich verfallen zu sehen, wie es dort Freidank schon voraussagte. Wie hundert Jahre nach ihm der prophetische Blick in die deutsche Gegenwart und Zukunft sah, zeigt ein Gedicht aus den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, dann oft erweitert und erneuert, später auch gedruckt; es nennt sich Sibyllen Weissagung, eine litterarische Form des Prophetentums, die aus dem Altertum ins Mittelalter herüber wirkte.*) Die alte Sibylle wird da

*) Genaueres bei Fr. Vogt, über Sibyllen Weissagung, in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 4, 48 ff.

Digitized by Google

vorgestellt als dem Kaiser Augustus, also am Anfang des römischen Reiches, dessen Geschicke vorhersagend bis ans Ende, das man sich in der Beklommenheit der Zeiten recht nahe dachte, in Anknüpfung an die biblische Voraussage des jüngsten Gerichts, das tausend Jahre nach Christo kommen sollte, und als es da doch nicht kam, nur hinausgeschoben, aber nahe bevorstehend gedacht wurde. So führt die Sibylle auch die letzten Kaiser und Könige vor, die der Zeit des Dichters im Bewußtsein waren, mit der Angabe, unter ihnen würde rœmesch rich geswecht von jar zu jar: man sah es ja so vor sich, das römische Reich aber war aus alter Zeit her, aus Karls des Großen Zeit her gedacht als die Grundlage, das Grundgefüge aller Ordnung in der Christenheit, d. h. zugleich der Culturwelt, der Welt überhaupt. So düster sah es da aus in den Geistern, die sich zu einem Überblick auf das Ganze erhoben! Und die große Zeit des zwölften Jahrhunderts, wenigstens eine Zeit mächtigen Aufstrebens, um die alte Idee des Reiches kräftig zu verwirklichen, war noch deutlich genug im Gefühl, wenn auch im geschichtlichen Bewußtsein seltsam getrübt, denn an Stelle unsrer Geschichte stand damals noch wesentlich die Sage von Mund zu Mund, wie sie jetzt noch z. B. bei unsern Bauern auch waltet.

Aus der großen Zeit war dem höhern Bewußtsein oder Gefühl ein Name als Stern geblieben, der gleichsam am Gedankenhimmel stehen blieb und da aus einem Stern der Vergangenheit von selbst nun ein Stern der Zukunft ward, der Leitstern im Wogensturme der Zeit: der Name Friedrich, mit seinem Klang und Gehalt zugleich auf das deutend, wonach die Zeit des furchtbar kämpfenden Wirrwarrs am heißesten lechzte, auf Frieden. Aber nicht, in klarer Bestimmtheit, Friedrich der Rotbart, der in unsrer Kyffhäusersage erst in der neuern, gleichfalls prophetischen Dichtung so bestimmt eingesetzt worden ist, sondern eine Gestalt, die sich aus Friedrich dem Ersten und dem Zweiten im Volksbewußtsein von selbst gebildet hatte, ein Friedrich schlechthin als Stern der Hoffnung, als Held von höchster Kraft und Weisheit, der wiederkommen müsse und werde, als deutscher Held schlechthin. In einer lateinischen prophecia Sibyllae aus der Zeit Karls des Vierten (bei Vogt a. a. O. S. 86) heißt es von Friedrich, in dem aber schon da die beiden Friedriche vermischt erscheinen: hic divitiis et gloria praeeminet et similis sui non erit diu, seines Gleichen an Macht und Glanz wird lange nicht wiederkommen. Aber wenn er einmal möglich gewesen ist, muß er auch wieder möglich sein, das mußte der Gedanke sein. Dazu kam der alte Glaube, daß rechte Helden, wie sie die Völker brauchen, nicht sterben, wie andre Sterbliche, sondern nur der Alltagswelt entrückt werden, um wiederzukehren als Retter, wenn ihre Zeit gekommen ist. Also auch der unentbehrliche Friedrich konnte, mußte wiederkommen.

Und welche Aufgabe wurde ihm dafür gestellt! Nicht bloß, wie wirs aus der Kyffhäusersage kennen, Deutschland in Ordnung zu bringen, sondern die

Digitized by Google

ganze Christenheit, die ganze Welt. Er sollte nach der Weissagung der Sibylle der letzte Kaiser sein vor dem Weltende oder der neuen Weltordnung, sollte mit gewaltiger Heeresmacht ausziehen, endlich das heilige Grab zu gewinnen, denn das nur konnte der Mittelpunkt der vollendeten Christenwelt sein. Dort sollte er großes Gericht halten (denn das war aus alter Zeit her der Kern der Königsgewalt), Gericht als eine Art Vorspiel des jüngsten Gerichts. Das aber erscheint vorgestellt in altgermanischer Form, er würde, hieß es, seinen Schild an einen dürren Baum henken, d. h. den altgermanischen Gerichtsbaum, der zugleich heilig war als Wohnstätte der Gottheit und heiliger Mittelpunkt des Volksgebietes, der denn auch hier zugleich in eins gesetzt wurde mit dem Baume, an dem Christus hatte den Tod für die Menschheit erleiden müssen, und mit dem Baume im Paradiese, der zum Sündenfall den Anlaß gab. Dann aber sollte der Baum wieder grünen, als Zeichen eines neuen, großen Lebens gedacht, und alles sollte gut werden auf Erden: eine wunderbar überschwängliche Vorstellungsmasse, aber mit einer großartigen, tiefsinnigen Einheit, gerade so, wie sie die aufgeregte Geisteswelt, wie sie damals war, eben brauchte, um ihr aus der Zukunfts- und Ideenwelt Ruhe und Mut zu geben. Der wunderbare Baum liegt uns ja noch nahe in der Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde am Untersberg, der ein heimischer Ableger jenes Weltgerichtsbaumes ist, einer Sage, die auch in unsrer kritischen Zeit doch durchaus noch mit Achtung angesehen wird, wie die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser auch; sie prägen sich in der Jugend mit so reicher, schöner, tiefer Ahnung ein, daß sie auch im Mannesalter noch im Gemüte Stand halten vor dem nüchtern kritischen Denken oder Spotten.

Solch ein Ungeheures erwartete man also, und nicht in Deutschland bloß, von dem deutschen Helden der Zukunft, von dem Friedrich. Frieden und Einheit unter den Völkern sollte er herstellen, dabei einen Glauben über die Welt, im Christentum aber auch Versöhnung zwischen Klerus und Laien, die so nötig war nach den schlimmen Störungen durch die langen, erbitterten Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Es weht einen eigen an, wenn man in der Weissagung folgendes liest und dabei unwillkürlich an heutige Verhältnisse denkt:

die pfaffen, die da sint vertriben
und sint bliben (bis) uf die zit leben,
den wirt ir wirdikeit wider geben,
das volk gewinnet si aber (wieder) lieb und wert,
ieder man ir leren und ir bredigen begert.

So rettete die Prophezeiung die Geister aus schwerster Beklemmung durch ein kühnes Aufschwingen hoch über das Elend des Augenblickes hinaus; ein Vorschauen von innen heraus zeigte der Zeit das Bild der Welt, wie sie sein sollte, werden mußte, gleichsam in die Wolken gemalt mit Gold und Silber und Morgenrot. Das Nachwirken dieser Prophezeiung aus dem vierzehnten Jahrhundert ist

Digitized by Google

bis ins siebzehnten zu erkennen, wo sie die Böhmen auf sich und ihren König Friedrich von der Pfalz, den sogenannten Winterkönig, anwandten, um sie in ihm erfüllt zu sehen (s. E. Weller, die Lieder des dreißigjährigen Krieges S. 34, 47, 104); wie vielen Tausenden sonst mag sie in schwerer Lage den sinkenden Mut, die erlahmende Kraft wiedergegeben haben, wie uns manchmal, zuweilen gerade in schlimmster Lage, ein schöner Traum ermutigt und auch durch einen schweren Tag begleitet mit seiner Nachwirkung. Träume sind nicht bloß Schäume, sie können auch unser Bestes aus der Tiefe heraufholen, besser oft, als es das wache Bewußtsein fertig bringt. Und es giebt auch nationale Träume solcher Art, im Leben der Völker nicht zu missen. Propheten, Weise, Dichter malen oder legen sie aus, Staatsmänner, Fürsten, Helden führen sie aus, wenn die Zeit dazu kommt. Wir haben es ja erlebt im größten Stile an zwei Völkern in Europa, wir selbst darunter, und können nun wohl auch auf alte Prophetenträume, wie dieser, der sich um den Namen Friedrich bildete, mit aller Achtung und Freude zurückblicken, ja uns selbst noch dran erbauen, im Mut erhöhen.

Um ein Jahrhundert später erscheinen Prophetenträume in andrer Form, der harten Wirklichkeit nüchtern näher, doch auch mit großem Ziel und Aufschwung. Die alte Gährung der Geister und der Verhältnisse in Reich und Kirche war zu einer Stärke gediehen, daß alles nach einer tiefgreifenden Reform, einer reformatio, einer Neubildung rief oder schrie. In Kaiser Sigismund (richtiger Sigmund) fand die Bewegung einen Mann, der sie, an der rechten Stelle stehend, zu lenken beschloß, wenn er auch später davon zurückkam, und man kam ihm dabei mit einer Begeisterung entgegen, die das Beste versprach. Auf dem Costnitzer Concil, wo er dem Kirchenschisma ein Ende machte, wurde er als der berufene Verjünger der alternden Welt, als neuer Moses gefeiert (F. von Bezold in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1876 2, 1230). Und sofort rückte er damit in den Rahmen der über diesen Hoffnungen schwebenden, glänzenden Friedrichsgestalt ein, eine Kölner Chronik vom Jahre 1499 giebt geradezu an, er habe bei der Kaiserkrönung den Namen Friedrich erhalten (daselbst), auch die Gewinnung des heiligen Grabes prophezeite man ihm. Daß er dabei selbst an Sibyllen Weissagung dachte, wie alle Welt, und an seine Stellung dazu, ist bezeugt durch die merkwürdige Äußerung, er selbst zwar sei kein Friedrich, aber es werde ihm bald ein Kaiser Friedrich nachfolgen. Er meinte aber einen bestimmten Mann, einen Fürsten, den er schon in seine Nähe gezogen und mitten in die Reichsangelegenheiten versetzt hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hohenzollernstamm, dem er die Brandenburger Mark mit der Kurwürde übergeben hatte, er erwartete von ihm die Vollendung des begonnenen Werkes der Neubildung des Reiches.*) So prophe-

*) J. G. Droysen, Eberhard Windeck, in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 172.

Digitized by Google

zeite der Kaiser selbst, auf den man die Prophezeiung bezog, über sich hinaus, aber auch in großer Zeitnähe. Eintreffen sollte es erst Jahrhunderte später, wirklich durch Friedriche aus dem Brandenburger Hause.

Die mit Sigmunds Auftreten aufgeregten Hoffnungen und Forderungen nahmen scharf ausgeprägte Gestalt an in einer Flugschrift, die geradezu unter dem Namen Reformation des Kaisers Sigmund geht, den man ihr schon im fünfzehnten Jahrhundert gab, obschon nicht der Verfasser selbst.*) Sie ist geschrieben vermutlich im Jahre 1438 gleich nach des Kaisers Tode (Bezold a. a. O. 1226) und scheint gedacht als sein Testament an die Zeit, daß die großen Pläne zur Ausführung kämen. Er selbst tritt darin auf und berichtet von einem wachen Traum, den er zwischen Nacht und Morgen gehabt, wie eine Stimme ihn zu dem Werke berufen habe, der göttlichen Ordnung einen Weg zu bereiten, aber doch nur als „wegberaiter des, der nach dir komen sol" (S. 242). Dieser aber ist ein Priester, der Friedrich von Lantnaw genannt wird, d. h. niemand als der Verfasser selbst, Friedrich Reiser mit Namen, also auch ein Friedrich, wie der neue Markgraf von Brandenburg, aber ein Mann aus dem Volke. Er giebt aber an, der Kaiser habe mit ihm geredet, und zwar in Basel (S. 244), doch wohl auf dem Concil, nennt sich auch seinen Rat (S. 171), und so viel Phantasterei in der Schrift des aufgeregten Geistes mit unterläuft, wäre das doch nicht anders, als wie man von Kaiser Maximilian weiß, daß er gelegentlich bedeutende Männer zu sich beschied, z. B. Kaisersberg, Murner, um ihre Meinung über die Zeitfragen zu hören. In Friedrich Reisers Schrift spricht neben aller Schwärmerei die Not der Zeit, wie sie durch herangewachsene Mißverhältnisse, besonders auch den Mißbrauch der Gewalt von oben, fast allen Ständen auferlegt war. Die Prophezeiung nimmt zugleich die Form der Forderung an, der selbst die Drohung mit dem Schwert nicht fehlt, und greift so tief und umfassend in die Wirklichkeit herunter, daß z. B. außer gründlicher Änderung in dem Elend des Zoll-, Münz- und Geleitswesens auch die Herstellung guter Straßen für den Handel, die Bestellung wenigstens eines studirten Arztes in jeder Reichsstadt, die Aufhebung des Zunftwesens und der Leibeigenschaft gefordert werden. Man fühlt recht, wie es Zeit war, daß das Prophezeien aus den Wolken der Zukunft auf den verwüsteten Boden der Wirklichkeit herunterstieg, daß es aus tröstendem Vorschauen in Zugreifen und harte Arbeit überging. Freilich eine Arbeit von Jahrhunderten, mit der wir noch zu thun haben, so viel schon aufgeräumt ist und neu gebaut und gepflanzt wird.

Neben dieser Stimme aus dem Volke, aus dem gährenden Drange der Lage von unten erklingt in derselben Zeit in wesentlich gleicher Richtung eine

*) S. W. Böhm, Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Leipzig, 1876, S. 159; die Schrift ist da gründlich behandelt, neu abgedruckt in kritischer Herstellung, auch der Verfasser ermittelt.

Digitized by Google

Stimme aus der reinen Höhe des Geistes, aber aus großem Sinn und Herzen, auch von einem Priester, in der Schrift des Nicolaus Cusanus, d. h. von Cues (an der Mosel) de concordantia catholica vom Jahre 1433, d. h. von der gottgewollten und wiederherzustellenden allgemeinen Harmonie (er braucht auch das Wort harmonia) in und zwischen Kirche und Reich, von der alles Heil im ganzen und einzelnen abhängt. Die Schrift ist an den Kaiser gerichtet und an das zu Basel versammelte Concil, auf dem das Heilmittel für die aufs höchste gestiegene Not gefunden werden sollte; im dritten der drei Bücher, das vom Reiche handelt, zeichnet der Verfasser, wie Bezold a. a. O. S. 1219 es ausdrückt, „großartig und prophetisch das Idealbild eines einheitlich organisirten, von Rom unabhängigen Deutschland, in dem sich eine starke Centralgewalt und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten“: von Rom unabhängig, denn der hochgestellte Priester, nachher auch Cardinal, ist zugleich ein ganzer, rechter Deutscher, dabei Gelehrter und Philosoph recht im guten, neuen Sinne, eine Leuchte seiner Zeit und des deutschen Geistes überhaupt, mit großem Blick auf das Ganze und scharfem Auge für das Einzelne. So übersieht er auch klar die verkommenen Zustände der Zeit, sieht aber mit demselben Blick darüber hinaus in einen Zustand, wie er sein könnte und werden müßte, und zeichnet sein Bild davon, groß wie ein rechter Philosoph und zugleich ins Einzelne hinein wie ein geübter Staatsmann und Geschäftsmann, man wird an Leibniz erinnert. Was er aber vor sich sah, wenn es weiter ginge wie bisher, erfährt man im 32. Capitel: Mortalis morbus imperium Germanicum invasit, cui nisi subito salutari antidoto subveniatur, mors indubie sequetur, et quaeretur imperium in Germania et non invenietur ibi et per consequens alieni capient loca nostra et dividentur inter nos, et sic alteri nationi subjiciemur. Dabei muß an die Franzosen gedacht sein, es ist, als wäre vorausgesehen, was durch Napoleon wahr werden sollte eine Zeit lang: das deutsche Reich (wohlbemerkt nicht das römische) dicht vor dem Untergange, wenn nicht ganz rasch Hilfe gefunden wird, ein andres Volk wird uns unterwerfen, die Reichsgewalten an sich nehmen und sich herrschend unter uns verteilen. Und noch ein andrer düsterer Vorblick im 30. Capitel, das von der reichsvergessenen Selbstsucht der Fürsten handelt, die die Kraft des Reiches zerpflücken (also wie bei Freidank oben im dreizehnten Jahrhundert) und unter einander hadernd auch sich selbst und die Glieder lähmen: Curantibus omnibus sua augmentare, imperio ad nihil tendente, quid sequitur nisi universorum destructio? Es fehlt dem Ganzen die potentia major conservativa et pacativa imperii, also „conservativ“ schon hier, vielleicht neu; merkwürdig übrigens, was damals der Weise für das Reich verlangte und vermißte, das ist nunmehr, fünftehalb Jahrhunderte später, das neue Reich, dem wir angehören, für Europa, die potentia conservativa et pacativa. Am Ende des Capitels aber klingt es dort düster prophezeiend für die Fürsten: Sicut principes imperium devorant,

Digitized by Google

ita populares devorabunt principes, der gemeine Mann wird die Fürsten verschlingen, wie diese dem Reiche thun, also wie es dann in den Stürmen von unten durch den sogenannten Armen Konrad und die Bauernkriege wahr werden wollte, deren Sturmgeist man schon in der Schrift des Priesters Friedrich wehen fühlt. Aber die Bauern forderten ja auch eine Erneuerung und Wiederherstellung der zerstörten Reichsordnung und Reichsgewalt, eine gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht durch das Reich u. s. w.

Im sechzehnten Jahrhundert erhielt der Gang oder besser Stand der Dinge eine neue Wendung, die stockende Gährung fand eine bestimmte Richtung, in der die Kräfte sich zusammenfassen konnten zu nahem, hohem Ziele. Es weht eine Frühlingsluft durch die ersten Zeiten der Bewegung, mit der ein deutscher Mann, ein Mönch, nun fertig zu bringen schien, was die Concilien mit Kaisern und Päpsten nicht vermocht hatten, die Reformation, ein deutsches Christentum, verjüngt aus der reinen Quelle des Evangeliums und der Wirkung des erweckten Gewissens. Und in derselben Zeit war auch ein Augenblick, wo die Reichsfrage gleichfalls auf neuen Fuß gestellt zu werden schien, indem man nach Maximilians Abscheiden die Reichsgewalt nach dem Lande verlegen wollte, das schon seit dem zur Neige gehenden Mittelalter sich wie zu einem neuen Kraft- und Schwerpunkte für die Zukunft des Reiches herausgebildet hatte, demselben Lande, von dem die religiöse Reformation ausging ins Reich. Es mußte wohl dem Volke, vielleicht den Kurfürsten selbst nicht als Zufall erscheinen, daß es ein Friedrich war, dem sie im Jahre 1519 die Krone des Reiches anbieten konnten.

Luther selbst setzte den Namen seines Kurfürsten in Beziehung zu der alten Prophezeiung, obwohl nur im religiösen Sinne, in der Schrift vom Mißbrauche der Messe vom Jahre 1522 (Jenaer Ausgabe der Schriften 2, 45b): „Ich hab oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehort, Kaiser Friderich würde das heilige Grab erlösen, und wie denn der Prophecyen art und natur ist, das sie ehe erfüllet, denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anderswo hin, denn die wort für der Welt lauten. Also deucht mich auch, das diese Prophecey in diesem unserm Fürsten Herzog Friderichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die warheit Christi durch die Papisten getödtet, begraben gelegen u. s. w. Denn nach dem Grab, da der Herr in gelegen hat, welchs die Saracen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Küen von Schweiz." Der Fürst, heißt es weiter, sei doch in Frankfurt von den Kurfürsten einträchtiglich als Kaiser gewählt worden und wäre es, wenn er gewollt hätte, sich selbst aber denkt er, fragweise hingeworfen, als Engel bei dem Grabe, also als gottbestellten Hüter der evangelischen Wahrheit. Der Gedanke wurde in einem Liede verarbeitet, das sich „ein neuer Bergreye von der Sibilla weissagung" nennt (Uhlands Volkslieder Nr. 353). Aber auch Luther selbst

Digitized by Google

wurde als der rettende Friedrich aufgefaßt, man deutete den in Sigmunds Reformation prophezeiten Priester Friedrich auf ihn (Bezold a. a. O. S. 1221). Es hat etwas tief Rührendes, dies Festhalten an einem Hoffnungsfaden, einem Faden in einer Spinnewebe gleich, aber fortgesponnen in den Geistern an einem Namen, der alle Not überleuchtete. Und die Hoffnung sollte ja nicht täuschen, wenn auch die Not sich noch lange mit fortspann in wirrem Gewebe.

Von Luther selbst ist über Deutschlands politischen Stand eine Äußerung glücklich aufgezeichnet, die gar nicht mittelalterlich mehr, sondern recht modern klingt, in seinen Tischreden (Frankfurt 1571 395 b, Förstemanns Ausgabe 4, 662, auch in der Auswahl von Friedr. v. Schmidt, Leipzig, Reclam, S. 371): „Teutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Gleich nun wie ein stark Pferd on einen Reuter, der es regiert, hin und wider in die irre lauft, also ist auch Teutschland mechtig genug von Sterke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten." Anwendung auf das, was wir nun über dreihundert Jahre später erlebt haben, ist auszusprechen nicht nötig. Mir wars aber, als müßte Bismarck auf alle Fälle von Luthers Worten wissen, so hab ich mir denn einmal erlaubt, sie ihm als Neujahrsgruß zuzuschicken. Von ihm selbst weiß man ein anklingendes Wort, in dem er aber, man könnte sagen bescheiden, Deutschland selber zum Reiter macht: „Setzen wir nur Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können."

Auch im siebzehnten Jahrhundert, in der Zeit des größten deutschen Elends, konnte das Prophezeien nicht fehlen; mitten in der entsetzlichen Ernüchterung gegenüber der Blütezeit des vorherigen Jahrhunderts glich es mehr als je dem Brete, an das sich der Ertrinkende klammert, um über Wasser zu bleiben. Wenn es im sechzehnten Jahrhundert auf bestem Wege war, daß sich ganz Deutschland um die Stimme des Propheten sammelte, um zunächst die religiöse Reformation durchzusetzen, so gab eben diese nun den Anstoß dazu, daß die politischen Kräfte gegen und durch einander gingen in einem Kampfe der Vernichtung und Verwüstung, daß die alterssehnte Reformation unter Mitwirkung des Auslandes zu einer allgemeinen Zerstörung zu werden drohte. Und doch blühte in derselben Zeit in der Litteratur eine neue Geisteswelt auf, auch eine Reformation, die für die Gesamtreformation selbst die Führung übernehmen sollte.

Das patriotische Prophezeien erscheint groß und eigenartig bei Christoph von Grimmelshausen, mit eigentümlicher Mischung von Ideen, die der Vergangenheit, und solchen, die der Zukunft zugekehrt sind, dabei in dem köstlichen Tone, der dem merkwürdigen Manne zu Gebote steht, jener Mischung von ganzem, großem Ernste, wie ihn die Zeit nährte, und freiem Humor, wie sie ihn in gesunden Geistern gerade auch wach rief, einem heiter in sich selbst ruhenden Sinne, der über die Greuel und Ängste der Zeit frei hinweg schwamm.

Digitized by Google

Diesen Ton zeigen gerade auch die beiden Capitel des Simplicissimus, die von dem deutschen Helden der Zukunft handeln, das vierte und fünfte des dritten Buches. Grimmelshausen braucht das feine Kunstmittel, das Traumbild von einem halb Irren ausgehen zu lassen, der sich für einen Gott hält, auf die Welt heruntergekommen, um nach ihrem Elende und der Abhilfe zu sehen. Simplex trifft ihn im Walde, mit sich selbst redend: „Ich will einmal die Welt strafen, es wolle mirs dann das große Numen nicht zugeben"; er erkennt in ihm „einen Erzphantasten, der sich überstudiret und sonderlich in der Poeterey gewaltig verstiegen (d. h. bis in den Olymp hinauf), dann da er bei mir ein wenig erwarmete, gab er sich vor den Gott Jupiter aus." Es geht einen schwer an, die köstliche Ausführung der Verhandlung zwischen beiden zusammenzuschneiden, die fortwährend zwischen tiefem Ernste und heiterer Laune spielt. Jupiter verkündet: „Ich will einen Teutschen Held erwecken, der soll alles mit der Schärfe des Schwertes vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbringen und die fromme erhalten und erhöhen": mit der Schärfe des Schwertes, das lag ja der blutigen Zeit nahe genug. Der Held erscheint aber zugleich noch als der in Sibyllen Weissagung Verheißene, der das jüngste Gericht einleiten oder vollziehen sollte und damit die Erneuerung der Welt mit allgemeinem Frieden und Einigung im Glauben. Er heißt zwar nicht mehr Friedrich, wie auch vom heiligen Lande und dem wunderbaren Gerichtsbaume nun nicht mehr die Rede ist, aber er ist im Kern immer noch der Friedrich der alten Prophetenträume. Reif für das jüngste Gericht wäre diese Welt, das ist als Grimmelshausens Stimmung hindurch erkennbar (kommen doch bei Goethe ähnliche Gedanken vor). Auf die Einwendung des Simplex, daß ja das wieder nur Krieg gebe, dessen Greuel man genug habe, heißt es: „Ich will einen solchen Held schicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren soll," reformiren, das Wort aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. Der Held wird dann lange geschildert als eine außen und innen glänzende Erscheinung, als ein Gewaltiger an leiblichen und geistigen Gaben, daß einem wohl wird, ihn auch nur in Gedanken vor sich zu sehen. Er ist auch mit einem wunderbaren Schwerte ausgerüstet, das ihm Vulcan schmiedet und das ihm alle Beihilfe weiterer Gewalt überflüssig macht, Jupiters Donnerkeil ähnlich, eine Erfindung, würdig der Romantiker oder der Propheten des vierzehnten Jahrhunderts. „Zu letzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beides, Götter und Menschen, ein Wohlgefallen darob haben sollen."

Denn auch das alte Bild vom römischen Weltreich in deutscher Hand liegt noch dem Ganzen zu Grunde, es konnte nicht so bald sterben, so groß war es. Es heißt ausdrücklich, da Simplex auf den Widerstand der gegebenen Verhältnisse verweist: „Die Könige in Engelland, Schweden und Dennemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Frank-

Digitized by Google

reich und Portugall aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regieret haben, ihre Kronen von der Teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfangen, und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein": ein wundersames Traumbild, zumal mit dem grausigen großen Kriege als Hintergrund, aber eben dieser trieb als Gegensatz dies Traumbild heraus als Trost in den Wolken erscheinend. Daß auch in dem geträumten Verhältnis von Europa zu Deutschland ein ernster Kern enthalten ist, wird durch den Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit erkennbar. Man weidete sich damals, im Beginn des sprachvergleichenden geschichtlichen Denkens, an der Einheit der Sprachen und des Geblüts der germanischen Völker, man stärkte sich daran in dem mitten in allem Jammer neu aufsteigenden deutschen Selbstbewußtsein, und hier leuchtet aus der neuen Erkenntnis ein ahnender Gedanke auf: wenn diese Einheit das Ursprüngliche ist, muß sie wohl auch wiederkommen in der Zeit der Vollendung, wo die deutsche Nation (denn diese ist gemeint, nicht das Kaisertum) als Lehnsherrin von Europa Allen den ewigen Frieden verbürgen wird.

Der närrische Jupiter denkt aber auch an die harte Gegenwart und greift mit großen Zukunftsgedanken ein. Nach dem großen Gericht wird der teutsche Held „von jeder Stadt durch ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte miteinander auf ewig vereinigen (von den Fürsten ist keine Rede), die Leibeigenschaften samt allen Zöllen, Accisen, Zinsen u. s. w. aufheben und solche Anstalten (Einrichtungen) machen, daß man von . . . keiner Beschwerung beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den Elysischen Feldern leben wird." Ja Jupiter selbst will dann mit dem ganzen Chorus der Götter zu den Deutschen heruntersteigen, „mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen," biblisch traumhaft gedacht. Auch an die Bewegung denkt er, in der damals und noch auf lange hin die Geister ihren nächsten Hoffnungssternen glänzen sahen, an die durch Opitz angeregte. Da einmal die Götter in Deutschland sich ansiedeln werden (von denen ja die Dichter und Redner so viel sangen und redeten, die Maler malten u. s. w.), will er auch den Helicon nach Deutschland versetzen und die Musen von neuem darauf pflanzen, ein traumhafter Ausdruck für das Ziel, das man sich im Wetteifer mit den Italienern, Franzosen u. s. w. als höchstes gesteckt hatte: aus Deutschland ein neues Kunst-Griechenland zu machen, ein Ziel, das ja treibend und lockend gewirkt hat eigentlich bis es durch die Romantiker von einem andern abgelöst wurde.*)

*) Dieser Gedankenkreis giebt, beiläufig zu sagen, auch noch den Ilm-Athen, Pleiß-Athen, Isar-Athen, Gleim-Anakreon, Goethe-Apoll u. s. w., die uns nun doch bestaubt aussehen, seinen Hintergrund und rechte Beleuchtung. Im siebzehnten Jahrhundert wimmelt es von solchen Gleichsetzungen von Griechischem und Deutschem, mit einem Ernst behandelt,

Digitized by Google

Köstlich ist zwischen Ernst und Spiel schwebend und giebt dem Gedanken doch noch seine beste Kraft, wenn Jupiter zusagt: „Die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde ankommen lassen," also Deutschland in der verjüngten seligen Welt als Griechenland und Rom in einem gedacht, die Königin an Bildung und Macht, alles Beste und Höchste, was die Welt gesehen, in ihm gesammelt und vertreten. Auch darin steckt mehr Ernst, als zunächst scheinen mag, war das doch auch das stille Strebeziel in Frankreich und auch in Italien. Ganzer Ernst aber steht hinter Jupiters Zusage, dann nur deutsch zu reden, das fließt aus dem Selbstgefühl, zu dem man sich, eben mitten in der Zeit, als die deutsche Sprache im Munde der alamodisch Gesinnten (die jetzt noch nicht ausgestorben sind) zu einem buntscheckigen Bettlersmantel wurde, an ihrem nähern Studium in der Studierstube erhöht hatte; der Fund oder Gedanke war ein Hauptanhalt für die beklemmten patriotischen Geister, daß die deutsche Sprache von allen lebenden Sprachen die herrlichste sei. Die Franzosen sonnten sich an dem Gedanken, auf ihre Sprache angewandt, und halb Europa stimmte bei, die Deutschen rafften kämpfend und ringend daran ihren Mut auf für eine bessere, große Zukunft.

Simplex sagt nichts zu der Versetzung des Helicon in die deutschen Grenzen, scheint also damit einverstanden, wirft aber eine nüchterne politische Zwischenfrage ein: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herren dazu sagen, wann sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmäßiger Weis abzunehmen und den Städten zu unterwerfen?" Damit ist aber Jupiter rasch fertig. Darum wird sich der Held wenig bekümmern; er wird die schlechten vertilgen, den andern die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht, aber „was bleibet und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen, wie andre gemeine Leute" u. s. w. Also ein Aufräumen mit allen Fürsten und Herren, glücklich nur einem Narren in den Kopf und Mund gelegt, aber mit einem tiefernsten Hintergrunde, der schon im fünfzehnten Jahrhundert in jener Reformation des Kaisers Sigmund, ja bei Nicolaus Cusanus zu erkennen ist, wo nicht schon in dem Gedanken Freidanks aus dem dreizehnten Jahrhundert. Vom deutschen Kaiser auch ist gar nicht die Rede, der deutsche Held steht an seiner Stelle, wohl aber vom römischen, im alten Sinne. Der deutsche Held wird nämlich „Constantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpfe vor den Hindern legen; daselbst wird er das Römische Kaisertum wieder aufrichten und sich dann wieder in Teutschland begeben" u. s. w., also der römische Kaiser nun aus Deutschland

z. B. bis in die Litteratur der Kochbücher hinein, der für uns ins Widerliche oder Spaßhafte übergeht, damals aber der Träger eines hebenden unentbehrlichen Gedankens war, ausgegangen von den Humanisten.

Digitized by Google

hinaus und wieder nach Konstantinopel gesetzt, um von da aus sein von den Türken abgebrochenes Amt als christliche Vormacht des Morgenlandes wieder anzutreten, ein Amt, das denn nunmehr der russische Zar übernehmen will oder soll, während bei Grimmelshausen von Rußland gar nicht die Rede ist, das lag da noch über den europäischen Gedankenkreis hinaus.

Aber noch eins fehlt in dem Zukunftsbilde, das Wichtigste, die Religionsfrage. Ihr ist das fünfte Capitel gewidmet, sie erfordert noch mehr traumhaften Aufschwung, als das vierte Capitel brauchte, und wird eigenerweise eingeleitet durch einen starken Anlauf von Humor, selbst bis in Derbheit hinein, als wollte sich der Verfasser vor dem Leser und sich selbst sicher stellen, daß er sich des Träumens gar wohl bewußt war. Simplex rückt mit der Frage heraus: „Wie wird aber Teutschland bei so unterschiedlichen Religionen einen so langwierigen Frieden haben können? werden so unterschiedliche Pfaffen nicht die Ihrige hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den andern anspinnen?“ „O nein!“ sagte Jupiter, „mein Held wird dieser Sorge weislich vorkommen und vor allen Dingen alle Christliche Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen.“ Und da der Frager an das Wunder nicht glauben will, entwickelt Jupiter seinen Plan. Sein Held werde die nach dem Universalfrieden versammelten geistlichen und weltlichen Häupter der christlichen Völker und Kirchen durch einen „sehr beweglichen Sermon“ dahin zu bringen wissen, „daß sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen“ und seiner „hohen Vernunft“ die Leitung des Werkes übergeben werden. Dann wird er „die allergeistreichste, gelährteste und frömmste Theologos“ von allen Religionen zusammenbringen, daß sie in frei behaglichster Lage die streitigen Fragen behandeln und beilegen und „mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige und Christliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß schriftlich verfassen sollen.“ Freilich wird sich der Teufel (er heißt Pluto) dabei gewaltig hintern Ohren kratzen und seine ganze Macht dagegen loslassen, aber der Held wird, „so lang dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten und das Christliche Volk zum Gebet an das höchste Numen unabläßig anmahnen und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen.“ Also so spät noch einmal der alte Gedanke der Concilien, auch in der zu erzielenden Einhelligkeit, die allein die Wahrheit durch den heiligen Geist, der ja nur einer ist, verbürgen, herzustellen auf Grundlage der heiligen Schrift und der echten Tradition, also mit versöhnender Vereinigung der lutherischen und katholischen Grundsätze (vom Papst ist nicht die Rede), wie sie dann im vollen Ernst z. B. Leibniz anstrebte. Ja aber eben diese Einhelligkeit! Der Held wird sie im Notfall erzwingen, sie muß ja werden. „Wann er merken würde, daß sich einer oder ander vom Plutone einnehmen läßt, so wird er die ganze Congregation wie in einem Conclave [d. h. bei der Papstwahl] mit

Digitized by Google

Hunger quälen, und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen" u. s. w. Mag man über den Einfall, der noch nach dem aufgeregten und erbitterten Geiste des Priesters im fünfzehnten Jahrhundert schmeckt, lachen oder sich ärgern, auf alle Fälle durfte ein Narr im siebzehnten Jahrhundert unter der Angst der Zeit und der Bitterkeit der Stimmung so träumen und damit mehr als Narr sein, der Kern des Traumes ist weder zum Lachen noch zum Ärgern, er war und bleibt wohl träumenswert. Was hier von dem Zwange des gottgesandten Helden erwartet wird, das kam im achtzehnten Jahrhundert doch in Gang durch den Zwang der Bildung und Sinneserhöhung und Ausweitung, die, darin zugleich echt christlich, allgemeine Menschenliebe als höchstes Wort leuchtend an den Gedankenhimmel setzte. Wie es jetzt auch damit anders steht, wo es für so viele wohl noch eine Gedankenwelt, auch eine reichere als früher, aber keinen Gedankenhimmel drüber mehr giebt, man wird darauf doch zurückkommen, man wird eben auch müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ludwig als politischer Dichter.

Nachdem ein Menschenalter seit den ersten fünfziger Jahren vergangen ist, lernen wir allmählich einsehen, welche frische, hoffnungsreiche und leistungsfähige Zeit damals über der deutschen Litteratur aufgegangen war. Es waren die Tage, in denen eine Reihe der besten und dabei grundverschiedensten Talente, deren Anfänge noch in die vierziger Jahre fielen, Männer wie Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Emanuel Geibel, in die Periode ihrer Reife traten, die Tage, wo Otto Ludwigs Dramen und Erzählungen, Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" und „Leute von Seldwyla," Paul Heyses und Theodor Storms erste Dichtungen erschienen. Man kann nicht sagen, daß alle diese vielverheißenden und in ihrer Art vortrefflichen Schöpfungen begeistert aufgenommen und gewürdigt worden wären, die Tageskritik vermißte meist in ihnen den tendenziösen und publizistischen Beigeschmack, an den man sich in der Periode der jungdeutschen Belletristik und der politischen Poesie gewöhnt hatte. Aber dreißig bis fünfunddreißig Jahre, in denen unermeßlich viel, doch wenig besseres geschrieben worden ist, haben hingereicht, das Bild jener Litteraturperiode in eine wesentlich

Digitized by Google

andre und günstigere Beleuchtung zu rücken. Unter den einzelnen, die jenen kurzen, vielversprechenden Aufschwung mit herbeiführten, hat durch seine Persönlichkeit, seine Leistungen und sein Schicksal keiner stärkere Teilnahme erregt und verdient als der Dichter des „Erbförsters“ und der „Makkabäer,“ der Verfasser der kühn realistischen und doch so poetisch tiefen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde.“ Es gewinnt immer einmal wieder den Anschein, als wollte die rasch lebende Gegenwart diesen einsamen aber lebensvoll kräftigen Dichter vergessen und an die verhängnisvolle litterarhistorische Unsterblichkeit verweisen. Dann zeigt sich aber doch wieder, daß die Thüringer Naturen eine geheime, still weiterwirkende Anziehungskraft ausüben, daß die hochragenden und wahrhaft lebendigen dramatischen Gestalten Ludwigs von Zeit zu Zeit einen oder einige Darsteller begeistern. Erst letzten Winter sind die „Makkabäer“ im Berliner Deutschen Theater neu aufgeführt worden, ohne daß die Mehrzahl der Zuschauer nur eine Ahnung davon gehabt hätte, wie alt das für sie neue Drama ist, und daß es genau fünfunddreißig Jahre früher mit Frau Crelinger in der Rolle der Lea am königlichen Hoftheater gegeben worden ist. Das Publikum und — mit einigen Ausnahmen — auch die Kritiker setzten damals der großangelegten und trotz ihrer Mängel wahrhaft überwältigenden Tragödie nicht sowohl ein Urteil, als die bekannte Schnoddrigkeit entgegen, die in diesem Falle in dem Ausspruche gipfelte: „Das macht sich doch schlecht, wenn Hendrichs mit einem toten Löwenvieh ankommt.“ Fünfunddreißig Jahre haben hingereicht, um die Meinung über die „Makkabäer“ auf bessere Grundlagen zu stellen. Diesmal waren diejenigen Kritiker die Ausnahmen, welche, das große und lebensvolle Talent Ludwigs ableugnend und verkennend, von der Tragödie anders als mit warmer Bewunderung sprachen. Mit allem schuldigen Respekt vor der Begabung und dem Streben Ernst von Wildenbruchs, Richard Voſſens oder Arthur Fitgers mußte man sich doch eingestehen, daß keines der Talente des jüngsten Jahrzehnts an die Phantasie, die Gestaltungs- und Bildkraft Otto Ludwigs heranreiche. Voraussichtlich werden die „Makkabäer“ auch im nächsten Jahre in der Reichshauptstadt wieder aufgeführt werden, ein paar der größern Theater mögen daran den Mut gewinnen, auch ihrerseits einmal wieder eine neuere Tragödie großen Stils zu verkörpern, in Wien sind die „Makkabäer“ ebenso wie der „Erbförster“ überhaupt niemals aus dem Repertoire des Hofburgtheaters verschwunden. Jedenfalls ist der Augenblick gekommen, das Interesse aller, für welche die Litteratur, die Dichtung nicht eins ist mit Zeitung und Zeitungsfeuilleton, für Otto Ludwig neu anzuregen.

Bis jetzt ist noch keineswegs alles veröffentlicht, was Otto Ludwig geschaffen hat. Selbst bei der strengsten Scheidung des in sich Vollendeten und wahrhaft Bedeutenden von dem jugendlich Unreifen und Unfertigen bleibt eine Reihe wertvoller poetischer Erzeugnisse Ludwigs übrig, die zur Sammlung seiner Werke nicht hinzugenommen worden sind und doch das Bild seiner Ent-

Digitized by Google

wicklung vervollständigen, die Teilnahme für die Eigenart seines Geistes erhöhen. Zu dem Unveröffentlichten, absolut Unbekannten gehört namentlich der größte Teil seiner Lyrik. Otto Ludwig hatte in frühester Jugend begonnen, Empfindungen und Träume, Natureindrücke und Betrachtungen in lyrische Formen zu kleiden, und in dieser Jugendlyrik mischen sich eigne Töne mit Nachklängen seiner Lieblingsdichter. Mit der beginnenden Reife aber und der bestimmten Erkenntnis seines poetischen Berufes richtete sich Ludwigs Verlangen so ausschließlich auf lebendige Gestaltung, daß er Vertiefung und sprachliche Meisterschaft als Lyriker gar nicht mehr erstrebte. Nur in einzelnen Stunden und Augenblicken, von einem Gefühl und einer Stimmung überwältigt, schrieb er noch lyrische Gedichte. Mit der Niederschrift war die Sache für ihn abgethan, er dachte nicht an Veröffentlichung seiner Gedichte, der Vollendungsdrang war indessen mächtig genug, um ihn, wenn sie ihm gelegentlich wieder vor Augen kamen, zu Überarbeitungen und einzelnen Verbesserungen zu bewegen. Mehr als eins der spätern Gedichte ist daher in doppelter Fassung vorhanden; in den meisten Fällen blieb es jedoch bei der ersten Aufzeichnung. Es würde durchaus wider den Sinn und die fast herbe Selbstkritik des Dichters sein, wenn etwa der Versuch gemacht werden sollte, die sämtlichen lyrischen Blätter und Bruchstücke seines Nachlasses ans Tageslicht zu ziehen. Nur so weit sie entweder vollendet schön sind oder einer tieferen Wert als Zeugnisse der Empfindungen und Gesinnungen Ludwigs besitzen, wird eine künftige Gesamtausgabe der Werke Otto Ludwigs sie zu berücksichtigen haben.

Als Zeugnisse der letztgedachten Art müssen die wenigen Dichtungen angesehen werden, mit denen sich Ludwig der politischen Lyrik der vierziger Jahre angeschlossen hat. Auch in ihnen bekundet sich die Gesundheit seines Geistes, die Tiefe seiner vaterländischen Empfindung. Wie eine prophetische Vorahnung geht es durch diese Gedichte hindurch, daß der eigentliche Jammer Deutschlands die Zerrissenheit und die Ohnmacht dem Auslande gegenüber sei. Seine Lyrik erhebt sich hier zu den stärksten Lauten vaterländischen Zornes, heißer Sehnsucht und Leidenschaft. Als der Märzsturm des Jahres 1848 hereinbricht, erfaßt er auch unsern Dichter, lenzfreudige Erwartung und Hoffnung braust durch ein Gedicht vom 9. März 1848. Es ist überschrieben „Die erste Lerche" und lautet:

Wie ists so sonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt so hell und klar,
Was hör' ich nur so wunderbar
Hoch über mir erklingen?
Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug' die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Digitized by Google

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du mein Herz allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sichs grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein,
Und dufte klingend, singend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige schallt,
Aufschauernd bebt der dunkle Wald;
Aufschauernd sink' ich in die Knie,
Gebetet hab' ich frömmer nie,
Als bei dem Lerchenjubel:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Diese jubelnde, hoffnungsselige Stimmung hielt aber nicht lange an, konnte nicht dauern. Wer die andächtige, weihevolle Empfindung in diesem Freiheitsliede Ludwigs mit dem Gebahren der Demokratie des Sommers von 1848 vergleicht, namentlich der thüringischen und sächsischen, die der Dichter aus eigner Anschauung kennen lernte, der sagt sich selbst, daß er mit dem wunderlichen Spuk, der im Namen der neuen Freiheit bei hellem Tage aufgeführt wurde, nichts gemein haben konnte. In Ludwigs Seele lebte vor allem das vaterländische Pathos, er empfand nichts tiefer als die Schmach der Zersplitterung und die geringe Aussicht, diese durch die Bewegung des Jahres geendet zu sehen. Mit schmerzlichem Ingrimm läßt er in dem Gedichte „Deutschlands Einheit" den Kaiser Friedrich Rotbart reden:

Ich alter deutscher Kaiser,
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz' in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wirds wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht.
Nur Deutsche giebts zur Stunde
In meinem Deutschland nicht.

Ich habe nichts erworben
Als Kummer, Sorg' und Not,
Wär' ich nicht schon gestorben
Ich grämte mich zu Tod.

Die gleiche Empfindung spricht das Gedicht „O Deutschland" aus:

O Deutschland! Deutschland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr' entwandt?
Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
Wir stehn mit unserm besten Gut,
Wir stehn mit unserm besten Blut
Dir, Vaterland, zur Seiten.

O Deutschland! Deutschland! unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute stehn wir ein,
Dein Kranz soll neu gewunden sein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Digitized by Google

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, bist du ihm abgewandt.
Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
Vergiß, was dir das Nächste ist,
Nur das, daß du ein Deutscher bist,
Das sollst du nie vergessen!

Und immer heißer, leidenschaftlicher zeigt sich der Schmerz des Dichters um die allgemeine Lage Deutschlands, immer klarer wird es ihm, daß der eine Mann fehlt, der den großen Gedanken des Vaterlandes nicht bloß denken, der ihn in die Wirklichkeit übersetzen kann. Aus tiefster Seele ruft er da:

Wie bist du doch verachtet,
Mein deutsches Vaterland,
Daß mir die Seele schmachtet,
Mein Herz mir ist entbrannt,
Seh ich dich, das so prächtig
Vor allen könnte stehn,
So ärmlich, so unmächtig
Und so verspottet gehn.

Und deine Kinder schauen
Gleichgiltig deinen Schmerz,
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein großes Herz!
Solls nimmer anders werden,
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott vom Himmel drein?

Daß, Deutschland, du zerschlagen
In vierzig Stücke bist,
Das setzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder List.
Es fesseln vierzig Bande
Dir den gewalt'gen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Riesenweib.

Wonach die Völker dürsten:
Das Eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand;
Ein großes, ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist!

Dem edeln und ernsten Dichter ist es nicht vergönnt gewesen, die große Wandlung im Geschicke des Vaterlandes zu erleben, auf die er doch mit gläubiger Zuversicht gebaut, deren Herbeiführung durch ein „großes Herz" er voraus geahnt hat. In dem poetischen Nachlasse Ludwigs finden sich hinreichende Proben, daß der Dichter gelegentlich auch ansetzte, um der bittern Enttäuschung, die ihn um 1850 überfiel, satirischen, epigrammatischen Ausdruck zu geben. Aber seine Natur widerstrebte dem, und er hüllte sich in jene schweigende Resignation für den Augenblick, die doch eine unerschütterliche Hoffnung auf die Zukunft mit einschließt.

Die politische Lyrik war nur eine kurze Episode in seinem Dichterleben, aber kräftig, männlich, klar und tief, wie Ludwig überall war, zeigt er sich auch hier. Jedenfalls verdienen die mitgeteilten politischen Gedichte einer vollständigen Sammlung seiner Werke einverleibt zu werden.

Digitized by Google

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

14. Die notleidende Zuckerfabrik.

„Aber lieber Amtsrat, Sie reden ja wie der reine Eugen. Wenn wir alles sterben lassen wollen, was nicht leben kann, so geht die ganze Landwirtschaft zum Teufel und — Pardon — Sie mit.

Herr Regierungsrat, ich rede nicht von allem, sondern nur von faulen Zuckerfabriken. Sie werden mir wohl glauben, daß ich eben so gut wie jeder andre lieber eine Mark fünfzig als achtzig Pfennige für den Zentner nehme; aber das Gute haben die schlechten Preise wenigstens, daß Klarheit in die Situation kommt, und daß mit den faulen Existenzen aufgeräumt wird.

Damit Ihre und andre starke Fabriken die Konkurrenz los werden und desto fettere Dividenden zahlen können. Das ist es ja eben, was ich meine, daß ganz besonders in kritischen Zeiten der wirtschaftlich schwächere von dem wirtschaftlich stärkern aufgezehrt wird. Aber jede von dem großen Besitz aufgesogene kleine Existenz bedeutet einen Verlust für den Staat. Der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihm die breite Grundlage des bäuerlichen Besitzes nicht verkürzt wird. Ich begreife wirklich nicht, daß ganz konservative Leute wie Sie, lieber Amtsrat, das nicht auf den ersten Blick einsehen. Die Sache ist doch ganz einfach. Daß die Bauern Zuckerbarone werden, Klaviere anschaffen und ihre Töchter in Pensionen schicken, ist allerdings nicht nötig; aber der Preis darf nicht bis unter die Grenze der Produktionskosten sinken. Wird der Preis des Zuckers — etwa durch ausländische Konkurrenz — bis unter diese Grenze herabgedrückt, müssen die Fabriken mit Unterbilanz arbeiten, so darf sich der Staat nicht daneben stellen und abwarten, was leben kann und was nicht, er muß seine Gesetzgebung als Regulator einfügen.

Schön, meinte der Herr Kreisbaumeister, der am Nebentische an einem Protokoll schrieb, aber wo liegt denn diese Grenze? In Schlimmbach liegt sie bei 19 Mark und in Hedeborn bei 21 Mark.

Wieso?

Nun, wenn der Zucker 20 Mark steht, so setzen sie in Schlimmbach eine Mark zu, und in Hedeborn verdienen sie eine Mark. Uebrigens ist mein Protokoll fertig. Wollen die Herrn vielleicht so gut sein, zu unterschreiben?

Wir befinden uns nämlich im Speisezimmer des Herren Amtsrates iu Hedeborn. Es ist ein feines Frühstück aufgetragen. Der Herr Amtsrat frühstückt mit

Digitized by Google

Appetit, der Herr Regierungsrat ist bereits satt, denn die Esserei hat seit acht Tagen nicht aufgehört, und der Herr Kreisbaumeister macht das Protokoll fertig. Die letztern beiden Herrn befinden sich auf der Revisionsreise, wobei von Domäne zu Domäne gezogen, der bauliche Zustand und das Inventar untersucht und ausgezeichnet gegessen und getrunken wird. Der Baumeister, der in dem betreffenden Kreise ansässig ist, wird als technischer Sachverständiger zugezogen und hat zu laufen, zu messen, zu rechnen und zu schreiben, während der Herr Regierungsrat als eigentlicher Revisor hinterher bummelt, den Liebenswürdigen spielt und frühstückt. Eine solche Revisionsreise gilt in der Regierung für ein beneidenswertes Geschäft, und es ist auch eine Zeit lang eine angenehme Sache, in der Welt herumzufahren und sich zu pflegen; aber auf die Dauer wird das viele Essen und Trinken lästig, und es gehört zur Ausübung dieses Regierungsgeschäftes vor allem ein guter Magen.

Mit Hebeborn war man fertig. Gleich nach dem Frühstücke sollte es über Schlimmbach nach der Domäne Horsthausen gehen. Der Herr Regierungsrat küßte der wohlgenährten Frau Amtsrätin die Patschhand, verabschiedete sich in der derb jovialen Art, die nach seiner Meinung notwendig zum Forst- und Domänenfach gehörte, von dem Herrn Amtsrat und rief, bereits im Wagen sitzend: Amtsrätchen, bessern Sie sich, sonst schicken wir Ihnen einen Kommissar, der Ihnen ein Privatissimum über Volkswirtschaft hält.

Sehr angenehm. Uebrigens wüßte ich auch für Sie einen Kommissar, Herr Regierungsrat, den Adler-Andres. Schade, daß Sie heute nicht in Schlimmbach bleiben.

Der Baumeister lachte kurz und trocken auf und winkte dem Amtsrat mit den Augen zu. Damit fuhr der Wagen davon.

Die beiden Herren setzten sich jeder scharf in seine Ecke und schwiegen. Der eine beschäftigte sich mit seiner Zigarre, der andre mit seinem Amtskalender.

Unter allen staubgebornen Menschen giebt es nur zwei Gattungen, die ohne Einschränkung weise genannt werden können: die Juristen und die Baumeister. Die letztern sind sachverständig in allen Dingen, welche Dimensionen haben, die erstern haben die Gabe, schlechthin alles zu verstehen. Man denke sich nun eine solche Fülle von Weisheit in dem engen Raume eines Kutschwagens versammelt; das ergiebt ein Verhältnis, das geschont sein will. Besonders wenn der eine der beiden Herren die Arbeit macht und der andre Rotwein trinkt, und ganz besonders, wenn jeder den andern weit zu übersehen glaubt.

Der Weg war schlecht. Natürlich, wo Zuckerrüben gefahren werden, giebt es keine guten Wege. Die schlimmsten Stellen des schlimmen Weges waren aber die gebesserten Stellen. Hier konnten auch die amtsrätlichen Pferde nur mühsam vorwärts kommen. Auf dem Grasstreifen neben dem aus Schlamm und Steinen bestehenden Fahrdamm stampfte ein Fußgänger mühsam vorwärts, ein alter Kerl in halb bäuerlichem, halb städtischem Anzuge, mit verwitterten Zügen und von einer etwas gewaltsamen Jugendlichkeit des Benehmens. Als der amtsrätliche Wagen nahe genug herangekommen war, rief er: Guten Morgen, meine Herren. Ists erlaubt, mitzufahren?

Ein kecks Verlangen, das den Herrn Regierungsrat einigermaßen verwunderte, da er aber zu den modernen Beamten gehörte, die begriffen haben, daß sich auch ein Regierungsrat „populär“ machen müsse, so steckte er den Leutseligen

Digitized by Google

heraus und winkte Gewährung. Während dessen war der Herr Baumeister gänzlich in seinen Amtskalender versunken.

Der Wanderer stieg auf den Bock und hatte sogleich den Kopf im Rücken, wie einer, der sich verpflichtet fühlt, den Unterhalter zu spielen.

Hübsches Wetter heute. Nicht zu kalt und nicht zu warm, und ganz und gar nicht staubig.

Hm!

Die Herren fahren wohl auch nach Schlimmbach?

Wie Ihr seht, fahren wir eben nach Schlimmbach.

Hübsches Dorf, eine Flur — etwas ausgezeichnetes! unter 180 Zentner auf den Morgen giebts gar nicht.

Eure Wege sind aber niederträchtig.

Das stimmt. Die Wege sind schlecht. Ich habe es dem Herrn Amtsrat — ist ein guter Freund von mir — erst neulich gesagt. Herr Amtsrat, sag' ich, die Wege sind niederträchtig. Fuhrmeister, sagt er, da haben Sie recht, aber erst die Rübenwagen, die alles kurz und klein fahren, und hernach die Schafe — da nützt kein Wegebessern. Sie kennen doch den Herrn Amtsrat? Na ja. Mit dem Geldgeben ist er ein bischen zach.

Pause.

Die Herren fahren wohl ein bischen spazieren?

Ja, wir fahren so ein bischen im Lande herum.

Man wird sich doch von so einem Kerl nicht ausholen lassen.

Inzwischen überholte man einen Bauernwagen. Fuhrmeister auf seinem Bocke winkte schon von weitem hinüber und rief: Morgen, Hottfried. Auch nach Schlimmbach? — Das ist nämlich Gottfried Lanz aus Kleeberg, fuhr er zum Regierungsrat gewendet fort, die Leute sagen Hottfried zu ihm, weil er das G nicht aussprechen kann. Seine Großmutter und meine Tante mütterlicherseits, was die alte Winkelmannen in Trippstedt ist — die kennen Sie wohl nicht —, waren Schwestern. Das ist auch einer von der Partei, die den Direktor in Schlimmbach wegbeißen will. Kennen Sie den? Maier heißt er und stammt aus Lüneburg, seine Frau ist eine Schradern aus Neustadt-Magdeburg. Ein ausgezeichneter Mann, reell, galant und überhaupt ein tüchtiger Direktor. Früher war er in Feldwegen. Die Fabrik hat er in die Höhe gebracht. Aber bei uns wills nicht recht gehen. Voriges Jahr gar keine Dividende und dieses Jahr womöglich noch Zuschuß. Dabei kann man nichts werden.

Aber da kann doch der Mann nichts dafür.

Da haben Sie recht. Die Zuckerpreise kann er nicht machen. Aber er mußte sich kein Felopez anschaffen. Das haben sie ihm übel genommen.

Unsinn!

Meiner Seele! Es ist auch wahr, so ein Ding schickt sich nicht für so einen Mann.

Ihnen wäre es lieber gewesen, meinte der Baumeister, er hätte weiter bei Ihnen ausgespannt, als daß er jetzt mit seinem Dreirad gleich nach der Station fährt.

Fuhrmeister lachte etwas verlegen und meinte, er habe nichts dagegen, seinetwegen könnte Maier machen, was er wolle.

Sagt mal, alter Freund, sagte der Regierungsrat, Eure Zuckerfabrik soll ja wackeln.

Wer sagt denn das?

Digitized by Google

Ihr sagt ja selber, daß Ihr Zuschuß zahlen müßt.

Das ist richtig. Es könnte freilich besser gehen. Aber das sind die schlechten Zeiten, und das geht allen so.

I Gott bewahre. Warum geht es denn in Hedeborn besser? Wenn der Zucker zwanzig Mark kostet, so verdienen sie in Hedeborn eine Mark, und Ihr setzt eine Mark zu. Wie kommt denn das?

Darüber könnte man viel sagen.

Sagt einmal viel darüber.

Sehen Sie also, Herr —?

Ich heiße Müller.

Herr Müller, wenn ichs Ihnen denn sagen soll, unsre Fabrik ist gleich in der Anlage verpfuscht. Fragen Sie den Herr Baumeister, ob ich nicht Recht habe. Es war damals 1876 — oder wars 1875 —, da hieß es, eine Zuckerfabrik bauen. Wir kamen also zusammen, die Schlimmbacher, die Trippstedter, die Hedeborner und was so dazwischen liegt. Eine Fabrik wollten sie also bauen, aber jeder wollte sie haben, und es kam zu keiner Einigung. Zuletzt kamen die Schlimmbacher und boten ihre Gemeindewiese zu billigem Preise an. Die Wiese liegt für alle gleich schlecht, und so waren sie es alle zufrieden. Hernach kam zu Tage, daß der Baugrund miserabel war, und wir haben mehr in die Erde hineingebaut, als der teuerste Bauplatz gekostet hätte. Ist das nicht so, Herr Baumeister? Nun sollte die Gesellschaft gegründet werden. Die Aktien waren gezeichnet wie nichts. Hernach hatten wir Generalversammlung und haben debattirt von früh zehn bis Glocke drei. Wie sie nun alle schon ganz konfus waren, kam der Doktor Rimpler, was der Apotheker in Trippstedt ist, und sagte: Meine Herren, hier habe ich das Statut von Schnippra. Das Statut ist gut, und die Fabrik geht ausgezeichnet, ich schlage vor, es in Blocko anzunehmen! Gut, wir nahmen das Statut an und hatten nun eins. Aber es paßte nicht. Denn in Schnippra sind es fünf Teilnehmer und wir sind achtzig. Und überhaupt, was für Schnippra paßt, paßt nicht für Schlimmbach. Da werden Sie mir Recht geben. Jetzt fingen wir an zu bauen. Herr meines Lebens, was haben wir da für Geld hineingebaut! Da war der Baumeister Schwarz, der konnte es gar nicht schön genug kriegen. 10 000 Steine, das war wie gar nichts. Er ist nämlich der Schwager von Rambachen, und dem sein Bruder hat die Dampfziegelei in Krauthain. Ich will nichts gesagt haben, aber —

Es ist auch besser, Sie sagen nichts, warf der Baumeister ein, sonst könnten Sie eines schönen Tages eine Injurienklage an den Hals kriegen. Uebrigens können Sie sich über den Bau nicht beklagen, wenn Sie nur bessere Maschinen gekauft hätten.

Da haben Sie Recht, Herr Baumeister. Ich habe es immer gesagt, der Bau ist teuer, aber gut, und wir können uns nicht beklagen. Die Steine — was ausgezeichnetes.

Wie war denn das mit den Maschinen? fragte der Regierungsrat.

Das war so. Als wir die Maschinen verlizitiren wollten, kamen Warschauer und der Hirsch an, ein paar hübsche Leute, zuvorkommend und überhaupt galant. Die machten das Angebot, so wollten alle Maschinen im Bau übernehmen ohne Anzahlung und alles für einen Spottpreis. Es sollte jährlich abgezahlt werden. Dafür wollten sie auch die Reparaturen mit übernehmen. Ich sagte gleich: nichts! Laßt euch mit den Juden nicht ein. Aber die dachten ja, sie kriegtens geschenkt, und schlossen ab. Hernach haben wir für die Reparaturen noch einmal soviel bezahlt, als die Maschinen wert waren.

Digitized by Google

Ist es auch wahr, Fuhrmeister, fragte der Regierungsrat, daß Ihr gegen Warschauer gestimmt habt?

Na ja, ich allein konnte es doch nicht machen.

Wie war denn das mit dem wurmstichigen Kupfer? fragte der Baumeister.

Das ist nicht wahr, Herr Baumeister, das hat der Herr Amtsrat aufgebracht, aber wahr ist es nicht.

Wie ist denn die Geschichte? fragte der Regierungsrat den Baumeister.

Fuhrmeister soll, als die Reparaturen nicht aufhörten, den Antrag gestellt haben, das Kupfer der Pfannen und Röhren zu untersuchen, ob Warschauer nicht wurmstichiges Kupfer geliefert habe.

Fuhrmeister war tief verletzt. Das müssen Sie doch selber sagen, meine Herrn, daß das ein schlechter Witz von dem Herrn Amtsrate ist. Wurmstichiges Kupfer! So dumm sind wir denn doch nicht.

Dann ist es wohl die Trippstedter Intelligenz gewesen. Aber wie war denn das mit den Maikäfern? Das ist wohl auch nicht wahr?

Maikäfer? Ich habe nie etwas davon gehört, erwiederte Fuhrmeister mit der treuherzigsten Miene.

Na na! Die Herren vom Aufsichtsrate, wandte sich der Baumeister erklärend an den Regierungsrat, waren Krämer und kleine Oekonomen, kamen sich sehr groß vor und steckten ihre Nase in alles. Schließlich setzten sie sich vor die Steinhaufen, zählten die Ziegel nach und machten Skandal. Der Volkswitz verglich sie mit den Maikäfern, die ja auch „zählen," ehe sie auspurren. Daher haben sie den Namen. Während dessen fuhren die Herren Lieferanten ganze Fuder hinten zum Thore hinaus und präsentirten sie vorn zum zweiten male zur Abnahme. Davon wissen Sie wohl nichts, Fuhrmeister?

Nein, habe ich nie gehört. Aber daß wir wieder auf die Maschinen kommen: Wie wir unsre Sache imstande hatten, kam das Illusionsverfahren auf.

Was für ein Verfahren?

Er meint das Elisionsverfahren, nach welchem der Rübensaft nicht ausgepreßt, sondern ausgelaugt wird.

Ich weiß es nicht, entgegnete Fuhrmeister, bei uns heißt es Illusionsverfahren. Da wurde nun alles wieder rausgerissen und neu gebaut. Hernach kam das Strontian und die Polarisation, wir wurden nie fertig, und es kostete alles ein Heidengeld. Wie wir nun fest saßen, sollten Prioritäten ausgegeben werden.

Das wäre auch das Richtigste gewesen.

Da haben Sie ganz Recht, aber wer konnte das damals wissen? Wir hatten 230 Aktien, die waren annähernd in 83 Händen. Wie es nun hieß: Prioritäten, stand Lanz Gottfried auf, derselbe, der vorhin vorbei fuhr, und sagte: Meine Herren, das können wir selber verdienen, wenn wir die Aktien vermehren und sie selber übernehmen. Es wurden also 150 neue Aktien ausgegeben und von den Aktionären übernommen.

Da haben Sie doch das doppelte Risiko, wenn die Sache schief geht.

Wer dachte denn daran bei den Zuckerpreisen und bei dem schönen Verdienste?

Richtig, meinte der Herr Baumeister. Wenn der Zucker 36 steht, kann jeder Zuckerfabrik spielen, wenn aber der Preis auf 20 heruntergeht, dann zeigt sichs, wo was dahinter ist.

Da haben Sie Recht, Herr Baumeister. Da haben sie ganz recht. Ich

Digitized by Google

sagte auch immer: Hottfried, sagte ich, die Sache ist faul. Wenn das so weiter geht, so haben wir als Aktionäre die meiste Wurst gegessen. Na, nun wurde Lärm gemacht, und da kamen schöne Geschichten zu Tage. Unser Zuckerdirektor war ein ganz guter Mann, aber ein bischen gleichgiltig. Da war kein Reservefonds da, es waren keine Abschreibungen gemacht. Sie hatten nicht einmal einen Schuppen, um den Zucker zu lagern. Eine Menge Rechnungen waren unbezahlt; für Kohlen allein 10 000 Mark, und beim Bankier eben so viel. Und den Zucker hatten sie immer gerade verkauft, wenn er am allerschlechtesten stand. Ist es nicht so, Herr Baumeister?

So ist es. Aber wer ist denn daran schuld? Doch die Aktionäre selber, die vor allen Dingen hohe Dividenden haben wollten auch dann noch, als der Verdienst schon gering geworden war. Es wurde also alles ausgeschüttet, nichts abgeschrieben und nichts bezahlt. Und was die Zuckerpreise anbetrifft — das ist doch unter Bauern allgemein üblich: wenn die Preise steigen, verkauft niemand, es könnte ja immer noch etwas mehr geben; erst wenn sie tief sinken, kriegt mans mit der Angst und verkauft. Daß die Zuckerfabriken nicht einmal Lagerräume haben, um den Zucker für eine günstige Konjunktur aufzuheben, ist allerdings auch üblich, aber ein Skandal.

Aber den Wagemeister hätten sie nicht auch gleich mit wegschicken sollen. Das war nicht nötig.

Ach so! wegen der Schmutzprozente.

Schmutzprozente? fragte der Regierungsrat.

Die Rübe wird hier schmutzig geliefert und verwogen; der anhängende Schmutz wird taxirt und zurückgerechnet. Dasselbe geschieht mit den Köpfen. Da war es nun gewissen Herren ganz angenehm, mit einem Wagemeister zu thun zu haben, der sich für empfangene Gaben erkenntlich zeigte, niedrige Schmutzprozente ansetzte und auch nicht weiter hinsah, wenn eine Fuhre Köpfe oder Schnitzel aufgeladen und mitgenommen wurde. Nicht wahr, Herr Fuhrmeister?

Der schien die Frage nicht gehört zu haben und fuhr in seinem Berichte fort: Es war also ein Hauptlärm, und alles wollte einen neuen Direktor haben. Nun boten wir Maiern, der früher in Feldwegen war, 1000 Thaler mehr und machten ihn zu unserm Direktor.

Das war eine Schlechtigkeit, Fuhrmeister, aber das Dümmste wars noch nicht. Ich glaube nur, ihr macht jetzt auch noch die Dummheit, ihn wieder gehen zu lassen.

Herr Baumeister, halten können wir ihn nicht, wenn er gehen will. Und 3000 Thaler Gehalt ist auch ein schöner Posten Geld bei den schlechten Zeiten.

Aber wie viel erspart Ihnen der Mann! Wenn er den Ponywagen abgeschafft hat und mit dem Velociped fährt, wem erspart er es dann? Und das müssen Sie doch sagen, daß er Ordnung in die Fabrik gebracht hat.

Da haben Sie ja Recht, Herr Baumeister, aber mit den Wasserrüben brauchte er auch nicht so schroff zu sein. Das war nicht hübsch von ihm.

Aha! Damit die Herren ihre unreife, künstlich aufgeschwemmte, zuckerarme Rübe bezahlt kriegen, als wäre sie gut. Sehen Sie, Polarisation ist eine schöne Sache.

Das ist wohl wahr, aber nach unsern Statuten liefern wir die Rüben nach dem Zentner und nicht nach dem Zuckergehalte. Da muß er erst die Statuten ändern. Und meine Rüben waren gar keine Wasserrüben. Staatsboden

Digitized by Google

und gut gedüngt! Da können Sie Lanz Gottfrieden fragen und wen sie sonst wollen.

Der Regierungsrat hatte mit steigender Verwunderung zugehört und rief jetzt: Ihr seid ja Hauptkerls mit Eurer Zuckerfabrik! Das finde ich einzig! Bauen sich eine Fabrik, die ihnen viel zu viel kostet, schreiben nicht ab, sparen nicht in guten Zeiten, haben eine traurige Verwaltung, und jetzt, wo die nötige Ordnung in die Sache kommen soll, sind sie wie die Tauben, die sich nach ihrem unordentlichen Schlage zurücksehnen. Hat mich gefreut, alter Freund, Eure Bekanntschaft zu machen.

Der Wagen hielt, Fuhrmeister stieg ab, bedankte sich und fragte noch, ob denn der Herr aus hiesiger Gegend wäre. Als das der Regierungsrat verneinte, sagte er harmlos: Na drum, denn hierzulande ihrzt man die Leute nicht. Adjes auch. Nichts für ungut.

Der Herr Regierungsrat war starr! Wer war denn der Kerl?

Das war der Adler-Andres. Nicht wahr, das Privatissimum war nicht übel?

Der Herr Regierungsrat biß sich auf die Lippen und schwieg.

Am Abend kam die Nachricht nach Horsthausen, daß der Direktor Maier gekündigt habe. Er hatte den Antrag gestellt, daß die Rüben nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Zuckergehalte abgenommen werden sollten. Die Verständigen hatten zugestimmt; aber Adler-Andres und etliche gleichgesinnte Ehrenmänner, die sich durch die neue Ordnung der Dinge in ihren Interessen geschädigt glaubten, hatten so lange genörgelt und den Direktor so lange mit allerlei Fragen, Unterschiebungen und Verdächtigungen und besonders mit seinem Velocipeb geärgert, bis er die Geduld verlor und kündigte. Die Aktionäre zogen heim in dem Bewußtsein, der Verwaltung tausend Thaler erspart zu haben.

Das ist ja eine Heidenwirtschaft! rief der Herr Regierungsrat. Nein, hier wäre staatliche Hilfe ein reines Unrecht. Wenn alle diese faulen Existenzen durch eine Krisis weggefegt würden, so wäre das nur ein Segen.

Das war nun wieder nicht richtig.

Juni 1888.

Ad naturam delineavit
F. A.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobſen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Noch immer konnte Niels ſeinen Zorn darüber nicht verwinden, daß ſie ſich der Geſellſchaft, die ſie ſo oft verſpottet hatte, ſo unwürdig in die Arme geworfen hatte. Die Geſellſchaft hatte ſicher nur die Thür geöffnet und gewinkt, ſo war ſie auch ſchon eingetreten. Aber war das ein Grund, daß er mit Steinen nach ihr warf? Hatte er nicht ſelber die magnetiſche Anziehungskraft der braven Spießbürgerlichkeit gefühlt? Aber dies letzte Beiſammenſein, wenn ſich das ſo verhielt, wie er vermutete, wenn das ein leichtfertiger Abſchied von dem alten Leben hatte ſein ſollen, der letzte wilde Streich, ehe ſie ſich zurückzog in das „Korrekteſte des Korrekten“! War das möglich? Eine ſo grenzenloſe Selbſtverachtung, die ihn mit hineinzog in ihren Hohn, ihn wie alles andre, was ſie mit einander gemein gehabt hatten an Erinnerung und Hoffnung, an Begeiſterung und heiligen Ideen! Er errötete, er raſte.

War er aber gerecht? Denn auf der andern Seite, was hatte ſie weiter gethan, als ihm offen und ehrlich geſagt: das und das zieht mich nach der andern Seite, zieht mich mit aller Gewalt, aber ich erkenne dein Recht an, und zwar mehr, als du verlangſt, und hier bin ich; kannſt du mich nehmen, ſo nimm mich; wenn nicht, ſo muß ich dahin, wo die Macht am größten iſt. Und wenn es ſich nun einmal ſo verhielt, war ſie da nicht in ihrem Rechte? Er hatte ſie nicht genommen, es konnte ja bei der ganzen Entſcheidung auf eine Kleinigkeit ankommen, auf den Schatten eines Gedankens, den Ton in einer Stimmung.

Digitized by Google

Wenn er nur gewußt hätte, was sie doch eine Sekunde lang gewußt haben mußte, was sie jetzt aber vielleicht nicht mehr wußte. Er wollte so ungern glauben, wovon er sie doch so schwer freisprechen konnte. Nicht allein um ihrer selbst willen — das war im Grunde das Wenigste —, aber es war ihm, als sei seine Fahne dadurch befleckt. Logisch betrachtet freilich nicht, und doch!

Wie sie ihn nun auch verlassen haben mochte, das eine stand fest: er war jetzt allein und er empfand es als eine Entbehrung, aber gleich darauf auch als eine Erleichterung. Es gab so vieles, was seiner wartete. Das Jahr auf Lönborggaard und im Auslande war, wie sehr es ihn auch in Anspruch genommen hatte, eine unfreiwillige Ruhe gewesen, und der Umstand, daß er sich in diesem Jahre auf so mancherlei Weise klarer über seine Vorzüge und Mängel geworden war, konnte ja nur seinen Durst vermehren, in ungestörter Arbeit seine Kräfte zu gebrauchen. Nicht um zu schaffen, das eilte nicht, aber um zu sammeln. Es gab so vieles, was er sich aneignen mußte, so unübersehbar viel, daß er anfing, die Kürze des Lebens mit mißtrauischen Blicken zu messen. Er hatte auch früher die Zeit nicht vergeudet, aber man macht sich nicht so leicht unabhängig von dem väterlichen Bücherschranke, und es liegt so nahe, auf derselben Bahn weiterzuschreiten, die andre zum Ziele geführt hat, und deshalb hatte er sich nicht selber ein „Vinland" in der weiten Welt der Bücher aufgesucht, sondern war gefahren, wie die Väter vor ihm gefahren waren, hatte autoritätsgläubig seine Augen für vieles verschlossen, das ihm gewinkt, um besser in die große Nacht der Edda und der Sagen hineinsehen zu können, hatte seine Ohren für vieles verschlossen, das rief, um besser den mystischen Naturlauten des Volksliedes lauschen zu können. Jetzt hatte er endlich begriffen, daß es keine Naturnotwendigkeit war, altmodisch oder romantisch zu sein, und daß es weit einfacher sei, seine Zweifel selber auszusprechen, als sie Gorm Lokedyrker in den Mund zu legen, weit natürlicher, einen Laut für die Mystik des eignen Wesens zu finden, als gegen die mittelalterlichen Klostermauern anzurufen und die eignen Worte echoschwach zurück zu erhalten.

Für das Neue in der Zeit hatte er ja stets ein offnes Auge gehabt, aber er hatte eigentlich mehr zugehört, wie das Neue dunkel im Alten ausgesprochen war, als daß er auf das gelauscht hätte, was das Neue selber ihm klar und deutlich zurief; und darin lag nichts Merkwürdiges, denn es ist noch niemals ein neues Evangelium hier auf Erden gepredigt worden, ohne daß die Welt nicht sofort mit einer Unmenge von alten Prophezeiungen bei der Hand gewesen wäre.

Aber dazu gehörte etwas andres, und Niels fiel mit Begeisterung über seine neue Arbeit her; er war von der Eroberungslust ergriffen, von dem Durst nach der Macht des Wissens, den wohl jeder Diener des Geistes, wie demütig er auch sein Amt verrichten mag, einmal empfunden hat, sei es auch nur für eine einzige armselige Stunde. Wer von uns, den ein gütiges Schicksal so

Digitized by Google

gestellt hat, daß er für die Entwicklung seines Geistes sorgen konnte, wer von uns allen hat nicht mit begeistertem Blicke hinausgestarrt auf das unendliche Meer des Wissens, und wer hat sich nicht hingezogen gefühlt zu seinen klaren, kühlen Wassern, und hat nicht angefangen, in dem leichtgläubigen Übermute der Jugend es mit der hohlen Hand zu schöpfen wie das Kind in der Legende? Weißt du noch, die Sonne konnte über sommerhellem Lande lachen, du sahest weder Blumen noch Wolken noch Quelle; die Feste des Lebens konnten vorüberziehen, sie erweckten keinen Traum in deinem jungen Blute; selbst die Heimat lag dir fern; weißt du das noch? Und weißt du auch noch, wie er sich dann in deinen Gedanken aufbaute aus den gelbwerdenden Blättern, geschlossen und gesammelt, in sich selber ruhend wie ein Kunstwerk, und es war dein Werk in jeder Einzelheit, und dein Geist lebte in dem Ganzen. Wenn die Säulen schlank aufstiegen, mit selbstbewußter Tragkraft in ihrer starken Rundung, so war es ein Teil deines eignen Ichs, dies kecke Aufsteigen, in dir lag dies stolze Tragen; und wenn die Wölbung zu schweben schien, weil es seine ganze Schwere, Stein auf Stein, gesammelt hatte und sein Gewicht in mächtigen Tropfen auf den Nacken der Säulen senkte, so ward er dein, dieser Traum vom gewichtlosen Schweben, weil die Sicherheit, mit der sich die Wölbung herabsenkte, ja nichts andres war als du selber, der den Fuß auf sein eignes Ich setzte.

Ja, so war es, so wächst unser Wesen mit unserm Wissen, klärt sich dadurch, sammelt sich darin. Es ist ebenso schön zu lernen wie zu leben. Fürchte nicht, dich selber in Geistern zu verlieren, die größer sind als du selber. Sitze nicht da und grüble ängstlich über die Eigentümlichkeit deiner Seele, verschließe dich nicht vor dem, was Macht hat, aus Furcht, daß es dich mit sich hinabreißen und deine liebe, innerste Eigenheit in seinem mächtigen Strudel mit sich fortreißen könnte. Sei überzeugt, die Eigentümlichkeit, die in dem Ausscheiden und dem Umbilden einer fröhlichen Entwicklung verloren geht, war nur eine Unvollkommenheit, ein im Dunkeln getriebener Sprößling, dessen ganze Eigentümlichkeit darin bestand, daß er krank war an lichtscheuer Blässe. Und von dem Gesunden in dir sollst du leben, aus dem Gesunden heraus entwickelt sich das Große.

Es war ganz unerwartet für Niels Lyhne Weihnachten geworden.

In diesem ganzen verstrichenen Halbjahr war er nirgends zu Besuch gewesen, nur hin und wieder einmal bei dem Etatsrat, und von diesem hatte er auch eine Einladung erhalten, den Weihnachtsabend in seiner Familie zu verbringen. Aber vor einem Jahre hatte er Weihnachten in Clarens gefeiert, und deshalb wünschte er allein zu sein. Einige Stunden, nachdem es dunkel geworden war, ging er aus.

Es war sehr windig. Eine dünne, noch nicht ganz niedergetretene Schneedecke lag in den Straßen und schien sie zu verbreitern, und der Schnee auf den Dächern und Fenstersimsen verlieh den Häusern einen Schmuck, aber zugleich

Digitized by Google

ein vereinsamtes Aussehen. Die Laternen, die im Winde flackerten, jagten ihr Licht geisterhaft an den Mauern entlang, sodaß hie und da ein Schild aus seinen Träumen aufschreckte und in großartiger Gedankenleere vor sich hinstarrte. Auch die Ladenfenster, die nur halb erleuchtet waren und deren Schaustellung in der Geschäftigkeit des Tages zerstört worden war, sahen anders aus als sonst: es war etwas eigenartig Insichgekehrtes über sie gekommen.

Niels bog in die Nebenstraßen ein, und hier schien Weihnachten schon in vollem Gange zu sein, denn aus den Kellern und den niedern Erdgeschossen klangen ihm überall Töne entgegen, zuweilen von einer Violine, am häufigsten aber von Handharmonikas herrührend, die sich unverdrossen durch bekannte Tanzmelodien hindurchquälten, und durch die treuherzige Weise, mit der sie vorgetragen wurden, mehr die frohe Arbeit des Tanzes als das eigentliche Festliche desselben ausdrückten. Aber es lag über dem Ganzen eine gewisse Illusion von schleppenden Tritten und qualmiger Luft, so schien es ihm, dem draußen stehenden, den seine Einsamkeit gegen jegliche Geselligkeit feindselig stimmte. Er hatte weit mehr Sympathie für den Arbeitsmann, der vor dem matt erleuchteten Fenster des kleinen Kramladens stand und mit seinem Kinde über eins der billigen Wunder da drinnen verhandelte, und der so besorgt schien, eine unwiderrufliche Wahl zu treffen, bevor sie sich in die Höhle der Versuchung wagten. Und dann diese alten, einfachen Damen, die in Menge des Weges gingen, eine nach der andern, fast auf jedem hundertsten Schritt; alle mit den wunderbarsten Mänteln aus längst entschwundnen Zeiten, und alle mit leisen, menschenscheuen Bewegungen ihrer alten Hälse, ganz wie mißtrauische Vögel, und mit etwas Unsicherem, Weltentwöhntem in ihrem Gange, als hätten sie Tag für Tag da oben in den Mansardenstübchen der Hinterhäuser gesessen und wären nur an diesem einen Abende ins Freie gelassen worden. Er wurde traurig, als er daran dachte, und es stieg ein krankhaftes Gefühl in seinem Herzen auf, als er sich träumend in das langsam verrinnende Dasein so einer einsamen alten Jungfer versetzte, und er hörte vor seinen Ohren das langsame Ticktack einer Wanduhr peinlich taktfest die inhaltslosen Sekunden in die Schale des Tages tröpfeln.

Er mußte suchen, den Weihnachtsabend zu überstehen, und so ging er denn denselben Weg zurück, den er gekommen war, mit einem halbbewußten Grauen, daß in den andern Straßen neue Einsamkeiten dämmerten, andre Verhältnisse auftauchten als die, welche ihm hier entgegengetreten waren und die ihn so bitter gestimmt hatten.

Draußen in den großen Straßen atmete er freier auf, er ging schneller, mit einem gewissen Trotz in seinem Gang, und befreite sich von dem, was ihn eben noch so unangenehm berührt hatte, durch den Gedanken, daß er ja seine Einsamkeit freiwillig gewählt habe.

So trat er in eines der größern Restaurants ein.

Während er dasaß und auf die Speisen wartete, beobachtete er hinter

Digitized by Google

einer alten Zeitungsbeilage die Leute, welche eintraten. Es waren fast ausschließlich junge Menschen; einige von ihnen kamen allein, mit herausfordernder Haltung, als wollten sie die Anwesenden verhindern, sie für Leidensgenossen anzusehen, andre konnten es gar nicht verbergen, daß es ihnen peinlich war, an einem solchen Abend nicht eingeladen zu sein, alle aber hatten sie eine ausgeprägte Vorliebe für einsame Ecken und abseitsstehende Tische. Viele kamen paarweise, und den meisten von diesen Paaren konnte man es ansehen, daß sie Brüder waren; Niels hatte niemals so viele Brüder auf einmal gesehen; oft waren sie sehr verschieden in Kleidung und Wesen, und noch deutlicher zeugten ihre Hände davon, wie verschiedenartig oft ihre Lebensstellungen waren. Es war fast eine Seltenheit, sowohl wenn sie kamen, wie auch später, wenn sie saßen und mit einander sprachen, ein wirklich vertrauliches Verhältnis zwischen ihnen zu entdecken: bald war der eine der überlegene und der andre der bewundernde, bald war der eine entgegenkommend und der andre zurückweisend; hier herrschte eine wachsame Vorsichtigkeit auf beiden Seiten, dort, was noch schlimmer war, eine stillschweigende Geringschätzung der gegenseitigen Ziele, Hoffnungen und Mittel. Für die allermeisten bedurfte es offenbar eines solchen heiligen Abends und damit verbunden einer gewissen Verlassenheit, um sie an ihre gemeinsame Herkunft zu erinnern, sie mit einander zu vereinigen.

Während Niels dasaß und hierüber nachdachte, wie auch über die Geduld, mit der alle diese Menschen warteten und weder klingelten noch laut nach den Kellnern riefen, als wollten sie nach stillschweigender Übereinkunft das Restaurationsgepräge, so gut es ging, fernhalten, während er an alles dachte, sah er einen seiner Bekannten eintreten, und dieser plötzliche Anblick eines bekannten Gesichtes nach allen den fremden kam ihm so überraschend, daß er sich nicht enthalten konnte, aufzustehen und den eintretenden mit einem freudigen, aber zugleich verwunderten Guten Abend! zu begrüßen.

Warten Sie auf jemand? fragte der andre, und sah sich nach einem Haken für seinen Überrock um.

Nein, solo!

Das trifft sich ja ausgezeichnet!

Der Neuangekommene war ein Doktor Hjerrild, ein junger Mann, den Niels zuweilen bei dem Etatsrat getroffen hatte und von dem er wußte, zwar nicht aus seinem eignen Munde, sondern durch neckende Äußerungen der Etatsrätin, daß er in religiöser Hinsicht sehr frei sei. Aus seinem eignen Munde dagegen wußte er, daß Hjerrild in politischer Beziehung ganz das Gegenteil war.

Dieser Art Menschen begegnete man sonst eigentlich nicht bei Etatsrats, die sowohl kirchlich wie liberal waren, und der Doktor gehörte auch im Grunde vermöge seiner Anschauungen wie durch seine verstorbene Mutter zu einem jener damals nicht seltenen Kreise, wo man die neue Freiheit teils mit zweifelnden, teils mit feindlichen Blicken betrachtete, und wo man in religiöser Hinsicht mehr

Digitized by Google

als rationalistisch und weniger als atheistisch war, wenn man nicht, was auch vorkommen konnte, indifferent oder mystisch war. Man fand in diesen übrigens sehr verschieden abgestuften Kreisen die Ansicht, daß Holstein dem Herzen wenigstens ebenso nahe stehe als Jütland, man hatte kein Verwandtschaftsgefühl mit Schweden und war nicht unbedingt für das Dänentum in seinen neudänischen Formen. Schließlich kannte man Molière gründlicher als Öhlenschläger und war, was den Kunstgeschmack betraf, vielleicht ein wenig süßlich.

Unter Einwirkung von solchen oder doch nahe verwandten Anschauungen und Sympathien hatte sich Hjerrild entwickelt.

Er saß da und sah Niels mit einem unsichern Blicke an, wie dieser ihm seine Beobachtungen, die andern Gäste betreffend, mitteilte und besondern Nachdruck darauf legte, daß dieselben sich beinahe schämten, nicht ein Heim oder eine heimische Stätte zu haben, welche sie an diesem Abende hätte zu sich ziehen können.

Ja, das kann ich nur zu gut verstehen, sagte Hjerrild laut, beinahe abwesend. Man kommt am Weihnachtsabende nicht von freien Stücken hierher, und das demütigende Gefühl, so ausgeschlossen zu sein, mag es nun freiwillig oder durch andre geschehen, kann nicht ausbleiben. Wollen Sie mir sagen, weswegen Sie hier sind? Wenn Sie es nicht wollen, so sagen Sie nur nein!

Niels antwortete, daß er den letzten Weihnachtsabend mit seiner verstorbenen Mutter verlebt habe.

Ich bitte Sie um Verzeihung, sagte Hjerrild, es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir zu antworten, aber Sie müssen es mir nicht übel nehmen, ich bin sehr mißtrauisch. Ich will Ihnen sagen, daß man sich Leute denken könnte, welche hierher kommen, nur um dem Weihnachtsfeste einen jugendlichen Fußtritt zu geben, und ich selber, müssen Sie wissen, befinde mich hier aus lauter Respekt vor der Weihnachtsfeier der andern. Es ist dies der erste Weihnachtsabend, den ich nicht in einer liebenswürdigen Familie verlebt habe, die ich aus meiner Vaterstadt kenne, aber es ist mir so vorgekommen, als ob ich ihnen im Wege wäre, wenn sie ihre Weihnachtslieder singen. Nicht gerade, daß sie sich genirt hätten, dazu waren sie viel zu brav, aber es berührte sie unangenehm, daß jemand zwischen ihnen saß, für den diese Lieder nur in die Luft gesungen wurden — wenigstens glaube ich das.

Niels und Hjerrild nahmen ihre Mahlzeit fast schweigend ein, zündeten dann ihre Zigarren an und beschlossen, in ein andres Lokal zu gehen, um dort ihren Toddy zu trinken. Keiner von ihnen hatte Lust, heute Abend die vergoldeten Spiegelrahmen und roten Sofas anzusehen, die sie Tag für Tag das ganze Jahr hindurch vor Augen hatten, deswegen begaben sie sich in ein kleines Café, in welchem sie sonst nie verkehrten.

Sie sahen aber bald, daß hier keine bleibende Stätte war. Der Wirt, die Kellner und ein paar Freunde saßen im Hintergrunde der Stube und spielten

Digitized by Google

Dreikart mit zwei Trümphen; die Frau und die Töchter des Wirts sahen zu und sorgten für die Bedienung dieses Tisches, nicht aber für sie. Einer der Kellner brachte ihnen endlich das Verlangte. Sie beeilten sich mit ihrem Getränke, denn sie fühlten, daß sie störten, man sprach weniger laut, und der Wirt, der vorhin in Hemdsärmeln dagesessen hatte, hatte sich nicht überwinden können, sitzen zu bleiben, sondern war in seinen Rock gefahren.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Aus Schubarts Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1888.

Diese reichhaltige, auf ihrem eignen Schauplatze entstandene und auf Thatsachen und Ueberlieferungen fast peinlich beschränkte Lebensbeschreibung des urwüchsigsten der „Originalgenies" wird auch außerhalb seiner engern Heimat Schwaben, wo das Interesse für Schubart noch rege ist, auf die Aufmerksamkeit eines nicht bloß litterarhistorisch fachmäßigen Leserkreises Anspruch machen dürfen. Der Geistersturm, der im vorigen Jahrhundert bis in die verlorensten Winkel des Vaterlandes wehte, kann nicht eigenartiger, für die deutschen Verhältnisse bezeichnender dargestellt werden, als durch das brausende Dichterleben dieses Schulmeisters einer schwäbischen Ackerstadt, dessen Phantasie und pindarischer Versschwung sich in — Schuldiktaten und Festliedern austobt, der schon dem ersten Anhauch freiern Lebens moralisch erliegt und den ersten zahmen Versuch einer Erhebung über Amts- und Schulstaub mit dem Martyrium einer grund- und zwecklosen elfjährigen Kerkerhaft bezahlen muß. Als der Gefangene auf dem Hohenasperg, als der Johannes seines Landsmanns Schiller ist Schubart dem deutschen Volke meist bekannt. Strauß hat sein Lebensbild dazu benutzt, um den Zwiespalt der eignen Natur darin zu spiegeln. Aber Schubart ist weniger und mehr als ein litterarischer Frühlingsbote, sicherlich alles andre als ein versprengter, in der Welt und in sich selbst geirrter Ritter vom Geist, das zwiefache Opfer verknöcherter Lebensformen. Er ist zunächst eine merkwürdige Persönlichkeit an sich mit seiner polyhistorischen Vielseitigkeit und seiner oft geradezu kindischen Musikantennatur, seinen moralischen Anschauungen und seiner grenzenlosen Lüderlichkeit, seiner Klopstockschen Religiosität und seiner Wielandschen Freigeisterei. Er giebt seinen etwas ältern Zeitgenossen Rousseau in verjüngtem Maßstabe wieder. Den eigentlichen Schlüssel zum Begreifen dieser litterarischen Erscheinungsform aber giebt der deutsche Schubart. Als Deutscher gehört er in eine Reihe für Deutschland charakteristischer Geister, die sich schon im Mittelalter ankündigen, in den neuern Zeiten in den Hutten, Christian Günther, Heinrich von Kleist u. a. immer wiederkehren. Ihr Grundzug ist Widerstandsunfähigkeit gegen die eignen Lebensformen, ein Durchgehen des Kopfes mit dem Herzen, ein trotziges Sichselbstvergessen im Gefühl der eignen Ueberlegenheit, ein Sichberauschen im neuen Wissen, im jungen

Digitized by Google

Geist. Auf sie alle gilt Goethes oft angeführte Wort über Günther. Schubart tritt daher auch so auffallend heraus aus der Schaar der Stürmer und Dränger der Folgezeit. Er ist ein Stürmer von Natur und nicht aus der litterarischen Schule. Sein Leben ist allerdings, wie der Verfasser bemerkt, das, wozu das Leben so vielfach mißbraucht wird: ein Roman. Es spielt in Deutschland zu jeder Zeit. Das vorliegende Buch behandelt hauptsächlich die am wenigsten bekannten und durchforschten Kapitel, die Lehrerzeit in Geislingen, die Geislinger Idylle, wie sie im Gegensatz zu der tragischen Elegie auf dem Asperg erscheint. Der Verfasser, Professor Nägele in Geislingen, durch die örtlichen Andenken angeregt, hat es an nichts fehlen lassen, sie treu und lebendig wirken zu lassen. Briefe und Dichtungen durchziehen, wie billig und notwendig, bis auf die notwendigsten biographischen Erörterungen das Ganze. Die beigegebene Auswahl aus den (im Privatbesitz erhaltenen) Schuldiktaten wird das Volk der Quintus Fixlein nicht ohne Lächeln und Rührung durchblättern. Gute Lichtdrucke der durch den Helden merkwürdig gewordenen Oertlichkeiten schmücken das hübsch ausgestattete Buch.

William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter von Hermann Conrad. Berlin, Georg Reimer, 1887.

Kritische Studien, die nicht bloß die Form, sondern auch den Gehalt dichterischer Werke einer strengen Prüfung unterziehen, sind heutzutage sehr selten geworden. Es hat sich der falsche Glaubenssatz eingenistet, daß die ästhetische Kritik überhaupt sich nur um die Form zu kümmern habe, und der ganze charakterlose Eklektizismus der Zeit, der Mangel an einer festen Ueberzeugung in sittlichen und philosophischen Fragen, haben sich bei diesem Satze wohl befunden. Allein die ästhetischen Dilettanten haben nicht eingesehen, daß die künstlerische Form selbst, wenn sie ernst begriffen wird, nicht zu trennen ist von dem Gehalte, den sie umschließt, daß sie aus den sittlichen Grundsätzen des Dichters herauswächst und von ihnen bestimmt wird. Hermann Conrad übt in seinem Buche über Thackeray schneidige Sachkritik. Seine Studie ist kein historisch-biographischer Essay, darum ist sie auch ganz unmodisch, die Grundsätze dagegen, die sie verteidigt, sind ebenso vortrefflich, als durch die Mode verdunkelt. „Unter dem Einflusse der gegenwärtigen pessimistischen und naturalistischen Strömung in der Litteratur — schließt Conrad — haben oberflächliche Geister sich nicht gescheut, Thackeray als den größten Epiker der englischen Nation hinzustellen und einen Goldsmith, einen Scott, einen Dickens, eine Elliot neben ihm verschwinden zu lassen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, gegen diese Vermessenheit einen rücksichtslosen Protest einzulegen. Thackeray ist kein großer Dichter. Ein solcher ist nicht denkbar unter der traurigen Beschränkung eines einseitigen Pessimismus; nicht denkbar bei einer so frivolen Auffassung und Behandlung seiner erhabenen Kunst; nicht denkbar ohne Idealismus." Dieselben ästhetischen Grundsätze haben wir an dieser Stelle immer vertreten, und wir stimmen Conrad rückhaltlos bei. Ein Vorzug seiner Studie ist es, daß er zu diesen Sätzen den Leser nicht auf spekulativen Wegen führt, sondern erst nachdem er in unbefangener, aber scharfsinniger Weise die Hauptwerke Thackerays der Reihe nach durchgegangen und die Wahrheit ihrer Bilder, die Logik ihrer Urteile, den Wert ihrer künstlerischen Form unparteiisch geprüft hat. Das Bild, welches er von dem großen Satiriker im Leser geschaffen hat, ist ungefähr folgendes.

Seinem persönlichen Charakter nach war Thackeray ein geistvoller und gutartiger Lebemann. Im Jahre 1811, am 18. Juli, zu Kalkutta als Sohn wohlhabender Eltern geboren, kam er jung nach England, wo er im Charterhouse zu

Digitized by Google

London erzogen wurde. Früh äußerte sich in ihm eine starke Begabung für die Karikatur, und er dachte auch daran, sich der Malerkunst zu widmen. Aber er brachte schon im Alter von einundzwanzig Jahren sein Vermögen durch, und nun mußte er für seinen Unterhalt sorgen. Dies gelang ihm in sehr einträglicher Weise, indem er sich auf die Journalistik warf. Er hatte darin mit seinen blutigen Satiren anfänglich mehr Glück als mit den poetischen Arbeiten, bis ihn der Roman Vanity fair berühmt machte. Auch das Romanschreiben wurde nun von Thackeray ganz in den Dienst des Honorars gestellt. Wenige seiner Erzählungen sind jedoch künstlerisch wohl komponirte Ganze. Die meisten erschienen lieferungsweise, der Anfang wurde gedruckt, ohne daß der Dichter wußte, wie er die Geschichte fortführen werde. Lange Lieferungen wurden mit Trivialitäten gefüllt, nur um mehr Geld herauszuschlagen. Aus seiner vorwiegenden Begabung für die Karikatur machte Thackeray eine künstlerische Tugend. Er stellte sich im Gegensatz zu seinen Vorgängern im Romanschreiben und in begeisterter Verehrung Fieldings auf den pessimistischen Standpunkt: „Mit Ausnahme einzelner Engel, welche er in dieses Jammerthal hineinversetzt, ist die ganze Menschheit eine Gesellschaft von lauter fleischlichen Materialisten. . . . Der Egoismus, wie Thackeray ihn in seinen Menschen schildert, ist ein so bestialischer, daß er keine Schranken, wie sie etwa das Familiengefühl, die Dankbarkeit, die Reue auferlegen, kennt.“ Conrad weist auch die launische, sprunghafte Manier des Dichters nach, der nicht immer sicher in seinen sittlichen Urteilen war und es mit seiner künstlerischen Aufgabe selten ernst nahm. Er ist dabei nicht blind für die guten Seiten Thackerays: er betont die große Schärfe seiner Kenntnisse, zumal des achtzehnten Jahrhunderts in England, und die bedeutende Kraft seiner gestaltenden Phantasie.

Meister Timpe. Sozialer Roman von Max Kretzer. Berlin, S. Fischer, 1888.

Max Kretzer gilt als der Sozialist unter den Naturalisten, die die neue Gattung des Berliner Romans pflegen. In diesem neuesten Werke hat er aber seine sozialistische Tendenz hinter der dichterischen Objektivität des Charakterschilderers zu verbergen gestrebt, und an Stelle des Naturalismus ist eine säuberliche Zeichnung, man möchte beinahe sagen eine altfränkisch philiströse Gemütlichkeit getreten, die weit mehr an die Romantik erinnert, als an den gewaltthätigen Zola. Denn mit elegischem Blicke schaut Kretzer auf die gute, alte Zeit zurück: es waren damals doch bessere Menschen, redlichere Männer, gesündere Verhältnisse. Dagegen jetzt! Da macht sich das Strebertum mit seiner grenzenlosen Selbstsucht, seiner Gewissenlosigkeit, seinem rücksichtslosen Konkurrenzkampfe breit, daß die Männer vom guten, alten Schlage, wie Meister Timpe einer war, dabei notwendigerweise zu Grunde gehen müssen. Die Maschine, die Einführung des Dampfbetriebes, das Großkapital, die Massenproduktion haben diese Umwälzung herbeigeführt. Die Großindustrie hat dem Publikum zwar schlechtere, aber billigere Ware geliefert, sie hat die Preise für Ware und Arbeit gedrückt, diese Konkurrenz hat das Kleingewerbe nicht aushalten können. Es ist die uns allen wohlbekannte soziale Tragödie unsrer Tage, die Max Kretzer hier vorgeführt hat. Allein er hat durch Aufnahme ganz gemeiner und zufälliger Motive der Tragik des Vorwurfs ihre Hoheit genommen. Wie sehr man auch Partei für den Arbeiter und gegen das gewissenlose Großkapital nehmen mag, so darf man den Industriellen doch nicht schlankweg als Dieb hinstellen. Die Tragik der Vorgänge liegt eben darin, daß sich die vorhandenen positiven Gesetze und sozialen Ordnungen gerechterweise nicht gegen den Egoismus des Großkapitals anwenden ließen, daß die Entwicklung der Gesellschaft Formen

Digitized by Google

angenommen hat, die von dem ältern Gesetzgeber nicht vorausgesehen werden konnten. Rein bleibt diese Tragödie nur dann, wenn das Uebel objektiv in der mangelhaften Gesetzgebung, nicht aber in der Bösartigkeit einzelner Menschen erkannt wird; denn schließlich bleiben sich die Menschen durch alle Zeiten gleich, und ebenso ihre Selbstsucht. In seiner Parteinahme jedoch für die armen Opfer der Großindustrie, für die ruinirten Kleingewerbler, wie für die schlecht bezahlten und schlecht ernährten Fabrikarbeiter hat Kretzer alles sittliche Licht auf diese und alle Schändlichkeiten auf die Reichen vereinigt. Er läßt seinen spekulativen großindustriellen Urban nur durch einen ganz gemeinen Diebstahl der Modelle des Drechslermeisters Timpe seine großen Erfolge erringen, und das ist keine glückliche Erfindung. Die Gestaltung des Meisters Timpe und seines ganzen Familienlebens ist ihm besser gelungen. In dem achtzigjährigen Gottfried Timpe, in seinem Sohne Johannes, dem „Meister," und in dem Enkel Franz Timpe hat Kretzer die drei Berliner Generationen unsers Jahrhunderts gut veranschaulicht. Der Enkel ist schon ganz ein moderner Streber geworden, der seinen Vater bestiehlt, auf eine reiche Frau spekulirt, flott lebt, viele Verhältnisse zu käuflichen Mädchen hat und schließlich der Kompagnon desselben Großindustriellen wird, der den Meister Johannes vernichtet. An diesem selbst, dem Typus eines tüchtigen und charaktervollen Berliner Handwerkers, ist der Konflikt zwischen den zwei großen Motiven der monarchischen Treue und der sozialistischen Unzufriedenheit poetisch der merkwürdigste Charakterzug. Auf die Schilderung dieses schweren und langjährigen Seelenkampfes hat Kretzer die meiste Sorgfalt verwendet; dieses neue Motiv ist der wertvollste dichterische Kern des Romans geworden. Und Timpe bleibt königstreu, bis er den letzten Atemzug in demselben Feuer aushaucht, das er, um sich selbst zu töten, angezündet hat. Denn er endet im Selbstmorde aus Verzweiflung über die Schlechtigkeit seines Sohnes und der neuen Welt. Wie sich an Franz Timpe das Verbrechen des Diebstahls beim eignen Vater rächen soll, hat Kretzer als rechter Sittenmaler auch nicht einmal anzudeuten den Mut gefunden: der Sohn lebt ja noch, er vertritt die Gegenwart. Noch andre Kompositionsfehler wären anzumerken. So der, daß Meister Timpe erst sehr spät in den künstlerischen Mittelpunkt des Romanes tritt, und daß die völlige Vernachlässigung seiner Gegenpartei geradezu verstimmt. Der Roman hat kein Gleichgewicht. Ebenso werden andre angefangene Fäden ohne Grund fallen gelassen.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 47. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Juni 1888.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm der Zweite.

Irgends zeigt sich das deutsche Rechtssprichwort: „Der Tote erbt den Lebendigen“ (Le mort saisit le vif) kräftiger als in der Erbfolge des Thrones. Die stille Sammlung, welche dem Bürger gegönnt ist, den der Tod seines Familienhauptes betroffen hat, bleibt dem Herrscher versagt. Die Größe seiner Stellung, die hohe Pflicht seines königlichen Amtes verlangen gebieterisch, daß der neue Herr sich von der Trauer um den Toten zu der Sorge um die Lebenden wende. Daß dies bei der Thronbesteigung Friedrichs III. nicht der Fall sein konnte, daß die tötliche Krankheit den Kaiser an das Zimmer bannte, als die Leiche Wilhelms I. beigesetzt wurde, daß die fehlende Sprache den Monarchen hinderte, zu der gewählten Vertretung seines Volkes persönlich zu reden, das alles lastete wie Blei auf den Gemütern. Aber Gott verläßt die Deutschen nicht. Dem ersten Kaiser Wilhelm ist Wilhelm II. gefolgt; ein jugendlicher Monarch, der kaum noch vor einem Jahre der größern Menge bekannt war, hat mit festen Händen die Zügel der Regierung ergriffen. Sein jugendliches Alter teilt er mit vielen seiner großen Ahnen; der große Kurfürst und der große König von Preußen und Friedrich Wilhelm I., der dem preußischen Königtum zuerst das feste Gefüge einer geordneten, gerechten und sparsamen Verwaltung gab, sind noch jünger gewesen, als der gegenwärtige Inhaber der deutschen und preußischen Krone. Erst seit dem Beginne der Krankheit seines erlauchten Vaters begannen die Blicke des In- und Auslandes sich dem „Prinzen Wilhelm“ zuzuwenden. Man beobachtete ihn genauer und fand zwei außerordentliche Grundzüge in seinem Charakter: in dem Großvater sah er das Ideal eines Regenten, und in dem Fürsten Bismarck verehrte er mit Begeisterung den Staatsmann, dem sein Haus und sein Land so viel Dank schuldet. Für die überwiegende Mehrheit der Nation war diese Wahrnehmung ein Trost in schwerer Zeit, der Hoffnungsstern der Zu-

Digitized by Google

kunft, und die Bitternis, in welcher das deutsche Volk das Krankenlager Friedrichs III. umgab, fand allein ihre Milderung in dem Aufblick zu dem Sohne, der mit dem Namen auch die Eigenschaften des eben verblichenen ersten Heldenkaisers geerbt zu haben schien. Zu dem körperlichen Leiden Kaiser Friedrichs trat auch das seelische, daß in einer in Deutschland und Preußen geradezu unerhörten Weise eine Partei die Vermessenheit hatte, den Herrscher als ihren Parteigenossen in Anspruch zu nehmen. Die Kamarilla und die sonstigen Einflüsse, welche den schwerkranken Monarchen umgaben, mußten nach vielen Richtungen hin den Eindruck verstärken, als ob die lügenhaften Reklamen der Berliner Fortschrittszeitungen nicht ganz der Grundlage entbehrten. Der deutschfreisinnige Hexentanz war damals für die staats- und königstreuen Elemente schwer zu durchbrechen, denn es hätte dies nur geschehen können, indem man einzelnen Persönlichkeiten die Maske vom Gesichte riß, zu denen der kranke Herrscher ein besondres Vertrauen hatte. Die wirkliche, nicht die papierne Loyalität des „Berliner Tageblattes“ und des Herrn Eugen Richter, duldete lieber Verleumdungen, als daß sie dem kranken Kaiser Schmerzen bereitete und das monarchische Prinzip erschütterte. In dieser kurzen Regierungszeit haben die Fortschrittsblätter sich nach Kräften bemüht, den Kronprinzen Wilhelm in einen Gegensatz zu seinem Vater zu bringen. Die demokratische „Volkszeitung“ sprach von dem tiefen Schmerze, den die Kaiserin Viktoria um ihren Sohn empfinde; sie stellte die Kaiserin als von ihrem Fleisch und Blut verlassen dar. Auch damals hat sich kein Staatsanwalt gefunden, der gegen diese freche Lästerung eingeschritten wäre. Wollten die Parteien und die Zeitungen, die in den letzten Monaten verunglimpft und geschmäht worden sind, das ihnen von den Demokraten und Fortschrittlern samt deren Presse gegebene Beispiel befolgen, so könnten sie heute noch mit mehr Recht dem Kaiser Wilhelm II. als *ihrem* Kaiser und König entgegenjubeln. Vestigia terrent. Die Kartellparteien würden in einem solchen Verfahren den Mangel an Ehrerbietung gegen den Herrscher und ihre eigne Herabwürdigung erblicken. Ein preußischer König aus dem Hohenzollernstamme kann niemals ein Herrscher von Parteien sein, und die ersten Regierungshandlungen Wilhelms II. beweisen klar und deutlich, daß er ein Herrscher für alle ist und daß er sein hohes Amt nicht zu Gunsten von Parteien, sondern als Vertreter der Gesamtheit und als „erster Diener des Staates“ zu führen gesonnen ist. Wir freuen uns dessen und fühlen uns wieder geborgen und sicher. Der Aufruf an Heer und Flotte zeigt, daß Wilhelm II. in der militärischen Grundlage und deren Festigung, wie sein glorreicher Großvater, die erste und notwendigste Schutzwehr des Reiches zu pflegen gesonnen ist. Sein Aufruf an das Volk enthält in schlichten, aus dem Herzen strömenden und zu Herzen gehenden Worten die fromme Verheißung, daß das gegenseitige Vertrauen von König und Volk und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande die Richtschnur seiner Handlungen sein wird. Die Thronrede, welche der junge Kaiser, umgeben

Digitized by Google

von den gesamten Bundesfürsten und den Bürgermeistern der freien Städte, an den Reichstag richtete, legt Zeugnis ab, daß er entschlossen ist, in den Bahnen Wilhelms I. fortzuschreiten. Es ist mehr als eine symbolische Bedeutung, daß die Bundesfürsten sich beeilten, sich an die Seite ihres Oberhauptes zu stellen, um dem deutschen Volke und der Welt zu beweisen, daß die deutsche Bundestreue keine Unterbrechung erfahren hat und daß neidlos auch ein jugendlicher Kaiser freudig als Führer von Fürsten und Volk begrüßt wird. Indem die Thronrede an die Regierungsgrundsätze des ersten deutschen Kaisers anknüpft, enthält sie ein Programm, dem alle zujubeln werden, in deren Herzen die Liebe zum Vaterlande jede andre Empfindung ausschließt. Die Thronrede an den Landtag enthält wertvolle Zusicherungen auf dem Gebiete der innern Politik. Wir rechnen es dem jungen König hoch an, daß er vom Throne herab, um niederträchtigen Verhetzungen entgegenzutreten, feierlich jedem religiösen Bekenntnisse Freiheit und Schutz zugesichert hat. Wohl macht es einen Unterschied, ob ein neunzigjähriger Greis oder ein dreißigjähriger Mann auf dem Throne sitzt, aber dieser Unterschied wird sich in den wesentlichen Beziehungen nicht geltend machen. Denn die Thronreden Wilhelms II. sagen nichts andres als jenes Wort, das Friedrich der Große kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung aussprach: „Die Dekoration des Gebäudes wird eine andre sein, aber die Fundamente und Mauern bleiben unversehrt.“ Wir werden weiter wandeln in den Bahnen, die Wilhelm I. mit seinem großen Kanzler gewiesen hat, und mit diesem Programm kann Wilhelm II. der Liebe und des Vertrauens des gesamten Volkes sicher sein. Wehe dem, der daran rütteln wollte!

Droht in Italien ein Kulturkampf?

Das neue Strafgesetzbuch, das demnächst in Italien eingeführt werden wird, enthält unter andern folgende Bestimmungen:

Art. 101. Wer eine Handlung begeht, die dahin abzielt, den Staat oder einen Teil desselben einer fremden Herrschaft zu unterwerfen oder die Einheit des Staates zu zerstören, wird mit Zuchthaus bestraft. Art. 173. Der Kultusdiener, der bei Ausübung seiner Amtsverrichtungen öffentlich die Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder die Handlungen der Behörden tadelt oder schmäht, wird mit Haft bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 1000 Franks bestraft. Art. 174. Der Kultusdiener, der unter Mißbrauch einer moralischen, aus seinem Amte entspringenden Macht zur Mißachtung der Einrichtungen oder Gesetze des Staates oder der Handlungen der Behörden oder sonst zur Uebertretung der Pflichten gegen das Vaterland oder derjenigen, welche mit einem Staatsamte verbunden sind, anreizt oder berechtigten Vermögensinteressen Eintrag thut oder den Frieden der Familie stört, wird mit

Digitized by Google

Haft von sechs Monaten bis zu drei Jahren, mit Geldbuße von 500 bis 3000 Franks und mit dauernder oder zeitweiliger Ausschließung von der geistlichen Pfründe heimgesucht. Art. 175. Der Kultusdiener, der gegen die Verfügungen der Regierung äußere Kultushandlungen verrichtet, wird mit Haft bis zu drei Monaten und mit Geldbuße von 50 bis 150 Franks bestraft. Art. 176. Der Kultusdiener, der in Ausübung oder unter Mißbrauch seines Amtes sich irgend eines andern Vergehens schuldig macht, verfällt der Strafe, welche gesetzlich dafür festgesetzt ist, verschärft durch eine Erhöhung von einem weitern Sechstel bis zu einem Drittel, mit Ausnahme der Fälle, wo bereits die Eigenschaft des Kultusdieners vom Gesetze in Berücksichtigung gezogen worden ist.

Die Staatsgewalt will sich durch diese Paragraphen wirksamer gegen die klerikalen Versuche zur Wiederherstellung des Kirchenstaates schützen. Es ist begreiflich, daß die klerikale Presse, soviel sie vermag, gegen diese Gesetze einwendet, daß die Bischöfe förmliche Verwahrungen beim Parlamente dagegen einlegen, daß der Papst selbst durch Ansprache im heiligen Konsistorium ernste und feierliche Beschwerde führt.

Daß diese Bemühungen einen nennenswerten Erfolg haben werden, ist nicht wahrscheinlich.*) Aber bei dem großen Einfluß, den die Kirche in Italien auf die Gemüter ausübt, werden viele wohl die Frage aufwerfen, ob durch die neue Gesetzgebung nicht eine Art „Kulturkampf" entstehen werde, worin die Staatsgewalt in dem ganz katholischen Lande noch weniger auf einen Sieg Aussicht haben könne, als in dem der Mehrheit nach protestantischen Preußen, dessen Maigesetze doch bei weitem nicht die Tragweite der oben angeführten italienischen Gesetzesparagraphen hatten.

Wir glauben, daß diese Frage verneint werden muß, und wollen zur Begründung die nachfolgenden Beobachtungen mitteilen, die wir mit vollkommener religiöser und politischer Unbefangenheit im Lande selbst gemacht haben.

Auch wer sich sonst teilnahmlos gegen Kirche und kirchliches Leben verhält, gewinnt bei längerm Aufenthalte in Italien doch allmählich Interesse daran und wird zum Nachdenken angeregt. Man wandert fast täglich von einer Kirche zur andern und findet die mannichfachsten Genüsse. Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Volksleben bieten uns die Kirchen in Fülle; oft suchen wir auch in den heiligen Räumen Wärme, wenn es draußen kalt ist, und Kühle, wenn uns die Sonne im Freien lästig wird; zuweilen auch Ruhe und Sammlung, wenn das Gemüt ihrer bedarf. Allmählich begreifen wir, daß die Kirche in Italien zum Leben des Volkes gehört und daß sie zu diesem eine ganz andre Stellung einnimmt als diesseits der Alpen. Die Verhältnisse sind eben grundverschieden, hüben und drüben.

Fassen wir den Geist der katholischen Kirche — wohlverstanden, wie er sich in Italien bethätigt — richtig auf, so verlangt sie vom Volke eigentlich

*) Der Gesetzentwurf ist inzwischen mit überwältigender Stimmenmehrheit angenommen worden.

Digitized by Google

nichts als Gehorsam. Daß sie eine wahrhaft sittliche Einwirkung jemals versucht habe, davon liefert die Geschichte keinen Beweis. Savonarola wurde von der Kirche verleugnet, und sein Versuch einer Einwirkung auf die Gemüter, einer sittlichen Reform, fand nur in Florenz, und auch da nur vorübergehend, Einfluß, der wie ein neues Gericht einem verwöhnten Magen eine kurze Zeit lang mundet, dann aber auch bald Überdruß erregt. Es war ein Feuer, das mächtig aufflackerte, aber bald erlosch, weil es keine Nahrung im Charakter des Volkes fand.

Das große Geheimnis, wie es der katholischen Kirche gelang, das Volk im Gehorsam zu halten, nicht nur die rohen Massen, sondern auch die Gebildeten, ja selbst die Denkenden und den Dogmen widerstrebenden, liegt in der Lehre von den Qualen der Hölle und des Fegefeuers und von der lösenden Macht des Priestertums. Selbst ganz freidenkende Männer fügen sich, indem sie denken, ja zuweilen offen aussprechen: „Es kann jedenfalls nichts schaden," oder: „Man kann immerhin nicht wissen" u. s. w.

Man ist erstaunt, wenn man dergleichen Äußerungen aus dem Munde ernster Männer vernimmt. Aber man muß sich vergegenwärtigen, daß die Angst vor den höllischen Qualen nicht nur auf einer kirchlichen Lehre beruht, sondern daß diese Qualen auch mit einer Zolas würdigen Realität von Künstlern und Dichtern dem Volke in allen denkbaren Einzelheiten dargestellt worden sind. Dante hat die Hölle so drastisch geschildert und dem Geiste seines Volkes so lebhaft vor die Augen geführt, daß der Eindruck um so tiefer gehen mußte, je größer und unanfechtbarer der Name Dantes seinem Volke wurde und je höher sein Gedicht in der Litteratur im Range stieg. Noch mehr haben die Maler gethan, um die Angst vor den Höllenqualen im Gemüte des Volkes zu befestigen. Man findet die Beweise hierfür in allen Winkeln Italiens. Es genüge, auf die entsetzlichen Darstellungen hinzuweisen, welche die Fresken in der Kuppel des Florentiner Domes enthalten.

Das Kirchenregiment also verlangt vom Volke nichts als Gehorsam. Der Gottesdienst stellt fast keine Anforderung, verlangt keine Mitwirkung der Gemeinde. Dies alles bleibt dem Einzelnen überlassen. Der Priester ist der Vermittler zwischen Volk und Gott; der Priester allein ist es, der der Gottheit die ihr gebührenden Opfer darbringt; das Priestertum ist es, das Gott verehrt und mit Gepränge und Feierlichkeit jeder Art verherrlicht. Die Kirche ruft zwar das Volk zur Anwesenheit beim Gottesdienste herbei, aber sie erkennt nicht einmal den Grundsatz Tres faciunt ecclesiam an, denn auch wenn niemand kommt, geht der Dienst wie gewöhnlich von statten.

Alles dies findet schon in der räumlichen Anlage der Kirche seinen Ausdruck. Die Kirche besteht aus zwei ganz verschiedenen Räumen, dem Zuschauerraum und — man möge den Ausdruck seiner Anschaulichkeit wegen gestatten — der Bühne. Während auf der letzteren die heilige Handlung vom Priester voll-

Digitized by Google

zogen wird, bewegt sich das Volk im Zuschauerraume in der ungezwungensten Weise. Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arme wandeln auf und nieder und halten es nicht für unpassend, dem Kinde innerhalb der Kirche die Brust zu bieten. Größere Kinder tummeln sich mit ihrem Spielzeug, Männer haben ihre Hunde mitgebracht, oder die Hunde sind auch allein hereingelaufen. Geringe Leute haben ihre Lasten auf dem Rücken, Soldaten lassen ihre Säbel auf den Boden aufklirren, zärtliche Paare sitzen in entfernteren Ecken, Fremde mit dem Baedeker in der Hand kommen in lautem Gespräche mit dem begleitenden Lohndiener, schlüsselrasselnde Kirchendiener erbieten sich zur Vorzeigung der Merkwürdigkeiten der Kirche; in einer Ecke (in Mailand) steht ein Zahltisch, an dem man das Eintrittsgeld zum Dombache entrichtet und Photographien kauft. Von Andacht, von Gemütserhebung ist hier kaum die Rede. Selbst die wenigen, die hie und da in entfernten Winkeln oder an den Stufen eines Seitenaltars knieen, vermögen doch wohl in diesem Getümmel kaum sich innerlich zu sammeln und den Geist vom Irdischen zum Ewigen zu erheben.

So durchdringt, ja beherrscht das Volksleben die Kirche, wir meinen das Kirchengebäude. Selbst Chor und Sakristei sind, wie in Santa Maria del Fiore und Santa Maria Novella in Florenz, offen und jedermann zugänglich. Die Kirche ihrerseits aber, als Anstalt, durchdringt ebenso das Volksleben, und indem sie vom Volke nichts verlangt als Gehorsam, ihm aber gar vieles darbietet und gewährt, wie Schulen, Asyle, Spitäler, Kunstwerke, Musik, Pracht, Gepränge, selbst Beleuchtungen und Feuerwerke, ist sie dem Volke wert, willkommen, ja unentbehrlich. Die Geistlichen bilden nicht, wie bei uns, eine abgeschlossene Kaste, die sich vom Volke fernhält; sie tragen nicht, wie bei uns, jene ernsten, zuweilen finstern und kampfbereiten Züge; man findet sie vielmehr überall mitten unter dem Volke, am Vergnügungsort, im Kaffeehaus, in der Osteria, im Omnibus und auf der Pferdebahn, bei Kegel- und Ballspiel; ihre Gesichtszüge sind unbefangen und natürlich; der eine sieht ernst aus, der andre heiter, dieser macht den Eindruck eines Sanguinikers, jener den eines Cholerikers, kurz, sie erscheinen wie andre Menschen, als Individuen, nicht als Stand.

Um diese gegenseitige Durchdringung von Volk und Kirche, von Kirche und Volk recht zu verstehen, dazu waren die Oktobertage 1882 recht geeignet. Man beging damals das siebenhundertjährige Jubelfest des heiligen Franz von Assisi. In Assisi selbst hatte man dem Heiligen ein mächtiges Standbild errichtet, das unter allgemeiner Teilnahme enthüllt wurde. Die Presse, selbst die radikale, brachte lobredende Artikel, die den Heiligen als einen der großen Männer Italiens priesen; die Kirchen, insbesondre natürlich die zu Franziskanerklöstern gehörigen, gaben Feste, zum Teil, wie Ognissanti in Florenz, mit unerhörter Pracht. Und wie dabei das Volk der Kirche seine Reverenz machte, so umgekehrt die Kirche dem Volke, indem sie seinem Nationalstolze schmeichelte. Die Kirche Ognissanti hatte riesige Anschlagzettel an ihre Thüren und Mauern

Digitized by Google

gehängt, welche verkündigten, daß sie das Fest con grandissima pompa begehe, daß oratori valenti (es ist dasselbe Wort, das man von Virtuosen u. s. w. gebraucht!) auftreten würden u. s. w. Am Hauptportale der Kirche war folgende Inschrift zu lesen: A San Francesco d'Assisi di Cristo redentore immagine redivivo, encomiato dall' Allighieri nel divino poema, da Cimabue, da Giotto, che ne ritrassero le geste mirabili ꝛc. (Dem heiligen Franziskus, dem Ebenbilde des Erlösers, verherrlicht durch Dante in dem göttlichen Gedichte, durch Cimabue, durch Giotto, welche seine wunderbaren Thaten darstellten u. s. w.) Ein andrer gleich riesiger invito sagro schloß mit dem Anruf: E che si sveglino fra i cattolici larga e feconda emulazione nell' accogliere la regola del Santo Patriarca, seguendo l'esempio di Dante, di Giotto, di Colombo a gloria del nome Cristiano e a salute della civil società. (Und möge unter den Katholiken ein tiefer und fruchtbarer Eifer entstehen, die Regel des Heiligen zu nehmen, nach dem Beispiel des Dante, des Giotto, des Columbus, zum Preise des christlichen Namens und zum Heile der bürgerlichen Gesellschaft.) Wer dürfte es bei uns wagen oder auch nur auf den Gedanken verfallen, unsre geistigen Nationalheroen zur Anpreisung einer kirchlichen Feier anzurufen! Es hieße dem Nachdenken des Lesers zu wenig vertrauen, wenn wir die Gründe näher erörtern wollten.

Am Abend drängten sich dann Tausende in die Kirche Ognissanti, erst um den valente oratore zu hören, der nichts vortrug, was irgendwie einer Predigt glich, sondern der eine feurig begeisterte Lobrede (encomio) auf den Heiligen hielt; dann aber, um den zauberhaften Anblick zu genießen, welchen die Kirche bot, als sie, mit den kostbarsten Spiegeln, Kron- und Wandleuchtern und glänzenden Schaustücken geschmückt, in der Beleuchtung vieler tausend Kerzen schwamm. Wenn dann in einem düstern Seitenraume neben Obst und den Zeitungen Fieramosca, Vedetta, Secolo, Pungolo auch geweihte Rosenkränze und eine Preghiera a San Francesco d'Assisi mit seinem Bildnis auf einem Flugblatte zum Verkaufe ausgeboten wurde, an dessen Fuß geschrieben stand: Tutti colori che terranno nelle loro case questa santa immagine di San Francesco d'Assisi, recitando tre Gloria Patris il giorno che cade la sua festa che è il 4 ottobre, saranno liberati da morte improvisa ed otterrano 100 giorni d'indulgenza in punto di morte, concessi da Sua Santità Leone XIII (Alle, die in ihrem Hause dies heilige Bild des San Francesco d'Assisi halten und an seinem Geburtstage, der der 4. Oktober ist, drei Gloria patris beten, sind befreit von plötzlichem Tode und erhalten im Todesfalle hundert Tage Ablaß, die Seine Heiligkeit Leo XIII. bewilligt hat), und wenn man dazu mit lauter Stimme angeschrieen wurde: Cento giorni d'indulgenza per un solo soldo, so ging dies alles zwar nicht in der Kirche selbst vor, aber doch immerhin in einem zu ihr gehörigen Vorraume; man konnte entschuldigend sagen, es sei wie bei den Zeitungen mit dem, was unter dem

Digitized by Google

Striche steht, wofür die Redaktion zwar keine Verantwortlichkeit trägt, was sie aber doch gern geschehen läßt; alles aber war ein anschaulicher Beweis, wie sehr sich Kirche und Volksleben durchdringen und wie jedes dem andern freie Bewegung gönnt.

Von hohem Interesse und äußerst belehrend ist es, die Freundschaft der beiden Mächte, Kirche und Volksleben, auf dem Lande, in kleinen Städten und Dörfern im einzelnen zu beobachten, z. B. bei dem Feste eines Schutzheiligen. Da thut die Kirche, was sie nur vermag, das Volk zu unterhalten. Aber auch das Volk versäumt nichts, das Fest mit möglichstem Gepränge zu feiern, und der Festesjubel kennt dann keine Grenze, die Gemeindekasse thut ihr möglichstes, und die Nachbarn treten zusammen, um Laub- und Blumengewinde über die Straße zu ziehen, die Häuser zu schmücken, Ehrenpforten für den Durchzug der Prozession zu errichten, abends zu illuminiren und ein prächtiges Feuerwerk zu veranstalten. Trifft es sich gar, daß an demselben Tage in einem benachbarten Orte ein andrer Heiliger sein Fest begeht, so ergreift die Leidenschaft auch die Kirche, und es ist nicht selten, daß sie, um im Wettkampfe Sieger zu bleiben, tiefer in den eignen Seckel greift, als die armen Leute erschwingen können. Dergleichen kirchlich-weltliche Wettkämpfe konnte man von Castellamare aus beobachten, als Portici und Resina den Wettkampf aufnahmen. Der Jubel, als man des Sieges gewiß war, spottete jeder Beschreibung. In Capri konnten am Tage des Heiligen die jungen Bursche in ihrem Eifer gar nicht das Ende des Gottesdienstes erwarten; sie feuerten ihre Flinten schon unter dem Portal der Kirche ab, als der Priester noch am Altar stand, und sie begleiteten mit ununterbrochenen Salven die Prozession, die den Heiligen hinab nach der Marina grande brachte, während die Mädchen den Weg mit Blumen bestreuten.

In der mächtigen Kirche Santo Spirito in Florenz war der Verfasser dieser Zeilen zugegen, als — wohl zur Feier der heiligen Agathe — ein fremder Priester, wieder ein besonders angekündigter valente oratore, die Festpredigt hielt. Er mußte seinen Vortrag mehrmals unterbrechen und mit gänzlichem Aufhören drohen, weil der Lärm, den Kinder und Erwachsene, ja sogar Hunde machten, seine Stimme übertönte. Aber das Volk kümmerte sich nicht um die Mahnung, der Lärm dauerte fort, und der Priester beendete seine Rede, obwohl ihn nur sehr wenige hören konnten. (Solche Kirchen sind ja auch viel zu groß, als daß man darin Ruhe halten könnte, wenn sie einmal gefüllt sind.)

So sehen wir also überall gutes Einvernehmen, gegenseitige Rücksicht, ja wirkliche Freundschaft zwischen Volk und Kirche. Auch die Schaustellung ihres Reichtums, ihrer Schätze und Kostbarkeiten ist weit entfernt, vom Volke übel vermerkt zu werden. Unser nationalökonomisches Gewissen wird lebhaft erregt, wenn wir die ungeheuern toten Kapitalien überschlagen, die in den Schätzen der Kirchen

Digitized by Google

stecken. Aber bei näherm Nachdenken und wenn man mit dem italienischen Leben vertrauter geworden ist, muß man doch eingestehen, daß diese Kapitalien keineswegs ganz tot sind. Denn die Kirchen dienen dem Bedürfnis des Südländers nicht weniger mit ihrer Pracht und ihren prunkvollen Zeremonien, als mit ihrer kühlen Stille und ihrer überwältigenden Einsamkeit; und dieses Bedürfnis wird auch nicht schwinden, wenn sich Aufklärung und Wohlstand mehr und mehr verbreiten. Die Pracht der Kirche verletzt das Gefühl des Armen durchaus nicht, im Gegenteil, ihn tröstet, erhebt, erquickt, versöhnt der Anblick eines Reichtums, der ihm persönlich versagt ist, den aber die Kirche vor ihm und für ihn entfaltet. Ein einfacher, schmuckloser Gottesdienst, Kirchen ohne Marmor, Mosaikboden, Gemälde, kostbare Altäre, Priester ohne schimmernde und spitzenbesetzte Gewänder würden dem Italiener unerträglich sein. Mag eine Kirche Jahrhunderte lang einer würdigen Fassade entbehren (wie San Lorenzo in Florenz und der Dom daselbst bis in dieses Jahrzehnt), dem Innern darf an Schmuck und Pracht nichts abgehen.

Es würde nicht schwer fallen, noch vieles andre zur Begründung unsrer Ansicht über das Verhältnis zwischen Volk und Kirche anzuführen, wir glauben aber, daß das Angeführte genügt, um den Leser zu überzeugen, daß Italien mit einem andern Maßstabe gemessen werden muß als Deutschland. Ein Kulturkampf wie in Deutschland ist in Italien undenkbar. Der Papst mag nach Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft trachten, der Staat mag in seinem Bestreben fortfahren, die päpstliche Macht noch weiter zu beschränken, die Kirche wird bleiben, was sie ist und wie sie ist, ein integrirender Teil des Volkslebens, eine Offenbarung desselben, die nicht verschwinden wird, so lange die Italiener Italiener bleiben. Wenn es Agitatoren hie und da gelingt, den Pöbel aufzuhetzen und zu gewaltsamen Ausschreitungen gegen die Kirche aufzuregen, so beweist dies nichts weiter, als daß am gegebenen Orte und zur gegebenen Zeit Stoff zum Zwiste angesammelt war. Der Papst selbst mag sich trotz aller Proteste gegen den Verlust der weltlichen Herrschaft doch wohl der Überzeugung nicht verschließen, daß seine sittliche Macht kaum in wenigen Zeiten des Mittelalters größer gewesen ist als in der Gegenwart, wo er in rein politischen Händeln von mächtigen Staaten als Schiedsrichter angerufen wird, wo selbst protestantische Staaten wie Preußen und England seiner Hilfe bei innern Schwierigkeiten nicht entbehren können und diese mit Zugeständnissen an die katholische Kirche erkaufen müssen. Es giebt einsichtige und urteilsfähige Italiener, welche behaupten, Pius IX. sei im Geheimen mit Viktor Emanuel über die politische Neugestaltung Italiens einverstanden gewesen. Sein Nachfolger kann jedenfalls nicht verkennen, daß jetzt, nachdem der italienische Einheitsstaat in die Gemüter eingewachsen ist, sich durch Finanzen, Heer und Marine gefestigt hat, ein geachtetes Glied des europäischen Areopags geworden ist, daß jetzt der Wiederherstellung eines weltlichen Kirchenstaates in Italien Erschütterungen aller mo-

Digitized by Google

ralischen und politischen Verhältnisse nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt vorausgehen müßten, von einer Größe, die wir uns kaum vorstellen können und deren Folgen auch dem Papsttum verhängnisvoll werden könnten.

Emin Pascha.

Emin Pascha ist seit der Ermordung Gordons und dem Tode Livingstones die interessanteste Persönlichkeit, welche die Geschichte der europäischen Unternehmungen in Afrika außer Stanley aufweist. In diesem Augenblicke harrt die gebildete Welt voll ängstlicher Erwartung der Nachrichten über die Errettung dieses heldenmütigen Nachfolgers Gordons durch denselben unerschrockenen Reisenden, der Livingstone einst Hilfe brachte. Was aber Livingstone that, wird Emin wahrscheinlich auch thun: er wird sich weigern, die Stätte seiner Wirksamkeit und seiner Triumphe zu verlassen, ehe er sein Werk vollendet hat.

So viele Nachrichten über die „Rettung“ Emin Paschas durch die Zeitungen gehen, so wenig ist doch bekannt, welches die eigentliche Lage des Mannes ist, was ihn in Mittelafrika fesselt, oder warum er da ist und was er während der langen Zeit seiner Isolirung gethan hat. Vor kurzem haben nun Schweinfurth und Ratzel einen Band Briefe und Tagebücher Emin Paschas veröffentlicht, und da diesen authentischen Nachrichten über den kühnen Mann neues erst dann hinzuzufügen sein wird, wenn Stanley mit oder ohne ihn zurückkehrt, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir auf Grund dieser Schriftstücke einige Mitteilungen über ihn machen.

Der Mann, der den orientalischen Namen Emin führt, heißt eigentlich Eduard Schnitzer und ist 1840 zu Oppeln in Schlesien geboren. Zwei Jahre nach seiner Geburt siedelte der Vater, der als „Kaufmann“ bezeichnet wird, mit seiner Familie nach Neiße über, wo die Mutter und die Schwester unsers Forschers noch leben. Seine Erziehung erhielt er auf dem Gymnasium zu Neiße und besuchte dann 1858 die Universitäten zu Breslau und Berlin, auf denen er sich dem Studium der Medizin widmete. 1864 erlangte er zu Berlin den medizinischen Doktorgrad. Mehr jedoch als die Medizin, deren philanthropische Seite ihm näher lag, zogen ihn naturwissenschaftliche Studien an; dazu gesellte sich eine unwiderstehliche Reiselust; und beide Neigungen vereinigten sich, um ihn hinaus in die Weite zu treiben.

Zuerst ging er nach der Türkei (1864), er wollte sich eine ärztliche Praxis dort gründen. Nachdem er sich eine kurze Zeit in Antivari aufgehalten

Digitized by Google

hatte, ging er nach Skutari. Hier glückte es ihm, das Interesse des damaligen Valis, Ismael Pascha Haggi, zu erregen und seine Aufnahme in das Gefolge des türkischen Würdenträgers zu erwirken, der in amtlicher Stellung die verschiedenen Provinzen des weiten Reiches zu bereisen hatte. Auf diese Weise lernte er Armenien, Syrien, Arabien kennen. Dann kam er nach Konstantinopel, wo der Pascha im Jahre 1873 starb. Im Sommer 1875 kehrte er nach Neiße zum Besuche seiner Angehörigen zurück. Er lebte hier mehrere Monate und benutzte seine Muße zu naturwissenschaftlichen Studien. Aber von neuem kam Wanderdrang über ihn, und 1876 finden wir ihn wieder auf dem Wege nach Ägypten, wo er als „Dr. Emin Effendi" in den Dienst des Khedive trat. In dieser Stellung wurde ihm ein Wirkungskreis unter dem Generalgouverneur des Sudans in Chartum zugeteilt, und von hier wurde er dann als oberster Sanitätsoffizier in die Äquatorialprovinz geschickt, deren Gouverneur damals Gordon Pascha war, der englische Oberst, der so tragisch endigen sollte.

Der Grund, weshalb sich Dr. Schnitzer den Namen Emin beilegte, war der, daß er sich den Eintritt in die muhammedanische Welt, in der er eine lange Reihe von Jahren zu wirken gedachte, erleichtern wollte. Als „Emin" vermied er das tiefgewurzelte Mißtrauen, das alle Orientalen gegen den „Franken" erfüllt, und seine außerordentliche Sprachkenntnis erleichterte ihm diese Umwandlung. Er war nicht nur im Französischen, Englischen, Italienischen und in mehreren slawischen Sprachen sattelfest, sondern er hatte sich auch während seiner asiatischen Wanderungen eine so gründliche Herrschaft über das Türkische und Arabische angeeignet, wie sie nur wenige Europäer besitzen werden. Er studirte dazu noch das Persische und beherrscht jetzt ohne Zweifel die meisten Dialekte Zentralafrikas.

So konnte Schnitzer, nach Änderung seines Namens, bei den Muhammedanern des Sudans geradezu für einen Ägypter gelten, und das wollte in dem fremden Lande, das nun sein Arbeitsfeld ausmachte, viel sagen. „Emin" ist ein arabisches Wort und bedeutet die Treue, und wohl niemals hat sich jemand einen Namen mit besserm Recht zugelegt. So lange die Kultur noch Geschichtsschreiber hat, wird dem treuen Manne, der auf seinem einsamen Posten ausharrte, ein ehrendes Andenken bewahrt bleiben.

Gordon war der rechte Mann, einen Emin zu würdigen und seine Begabung und Thatkraft zu verwerten. Er sah in ihm viel mehr als einen bloßen Sanitätsoffizier. Er beauftragte ihn mit Inspektionsreisen durch die Gebiete, die Ägypten neu erworben waren, und betraute ihn mit diplomatischen Sendungen an verschiedene Häuptlinge, so nach Uganda, wo der König Mtesa eine Zeit hoffnungsvoller Kulturentwicklung in Aussicht zu stellen schien.

Als Gordon Pascha zwei Jahre später, vom Khedive Ismael mit Vollmachten ausgerüstet, wie sie zuvor noch keinem Gewalthaber im Sudan zu teil geworden, Hokumdar, d. h. Verweser aller außerhalb des engern Ägyptens ge-

Digitized by Google

legenen Gebiete, wurde, erhielt Dr. Emin Effendi im März 1878 die Befehlshaberstelle in Lado und damit die Verwaltung der Äquatorialprovinz (Wadelai), die sich ungefähr vom neunten bis zum zweiten Breitengrade erstreckt, bis hinab an die Nordküste des Albert-Nyanzasees, und die er bis heute mit so viel Opfermut und Thatkraft behauptet hat.

Zwischen den südlichen Grenzen dieser Provinz und dem Viktoria-Nyanzasee, an dem sich verschiedne Missionsstationen befinden, liegen die Staaten Unyoro und Uganda, die von zwei eingebornen Nationen bewohnt werden, welche beständig mit einander im Kriege liegen und deren Gebiete mehrere Jahre hindurch für jeden Europäer unpassirbar waren. Seit dem Tode Mtesas herrscht in Uganda dessen Sohn Mwanga, der nach allen Berichten, die über ihn eingelaufen sind, ein Jüngling von äußerster Wildheit zu sein scheint, dem man auch die Ermordung des Bischofs Hannington zur Last legt.

In diesem ausgedehnten Gebiete hatte sich zuerst Sir Samuel Baker und nach ihm der „Chinese" Gordon abgemüht, diesen Sklavenhandel zu unterdrücken, eine Bemühung, in welcher keiner von beiden eine wirkliche Unterstützung durch einflußreiche Personen in Khartum und Kairo fand. Damit brachte Gordon das Land in einen organisirten und friedlichen, wenn auch nicht ertragsfähigen Zustand, denn es krankte an einer schwer drückenden Schuld und arbeitete mit einem bedeutenden jährlichen Defizit. Als sich dann Gordon von dieser Stellung zurückzog, folgten ihm eine Reihe gewissenloser und unfähiger eingeborner Gouverneure, welche die Provinz bald wieder der Anarchie überlieferten und aus ihr eine Freistätte für Erpressung und Räuberei machten. Die verschiedenen Stämme, die sich unter dem wohlthuenden Einflusse von Gordons Regierung erholt hatten, litten unter seinen unwürdigen Nachfolgern schwer, während die Sklavenhändler, in befestigten Dörfern wohl verschanzt, ihr häßliches Gewerbe von neuem aufnahmen.

Dies war der Zustand des Landes, als Gordon bei seiner Rückkehr nach Khartum als Generalgouverneur des Sudans die Verwaltung der Äquatorialprovinz Emin übertrug, der bis zu diesem Zeitpunkte immer nur noch erster Arzt gewesen war. Bisher hatte er auch noch keinen ägyptischen Rang gehabt, jetzt wurde er Bey und bald auch Pascha.

Emin ergriff die Zügel der Regierung im Jahre 1878, und bereits wenige Jahre darauf hatte er in der Provinz eine große Veränderung bewirkt. Er hatte sich einer Anzahl unehrenhafter Beamten entledigt, unter denen sich viele aus Ägypten verbannte Verbrecher befanden, die in den Staatsdienst getreten waren, nachdem sie ihre Strafe abgebüßt hatten. Solche ägyptische Soldaten, denen er nicht trauen konnte, ersetzte er durch Eingeborne, die er sich heranzog und die ihm ergeben waren. Er baute die in Verfall geratenen Stationen wieder auf, verteilte die Abgaben gleichmäßig und gerecht, beschwichtigte die Unzufriedenheit des Volkes und jagte die Sklavenhändler, diesen Fluch der Provinz, aus dem Lande.

Digitized by Google

Er errichtete auch ein Hospital in Lado, das er selbst leitete, und unternahm vielfache Reisen durch sein Gebiet. Ende 1882 konnte er berichten, daß seine Provinz beruhigt und vom Sklavenhandel befreit sei, daß der Anbau von Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis und Zucker emsig gefördert werde, daß zwischen den einzelnen Stationen eine regelmäßige, wöchentliche Postverbindung hergestellt sei, daß die Wege verbessert und widerstandsfähiger gemacht worden seien, und daß endlich das Budget nach Abzug sämtlicher Verwaltungskosten, statt eines Fehlbetrages, einen Überschuß von achttausend Pfund aufweise. Und alles dieses hatte ohne jegliche Hilfe ein deutscher Arzt vollendet, der, als er nach Afrika ging, nichts von militärischen, finanziellen und landwirtschaftlichen Angelegenheiten wußte, und der seine einzigen Erfahrungen in der Diplomatie unter Gordon gemacht hatte.

Besonders bemerkenswert ist bei Emin seine Neigung zu wissenschaftlicher Forschung und der Eifer, mit dem er botanische und zoologische Studien betreibt, ohne jedoch dabei im geringsten die überwältigenden amtlichen Pflichten zu vergessen, die auf ihm ruhen. Seine Tagebücher sind überreich an Bemerkungen, die für den Naturforscher von größtem Werte sind, und man hat auch Grund anzunehmen, daß er einige wichtige geographische Probleme gelöst habe, die auf die Länder und Flüsse im Süden des Albert-Nyanzasees Beziehung haben. Kehrt er noch einmal nach Europa zurück, was übrigens nach den neuesten Nachrichten wenig wahrscheinlich ist, oder gelingt es ihm, seine geographischen Forschungen in ihrer Vollständigkeit nach Europa gelangen zu lassen, so wird man ohne Zweifel imstande sein, eine zuverlässige Karte Zentralafrikas bis zum Äquator zu entwerfen.

Dr. Felkin, der in den Jahren 1878/79 bei Emin war, erzählt, daß ihm am meisten der Pflichteifer und die Selbstlosigkeit des Mannes aufgefallen seien. Sein ganzes Leben, sagt Felkin, scheint in der Sorge für das Wohlergehen seines Volkes und für die Fortschritte der Wissenschaft aufzugehen, ohne daß er einen Gedanken an seinen Ruhm oder an seinen persönlichen Vorteil hegt.

Dr. Hartlaub sagt: „Die Arbeit, die Emin durch seine zoologischen Sammlungen und Beobachtungen geleistet hat, ist erstaunlich. Sie konnte aber nur von einem Manne ausgeführt werden, dessen Herz in dem reinen Feuer wissenschaftlicher Bestrebungen, in begeisterter, völlig selbstloser Liebe zur Natur erglüht und von dem unwiderstehlichen Drange erfüllt wird, nach besten Kräften die Schätze zu ihrer Erkenntnis zusammenzutragen."

Das also ist der Mann, der von der ägyptischen Regierung immer mit Undank behandelt und seinem Schicksale überlassen wurde, als der Aufstand des Mahdi ausbrach, als Khartum fiel und Gordon schmählich ermordet wurde. Dreiundeinhalb Jahre lang blieb Emin ohne Nachricht von der Außenwelt. Er hörte, daß sein früherer Leutnant, der nachmalige Gouverneur der Nachbarprovinz Bahr-el-Ghazalhad, sich dem Mahdi unterworfen habe, und eine Zeit

Digitized by Google

lang glaubte er, daß er dasselbe Schicksal werde erleiden müssen. Doch hielt er sich so lange aufrecht, bis die Ermordung des Mahdi die größte Gefahr beseitigt hatte und er hoffen konnte, Ersatz zu bekommen.

Gegen Ende Februar 1880 erhielt er endlich über Sansibar eine Depesche von Nubar Pascha, die ihm anzeigte, daß der Sudan aufgegeben sei, daß die Regierung ihn nicht unterstützen könne und daß er daher geeignete Maßregeln treffen möge, das Land zu verlassen. Kurz, er wurde seinem Schicksale überlassen, die Vollmacht, daß er von dem englischen Generalkonsul in Sansibar so viel Geld erheben könne, als er brauche, war kein Trost für ihn. In seinem Schreiben an Dr. Schweinfurth bemerkt er hierüber bitter: „Sie schlagen mir einfach den Weg nach Sansibar vor, ganz als ob es sich um einen Spaziergang nach Schubra [ein Ort vor den Thoren Kairos] handelte."

Der Weg nach Sansibar war nicht offen. Mwanga, der Nachfolger Mtesas, hatte eine feindliche Haltung gegen die Europäer angenommen. Er verweigerte daher Emin den Durchzug durch sein Gebiet und fing auch längere Zeit die Hilfsmittel ab, die Dr. Junker seinem Landsmanne schickte. Emin würde aber auch nicht gegangen sein, wenn er es gekonnt hätte. In seinem Schreiben an Dr. Felkin vom Juli 1886 drückt er die Hoffnung aus, daß England ihn unter keinen Umständen verkommen lassen werde, es werde jedenfalls die Wichtigkeit zu schätzen wissen, die seine Entsetzung für die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Freiheit der Provinz habe.

Im April 1887 erfuhr er durch Mackay, den gefangenen Missionar in Uganda, daß ihm Unterstützung geschickt sei, und nun schreibt er einen Brief an Dr. Felkin, worin er seinen Dank dafür ausspricht. Er fügt jedoch hinzu: „Wenn das englische Volk glaubt, daß ich, sobald Stanley oder Thomson ankommt, mit ihnen zurückkehren werde, so irrt es sich sehr. Ich habe hier zwölf Jahre meines Lebens zugebracht. Würde es nun recht von mir sein, von meinem Posten zu desertiren, sobald sich eine günstige Gelegenheit hierzu bietet? Ich werde bei meinem Volke bleiben, bis ich ganz klar ersehe, daß seine Zukunft sichergestellt ist. Ich will mich bemühen, das Werk Gordons, das er mit seinem Blute bezahlte, fortzusetzen, wenn auch nicht mit seiner Energie und seinem Genie, so doch nach seiner Absicht und in seinem Geiste." Und weiter: „Alles, was wir von England wollen, ist, daß es sich in ein besseres Einvernehmen mit Uganda setzt und uns so einen freien und sichern Weg nach der Küste verschafft. Das ist alles, was wir brauchen. Aber unser Land verlassen? Sicherlich nicht!"

Worin liegt nun eigentlich der Reiz dieses Landes, das Emin so anzieht? Wir haben von Sir Samuel Baker und andern Reisenden schon früher gehört, daß es ein schönes Land sei, wir erhalten aber eine genauere Vorstellung durch Emins Tagebücher. Freilich hat es auch seine Übelstände. Ein Marsch wie der, den Emin beschreibt, als er das Gebiet von Fatiko inspizirte, gehört

Digitized by Google

gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Sobald die Reisenden das Dorf verlassen hatten, hörte jede Spur eines Weges auf. Dagegen dehnte sich weithin ein Meer von Gras, das, dicht wie Filz, eine fabelhafte Höhe erreicht hatte. Überall blitzte der Thau in dicken Tropfen. Diesen feuchten und dicken Wald von Halmen mußten die Reisenden förmlich durchbrechen. Emin, der als Führer voranschritt, hatte natürlich von der Feuchtigkeit und Stachligkeit des Grases am meisten zu leiden. Naß wie eine Wasserratte, bei 63 Grad Fahrenheit, durch ein solches Gebüsch zu kriechen, ist selbst im zentralen Afrika kein Vergnügen. Es war kaum möglich, sich nach dem Kompaß zu orientiren, es war alles mit Wasser bedeckt, und das Gras schlug unverschämt in Augen und Ohren. Die erste Lichtung wurde erst nach zweiunddreiviertelstündigem Marsche erreicht, und hier erst konnten sich die Schiffer dieses kontinentalen Sargassomeers in der Sonne trocknen. Dazu wehte ein kalter Wind, und um sich zu erwärmen, mußte man nun laufen, so lange es ging. In Modo, einem alten Stationsorte, der kurz nach Mittag erreicht wurde, war das ohnehin spärliche Wasser von Elefanten und Büffeln völlig ausgetrunken, und so mußten sich die Reisenden mit lechzender Zunge noch $2^1/_4$ Stunde weiter schleppen, bis sie in Ras-el-Fil ankamen. Hier fanden sie dann in einer Reihe von Bächen Wasser, das sie nun nach achtstündigem, beschwerlichem Marsche erquickte.

Man sieht aus dieser Probe, daß, wenn Emin Pascha sich weigert, zurückzukehren, es nicht deshalb geschieht, weil er in jenem „Reiche“ auf Rosen gebettet sei. Alle Unannehmlichkeit einer typischen Afrikaexpedition hat er zu überstehen, um sein Land in Ordnung zu halten. Von den bewohnten Teilen desselben erhalten wir freilich andre Schilderungen. Auf den Stationen hat sich der Gartenbau entwickelt, und Gemüse und Obst wächst hier in Fülle. Den Ackerbau hat Emin durch Einführung mehrerer Spielarten der Bambusstaude gefördert, er hat die Eingebornen zum Anbau mehrerer amerikanischen Getreidearten bewogen, deren Samen er ihnen beschaffte, er hat den Reisbau und den Anbau vieler andern Nährpflanzen in Schwung gebracht. Die Vorliebe für Garten- und Ackerbau, sagt er, hat sich in meinem Volke sehr verbreitet, und ich erhalte täglich Briefe, in denen man mich um Samen und Schößlinge bittet. Für den Handel liegt aber der Reichtum des Landes in seiner Baumwolle, seinem Kaffee und Zucker. Außer diesen Produkten bezeichnet Emin in einem Schreiben an Dr. Schweinfurth vom Jahre 1883 noch Elfenbein, verschiedne Sorten Öl, Felle, Korn(?), Straußenfedern, Gummi, Wachs und Eisen als Erzeugnisse des Landes, mit denen ein bedeutender Handel getrieben werden könnte. Eisenlager giebts an mehreren Stellen, und das Vorhandensein andrer wertvoller Mineralien ist mehr als wahrscheinlich. Auch Kautschuk, sagt Emin, könnte das Land in großen Mengen liefern, allein es war ja verhindert, mit der „Welt“ in unmittelbare Handelsbeziehungen zu

Digitized by Google

treten, da es alle Produkte nach Khartum abliefern mußte, um von hier als Entgelt die schlechtesten Waren zu den höchsten Preisen zurückzubekommen.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß ein so reiches Land, mit einer Bevölkerung, die jetzt die Segnungen des Friedens kennen gelernt hat und die Jahre lang an regelmäßigen Fleiß gewöhnt worden ist, ein bedeutender Markt für viele europäische Produkte werden kann. Die Schwierigkeit ist nur die, einen Verbindungsweg zu schaffen und offen zu halten. Der Weg längs des Nils ist jetzt verschlossen und wird es wohl noch geraume Zeit bleiben; dazu war er auch lang und beschwerlich. Die andern möglichen Wege sind der von der Sansibarküste durch Uganda, und der vom Kongo her. Den letztern hat Stanley gewählt, und die Erfahrungen, die er auf ihm machen wird, werden wohl für lange Zeit entscheiden, auf welcher Straße die Äquatorialprovinz künftighin zu erschließen ist.

Außer diesem handelspolitischen hat die Frage aber noch ein philanthropisches Gesicht. Der Sklavenhandel ist noch heute der Fluch Afrikas, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß er durch hohe ägyptische Beamte begünstigt, wenn nicht selbst geübt worden ist. Trotz dieser Schurken nun und trotz aller Schliche der arabischen Händler hat Emin den Sklavenhandel in seinem Gebiete fast gänzlich ausgerottet. An eine dauernde Unterdrückung desselben ist aber nur dann zu denken, wenn im Herzen Afrikas eine europäische Herrschaft bestehen bleibt. Die Anstrengungen der Missionare allein sind dazu nicht ausreichend; doch spricht es für deren Thätigkeit, daß, wie Emin berichtet, in seiner Provinz seit zwanzig Jahren nicht mehr als zehn Bekehrungen zum Muhammedanismus vorgekommen sind. Ob daraus Schlüsse gegen die Zukunft des Islams in Zentralafrika gezogen werden dürfen, wollen wir unentschieden lassen. Was Emin selbst betrifft, so muß man nicht glauben, daß er mit seinem arabischen Namen zugleich die arabische Religion angenommen habe. Er ist noch heute Protestant und wird es auch bleiben. Emin ist jedenfalls nicht von dem Dogma überzeugt, daß der Muhammedanismus die einzige Religion sei, welche eine Kulturrolle in Afrika spielen könnte. Er befördert die Bemühungen der christlichen Missionen und scheint von ihrer Wirksamkeit die ausgiebigste Beförderung seiner Ziele zu erwarten.

Zum Schluß noch einige Worte über die Stellung unsers Vaterlandes zu dem Werke Emin Paschas. Der ausgezeichnete Mann ist ein Deutscher, und wenn sein Herz auch wohl, als das eines Erforschers und Entdeckers, zunächst der Menschheit gehört, so gehört es doch sicherlich nicht minder dem Volke, unter dem es zuerst geschlagen hat. Emin Pascha wird also gewiß nicht wünschen, wenn es sich um die Erschließung seines reichen Landes handelt, daß seine Landsleute weiter hinter den Engländern zurückstehen, als nach der Lage der Dinge unerläßlich ist, zumal da die Engländer ihn in der ärgsten Klemme in einer Weise haben sitzen lassen, die bedenklich an das bekannte Wort von

Digitized by Google

dem „treulosen Albion“ erinnert. Emin Pascha hat erklärt, von welcher Seite auch die „Befreiung“ käme, er würde die Hilfe gern annehmen, aber er würde unter keinen Umständen sein Land verlassen, es müßte denn seine Zukunft gesichert, d. h. seine Verbindung mit der Ost- oder der Westküste eine entschiedne Sache sein. Emin Pascha ist kein Schwärmer und Märtyrer, sondern ein kühner Politiker, ein eiserner Organisator und ein kühler Mann mit naturwissenschaftlicher Denkart. Wenn er also eine solche Erklärung abgiebt, so wird er seinen guten Grund dazu haben; d. h. das Ausharren auf seinem Posten verlohnt sich der Mühe, das Land ist reich, und die Aussicht auf seine Erschließung gewiß. Die Engländer, die so gern andre für sich arbeiten lassen, um dann die reife Frucht vom Baume des Nachbarn sich in den Schoß fallen zu lassen, haben das auch eingesehen und halten sich klüglich bereit, zur geeigneten Stunde zuzugreifen. Es ist nicht unsre Aufgabe, auch haben wir nicht alle Daten zur Hand, zu untersuchen, welche Rechtsansprüche in Bezug auf die politische Vorherrschaft das eine oder das andre Land geltend machen kann. Uns beschäftigt lediglich die handelspolitische Frage. Und da ist es klar, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt. Außer Deutschland und England kann nur noch die Kongoregierung in Frage kommen, d. h. in Beziehung auf die kommerzielle Vorherrschaft, wiederum England. Glückt Stanleys Expedition, was wir aus humanitären und wissenschaftlichen Gründen aufs lebhafteste wünschen, so ist Englands Übergewicht entschieden. Aber wir wünschten, daß die Deutschen nicht leer ausgingen. Der Weg nach der Sansibarküste würde in den Machtbereich der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft fallen, und ließe er sich früher freilegen als der Kongoweg, so wäre Deutschlands Vorsprung kaum einzuholen. Nun ist es gewiß, daß erstens der Kongostaat der unmittelbare Nachbar der Äquatorialprovinz ist und daß der Sansibarweg auf Schwierigkeiten stößt, die schon oft erörtert worden sind und vorläufig unüberwindbar zu sein scheinen. Aber erstens ist der Kongoweg bei weitem länger und hinsichtlich des Terrains auch schwieriger als der andre, zweitens beweist das zweifelhafte Schicksal der Expedition Stanleys, daß jener Weg auch nicht von scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten frei ist; wogegen sich die Schwierigkeiten, die sich zwischen dem Kilima Ndjaro und dem Albert-Nyanza auftürmen, leicht vermindern lassen könnten, zumal wenn in Uganda ein andres Regiment Platz greift; auch scheint Emin Pascha selbst den Sansibarweg mit hoffnungsvollen Augen zu betrachten, freilich unter Voraussetzung eines baldigen Wechsels in der Regierung von Uganda.

Man folgt in Deutschland mit gespannter Teilnahme den spärlichen Nachrichten, die von unserm Landsmanne aus der Äquatorialprovinz herüberkommen; aber man verfolgt sie nur mit dem objektiven Interesse, mit dem jedermann in der christlichen Welt sie verfolgt. Eine lebhaftere Teilnahme, wie sie natürlich wäre einer Frage gegenüber, die unsre nationalen Interessen berührt, ist bei

Digitized by Google

uns noch nicht aufgekommen. Wir halten das für bedauerlich angesichts der Regsamkeit, welche die Engländer entwickeln. Vielleicht trägt eine gesteigerte Aufmerksamkeit unter unsern Gebildeten dazu bei, daß die maßgebenden Kreise die Frage immer wieder und wieder in Berücksichtigung ziehen und möglicherweise doch Mittel finden, die uns erlauben, unsre kolonialpolitischen Gesichtspunkte am Kilima Ndjaro zu erweitern. Hierzu eine kleine Anregung zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

II. Prophezeiungen.

(Fortsetzung.)

Neben Grimmelshausen muß aber auch Leibnizens gedacht werden, der neben oder über ihm steht, wie im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Cues über Friedrich Reiser. Es ist wirklich, als ob sich das Verhältnis zwischen diesen beiden im siebzehnten Jahrhundert in jenen beiden wiederholte: der Mann aus dem Volke, der die schwere Not der Zeit mitten aus ihr selbst heraus mit der Phantasie bezwingt, und der Mann des hohen Geistes, der die Not aber auch mit großem Herzen voll empfindet und von der Höhe des Lebens ratend, mahnend, anweisend eingreift oder dazu thut, was er kann. War Nicolaus ein Priester durch die Weihe der Kirche, so erscheint Leibniz in seinem Thun und Denken als ein rechter Priester durch die Weihe des Geistes, dabei im Vaterlande wurzelnd mit allen Sinnen, wie der Coblenzer Priester. Das ist erst recht ans Licht gestellt worden durch das köstliche Buch von Edmund Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit, Leipzig, 1870 (auf dem Titel könnte noch mit stehen: als Mensch). Wie Nicolaus in jener Denkschrift an das Baseler Concil, so arbeitet Leibniz in Denkschriften, Briefen und sonst mit allen Mitteln an der Not des Vaterlandes und der Zeit, ja an allen europäischen Fragen überhaupt, und zwar sein Leben lang, fast ein halbes Jahrhundert hindurch; es ist, als schwebte er über dem Chaos wie ein schaffender Geist, alles sehend, tief ins Einzelne eindringend mit scharfem Blick und zugleich aus der Höhe, aus der Idee und aus der Geschichte genommen das leuchtende Bild zeigend,

Digitized by Google

wie Deutschland sein und wieder werden müßte. Prophezeit er auch nicht eigentlich, so arbeitet er doch als Prophet, immer aus dem Bilde der Zukunft und der Geschichte heraus, dabei im Namen Gottes, dessen Nachahmung auf Erden er früh und spät als höchste Menschenleistung bezeichnet. Merkwürdig ist dabei, wie auch in diesem modernen Geiste noch die alte Reichsidee lebendig nachwirkt, durch seine philosophische Weltanschauung vertieft und verklärt: das heilige römische Reich, dem alle Fürsten der Erde eine gewisse Achtung und Ehrfurcht schulden, ist ihm der Idee nach das Abbild des allumfassenden, vollkommen harmonischen besten Gottesstaates, vor andern bestimmt, die Ehre Gottes und seines Namens zu wahren und auszubreiten, daher auch sein großes Vertrauen, daß es nicht untergehen könne (Pfleiderer S. 19). Das wirkliche Reich freilich sah er in seinem Baue nur noch mit einem seidenen oder strohernen Faden zusammenhängend und unter dem Drucke der Feinde von Westen und Osten mit dem Einsturz bedroht (S. 297). Das wäre denn die volle Tragödie in dieser deutschesten Seele, wie sie so viele deutsche Seelen in den langen Jahrhunderten in sich haben abspielen müssen. Aber man sieht ihn nie ohne Mut, immer neu strebend, hoffend, glaubend, planend, immer neue Hebel ansetzend, wenn einer versagte, eben aus der Kraft einer rechten Prophetennatur heraus. Freilich sieht er auch, wenn der um sich greifenden Zersplitterung alles Gemeinsinns durch wachsende Selbstsucht nicht Einhalt geschehe durch neue Vaterlandsliebe, eine allgemeine Umwälzung (révolution) voraus, von der Europa bedroht ist; aber auch darüber blickt er mutig hinaus, denn damit „wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen (Pfleiderer S. 7, Nouveaux Essais IV, 16), also eigentlich das jüngste Gericht der alten Prophezeiungen in verjüngter Gestalt. Leibniz, der große Philosoph, der große Mathematiker, der große Allgelehrte gehört zugleich, wie einer, zu den prophetischen Vorkämpfern unsrer neuen Zeit, zu unsern Rettern.

Aber auf dem politischen Boden war zunächst die Rettung nicht möglich, das Reich ging wirklich seiner Auflösung entgegen. Doch nach andrer Seite, nach oben, that sich ein Weg neuen Lebens auf. Wie im sechzehnten Jahrhundert die Führung des Aufwärtsstrebens an die religiöse Bewegung überging, so nun seit dem siebzehnten Jahrhundert an die durch Opitz angeregte litterarische Bewegung, eine Fortsetzung der Arbeit der Humanisten in deutscher Form und Vorbereitung der Arbeit auch in deutschem Geiste von Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., die zunächst freilich aus der wirklichen Welt und ihrem Elend hinausführte in Gedankenhöhe, ja Traumwelt, das ging nicht anders und war im Grunde auch Prophetenarbeit, die dann aber doch von der gewonnenen Höhe rückwärts eingreifen sollte in die verkommene Wirklichkeit zu neuer Gestaltung oder der Arbeit daran.

Schon der Einfall von Grimmelhausens närrischem Jupiter oben, den griechischen Helicon nun in Deutschlands Grenzen zu setzen, kann zeigen,

Digitized by Google

mit welchem Mute man in diese Bewegung eintrat. Auch Leibniz sah sie mit mutigster Hoffnung an, arbeitete auch selbst, wie überall, mit Ratschlägen an ihrem Gedeihen, wie er denn einmal für ein deutsches Epos oder Heldengedicht, wie man damals besser sagte, einen Plan gezeichnet hat, von dem Klopstocks Messias als teilweise Ausführung erscheint. Auch bittere Enttäuschungen lähmten den neuen Mut nicht, wie die an dem Lohensteinschen Geschmack erfahrene, den man ziemlich lange als auf der Höhe des Helicon angelangt, ja darüber weit hinaus sah, bis man gewahrte, daß es ein Sumpf war, das Ende alles Weges. Als man dann ganz aufs neue geduldig auf die Suche ging, nun mit Natur, Vernunft und Geschmack als Wegweisern, kam auch bald der mutige Aufblick wieder. Gellert z. B. in seinen letzten Jahren, in der Rede von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neueren in den schönen Wissenschaften vom Jahre 1767, vor dem jungen Churfürsten auf dessen Wunsch gehalten, weist am Schlusse einer Untersuchung, was der Dichter aus den klassischen Vorbildern und was er aus sich selbst nehmen könne, d. h. was Gegenwart und Zukunft wert seien dem glänzenden Altertume gegenüber, die Dichter ermutigend an: „Es giebt in dem Reiche der schönen Wissenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden, und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts Neues werde unternehmen können," d. h. noch gar nicht Dagewesenes in aller Zeit: Genie, das Wort, das sich durch Gellerts Einfluß bei uns einbürgerte und in der Gedankenbewegung nach oben die Führung überkam, mit einem Begriff, dem man Wunder zutraute, auch das Wunder des deutschen Sieges in der Welt des Schönen, in der wir vorher nur demütige Schüler der andern Völker gewesen waren, nun aber Meister werden sollten; damit nahm der deutsche Mut seit der Mitte des Jahrhunderts einen Aufschwung, einem großen Ruck nach oben gleich, in derselben Zeit, wo an dem politisch wirr bewölkten Himmel sich eine Lichtstelle aufthat, durch welche die Sonne der Zukunft hervorbrach. Freilich kümmerte sich der große Friedrich nicht um die deutsche Geistesbewegung, wandte ihr vielmehr den Rücken zu und erschien der Nation als Franzose von Geist, während unsre Bewegung wesentlich mit das Ziel hatte, sich aus der Umklammerung durch den französischen Geist loszuwinden; aber man arbeitete in allem Schmerz darüber auch ohne ihn mutig weiter. Es folgten sich ja an der Arbeit ein Genie nach dem andern in wunderbar raschem Aufsteigen. Bodmer, einer von den treuesten Vorbereitern, jubelt im Jahre 1748 selbstentsagend über Klopstocks Auftreten und über Kleist, in einem Briefe an Lange: „Wir stehen vorn an [dicht vor] dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinüber geht" (Briefe der Schweizer ꝛc., Zürich 1804, S. 84).

Wenn aber da das goldne Alter nur in dem alten Schulsinne gebraucht ist, nach dem goldnen Zeitalter der römischen Litteratur, so ging man in dem neuen Mute auch darüber hinaus und verstand es vom Lebensglück, wie es die

Digitized by Google

goldnen Zeiten des Paradieses aus Kinderjahren her der Phantasie zeigten. Das Genie sollte nicht bloß schöne Verse zu Wege bringen, mit denen der Deutsche nun vor Aristoteles, Horaz, Boileau u. s. w. als die Lehrer hintreten könnte, um auch endlich einmal die erste Censur zu erhalten: es sollte in und mit ihnen Leben schaffen, ein neues Leben, das des Wortes wert wäre, und alle unsre großen Dichter des vorigen Jahrhunderts und nicht nur die großen haben dafür als ihr letztes Ziel gearbeitet. Haller fand das goldne Zeitalter in den Alpen wieder, in der Einfachheit des Gebirgslebens, noch im Schoße der Natur: „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten," und nun sucht sich jeder gebildete Städter, jeder Schüler der Cultur jährlich einmal einen Abschein davon, Sommerfrische genannt, im Gebirge, auf dem Lande, findet da auch paradiesische Thäler u. s. w. Aber die goldne Zeit sollte auch in der Stadt selbst wieder einkehren, mitten in der Cultur und Übercultur, so hoch stieg der ahnende Mut der jungen Bewegung. Man hatte das Herz gleichsam wieder entdeckt als ewige Quelle alles guten und schönen Lebens, die Kunst und das Schöne in ihrer Wirkung auf Herz und Sinn mußten nun auch im Leben draußen ein neues schönes Leben herstellen, wie es von Haus aus von Gott und Natur gemeint war. In diesem Sinne ist gerade in der Frühlingszeit unsrer großen Litteraturbewegung von der Wiederkehr des goldnen Zeitalters entschieden die Rede, recht im Gegensatz zu dem politischen Jammer, dessen Empfindung aber gerade jenen Aufschwung des Gemütes verstärkte. Ein begeisterter Schüler Gellerts prophezeit sie in einer entzückten Stunde für das folgende Jahrhundert als Wirkung seines Meisters, der zu früh verstorbene J. W. von Brawe in einem Briefe von 1757 eben an Gellert selbst, in dem er seine Vision ausmalt, darin: „Seine Gedichte halfen das goldne Weltalter wieder herstellen" (A. Sauer, J. W. von Brawe, Straßburg 1878, S. 14). Und wenn uns solches jetzt recht kindlich anweht und zum Lächeln oder Spötteln reizt, so haben wir doch nicht ganz recht damit, wir sind solchen Gedanken gegenüber gar zu nüchtern geworden. Es ist damit wie mit der Sonne, die wir, wie sie ist, auch nicht brauchen könnten im Zimmer oder Garten, aber ihre Wirkung brauchen wir. Uns fehlt eigentlich eine solche Sonne am Gedankenhimmel, der uns recht verwölkt ist, eine Sonne, die alles Leben nach oben zieht und alles Einzelne mit ihrem Licht und ihrer Wärme umfangend zu einem Ganzen macht.

Das treue Arbeiten unsrer Dichter und Philosophen, die dabei als Helfer nicht zu vergessen sind, leuchtete bald mit glänzenden Erfolgen, auch über die Grenzen hinaus, nach Osten und Norden, selbst nach Westen, wo uns wiederholt das Genie zur Kunst abgesprochen worden war. Im Jahre 1770 schon las man im Leipziger Almanach der deutschen Musen eine begeisterte Auslassung über die Leistungen unsrer Dichter von einem Franzosen, Dorat, in einer idée de la poésie allemande, als Einleitung zu einer frei übersetzten Schrift

Digitized by Google

von Wieland, darin: „O Deutschland, unsre guten Tage sind dahin, die deinigen brechen an! Du trägst in deinem Busen alles, was eine Nation über die andern erheben kann, Sitten, Talente und Tugenden“ u. s. w. (S. 132), er findet bei uns noch den wahren Enthusiasmus, nicht eine Philosophie, die das Herz verschließt, die Phantasie austrocknet u. s. w., wie in seinem Vaterlande (S. 131). Und im Jahre 1782 las man im Almanach der Belletristen: „Abbé Raynal sagte erst neuerlich zu einem teutschen Gelehrten: Ihre Litteratur steigt, unsre sinkt. Sie bekamen den Geschmack von uns, nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müssen“ (S. 79). Und im Jahre 1786 erlebte man auch die Freude, daß sich Friedrich der Große endlich am Abend seines Lebens vor der Nation aussprach über die Erfolge und Hoffnungen ihrer Litteratur, in dem Schriftchen: De la littérature allemande. Da erfuhr man denn, wie der große König ihren Gang doch auch im Auge gehabt hatte, wenn auch aus hoher Ferne, aber mit einer Liebe und einem Glauben an ihre Zukunft, die alle Erwartungen übertreffen mußte. Er enthüllte sich da in französischer Sprache mit einer deutschen Gesinnung, die tiefer und größer gar nicht sein konnte. Er, der klare, scharfe Geist, damals den Menschen gegenüber so furchtbar ernüchtert, spricht hier im vollen Prophetentone von der heureuse révolution (Umschwung), que nous attendons (S. 17), mit Ausführung der glücklich erarbeiteten Vorbedingungen, auch im Volksleben (tiers-état), zu einem großen geistigen Aufschwung, mit dem les Muses nous introduiront à notre tour dans le Temple de la gloire. Und am Schlusse stellt er so Großes in Aussicht, daß es für ihn und noch für uns zum Teil überschwänglich klingt: Des Augustes feront des Virgiles. Nous aurons nos auteurs classiques, nos voisins apprendront l'allemand, les cours le parleront avec délice, et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons ecrivains d'un bout de l'Europe à l'autre. Diese schönen Tage unsrer Litteratur seien zwar noch nicht da, mais ils approchent, je vous les annonce, ils vont paraître. Er selbst freilich werde sie nicht mehr sehen, aber er sei wie Moses, der das gelobte Land von ferne sehe, ohne es selbst zu betreten. Eine mutigere und kühnere Prophezeiung, wenn man zumal ermißt, was der König von unsern Dichtern wußte und nicht wußte, ist selten ausgesprochen worden. Es ist, als hätte er alles, was er vom Deutschen an sich hatte vermissen lassen, nun am Ende bei seiner Nation recht gründlich wieder gut machen wollen, indem er das Deutsche, Sprache und Litteratur, im Geiste im voraus in die europäische Ehrenstelle einsetzte, in der er selber das Französische fand, doch gewiß nicht gegen seine Überzeugung, daran ist bei diesem Geiste nicht zu denken. Deuten doch die Äußerungen der Franzosen Dorat und Raynal vorhin auf dasselbe hin, hochherzig auf Kosten ihrer Nation gethan.

Allein, so glücklich und rasch dieser geistige Neubau gedieh, es blieb doch dem Kerne nach nur eine Traumwelt, im grellen Widerspruch mit der wirk-

Digitized by Google

lichen, die einem einstmals stolzen, nun elend verfallenden Schloßbau glich. Man kann nicht auf die Länge in einem solchen Bau ruhig weiter wohnen und sich die zerbröckelnden Mauern und Dächer gutmütig nur ganz träumen und in dem alten Schmuck. Das Ahnen und Sehnen nach einem Neubau des Reiches war nicht zu ersticken. Das legten uns gerade die Franzosen nahe genug, als sie im siebzehnten Jahrhundert straflos verwüstend und raubend in das Reich einbrachen. Daher denn mahnende, spornende Stimmen, wie in einem Gedichte von Abschatz (Eisenhütel) mit Bezug auf das Unerhörte, was da in der Pfalz, in Schwaben, im Elsaß geschah:

Wollt ihr [Deutsche] euch unterwinden,
Zu thun, was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Der euch an Reihen führt.

Ein Hermann, wie man sich den römischen Namen Arminius schon seit dem sechzehnten Jahrhundert deutsch zurecht machte. Der große Cheruskerfürst, der einst die römische Flut zuerst zum Stauen und Rückfluß gebracht hatte, als sie nach Verschlingung Galliens nun auch Germanien verschlingen wollte, war erst im sechzehnten Jahrhundert wieder aufgetaucht aus der Tiefe der Vergessenheit, in die er für das deutsche Bewußtsein lange Jahrhunderte versunken war. Die Humanisten haben ihn aus römischer Quelle wieder erweckt, er trat nun im gelehrten Bewußtsein auf als wunderbar glänzende Gestalt, kam von da nachher auch ins Volksbewußtsein und trat eigentlich an die Stelle des Friedrich der nationalen Weissagungen und Hoffnungen, den die Gelehrten schon seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dem Volke überließen wie ein Kindermärchen. Nun ward der Cherusker der deutsche Held, an dem sich der Glaube an deutsche Kraft und Größe und Zukunft anklammerte, für die Heldengestalt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert trat eine um mehr als ein Jahrtausend ältere aus dem ersten Jahrhundert ein, eine gewaltige Ausweitung des geschichtlichen Selbstbewußtseins, und der Held hatte es ja mit Rom, der Weltherrin, auf der Höhe ihrer Macht siegreich aufgenommen, was auch der Römer Tacitus mit bewundernden Worten ausspricht, und hatte dazu das Wunder vollbracht, die deutschen Stämme aus ihrer herkömmlichen Zwietracht einmal zu gemeinsamer Kraftwirkung zusammenzufassen; sein tragisches Ende aber, auch so recht deutsch, indem er eben an dem Versuche, die deutschen Kräfte auch beisammen zu halten, zu Grunde ging, gab der Heldengestalt eine Weihe des Schmerzes von höchster Poesie und mahnender Lehre zugleich. So lebte er, sechzehn oder siebzehn Jahrhunderte nach seinem wirklichen Leben, wieder auf im deutschen Geiste als Mahner und Ermutiger mit lebendig wirkender Kraft, wie ihn die zwischen fortschreitendem Verfall und frischem Aufschwung, zwischen großer Angst und großer Hoffnung kämpfende Zeit gerade brauchte.

Digitized by Google

So nimmt ihn das achtzehnte Jahrhundert gerade in der Zeit seines Aufstrebens. Wir müssen uns die Begeisterung wieder heraufrufen, mit der wir als Knaben an Hermann den Deutschen dachten, um den Ernst nachzufühlen, mit dem ihn da auch der Mann in der Seele trug als Anhalt des Glaubens in der vaterländischen Not und mit ihr in Beziehung setzte. Uz z. B. in einem Gedichte, „Das bedrängte Deutschland," mit dem Anfang:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?

spricht in heiligem Zorn von dem politischen Elende, dem „der Adler entschlafen zusieht," von der höllischen Zwietracht:

Ihr Natternheer zischt uns ums Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Schönaich widmet seinen „Hermann oder das befreyte Deutschland," ein Gedicht, das viel besser ist als sein Gottschedischer Ruf, dem kommenden neuen Hermann:

Hermann! Dich will ich erheben: und dem sey mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget.

Am Schlusse der Ruf an den Himmel:

Ach! wo lebt nun wohl ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o! so laß meinen heißen Wunsch gelingen,
Und du, Muse! sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen!

Das klingt, als hätte er, der junge Mann, ihn selbst noch zu sehen gedacht, um ihn selbst noch höher zu besingen. Wo sollte er aber herkommen? Die Hoffnungen auf Österreich, die man so lange und treu festhielt auch in Norddeutschland, erlahmten ja immer mehr. Und doch war er vielleicht schon da!

J. A. Cramer, Gellerts und Klopstocks Freund, feiert Hermann im Jahre 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes in einer sogenannten pindarischen Ode, die Deutschlands Verfall in tiefstem Schmerze ausmalt, er sieht die Deutschen in Sittenverderbnis und in Knechtschaft vor dem Auslande (beides von Frankreich ausgehend):

Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben.
Wer wird Germanien befrein?
Er: denn er wird wie Hermann sein!

Er, also ein bestimmter, nur nicht genannter, aber zu erkennender Er (es erinnert unausweichlich an das langjährige Er des Kladderadatsch von Napoleon

Digitized by Google

dem Dritten), wer ist das? Jul. Riffert in einem trefflichen Aufsatze in Herrigs Archiv 63, 288, „die Hermannsschlacht in der deutschen Litteratur," sieht Friedrich den Großen darin, und es kann gar nicht anders sein; daß Cramer als Sachse nicht deutlicher wird, läßt sich begreifen aus Rücksicht nach oben. Auch von Klopstock weiß man nun (s. Riffert S. 294, Strauß kleine Schriften, 1866, S. 132 ff.), daß in der Jugendode: Heinrich der Vogler ursprünglich Friedrich gemeint und gefeiert war als künftiger Befreier Deutschlands. Der Gedanke könnte in dem Leipziger studentischen Freundeskreise, dem Klopstock und Cramer angehörten, als ein Punkt, ein Kernpunkt der neuen deutschen Welt, die sie kühn in sich ausbrüteten, gar wohl mit aufgetaucht und ausgebildet sein, vielleicht gerade zuerst in Klopstocks, der feurigsten deutschen Seele. Wenn man ihm seine spätere Abwendung von Friedrich jetzt als patriotische Lücke auf die Rechnung oder in sein Bild setzt, so denkt man sichs zu rasch vom heutigen Standpunkte aus und vergißt, was in Klopstocks deutschem Welt- und Fürstenbilde bewußtes Deutschtum und Christentum war, die er bei dem großen König schmerzlich vermißte, vermissen mußte. Cramer, der Theolog, hat daran freilich keinen Anstoß genommen, er feiert noch später Friedrich in hochgehendster Begeisterung als den rechten Mann Gottes, z. B. in den Sämtlichen Gedichten 1783 3, 326 ff. 374 ff.

Das Denken an Friedrich fand aber auch schon einen ältern Hintergrund vor. War doch schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der deutsche Gedankenheld geradezu nach Berlin versetzt worden, in Lohensteins Roman Arminius, den erst nach des Verfassers Tode sein Bruder Hans Casper herausgab, „von andrer Hand" vollendet. Es war im Jahre 1689, das Werk hatte ursprünglich dem großen Kurfürsten gewidmet werden sollen, nun wurde Friedrich der Dritte für ihn eingesetzt. Aus der ersten Fassung ist aber stehen geblieben, im Anschluß an die Erfindung des Dichters, daß Armin von einem Brandenburger Fürsten treue Hilfe erfährt: „Was Wunder, daß er [Armin] sich mit seinen Sieghaften zu dem großen Europäischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?" d. h. der Armin im Buche zugleich als lebende Gestalt, als Vertreter des deutschen Gedankens vorgestellt. Und dann geradezu: „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung [herrliches Aufsteigen] einen August zum Beherrscher andeutet," mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Friedrich der Dritte der Hermann Deutschlands sein werde, als Nachfolger des großen Kurfürsten (Riffert S. 252).

Dem großen König selbst wird bei seinem allumfassenden und scharf eindringenden Denken auch dieser Gedankenkreis nicht fremd gewesen sein. Er muß in dem Gespräche Friedrichs mit Gellert im Jahre 1760, das uns leider nur mit Lücken bekannt ist, gestreift worden sein, da der König auch die Frage aufwirft: „Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" worauf Gellert ausweichend antwortet, er kümmere sich nicht um die Politik. Die Klein-

Digitized by Google

staaterei mit ihrem unaussprechlichen Elende nach allen Seiten, von dem wir Alten noch einen schwachen Nachgeschmack kennen, wurde ausdrücklich mit dem Hermannsgedanken in Verbindung gesetzt, z. B. von Schönaich im ersten Buche seines Hermann, im Munde eines weisen Römers:

> O wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert,
> Wo man kein geteiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt.

Und Möser in seinem Drama Arminius, einem Jugendwerke vom Jahre 1749, das durchaus als Spiegel der Gegenwart gearbeitet ist, wie Kleists Hermannsschlacht, denkt dabei unverkennbar an Friedrich (Riffert S. 275):

> Glückselig ist das Land, das nur ein Fürst regiert,
> Der bloß um wohl zu thun der Gottheit Szepter führt u. s. w.

Hätte man von dem Friedrichsglauben der alten Weissagungen noch gewußt, der bei den Gebildeten so versunken war, wie bis ins sechzehnte Jahrhundert die Gestalt des Chernskerhelden, die Dichter hätten sich sicher den wirksamen Zug nicht entgehen lassen: da will ja die alte Prophezeiung in Erfüllung gehen! und gerade so, wie sie Kaiser Sigismund einst ausgelegt hatte, vom Hause Brandenburg aus! Und es war nicht einmal ein blinder bloßer Zufall, denn der Name Friedrich, im Hause der Hohenzollern so treulich fortgeführt bis auf heutigen Tag, geht bis in ihre schwäbische Zeit zurück und hat gewiß Zusammenhang mit den hohenstaufischen Friedrichen, als Ausdruck treuen Vasallenverhältnisses und naher Zugehörigkeit. Und wenn im Titel der Kaiser schon lange vor den Staufern der Ehrenname pacificus erscheint (Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte 6, 114), noch nicht als leere Titelfüllung, sondern als bedeutsame Bezeichnung vom Wesen des Kaisertums in seiner Stellung nach innen und außen (vergl. Nicolaus Cusanus oben), so fand man das in dem staufischen Friedrich, d. h. eigentlich Friedenskönig, gewiß mit ausgesprochen, und heutzutage wird unser Kaiser als Friedensfürst in Europa herum gepriesen. Und da muß doch auch erwähnt werden, daß von mehrern Forschern schon, unabhängig von einander (zuletzt von dem gelehrten und scharfsinnigen Isländer Bigfusson, mir fast überzeugend) die Vermutung aufgestellt worden ist, Arminius habe vor seiner römischen Umtaufe mit heimischem Namen Siegfried geheißen und lebe im Siegfried der Nibelungensage verdunkelt fort. Siegfried, der schönste Name für einen Volkshelden, der denkbar ist: Sieg und Friede in und mit einem Manne, durch großen Sieg zu großem Frieden. Haben wir das nicht erlebt? sind nicht unsre Hohenzollernhelden rechte Siegfriede? und das deutsche Reich und Volk will und soll es auch sein. Wie sich aber da in Arminius, Siegfried, Friedrich unsre Nationalhelden so verschiedner Zeiten, der ältesten, der mittlern und der neuern und neuesten, in Namen und Wesen die Hand reichen, oder in einen leuchtenden Punkt über achtzehn Jahrhunderte hinweg zusammentreten, das wäre

Digitized by Google

ein brauchbarer Gedanke gewesen für die prophetischen Dichter und kann es wohl auch für uns andern sein in Sonntagsstimmung.

Um aber auf den geschichtlichen Faden zurückzukommen: bald nach Friedrichs des Großen Tode kam eine wunderbare Wendung in die Geschicke Deutschlands und Europas. Auf der Scheide des achtzehnten und unsers Jahrhunderts standen auch die deutschen Dinge auf einer entscheidenden Kippe. Das Reich in sich an seinem Ende, von außen dem Einbruche der französischen Kräfte ausgesetzt gefährlicher als im siebzehnten Jahrhundert, es drängte von dort vor wie aus einem Vulcane, unter Führung eines Mannes, der an Caesar und Alexander erinnerte und selbst an sie als Vorbilder dachte. Das neue geistige Reich aber in Dichtung und Philosophie auf eine Höhe gediehen, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht höher gesehen hatte, ein wundersamer Widerspruch, und in beiden Erscheinungen doch nur die Vollendung einer seit Jahrhunderten begonnenen Doppelbewegung.

In Weimar, der Hauptstadt des neuen Reiches, gedachte man den Wechsel des Jahrhunderts festlich zu begehen. Schiller war erwärmt dafür, fand aber beim Herzog und bei Goethe nicht den nötigen Anklang, weshalb das Fest unterblieb. Er hatte wenige Jahre vorher in den Xenien (Nr. 96) das trostlose Wort ausgegeben, das doch eigentlich als Trost gemeint war (es soll aber von Goethe sein):

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus,

eine harte Nuß, an der noch wir vom alten Geschlecht die Zähne zu üben Gelegenheit gehabt haben. Das Fest aber sollte zugleich ein deutsches Siegesfest werden, Schiller fühlte oder sah sich mit Goethe und den andern seltenen Kräften, die in dem Kreise wirkend waren, auf der Höhe angelangt, nach der der deutsche Geist neben und über dem politischen Verfall lange so unermüdet emporgearbeitet hatte, er wollte die Nation ins neue Jahrhundert als in eine neue große Zeit hinübergeleiten, rückschauend, umschauend und vorschauend wie von heiliger Bergeshöhe. Man erfuhr das deutlich erst aus den Vorarbeiten zu einem Festgedicht, die im zweiten Bande von Goedekes großer Ausgabe aus dem Nachlaß bekannt gemacht wurde, gerade im Jahre 1871, in dem das selbst wie eine nachträgliche oder vorläufige Feier der nun erlebten großen Dinge erschien. Da heißt es in hochprophetischem Tone z. B.: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Ärnte der ganzen Zeit" (S. 410), d. h. indem er, das Beste von allen Völkern und Zeiten sich aneignend, die Idee der Menschheit in sich rein vollendet und darstellt (der Gedanke der Weltlitteratur); „er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten," er „verkehrt auch mit dem Geist der Welten" (ein Blick auf die Philosophie der Zeit), ist „der Kern der Menschheit," die andern Völker Blüte und Blatt. Den Mut zu solch hohem Glauben schöpft er auch aus der Sprache (wie man im siebzehnten

Digitized by Google

Jahrhundert that und dann auch Fichte in den Reden an die Nation): „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen“ (S. 412). Bis zu geahnter Herrschaft steigt der prophetische Blick: „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen,“ und: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan hat; am Ende muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt [des Stoffes] der Form [Idee] erliegen.“ Also Herrschaft einstmals, wenn auch nur geistige; schleicht sich aber da nicht das Politische von selbst mit ein? Es wird doch förmlich abgelehnt: „Der Deutsche wohnt in einem alten, sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich schwankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet“ (S. 414), denn „deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge,“ und:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn (S. 413).

Wunderbar, Untergang von außen, und Größe von innen! wie gesagt, das Ende der Doppelbewegung aus Jahrhunderten her, in dem doch die Berichtigung durch die Zukunft von selbst schon begrifflich gegeben war. Deutsches Reich und deutsche Nation zweierlei, das war wohl damals gut als Trost, aber auf die Länge? unmöglich! Schon um fünfzig Jahre früher hatte der junge Cronegk (er starb leider jung) den Mut dieses Gedankens, vor dem Schiller, der mutige, hier Halt macht, in dem Gedichte „Einsamkeiten“ im zweiten Gesang, wo er auf diese Gedankengänge kommt, die ja in der Luft lagen (Schriften 1766 2, 72):

Aber ich sehe den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen bestimmt ist ...
Klage nicht, sprach er mit himmlischer Stimme, bei dem, was du siehest.
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht
Über das zitternde Deutschland beschlossen. Vielleicht zu der Freiheit
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht, erhabene Seelen
Bleiben bei jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entstehet.

Auch Schiller hätte seinen Gedankenfaden oben so weiter spinnen können mit eignen Gedanken aus seinem Wallenstein, und wir könnens noch für ihn thun. Im Anschluß an die Deutschen als „Kern der Menschheit,“ im Pflanzenbilde, mit Wallensteins Worten (Wallensteins Tod 3, 13):

Da steh ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Und als Motto über die ganze neuere deutsche Geschichte passen wie geschaffen Wallensteins Worte ebenda:

Digitized by Google

Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Die hohen Prophetenworte Schillers, die uns ans Überschwängliche streifen, wie die Friedrichs des Großen, klingen doch noch nüchtern gegen das, was aus den Kreisen der Jugend erschallte in wahrem Prophetenrausch; sie hatte ihn doch von dem Trank, der von Goethe, Schiller, Herder, Kant, Lessing nüchtern gebraut war, hatte sich aber daran einen Mut getrunken, der eine ganz neue Welt von Deutschland aus ins Leben rufen wollte, wie zwanzig Jahre früher Zimmermann von den Genies der siebziger Jahre sagte (Einsamkeit 2, 9), sie wollten „ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Führung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her." Die Romantik brach hervor, wirklich zugleich eine fortsetzende Wiederaufnahme der Genieperiode, brach aus wie ein Weltfrühling, dessen neuer Lebenshauch in der That nachher rings um Deutschland herum so wirken sollte, wie Zimmermann da mehr spöttelnd von den Genies sagte. Der Umschwung der ästhetisch-philosophischen Welt, den Franzosen wie Dorat, Raynal vorausgesagt hatten und der Deutschland zunächst auf diesem Boden wieder zur Mitte Europas machte, fällt wirklich wesentlich mit dem Wechsel des Jahrhunderts zusammen. Die Französin, die im Anfang des Jahrhunderts beim deutschen Geiste Trost suchte für das Unglück ihres Vaterlandes, wie sie die Schicksale Frankreichs unter Napoleon empfand, die Staël-Holstein, witterte die neue Lebensluft in Weimar. L'Allemagne, par sa situation géographique, peut être considérée comme le cœur de l'Europe, sagt sie in ihrem Buche de l'Allemagne, Paris 1810, London 1813 1, 13, und fügt, an Napoleon denkend, politisch prophetisch hinzu: et la grande association continentale (Europa als eine Gemeinschaft gedacht) ne sauroit retrouver son indépendance que par celle de ce pays; denn l'indépendance de l'âme, die sie in Deutschland sah (la patrie de la pensée), fondera celle des états (1, XVI), also im Grunde wie Schillers „Geist, der sich den Körper baut"; vom Herzen muß die Neubelebung des Ganzen ausgehen, das ist der Gedanke der Französin. Sie sah sonst düster in die Zukunft Europas und seiner Cultur, sah Verfall vor sich: il se peut .. que la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, es scheint abgelebt, dem Alten verfallen, aber: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemandes une jeunesse nouvelle (3, 136, im 9. Kapitel des 3. Buches), eine neue Jugend für die Menschheit in der deutschen Litteratur, mit wahrhaft geistreich philosophischer Ausführung und Begründung, die ich ungern bei Seite lasse. Der Grundgedanke, hier von philosophischer Beobachtung einfach, ruhig und klar ausgesprochen, ist doch derselbe, wie er im Folgenden etwas verworren und unruhig aus gährendem Jugendgeiste einherbraust.

Friedrich Schlegel feierte für sich den Wechsel des Jahrhunderts mit einem langen Gedicht „An die Deutschen," gedruckt im Athenäum 3, 165 ff. (in den

Digitized by Google

Gedichten 1809 S. 239 ff. mit sinnzerstörenden Fehlern), als Vertreter des Kreises der jugendlichen kühnen Weltverbesserer oder Weltvollender, die in der Zeitschrift predigend und orakelnd philosophirten. Er hebt zürnend an:

Vergaßt auf ewig Ihr der hohen Ahnen,
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!

Die Herrlichkeit und Kraft der Vorzeit, bis zu Arminius zurück, wird mahnend ausgemalt, auf politisches Thun zwar verzichtet, aber aus Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie ein neuer Weltbau aufgeführt, der eben jetzt im deutschen Geist erstehe. Als „Meister" erscheint Goethe, als „Priester der Natur," der zur „Hierarchie der Kunst" sein Werde spreche. Gezürnt wird mit den Stumpfen, die noch nicht merken, „daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen." Wem aber die Augen geöffnet sind, der „muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen," der sieht „des Menschengeistes kühnen Weltenbau," auch eine Wunderpflanze genannt, in die aller bisher erworbenen Bildung Mark strömt, auch ein Tempel, eine Kirche:

Wohl seid Ihr taub, sonst hörtet Ihr mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch, in euch noch leben
Die Kräfte, so das Alterthum erschufen.
Dringt, Jüngling', ein! Ermannt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst,
So wird die Kirche sichtbar sich erheben. . .
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst u. s. w.
Europas Geist erlosch, in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit u. s. w.,

also immer noch das Ziel von Opitz her, aber nun in höchster, ungeahnter Vollendung, Erhöhung und Ausweitung, nahe vor den Händen schwebend oder erreicht, und der deutsche Geist nun nicht mehr bloß Europa ebenbürtig, sondern sein Lehrer und Führer zurück oder vorwärts zum goldnen Alter, denn dieser Gedanke aus dem Anfang des neuen Aufschwunges wirkt auch noch darin. Am Schluß:

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen, das Fantom
Der trägen todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter.

Also Krieg angesagt, ein heiliger Krieg, aber nur Geisteskrieg (Eichendorff schrieb ein Spiel „Krieg den Philistern"), ohne sichtbare Ahnung der nahen Zeit, wo wirklicher Krieg furchtbar blutig nötig wurde, auch ein heiliger Krieg, für den Th. Körner das Stichwort der jungen Kunstwelt aussprach, wie mit seinem Blute geschrieben: „Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten!"

Noch mehr wie weltentrücktes Träumen, wie der Traum einer geistberauschenden Sommernacht, klingt dasselbe, eben auch im Jahre 1800, bei No-

Digitized by Google

valis im Heinrich von Ofterdingen, in einem Gedichte, das den zweiten Teil (Erfüllung genannt) eröffnet. Darin z. B.:

> Es bricht die neue Welt herein
> Und verdunkelt den hellsten [bisherigen] Sonnenschein.
> Man sieht nun aus bemoosten Trümmern [der alten Welt]
> Eine wunderseltsame Zukunft schimmern u. s. w.

Was sollten aber solche Träumer aus Wolkenkukuksheim, so glänzend sie es ausmalten, unten in der deutschen Welt, wie sie nun wirklich war? In die Sterne gucken, während ihnen die Bergspitze, auf der sie guckten, von unten her abgegraben wurde? Man begreift da völlig, wie Napoleon, der unsäglich nüchterne (und selbst doch gewaltiger Träumer), von den Deutschen als Ideologen sprechen und denken konnte. Nun der Ideenheld, als die Zeit kam, war doch auch gleich wieder der alte deutsche helt ze sinen handen, das sollte Napoleon im Jahre 1813 erfahren, wie sein Neffe im Jahre 1870 wieder. Im Jahre 1805 tröstet sich Arnim prophetisch ahnend in der Abhandlung von Volksliedern, als Anhang zum ersten Bande des Wunderhorns: „Ob sich die (deutsche) Welt ausruht zum Außerordentlichen? Das Speculiren, das so ernsthaft genommen wird, macht es wahrscheinlich, denn dies ist der Traum der Thätigkeit, nur der Morgenträume sind wir uns bewußt“ (Wunderhorn 1845 1, 461). Und so kam es, es waren Morgenträume auf einen neuen Welttag gewesen. In den Heeren von 1813 kämpfte und lenkte nun der Geist mit, der eben aus jenem Gedankenhimmel herunter kam, gerade auch der romantische, durch den ja auch das deutsche Nationalgefühl aus der Vorzeit her wieder zu ganzer Kraft erweckt, der deutsche Geist in der eignen Heimat wieder heimisch geworden war. Die Träumer hatten dort oben doch die rechten Lichter aufgesteckt oder wiederentdeckt, die die rechten Wege auch hienieden wiesen und beim Zugreifen an der da gebotenen sauern Arbeit leuchteten.

Wie sich gerade in der Zeit und dem Geiste der Romantik der Umschwung, der nun nötig war, entschieden meldete, die Rückkehr vom Träumen zum Eingreifen in die gegebene Welt, vorbereitet allerdings schon in der Genieperiode, das läßt sich z. B. in Hölderlins Seele sehen, der den Weg vom Hellenismus her zur deutschen Zukunft durch die Romantik hindurch suchte. So wenn er im November 1794, also schon vor dem eigentlichen Drang und Zwang der politischen Not, aus Jena in die Heimat an Neuffer von der ästhetischen Welt schreibt, die ihm nun in ihrem Aufsteigen abgeschlossen vorkommen will, zugleich unter dem mächtigen Einfluß von Fichtes Vorlesungen: „Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsre unglücklichen Saitenspiele und thun, was die Künstler träumten. Das ist mein Trost.“ (Werke 1846 2, 106.) Und im Hyperion hat er das gethan, so weit es mit der Feder in der Hand in der Stube möglich ist, der Roman ist bei aller seligen Seelenträumerei, bei allem Rausch von Phantasie und Naturfühlen doch zugleich voller Prophetie auf ein großes Thatleben

Digitized by Google

der Zukunft hin, zu dem eben der Traumrausch hindrängt für eine Neugestaltung und Wiedergeburt der Welt nach den Traumbildern, auch politisch. Den Wendepunkt in der Richtung der jungen Geister, allerdings eben wacker vorbereitet mitten in der ästhetischen und philosophischen Ideenwelt, bezeichnet auch sein goldnes Wort „leben die Bücher bald?“ das wohl noch auf Jahrhunderte hin als mahnendes Motto hoch über all unsrer Gedankenarbeit dienlich oder nötig wäre, in einer Ode „an die Deutschen“:

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt.
Denn ihr Deutsche, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.
Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Und so geschah es, die That kam aus dem Gedanken, wie der Strahl aus des Himmels Wolken, als die Zeit erfüllet war. Die ganze deutsche Dichterwelt, die unsrer großen Philosophen und Tondichter nicht zu vergessen, war doch wie eine große Prophetie für ein neues Leben, nicht für uns bloß, sondern für die Welt, wie auch das Ausland rings herum immer mehr empfindet und anerkennt. Zunächst aber auf uns, für ein neues Leben, welches den Namen Leben verdiente und ohne welches auch das höhere Leben fest und dauernd nicht möglich ist. (Schluß folgt.)

Die Renaissance in der deutschen Dichtung.

Seitdem die „Renaissance“ Mode geworden ist, wird das Wort, das früher nur eine bestimmte, zeitlich begrenzte kunstgeschichtliche Bedeutung hatte, auf alles mögliche angewandt. Man verbindet mit allen künstlerischen Erscheinungen vom fünfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert den Namen „Renaissance,“ jeder unbequeme hochrückige Lehnstuhl, jeder messingene oder schmiedeeiserne Leuchter, der sich in Technik oder Form an ältere Vorbilder anlehnt, wird durch dieses Wort, das einen gewissen künstlerischen Glanz ausstrahlt, gleichsam geadelt, und während unser Kunstgewerbe mit raschen Schritten die Jahrhunderte durcheilt und nach kurzem Verweilen bei den edleren Formen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bereits völlig in die Fluten des Barockstils, der den Neigungen und dem Geschmacke unsrer Geldaristokratie begreiflicherweise mehr entspricht, untergetaucht ist, bleibt doch der einmal lieb gewonnene, vornehm klingende Name „Renaissance“ in aller Munde.

In der Geschichte der Wissenschaften und der bildenden Künste bezeichnet das Wort zweierlei. Einmal den Vorgang der Wiedergeburt des klassischen

Digitized by Google

Altertums, den Augenblick, wo die geistigen und künstlerischen Reichtümer der Vorzeit in aller ihrer Schönheit wieder aus der Vergessenheit emporstiegen und der Menschheit neue Ideale schenkten. Dann aber vor allem die Zeit, die auf jenes Ereignis (denn wir können es wohl als ein Ereignis bezeichnen, so schnell vollzog sich jener Wechsel der Anschauungen) folgte, die Zeit, wo sich modernchristliche und antike Ideen zuerst bekämpften, wo dann die Antike eine Zeit lang Siegerin blieb, um sich schließlich unlöslich mit ihrer frühern Gegnerin zu verbinden. Diese Verbindung bezeichnet den Höhepunkt der neuern Kunst. Die Periode, wo sich Antikes und Modernes völlig die Wage hält, wo die Gedanken und Empfindungen des modernen Menschen eine Form finden, die aus dem alten, wiedereroberten Schönheitsideal geboren ist, bringt einen Michel Angelo, einen Raffael hervor.

Eine gleichartige Entwicklung macht die Dichtung der Völker des westlichen Europas durch. In Italien, dem Lande, welches die Renaissance am unmittelbarsten erlebte, bezeichnet Petrarca die erste, der Humanismus des fünfzehnten Jahrhunderts die zweite, Ariost die dritte und höchste Stufe dieser bis zum Gipfel der Kunst aufsteigenden Bewegung. In der französischen Dichtung siegt die Antike in schnellem Anlauf: Ronsard und die Pléjade unterwerfen sich ihr, und sie herrscht ein halbes Jahrhundert, bis sich endlich in der haute littérature Ludwigs des Vierzehnten der französische Nationalgeist ihr zugesellt und in Corneille den Dichter hervorbringt, der in der Vereinigung von Altertum und Gegenwart die Entwicklung abschließt. Einen schnelleren, aber in den Grundlinien gleichen Lauf nimmt die englische Poesie. In der kurzen Zeit von fünfzig Jahren schreitet sie von Wyatt und dem Earl of Surrey, den Nachahmern der durch die Italiener vermittelten Alten, fort bis zu den Dramatikern der elisabethanischen Periode und findet in Shakespeare ihre Vollendung. Ariost, Corneille, Shakespeare sind im ursprünglichen Sinne des Wortes echte Renaissancedichter, die Renaissance bedeutet, wie in der bildenden Kunst, so auch in der Poesie, bei Italienern, Franzosen, Engländern (und Spaniern) den Höhepunkt klassischer Vollendung.

Welche Wirkung hat nun die Renaissance auf die deutsche Dichtung gehabt? Welches sind unsre großen Renaissancedichter? Diese Fragen will für ein bestimmtes Gebiet, für die Lyrik, ein jüngst erschienenes Buch von Max Freiherrn von Waldberg*) beantworten. Als Renaissancelyrik bezeichnet der Verfasser im Vorwort seiner Arbeit die weltliche Lyrik der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, da nicht nur die Kunstlyrik, sondern auch die volkstümliche Dichtung dieser Periode einen tiefgehenden Einfluß jener Kulturbewegung zeige, die wir „Renaissance“ nennen. In der That bildet im Gegensatz zu den frühern Dichtern der Einfluß der Antike das bezeichnende Merkmal der Schöpfungen eines Opitz, Fleming, Dach, Zesen. Die alte deutsche Dichtung hatte sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts völlig ausgelebt. Nur das geistliche Lied, auf das unausgesetzt der befruchtende Segen der lutherischen Bibel herabströmte, und das Volkslied trieben noch neue Blüten, die Kunstdichtung war längst abgestorben, und was an ihrer Stelle geboten wurde, waren jämmerliche Leichengedichte, zotenhafte Hochzeitscarmina und andre Gelegenheitspoesien, die in Form und Inhalt jeder feinern Empfindung Hohn sprachen. Ohne Rücksicht auf das unsrer Sprache eingeborne Betonungsgesetz

*) Die deutsche Renaissancelyrik. Von Max Freiherrn von Waldberg. Berlin, W. Hertz, 1888.

Digitized by Google

wurden die Silben zu je acht in den Vers hineingezählt, die Worte, wo sie der vorgeschriebenen Silbenzahl nicht entsprachen, gewaltsam gedehnt oder verkürzt. Dieser Dichtung verdankt der Ausruf: „Reim' dich oder ich freß' dich" seine Entstehung. Man kann behaupten, daß nie ein Volk auf hoher Stufe der geistigen und künstlerischen Entwicklung eine so elende Poesie besessen hat, wie das deutsche beim Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Die Verse des Hans Sachs, die stets als Muster der „Knüppelreime" von den spätern angeführt werden, stehen noch verhältnismäßig hoch. Nun höre man die „Deutsche Rithmi," in denen 1609 ein beliebter schlesischer Gelegenheitsdichter, Georg Reutter in Breslau, ein Bogenschießen zu Großglogau besingt:

Wann man dann zun Kriegsrüstungen
Gebraucht mancherlei Gattungen
Von Waffen, Wehren, Instrumentn
Wie man die immer kan erdenkn u. s. w.

Man sollte glauben, daß die Jämmerlichkeit dieser Verse nicht überboten werden könne. Und doch wird in der Folgezeit auch dieses Kunststück fertig gebracht. Die Gelegenheitspoeten warfen die letzte Fessel ab, die sie bedrückt hatte, die feststehende Silbenzahl, und ein Landsmann Reutters, Modestinus Beußdorf, verfaßt im Jahre 1627, zehn Jahre nach dem Auftreten Opitzens, eine Sorte von Versen, die er vornehm Rythmologias nennt, die aber jedem einigermaßen gebildeten Ohre geradezu Schmerzen verursachen:

Gottes Gnad und reichen Segen,
Bestendig Gesundheit darneben,
Vnd langes Leben in Fried und Ruh,
Ew. E. E. ich wünschen thu,
Sambt einem Glückselgem Newn Jahr,
Vnd aller Heylsamn Wohlfart gar u. s. w.

Diese Beispiele, denen tausend ähnliche aus allen Teilen Deutschlands zur Seite gestellt werden können, bezeichnen deutlich den Zustand, in welchem sich die deutsche Dichtung zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts befand.

Nur wenn man diesen Zustand erwägt, kann man beurteilen, welchen unermeßlichen Fortschritt es bedeutete, als im zweiten Jahrzehnte des Jahrhunderts eine Anzahl von Dichtern auftrat, die das unbrauchbare Alte beiseite warfen und auf völlig neuer Grundlage eine neue deutsche Dichtung schufen.

Waldberg hat es unterlassen, die deutsche Kunstdichtung (d. h. dasjenige, was ihre Stelle vertrat) vor Beginn des von ihm behandelten Zeitraumes zu schildern. Er leitet die neue Dichtung nur aus einer Quelle, dem Volksliede, ab. Selbst zugegeben, daß der Zusammenhang zwischen Volks- und Kunstlied so eng sei, wie der Verfasser uns durch die Vergleichung der innern Form, des sprachlichen Ausdrucks und des Gedankengehalts beider Gattungen glauben machen will, so hätte doch darauf hingewiesen werden müssen, daß dieser Zusammenhang ein nicht gewollter, ein völlig unbewußter ist. Waldberg läßt dies an der einzigen Stelle, wo er flüchtig darauf hindeutet (S. 46 f.), ganz unentschieden. Aus den gleichzeitigen Lehrbüchern der Dichtkunst, die er fast gar nicht beachtet hat, erhellt aufs deutlichste die Stellung der neuen Schule zu ihren Vorgängern. Opitz und seine Genossen erkennen theoretisch diese Vorgänger überhaupt nicht an, zwischen dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts und ihrer Zeit giebt es für sie in der Dichtung nur eine gewaltige, gähnende Kluft, die nirgends überbrückt ist. Dichter, die in dem Verse „Rot' Röslein wollt' ich brechen" und in Wendungen wie „das mündlein rot," „die hände

Digitized by Google

fein" nur Verstöße gegen die Regeln sahen, wollten sicher mit dem Volksliede nichts gemein haben.

Allerdings war kurze Zeit das Bestreben vorhanden, in der neuen Dichtung an volkstümliche Ueberlieferungen anzuknüpfen, aber es wurde schnell unterdrückt. Weckherlin suchte mit deutlich erkennbarer Absicht dem Volksliede Anschaulichkeit und frische Unmittelbarkeit der Empfindung zu entlehnen und sie in einer höhern Ansprüchen genügenden Form auszuprägen. Unter dem Einflusse seiner 1618 erschienenen Oden und Gesänge steht der größte Teil der Dichter, die Zincgref 1624 im Anhange zur ersten Ausgabe der Gedichte Opitzens (nicht zum Aristarchus) vereinigte. Von dieser Sammlung geht die Darstellung Waldbergs aus. Wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, ist das ein chronologischer Fehler. Ueberhaupt gehört die Chronologie zu den schwachen Seiten des Buches. Sämtliche Dichter von 1600 bis gegen 1670 sind in einen Topf geworfen (man verzeihe den etwas handgreiflichen Ausdruck), und der Verfasser greift beliebig die Beweisstücke heraus, deren er für seine Behauptungen bedarf. Selbst der aufmerksamste Leser wird keinen Unterschied zwischen Weckherlin, Opitz, Schoch, Finkelthaus, Harsdörffer, Zesen und irgend einem der übrigen zahlreichen, von Waldberg behandelten Dichter aus dem Buche herauslesen können, eine Entwicklung innerhalb des von ihm geschilderten Zeitraumes besteht für den Verfasser nicht, ebenso wenig wie er es für der Mühe wert hält, irgend einen Dichter in seiner Eigenart zu charakterisiren, obgleich er in der Vorrede die Schilderung des „Entwicklungsganges" der deutschen Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts als sein Ziel bezeichnet hat. Das Bild, das wir bisher von dieser Periode unsrer Dichtung besaßen, hat in der neuen Darstellung an Klarheit eher verloren, als gewonnen.

Waldbergs Arbeit zerfällt, abgesehen von der Einleitung, in drei Hauptabschnitte; der erste, „Volksdichtung und Kunstlyrik," umfaßt 67 Seiten, der zweite, die „Schäferlyrik," 117 Seiten, der dritte mit der Ueberschrift „Anlehnung und Entlehnung" 40 Seiten. Schon aus dieser Raumverteilung ist ersichtlich, welches Gebiet dem Verfasser als das wichtigste und am meisten angebaute erscheint: die Schäferdichtung. Mag auch gegen das Ende des Zeitraumes die Schäferposie überwiegen (nur eine mühsame und an sich zwecklose Statistik könnte darüber Sicherheit geben), in der weitaus größern Hälfte, bis in die vierziger Jahre hinein, wird die Schäfermaske nur hie und da vorgenommen, erscheint sie als bevorzugtes Kostüm nur bei den Dichtern, welche den Italienern nacheifern. Aber freilich ist nach Waldbergs Anschauung (S. 16 u. ö.) die gesamte von ihm behandelte Dichtung von den Italienern abhängig. Das ist sicherlich ein Irrtum. Im ersten und selbst noch im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts überwiegen allerdings, wie schon Scherer bemerkt hat, die italienischen Einflüsse; aber die von Weckherlin und Opitz begründete poetische Richtung (und deren Schilderung ist doch Waldbergs hauptsächliche Aufgabe) geht von den Niederländern und den Vorbildern dieser, den Franzosen, aus, die lyrischen Formen wie der Gedankengehalt, den sie umschließen, sind von Opitz und seinen Schülern aus Frankreich herübergenommen worden. Es lassen sich für die Dichtungen dieser Zeit mindestens ebenso viele niederländische und französische, wie italienische Vorbilder nachweisen, nur zieht sie Waldberg nicht zur Vergleichung heran, da er z. B. Heinsius' Nederduytsche Poemata gar nicht und Ronsards Dichtungen nur in der dürftigen Auswahl von Becq de Fouquières kennt, von den Sternen zweiter Größe wie Du Bellay oder Spieghel nicht zu reden.

Digitized by Google

Die Frage nach den Quellen, aus denen die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts geschöpft haben, ist für die Beurteilung ihrer Leistungen die wichtigste. Denn es mangelt ihnen, wie Waldberg richtig bemerkt, an Unmittelbarkeit, „die geschilderten Seelenvorgänge haben alle [oder doch wenigstens zum größten Teil] eine konventionelle Färbung, sie ist mit einem Worte keine erlebte, sondern angelernte und anempfundene Dichtung.“ Frisches, eigenartiges Leben giebt sich nur im Volksliede kund, das sich anfangs in der Richtung des sechzehnten Jahrhunderts weiter bildet, und dieses wirkt auch auf die Kunstpoesie hinüber, zumal in Süd- und Westdeutschland, während der Norden und Osten volkstümliche Wendungen und Formen zu vermeiden sucht. So sind in der Sammlung Zincgrefs sprichwörtliche Wendungen und alte Volksformen, wie Liebesgruß und Liebeswunsch, verwendet, die wir bei Opitz und den Seinigen vergebens suchen würden, weil die um Zincgref versammelten Dichter fast ausschließlich dem Südwesten angehören. Eine besonders starke Einwirkung übt das Volkslied auf das sogenannte Gesellschaftslied aus, das, wie Waldberg mit großer Belesenheit nachweist, sich zum großen Teil aus Bestandteilen älterer Lieder zusammensetzt. Das Gesellschaftslied ist ursprünglich das Volkslied der höhern Stände, es dringt aber bald auch in die untern Schichten und unterscheidet sich von seinem bescheideneren Genossen vor allem durch die Melodien, die aus Italien und Frankreich eingeführt werden. Nach Hoffmann von Fallersleben (Die deutschen Gesellschaftslieder, Vorrede) verstummt das Gesellschaftslied beim Auftreten der schlesischen Dichter, während Waldberg, ohne sein Abweichen von der früher geltenden Ansicht zu rechtfertigen, ein Fortbestehen der volkstümlichen Dichtung während des ganzen von ihm behandelten Zeitraumes annimmt. Auch Opitz dichtete auf französische Melodien, wie Si c'est pour mon pucelage oder Auprès du bord de Seine, sangbare Lieder, und wie schnell sich diese in allen Ständen verbreiteten, zeigen die Worte, die er im Jahre 1628 an seinen Freund Coler schrieb: „Alle Häuser und Gassen hallen von meinen Liederchen wieder, sie werden sogar an den Straßenecken für wenige Pfennige verkauft. So bin ich ein lebendiger Zeuge meines eignen Ruhmes und ergötze als angenehmer Sänger die Herzen der Dirnen und Mägde. Und wenn ich auch jetzt von diesen Belustigungen früherer Jahre zurückgekommen bin, so freue ich mich doch der Erinnerung an die Vergangenheit.“ Diese Aeußerung bestätigt unmittelbar den Uebergang des Kunstliedes in das Volkslied, der im siebzehnten Jahrhundert so oft zu beobachten ist und dem Waldberg mit großer Aufmerksamkeit und Feinfühligkeit nachgegangen ist. Zu diesem Uebergange haben sicher auch die volkstümlichen Wendungen beigetragen, die sich bei den meisten Dichtern von Theobald Höck bis Zesen nachweisen lassen. Nur liegt hier keine bewußte Anlehnung vor. Die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts handelten nach dem Grundsatz: Je prends mon bien, où je le trouve. Sie sammelten die Blumen, mit denen sie sich schmückten, in französischen Ziergärten und auf deutschen Wiesen, sie waren befriedigt, wenn der Kranz, den sie daraus wanden, recht bunt in die Augen stach. Manches wird auch von Waldberg mit Unrecht auf volkstümliche Quellen zurückgeführt. So ist die Verachtung des Reichtums und der Preis des Landlebens, übrigens einer der verlogensten Züge in dieser Dichtung der gelehrten Hofleute, gewiß besser auf Horaz und die römischen Elegiker als auf das Volkslied zurückzuführen. Ebenso dürfte die Wiederholung der Liederanfänge bei den zahlreichen Dichtern, die sich auf Nachahmung der Opitz, Fleming, Dach beschränkten, wohl nicht dem Volksliede, sondern eher

Digitized by Google

der Bequemlichkeit und Unfähigkeit jener Poeten entstammen. Fein und zutreffend ist von Waldberg der Unterschied zwischen Volks- und Kunstlyrik festgestellt worden, indem er diese als ruhend, jene als bewegt, diese als beschreibend, jene als erzählend bezeichnet. Die Kunstdichtung malt mit zierlichem Pinsel und unzähligen zarten Strichen kleine Bilder, auf denen sich anmutige Damen spröde von verliebten Herrchen umflattern lassen, während im Hintergrunde vom leichtbewölkten Himmel sich eine heitere Gartenperspektive abhebt. Das Volkslied entwirft mit markigen Strichen Bild auf Bild, in schnellem Fluge wird der Hörer von einem zum andern fortgerissen, die Dichtung macht den Eindruck des Erlebten. So ist das Verhältnis beider Gattungen am Anfang unsers Zeitraums. Aber im Laufe desselben ändert es sich zum Nachteil des Volksliedes. Die Beschreibung, die Betrachtung über die eigne Empfindung dringt ein; das Volkslied wird empfindsam, es gebraucht mit Vorliebe Beispiele aus dem Altertum, und an Stelle des sinnfälligen Ausdrucks tritt der gedankliche. Weit entlegene Vergleiche werden zur Bezeichnung der einfachsten Dinge herangezogen, so wenn Martin Kempe (übrigens nach Flemings Vorbild) den Mai einen „künstlichen Apelles“ nennt, der die „köstlichsten Gartenbilder“ darstellt.

Auffallend ist im siebzehnten Jahrhundert der Gegensatz zwischen Dichtung und Leben. Waldberg sagt zwar zu viel, wenn er behauptet, daß fast alle Dichter den Schlachtfeldern enteilen und auf erträumten arkadischen Wiesen und am grünen Ufer ihre Syrinx blasen; denn es giebt kaum einen bedeutenderen Dichter, der nicht den endlosen, leidensvollen Kampf in seinen Versen beklagte oder in frischen Soldatenliedern der kriegerischen Zeitstimmung Rechnung trüge; aber lange verweilt keiner von ihnen bei den Greuelbildern, die sich allenthalben dem Auge boten, und wo sie es versuchen, wie bei der Eroberung Magdeburgs, den furchtbaren Eindrücken der Zeitereignisse Ausdruck zu geben, fehlt ihnen Kraft und Größe.

Ein weiterer Widerspruch besteht zwischen den Leistungen der Dichter und ihrem Selbstgefühle. Sie alle leitet das patriotische Streben, ihr Vaterland auch auf dem Gebiete der Poesie zu gleicher Höhe mit den andern Völkern zu heben, die ganze poetische Bewegung geht von dieser Absicht aus, wie schon Opitzens erste Schrift, der „Aristarchus“ zeigt, aus dem die von Waldberg angeführte Stelle Schirmers fast wörtlich entnommen ist. Und wie weit auch die Fähigkeit hinter dem guten Willen zurückbleibt, so glauben doch diese Dichter sich dreist neben Petrarca und Rabelais stellen zu dürfen, wenn sie ein italienisches Gedicht oder eine spanische Satire mühsam nachgestammelt haben.

Die poetischen Bestrebungen gingen mit den sprachlichen Hand in Hand, und die Reinigung der Muttersprache galt während der ganzen von Waldberg hier behandelten Zeit als vaterländische Ehrenpflicht. Seitdem Opitz so kräftig dafür eingetreten war, wurden mit größter Sorgfalt in der gesamten Kunstlyrik die Fremdwörter vermieden, und mit Unrecht behauptet Waldberg, daß diejenigen, die am heftigsten dagegen kämpften, auch solche seien, die die Fremdwörter am häufigsten gebrauchten. Allerdings kommen ja Sprachmengereien vor; aber sie finden sich fast ausschließlich in den Romanübersetzungen, die damals größtenteils ebenso fabrikmäßig und von ebenso unfähigen Personen ausgeführt wurden wie heute. Und wer würde unsre heutige Prosa nach dem sogenannten Deutsch einer Ossip Schubin zu beurteilen wagen?

Der Gegensatz zwischen Reden und Thun, den Waldberg in der Sprache mit Unrecht auffinden will, zeigt sich dagegen deutlich im Empfindungsleben

Digitized by Google

der Dichter. Die Liebe wird von ihnen als bloße poetische Vorstellung geschildert, und zwar nicht erst von Salomon von Birken, sondern schon von Opitz in der ersten und zweiten Vorrede zu seinen Gedichten und in der „Poeterey." Daß für diese Verleugnung des gesunden Gefühls Petrarca vorbildlich gewirkt hat, hätte Waldberg wenigstens andeuten sollen; in seiner Darstellung erscheint die Verleugnung der Liebe als eine besondre Eigenschaft der deutschen Poesie, während sie doch, ebenso wie der Zweifel über die Verwendbarkeit der antiken Mythologie, für den Waldberg ebenfalls nur ein Zeugnis aus später Zeit beibringt, überall sich zeigt, wo mittelalterliche Weltflucht und antike Lebensfreudigkeit zusammenstoßen.

Wir sind bis hierher aufmerksam der Darstellung Waldbergs gefolgt. Umso kürzer können wir uns über den folgenden, bei weitem größern Teil seines Buches, die Schäferlyrik, fassen. Denn während die ersten Abschnitte vor allem in der Schilderung des Verhältnisses von Volksdichtung und Kunstlyrik viel Neues, wenn auch nicht überall Richtiges bringen und ein bisher wenig beachtetes Gebiet beleuchten, enthält die Abhandlung über die Schäferlyrik fast nur eine Zusammenstellung von Beweisen für bekannte Dinge. Handelte es sich um eine verwickelte, mühsam zu erklärende litterarhistorische Erscheinung, so wäre dieses Anhäufen von Material gerechtfertigt. Aber die Schäferdichtung ist eine, wenn auch künstlich geschaffene, so doch äußerst einfache, in wenigen feststehenden Formen sich entwickelnde Gattung, deren besondre Merkmale sich auf den ersten Blick dem Auge darstellen. Hervorgegangen aus der neuerwachten Liebe des Renaissancemenschen zur Natur einerseits, aus dem Geschmacke der Italiener am Maskenspiele anderseits, entstanden in Italien die favole boscareccie, in denen spielend verkleidete Schäfer um anmutige Schäferinnen warben und vornehme Damen, dem Spiele zu liebe, mehr gewährten, als die strenge Sitte sonst gestattete. Kein Wunder, daß dieser poesievolle Mummenschanz, der sich noch dazu auf antike Vorbilder berufen konnte, der dichterischen Phantasie Anregung zu reizvollen Gemälden gab, die immer wieder nachgepinselt wurden, weil sie in ihrer glatten Zeichnung, in ihren zarten Farben den künstlerisch gebildeten Augen der vornehmen Welt heitere Unterhaltung gewährten. Die wirklichen Bauern und Hirten waren in ihrer Rohheit auf diesen Bildern nicht zu verwenden, höchstens wurde einmal in der Ecke neben den geistreichen, verliebten Amyntors der dumme, nur an Speise und Trank denkende Korydon angebracht, um durch den Gegensatz die Wirkung zu erhöhen.

Bestimmte Formen bildeten sich in dieser Dichtungsart, die auf wenigen, noch dazu erfundenen Situationen beruhte, leicht aus. War der Schäfer z. B. von der Geliebten getrennt, so wurde er in betrübter Stellung gezeichnet, wie er von dem früher genossenen Glücke sang. Oder war er mit ihr vereinigt, so pries er seine zufriedene Lage gegenüber der des unbefriedigten, von Ehrgeiz und Gewinnsucht geplagten Städters und erhob sein Arkadien, in dem es weder Geld noch Krieg, weder Krankheit noch Tod gab und ein ewiger sonniger Frühlingstag lachte. Die Natur teilt die Empfindung des Schäfers, sie wird beseelt, und wenn er liebt, so lieben auch die Fische in den Flüssen und die Bäume auf den Wiesen, von dem allgewaltigen Eros bezwungen. Man erkennt in diesem ganzen gefühlsseligen Treiben dieselben Stimmungen wie in der spätgriechischen Lyrik, die in der That auf die deutsche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts einen weitgehenden Einfluß geübt hat. So ist z. B. der Einfluß Anakreons auf Weckherlin und die Art und Weise, wie dieser die an-

Digitized by Google

tiken Motive verwendet, sehr merkwürdig und wäre wohl der Beachtung Waldbergs wert gewesen. Häufig kamen die von den Alten entlehnten Stoffe und Ausdrucksformen erst aus zweiter und dritter Hand, durch Italien, Frankreich und Holland nach Deutschland, und auf diesem weiten Wege wurden sie oft sehr verändert. Während die Italiener sie mit modernem Gefühle belebten, wurden sie von den Franzosen abgeglättet, durch den Einfluß der Galanterie verflacht, von den Holländern endlich steifer und gelehrter gestaltet. Darum muß man auch da, wo die französische oder holländische Vorlage sich auf ein italienisches Original stützt, die unmittelbarste Quelle bei der Vergleichung mit den deutschen Nachahmungen berücksichtigen, weil man sich natürlich nur so ein richtiges Urteil über den selbständigen Wert derselben bilden kann. Dadurch, daß Waldberg stets auf die Italiener und die Alten zurückgeht, erscheint die Ungeschicklichkeit und Kälte unsrer Dichter viel größer, als sie in Wahrheit ist, da vieles, was man auf ihre Rechnung setzt, ihren unmittelbaren Mustern, Franzosen und Holländern, zur Last zu legen ist. Gerade in ihren Ausartungen zeigt die Schäferdichtung mehr französisch-verständige als italienisch-phantastische Elemente, und ihr Ende bewirkt schließlich der Einfluß italienischer Kunst, Marinis und seiner Schule. Die Schäferlyrik ging bald zu Grunde, weil ihr der Boden der Wirklichkeit immer mehr unter den Füßen schwand, weil sie ihr kleines Stoffgebiet schnell durchmaß und, um Neues zu bieten, der Übertreibung und Künstelei verfiel. Doch war sie nicht für immer aus Deutschland verschwunden. Denn das achtzehnte Jahrhundert, das die Bestrebungen des vorhergehenden mit richtigerem Verständnis und geschulterem Kunstsinn wieder aufnahm, sah an den Ufern der Pleiße und Saale ein neues Geschlecht von Schäfern erstehen, welche unmittelbar die Muster Theokrits und Virgils nachzuahmen suchten. Aber sie wirkten noch unnatürlicher als ihre Vorgänger, weil ihnen auch der letzte Rest von Naivität, der den Schöpfungen jener einen gewissen Reiz verliehen hatte, fehlte. Diese süßlich weichen Töne widersprachen der kräftigen deutschen Eigenart, und mit bitterm Hohne rief der junge Goethe den girrenden Seladons die Worte zu:

Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt,
Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Der Grund dafür, daß die deutsche Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts nach verheißungsvollen Anfängen so schnell kraftlos in Unnatur und äußerliche Formspielerei versank, lag in der Talentlosigkeit und der dadurch hervorgerufenen Unselbständigkeit ihrer Vertreter. Waldberg behandelt im letzten Hauptteil seiner Arbeit diese Eigenschaft. Er zeigt, wie von vornherein die Nachahmung auch in der Theorie an die Spitze gestellt wurde, wie jede Achtung vor fremdem geistigen Eigentum fehlte, wie Übersetzen eignem Schaffen gleich geachtet wurde. Es wurde massenhaft, wie zu keiner Zeit sonst in Deutschland, gedichtet, aber die Masse schrumpft auf eine ganz kleine Zahl zusammen, wenn man die wörtlichen Nachahmungen, die Parodien und die mit Hilfe der poetischen „Schatzkammern" aus gestohlenen Wendungen zusammengeleimten Gedichte abzieht. An einzelnen Beispielen weist Waldberg mit reicher Belesenheit nach, wie bestimmte Verse von Hand zu Hand wandern, wie besonders von Opitzens Oden keine einzige der immer von neuem wiederholten Ausplünderung entgeht. Als schließlich der Unfug alle Grenzen überschritt, erhoben sich die Verständigen unter den Dichtern und machten ihm mit treffendem Spott ein Ende. So wurde, noch ehe das letzte Viertel des Jahrhunderts anbrach, der Parnaß wenigstens von seinen schlimmsten

Digitized by Google

Gästen gesäubert, und wenn auch die, welche ihnen folgten, nicht viel besser waren, so kam doch in ihren Leistungen, welche gewöhnlich, als die Dichtungen der zweiten schlesischen Schule, von Waldberg in einer frühern Arbeit als die „galante Lyrik" bezeichnet wurden, eines zur Geltung, was jenen gefehlt hatte und was dem Dichter erst das Recht auf diesen Namen giebt: die Phantasie.

Nur wer sich selbst eingehender mit dem von Waldberg behandelten Zeitraume unsrer Poesie beschäftigt hat, kann ermessen, wie groß die Schwierigkeiten sind, die sich einer wissenschaftlichen Behandlung desselben entgegenstellen. Abgesehen von der Trockenheit des Stoffes, ist schon die Mühe der Erlangung der nötigen Urkunden nicht zu unterschätzen. Umsomehr ist es zu bedauern, daß Waldberg bei allem aufgewandten Fleiße nicht mehr geschaffen hat, als eine, allerdings sehr sorgfältige und umfassende Behandlung dessen, was wir nach Scherers Vorgang die innere Form der Dichtung nennen. Darüber ist z. B. die Beobachtung der äußern, metrischen Form ganz vernachlässigt worden, sie wird nur einige male (S. 4. 66. 146. 189. 202) flüchtig erwähnt. Aber es hätte doch gezeigt werden müssen, daß sich in der Lyrik in den zwanziger Jahren das neue Betonungsgesetz Bahn bricht, daß die Sorgfalt für die äußere Gestalt der Dichtung von Jahr zu Jahr steigt, um sich schließlich bis zu den gekünsteltsten Zierformen zu versteigen. Ferner hat der Verfasser, meines Erachtens, die Grenzen des von ihm behandelten Stoffes nicht richtig gezogen. Er berücksichtigt grundsätzlich nur die eigentliche Lyrik, schließt also die Gelegenheitsdichtung ganz aus, dagegen hat für ihn ein Gedicht von Kindermann oder Kempe ganz dieselbe Beweiskraft, wie eins von Opitz oder Fleming. Waldberg hätte besser gethan, die Gelegenheitspoesie, die bei Opitz und seinen Nachfolgern mit Erfolg strebt, sich über den unmittelbaren Zweck zu erheben, etwas mehr, und dafür jene Poeten unterster Gattung weniger zu berücksichtigen. Daß die Schilderung des Entwicklungsganges innerhalb der behandelten Periode nicht gelungen ist, wurde schon gesagt. Kann man überhaupt von einer Entwicklung in der Reihenfolge: Volkslied — Gesellschaftslied — volkstümliches Kunstlied, wie es Waldberg (S. 81 f.) thut, reden? Ist hier nicht eher ein Bestehen neben einander als nach einander vorhanden? Wenigstens bekommt man beim Lesen des Buches den Eindruck, als hätten die drei Gattungen in annähernd gleichem Umfange auf einander eingewirkt, und das zeitliche Verhältnis der von Waldberg angeführten Beispiele widerspricht dem nicht.

Waldberg hat also, so verdienstlich und belehrend sein Buch auch im einzelnen ist, die selbstgestellte Aufgabe nicht gelöst, eine Geschichte der deutschen „Renaissancelyrik" bleibt noch zu schreiben, wenn anders die deutsche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts berechtigt ist, diesen Namen zu führen. Allerdings ist sie vom Altertume in hohem Grade beeinflußt, allerdings strebt sie darnach, die Elemente, die ihr von außen zugeführt werden, zu verarbeiten und in sich aufzunehmen. Aber dieses Bestreben mißlingt, das Fremde wird übermächtig, und die Poesie bleibt auf der Stufe stehen, die in Frankreich Ronsard, in England Surrey betreten hat. Mangel an schöpferischen Talenten und Ungunst der äußern Verhältnisse verhindern lange Zeit das Fortschreiten auf dem von Opitz betretenen Wege, bis endlich Klopstock die deutsche Muse in die Arme des griechischen Genius führt. Aus ihrer Verbindung erblüht die echte Renaissancelyrik, und nirgends hat sich klassischer und moderner Geist inniger vermählt als in Schiller und Goethe. Sie sind unsre großen Renaissancedichter.

Leipzig. G. Witkowski.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobſen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Wir ſind heute doch ziemlich obdachlos, meinte Niels, als ſie ſich abermals auf der Straße befanden.

Ja, das iſt ganz in der Ordnung, erwiederte Hjerrild etwas pathetiſch.

Sie begannen ein Geſpräch über das Chriſtentum, das Thema lag ja gleichſam in der Luft.

Niels ſprach heftig, aber in ziemlich allgemeinen Redensarten gegen das Chriſtentum.

Hjerrild hatte es ſatt, die Erörterungen, die für ihn etwas altes waren, von neuem aufzunehmen, deswegen ſagte er plötzlich ohne all zu viel Zuſammenhang mit dem Vorausgegangenen: Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Lyhne; das Chriſtentum beſitzt Macht. Es iſt dumm, es mit der regierenden Wahrheit zu verderben, indem man für die Thronfolgerwahrheit agitirt.

Dumm oder nicht dumm, ſolche Rückſichten müſſen hier ſchweigen.

Sagen Sie das nicht ſo leichtſinnig; es war nicht meine Abſicht, Ihnen die Trivialität zu ſagen, daß es in materieller Hinſicht dumm ſei, in ideeller Hinſicht iſt es dumm und mehr als das. Nehmen Sie ſich in Acht; wenn es nicht unumgänglich notwendig für Ihre Perſönlichkeit iſt, ſo ſchließen Sie ſich nicht allzu feſt gerade an dieſe Richtung der Gegenwart an. Als Dichter haben Sie ja ſo viele andre Intereſſen.

Ich verſtehe Sie nicht; ich kann doch nicht mit mir verfahren wie mit einem Leierkaſten, ein weniger populäres Stück herausnehmen und ein andres dafür einſetzen, welches alle Welt auf den Gaſſen ſingt und pfeift!

Digitized by Google

Das könnten Sie nicht? Es giebt doch Menschen, die das können. Aber könnten Sie nicht etwa sagen: dies Stück wird nicht gespielt? Man kann im allgemeinen in dieser Richtung weit mehr, als man glaubt. So eng hängt ein Mensch nicht zusammen. Wenn Sie Ihren rechten Arm stets gewaltsam benutzen, so strömt ihm das Blut im Übermaße zu, dadurch nimmt er auf Kosten der andern Glieder an Wachstum zu, während die Beine, die sie nur so viel gebrauchen, als durchaus notwendig ist, ganz von selber dünn und kraftlos werden. Die Nutzanwendung des Bildes können sie selber machen. Achten Sie nur darauf, wie die meisten und auch wohl die besten ideellen Kräfte hier bei uns sich ausschließlich der politischen Freiheit zugewendet haben. Beachten Sie das, und lassen Sie sichs zur Lehre dienen. Glauben Sie mir, es ist ein erlösendes Glück für einen Menschen, für eine Idee zu kämpfen, die eine Zukunft hat, während es auf der andern Seite sehr entsittlichend ist, zu der unterliegenden Minderheit zu gehören, der das Leben durch die Richtung, in welcher es sich entwickelt, Punkt für Punkt und Schritt für Schritt Unrecht giebt. Es kann nicht anders sein, denn es ist so bitterlich entmutigend, das, von dessen Wahrheit und Berechtigung man im tiefsten Innern der Seele überzeugt ist, diese Wahrheit von jedem elenden Troßknechte des siegreichen Heeres verhöhnt, ihr ins Angesicht geschlagen zu sehen, es mit anhören zu müssen, wie sie mit Schandnamen geschmäht wird, und doch nichts dagegen thun zu können, als sie nur noch treuer zu lieben, mit noch tieferer Ehrfurcht im Herzen vor ihr zu knieen, ihre schöne Erscheinung stets ebenso strahlend schön, ebenso voller Hoheit und unsterblichen Lichtes zu sehen, wie viel Staub auch gegen ihre weiße Stirn aufgewirbelt werden, ein wie dichter und giftiger Nebel auch ihre Glorie verhüllen mag. Es ist bitterlich entmutigend, und es kann nicht ausbleiben, daß die Seele Schaden darunter leidet, denn es liegt so nahe, sein Herz müde zu hassen, die kalten Schatten des Verachtens um sich zu sammeln und die Welt schmerzensmüde ihren Gang gehen zu lassen. Natürlich, wenn man das in sich trägt, daß man, statt das Leichtere zu wählen und sich selbst aus allem Verbande mit dem Ganzen zu lösen, sich aufrecht halten und mit gespannten Kräften, mit wachsamen Sympathien den vielstacheligen Geißelschlag der Niederlage hinnehmen kann, so wie er gerade fällt, Schlag auf Schlag, und doch seine blutende Hoffnung vor dem Wanken behüten, indem man auf die dumpfen Laute lauscht, die den Umschlag der Zeit verkünden, und nach dem schwachen, fernen Schimmer späht, der eines Tages vielleicht erscheinen wird! wenn man das in sich trägt! Aber versuchen Sie das nicht, Lyhne! Bedenken Sie, was das Leben eines solchen Mannes sein müßte, wenn er wirklich alles thäte, was in seinen Kräften steht. Nicht reden zu können, ohne daß Hohn und Spott in der Spur seiner Rede aufwuchert! Alle seine Worte verdreht zu sehen, besudelt, zu schlauen Schlingen mißbraucht, vor seine Füße geworfen, und dann, ehe man sie noch kaum aus dem Kehricht aufgesammelt und wieder entwirrt hat, plötzlich alle Welt taub zu

Digitized by Google

finden! Und dann an einem andern Punkte von vorn anzufangen genau mit demselben Erfolge, und wieder und wieder! Und dann, was vielleicht das Schmerzlichste von allem ist, sich verkannt, verachtet zu sehen von edeln Männern und Frauen, zu denen man trotz der verschiednen Überzeugung mit Bewunderung und Ehrfurcht aufsieht! Und doch muß es so sein, es kann nicht anders sein. Eine Opposition soll nicht erwarten, daß sie deswegen angegriffen wird, was sie wirklich ist und will, sondern einzig und allein deswegen, was die Macht glauben will, daß sie sei und denke; und außerdem, die Macht, die dem Schwachen gegenüber gebraucht wird, und der Mißbrauch der Macht, wie soll sich das trennen lassen? Denn das wird doch wohl niemand verlangen, daß sich die Macht selber schwach machen soll, um gegen die Opposition mit gleichen Waffen kämpfen zu können. Aber darum bleibt der Kampf der Opposition doch ebenso schmerzlich, ebenso aufreibend. Und glauben Sie denn wirklich, Lyhne, daß ein Mann den Kampf wirklich kämpfen kann, sobald alle diese Geierschnäbel auf ihn loshacken, wenn ihm die zähe, blinde Begeisterung fehlt, die man Fanatismus nennt? Und wie in aller Welt soll er etwas Negativem gegenüber fanatisch werden? Fanatisch begeistert für die Idee, daß es keinen Gott giebt! Und ohne Fanatismus kein Sieg! Hören Sie wohl?

Sie standen vor einem Erdgeschoß, wo man einen der Vorhänge aufgezogen hatte, und durch die geöffnete Luftscheibe klang es von klaren Frauen- und Kinderstimmen hinaus zu ihnen:

Ein Kind geboren in Bethlehem,
Deß freuet sich Jerusalem.
Hallelujah, Hallelujah!

Schweigend gingen sie weiter. Die Melodie, namentlich die Töne des Flügels, folgten ihnen die stille Straße hinab.

Hörten Sie wohl, begann Hjerrild, die Begeisterung, die durch dies alte hebräische Siegeshurrah hindurchklang? und diese beiden jüdischen Städtenamen! Jerusalem, das war nicht nur symbolisch, die ganze Stadt, Kopenhagen, Dänemark; das sind wir, das christliche Volk der Völker!

Es giebt keinen Gott, und der Mensch ist sein Prophet, sagte Niels bitter, aber auch tiefbetrübt.

Ja, nicht wahr? spottete Hjerrild. Nach einer kleinen Weile sagte er: Der Atheismus ist doch grenzenlos nüchtern, und sein Endziel ist doch schließlich nichts andres als eine Menschheit ohne alle Illusion. Der Glaube an den leitenden, richtenden Gott, das ist die letzte, große Illusion der Menschheit, und wenn sie diese verloren hat, was dann? Dann ist sie klüger geworden, aber reicher, glücklicher? das glaube ich nicht.

Aber, rief Niels aus, begreifen Sie denn nicht, daß an dem Tage, wo die Menschheit frei jubeln kann: Es giebt keinen Gott! daß an dem Tage wie auf einen Zauberschlag ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht? Erst

Digitized by Google

dann wird der Himmel jener freie, unendliche Raum statt eines drohenden Späherauges, erst dann wird die Erde unser, erst dann gehören wir der Erde an, wenn jene dunkle Welt der Seligkeit und der Verdammnis da draußen wie eine Seifenblase zersprungen ist. Die Erde wird unser wahres Vaterland, das Heim unsers Herzens, wo wir uns nicht wie Fremdlinge nur eine kurze Spanne Zeit aufhalten, sondern für die ganze Dauer unsrer Zeit. Und welchen Vollgehalt wird das nicht unserm Leben verleihen, wenn dieses Leben alles umschließen wird, wenn außerhalb desselben nichts mehr liegt! Der unendliche Liebesstrom, der jetzt zu dem Gott aufsteigt, an den man glaubt, wird sich, wenn der Himmel leer ist, der Erde zuneigen, wird mit liebenden Armen alle die schönen, menschlichen Eigenschaften und Gaben umfassen, mit denen wir die Gottheit ausgestattet und geschmückt haben, um sie unsrer Liebe wert zu machen. Güte, Gerechtigkeit, Weisheit, wer kann sie alle nennen? Begreifen Sie nicht, welchen Adel das über die Menschheit ausbreiten muß, wenn sie ihr Leben frei leben und ihren Tod frei sterben kann, ohne Furcht vor der Hölle oder Hoffnung auf den Himmel, nur sich allein fürchtend, nur auf sich selber hoffend? Wie wird nicht das Gewissen geschärft werden, welche Festigkeit wird es nicht geben, wenn thatenlose Reue und Demut nichts mehr zu sühnen vermögen, wenn es keine andre Vergebung mehr giebt, als indem man durch Gutes das Böse wieder gut macht, das man verbrochen hat!

Sie scheinen einen wunderbaren Glauben an die Menschheit zu haben. Der Atheismus würde darnach ja weit größere Forderungen an die Menschen stellen, als es das Christentum thut!

Ja natürlich!

Natürlich? Woher wollen Sie denn alle die starken Persönlichkeiten nehmen, deren sie bedürfen, um ihre atheistische Menschheit zusammensetzen zu können?

Der Atheismus soll sie nach und nach selber erziehen; weder dieses Geschlecht noch das nächste noch die dann folgenden werden den Atheismus ertragen können, das weiß ich wohl; aber in jedem Geschlechte wird es einzelne geben, die sich ehrlich durchkämpfen werden zu einem Leben und zu einem Tode, und diese werden im Laufe der Zeiten eine Reihe geistiger Ahnen bilden, auf welche die kommenden Geschlechter mit Stolz zurückblicken und durch deren Betrachtung sie erstarken werden. Im Anfange werden die Bedingungen am härtesten sein, werden die meisten im Kampfe erliegen, und die, welche siegen, den Sieg nur mit zerfetzten Fahnen erringen, weil ihr Innerstes noch von Überlieferungen erfüllt sein wird und weil es in einem Menschen noch so viel andres giebt als Gehirn, so vieles, was erst überzeugt werden muß: das Blut und die Nerven, die Hoffnungen, das Sehnen, ja sogar die Träume! Aber darum wird es doch einmal kommen, und aus den Wenigen werden Viele werden!

Digitized by Google

Glauben Sie das? Ich suche nach einem Namen für Ihre Anschauung — könnte man ihn nicht den pietistischen Atheismus nennen?

Jeder wahre Atheismus — begann Niels, aber Hjerrild unterbrach ihn schnell: Natürlich, sagte er, natürlich! Laß uns doch nur ein einziges Thor, ein einziges Nadelöhr für alle die Kamele der Erde!

Zehntes Kapitel.

Erst im Sommer kehrte Erik Nestrup nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien wieder heim. Er war als Bildhauer fortgereist, aber als Maler kam er zurück, und er hatte schon Glück gehabt mit seinen Bildern, er hatte mehrere verkauft und neue Bestellungen erhalten.

Daß ihm das Glück so, gleichsam auf den ersten Wink, zugeflogen war, verdankte er der sichern Selbstbegrenzung, mit der er sein Talent um sich zusammengezogen hatte. Es war keines der großen, vielversprechenden Talente, deren Hände überall hinanreichen, deren Erdenweg einem Bacchuszuge gleicht, die alle Gefilde jubelnd durchziehen und goldigen Samen nach allen Seiten hin ausstreuen. Er gehörte zu denjenigen Talenten, in welchen ein Traum begraben liegt, der Frieden und Heiligkeit über einen kleinen Fleck ihrer Seele verbreitet, da wo sie am meisten sie selber und doch am wenigsten sie selber sind. Und durch das, was sie in der Kunst schaffen, die sie besitzen, klingt stets derselbe sehnsuchtsvolle Endreim hindurch, und jedes ihrer Werke trägt dasselbe ängstlich begrenzte Gepräge von Verwandtschaft, als stamme das Bild aus demselben kleinen Heimatslande, aus demselben kleinen Schlupfwinkel mitten zwischen den Bergen. So verhielt es sich mit Erik; wo er auch in den Schönheitsozean niedertauchen mochte, stets brachte er dieselbe Perle ans Licht.

Seine Bilder waren klein, im Vordergrunde eine einzelne Gestalt, thonblau durch ihren eignen Schatten; dahinter erikabewachsene Erde, die Heide oder die Campagna, am Horizont der rotgoldige Schein der sinkenden Sonne. Eine dieser Gestalten war ein junges Mädchen, das sich nach Art der Italienerinnen selber weissagt. Sie hat sich auf die Kniee niedergelassen, an einer Stelle, wo die Erde bräunlich unter dem kurzen Grase hervorschimmert. Ein Herz, ein Kreuz und einen Anker aus getriebenem Silber hat sie von ihrer Halskette gelöst und auf die Erde gestreut; jetzt liegt sie auf den Knieen, ihre Augen sind gläubig geschlossen, die eine Hand deckt die Augen, die andre hält sie suchend ausgestreckt nach dem unsagbaren Liebesglück, nach dem bittern Schmerz, den das Kreuz mildert, und nach der Hoffnung hoffendem Alltagsleben. Sie hat es noch nicht gewagt, die Erde zu berühren; die Hand ist zaghaft in dem kalten, geheimnisvollen Schatten; die Wangen glühen, und der Mund verzieht sich halb zum Weinen, halb zum Gebet. Es liegt etwas Feierliches in der Luft, das Abendrot da draußen droht so schaurig und so heiß, legt sich so

Digitized by Google

wehmutsvoll über die Heide. Wüßtest du es nur: unsagbares Liebesglück — bitterer Schmerz, den das Kreuz mildert — oder der Hoffnung hoffendes Alltagsleben? Dann war ein andres Bild, eins, auf dem sie sehnend mitten auf der braunen Heide steht, die Wange gegen die gefalteten Hände gelehnt, so süß in ihrer naiven Sehnsucht, so unglücklich über das häßliche Leben, das so teilnahmlos, ohne sie zu beachten, an ihr vorübergeht. Warum kommt denn Eros nicht, warum zögert er, glaubt er, daß sie zu jung sei? Er sollte nur fühlen, wie ihr Herz pocht, er sollte nur kommen mit seiner Hand, o, dadrinnen liegt eine Welt verborgen, eine Welt der Welten, wenn sie nur erwachen wollte! Und warum sie nicht wecken? Sie liegt dadrinnen wie eine Knospe, all ihre Lieblichkeit, all ihre Schönheit fest umschließend, ganz für sich allein, beklommen, ohne zu wissen weshalb. Sie weiß ja, daß das ist, von dem sie nicht weiß, was es ist. Hat es nicht liebevoll die schützenden Blätter darumgelegt, ist es nicht durch sie hineingedrungen, sodaß es licht wurde bis in das innerste, tiefroteste Dunkel hinein, wo der Duft, sich selber ahnend, duftlos zusammengepreßt liegt in einer zitternden Thräne? Will es denn niemals kommen? Soll es denn niemals ausatmen, was es ahnend besitzt, reich sein mit seinem Reichtum? Soll es sich denn nie, niemals entfalten, sich wach erröten, während die goldnen Sonnenstrahlen unter alle seine Blätter dringen? Sie verliert wirklich alle Geduld mit Eros, schon zittern ihre Lippen von dem aufsteigenden Weinen, hoffnungslos, herausfordernd schweift ihr Blick ins Weite, und das Köpfchen sinkt immer verzagter herab, wendet langsam das feine Profil hinein in das Bild, wo ein leiser Luftzug den rötlichen Staub vor sich hertreibt, hin über die dunkelgrünen Ginsterbüsche, den weingoldnen Himmel entlang.

So malte Erik Restrup, und das, was er sagen wollte, fand stets seinen Ausdruck in Bildern wie diese. Wohl konnte er andre Bilder träumen, konnte sich heraussehnen aus dem engen Kreise, innerhalb dessen er sie heraufbeschwor; kam er aber außerhalb desselben, versuchte er sich auf andern Gebieten, so überkam ihn bald ein entmutigendes, ernüchterndes Gefühl, daß er von andern leihen wolle, und daß das, was er hier schuf, nicht sein eigen war. Kehrte er dann von einem so mißglückten Ausfluge zurück, bei dem er doch jedesmal mehr lernte, als er selber ahnte, so wurde er nur noch mehr Erik Restrup, als er es bis dahin gewesen war, gab er sich nur noch mutiger, mit fast schmerzlicher Heftigkeit seiner Eigentümlichkeit hin und hielt sich, wo er ging und stand, in pietätvoller Festesstimmung, die sich in seinen geringsten Handlungen ausprägte, sich in der ganzen Art und Weise zeigte, mit der er in solchen Zeiten mit sich selber verkehrte. Es war, als wenn die schönen Gestalten, die in ihm dämmerten, jüngere Schwestern von Parmegianinos schlankgliedrigen Frauen mit den länglichen Hälsen und den schmalen Prinzessinnenhänden, mit ihm zu Tische säßen und seinen Becher kredenzten mit Bewegungen voller Adel und Liebreiz, ihn in dem Banne ihrer lichten Träume hielten mit Luinis

Digitized by Google

mystischem, nach innen gewandtem Lächeln, so unergründlich fein in seiner geheimnisvollen Anmut.

Aber hatte er dann elf Tage lang seiner Gottheit treulich gedient, so konnte es wohl vorkommen, daß andre Mächte in ihm die Oberhand gewannen, und es konnte ihn ein rasendes Verlangen ergreifen nach den groben Lüsten der groben Genüsse. Dann gab er sich ihnen hin, fieberhaft ergriffen von dem menschlichen Bedürfnis nach Selbstvernichtung, die, während das Blut brennt, wie es brennen kann, sich nach Erniedrigung, nach Kot und Schmutz sehnt, genau mit demselbeu Maße von Kraft, welches jenes andre, ebenso menschliche Bedürfnis besitzt, das Bedürfnis, sich selbst zu erhalten, sich größer und reiner zu erhalten, als man in Wirklichkeit ist.

In solchen Augenblicken gab es kaum etwas, das ihm roh und gewaltsam genug erschienen wäre, und es währte lange, bis er sein Gleichgewicht wieder errang, nachdem dieser Zustand vorübergegangen war, denn im Grunde war ihm dieser Zustand nicht natürlich, dazu war er viel zu gesund, und er kam eigentlich nur als ein Ausschlagen in der seiner Hingebung zu den höhern Mächten der Kunst entgegengesetzten Richtung, gleichsam als Racheakt, als fühle seine Natur sich gekränkt durch die Wahl jenes ideellen Lebenszieles, zu dessen Verfolgung ihn die Umstände geführt hatten.

Der Kampf dieser beiden Richtungen hatte jedoch nicht derartig die Oberhand in Erik Restrup gewonnen, daß er sich nach außen hin gezeigt hätte oder daß es ihm ein Bedürfnis gewesen wäre, seine Umgebung dadurch mit sich in Einklang zu bringen. Nein, er war noch immer derselbe unzusammengesetzte, lebensfrohe Bursche wie früher, ein wenig unbeholfen infolge seiner Scheu vor Gefühlsausbrüchen, ein wenig freibeuterhaft durch seine Fähigkeit, zu nehmen und zu erfassen. Das Gefühl war aber trotzdem in seinem Innern, es machte sich vernehmlich in stillen Stunden, gleich den Glocken, die in der versunkenen Stadt auf dem Meeresgrunde erklingen; und er und Niels hatten einander nie so gut verstanden wie jetzt, das fühlten sie, und sie schlossen schweigend einen neuen Freundschaftsbund. Als die Ferienzeit kam und Niels einmal Ernst machte mit seinem Vorsatze, die Tante Rosalie zu besuchen, die mit dem Konsul Claudy in Fjordby verheiratet war, begleitete ihn Erik. (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, W. Engelmann, 1887.

Wir haben schon gelegentlich in diesen Blättern ausgesprochen, daß wir die Unterwerfung des Sittengesetzes unter das naturwissenschaftliche Prinzip der Ent-

Digitized by Google

wicklung, wie sie Wundt in seiner Ethik versucht, für einen Irrweg halten. Aber diese Ueberzeugung würde uns niemals veranlaßt haben, unsre Feder in so giftige Säfte zu tauchen und so leichtfertig damit zu agiren, wie es Herr Hugo Sommer in den Preußischen Jahrbüchern offenbar gethan hat. Die vorliegende kleine Streitschrift ist nach unsrer Auffassung geradezu vernichtend für die dilettantische Spiegelfechterei des Herrn Sommer und beweist, daß Wundt wenigstens durch solche Gegner nicht geschlagen werden kann.

Anatolische Volkslieder. Aus der „Kaba dili" von Leopold Grünfeld. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1888.

Die „Kaba dili" ist die tägliche Umgangssprache des türkischen Volkes, wesentlich verschieden von der türkischen Litteratursprache, die von vielen fremden Wörtern aus dem Persischen und Arabischen durchsetzt ist. In der „Kaba dili," d. h. in der groben Sprache, sind zahlreiche Volksromane abgefaßt, die beliebter sind als alle osmanische Kunstpoesie und die in den Harems verschlungen werden — eine Poesie echt orientalischer Abenteuer und phantastischer Märchen, vor allem aber feuriger Liebesgeschichten. Diese Romane nun enthalten auch Gedichte, die den verliebten Helden und Heldinnen der Handlung in den Mund gelegt werden, zum besondern Ausdruck der Sehnsucht, der Treue, der Leidenschaft, der Trauer ꝛc. Diese Lieder sind es, die Grünfeld ausgewählt und übersetzt hat. Nicht ohne Glück; wenn man auch häufig die Schwierigkeiten merkt, die dem Verfasser das Suchen nach einem passenden deutschen Volksliedertone bereitet hat, so sind doch zumal die spätern Lieder des Bändchens meist recht anmutig zu lesen. Wie nicht anders zu erwarten ist, sind sie alle verliebter Natur, schwelgen in Bildern oder spielen in Worten, aber viele haben auch kräftigern, romanzenhaften Charakter, geben lebhaft bewegte Stimmungen und Szenen, so wenn der Geliebte in der Fremde einen Boten aus der Heimat in ängstlicher Erregung ausfragt, wie es denn dort zugehe u. dergl. m. Der Uebersetzer hat die Lieder zu Gruppen je nach dem Romane geordnet, dem sie entnommen sind, sodaß sie ein ungefähres Bild der ganzen Romanhandlung, in seinen Lücken auszufüllen, dem Leser bieten. Als Beispiel mag folgendes Frage- und Antwortspiel dienen, das, leider! durch die zwölfmalige Wiederholung des garstigen „frug" — das schon einmal unerträglich genug ist — verdorben wird.

Ich frug: Wem sind die Perlensträhne?
Sie sagte: Das sind meine Zähne!
Ich frug: Was ist denn zehn und drei?
Sie sagte: Daß so alt sie sei.
Ich frug: Was ist denn rot, mein Kindchen?
Sie sagte: Das ist ja mein Mündchen!
Ich frug: Und darfs geküßt nicht sein?
Sie sagte: Nein, nein nein, nein nein!

Ich frug: Wer lindert Seelenqualen?
Sie sagte: Meiner Augen Strahlen.
Ich frug: Und wo ist Liebeslust?
Sie sagte: Hier in meiner Brust.
Ich frug: Wann wird gestillt mein Jammer?
Sie sagte: Einst, in meiner Kammer.
Ich frug: Läßt du mich heut nicht ein?
Sie sagte: Nein, nein nein, nein nein!

Ich frug: Wen täuschen leicht die Frauen?
Sie sagte: Die, so leicht vertrauen.
Ich frug: Wen hab ich stets im Sinn?
Sie sagte: Mich, die Sultanin!
Ich frug: Wer pflegt mich zu belügen?
Sie sagte: Das ist mein Vergnügen.
Ich frug: Und wird das stets so sein?
Sie sagte: Nein, nein nein, nein nein!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die Deutſchfreiſinnigen während der Regierungszeit Kaiſer Friedrichs.

Als Kaiſer Wilhelm der Erſte noch auf der Bahre lag, ließen bereits die Nachtvögel aller Art ihre krächzenden Stimmen hören. So ſchrieb das Bairiſche Vaterland: „Wir glauben, daß der Augenblick nahe iſt, wo gewiſſe deutſche Bundesſtaaten ihre ehemalige Selbſtändigkeit wieder gewinnen werden.“ Wie wollte man es da den Pariſer Blättern verargen, wenn ſie bereits ein Wiedererwachen des Partikularismus ſahen und die Hoffnung hegten, unter Kaiſer Friedrich, der ſelbſt ein Gegner der Abtrennung von Elſaß-Lothringen von Frankreich geweſen ſei, werde die Wiedergewinnung bald und leicht vor ſich gehen!

Es wäre merkwürdig geweſen, wenn ſich in dieſem Chorus nicht gleich von Anfang an auch die Stimme des „Fortſchritts“ bemerklich gemacht hätte. Und richtig, die Volkszeitung fing gleich in derſelben Nummer, in der ſie den Tod des Kaiſers meldete, im zweiten Blatte zu kreiſchen an. Puttkamer hatte als Vizepräſident des Miniſteriums die Mitteilung an den preußiſchen Landtag über den Tod des Kaiſers gemacht, worin er am Schluſſe ſagte, daß, je tiefer der allgemeine Schmerz über den Hintritt des unvergeßlichen Königs ſei, umſo feſter und unzerreißbarer ſich das Band erweiſen werde, welches Preußens Herrſcherhaus und Preußens Volk in guten und böſen Tagen verbinde. Bei den letzten Worten konnte kein wohlmeinender Hörer an etwas andres denken als an den neuen Herrn und König Friedrich. Aber mag es immerhin ein Verſehen geweſen ſein, daß der Miniſter das vive le roi nicht ausdrücklich ausſprach, ſo war das Verſehen verſtändlich genug bei einem Redner, der vom tiefſten Schmerz über den Hingang deſſen erfüllt war, der in Wahrheit der

Digitized by Google

Vater des Vaterlandes gewesen war. Diesen Grund konnten freilich die nicht verstehen, denen die Abschiedsstunde des großen Kaisers keine Trauerstunde gewesen war. Sofort klagten die Liberale Korrespondenz und die Volkszeitung Puttkamer an, daß er die Pflicht verletzt habe, die „monarchische Tradition vor dem Lande und vor Europa anzuerkennen." Es war, als ob sich die deutsche Welt plötzlich auf den Kopf gestellt hätte, die Minister Republikaner und die Demokraten Königsverteidiger geworden wären! Es sollte „peinliches Aufsehen im Abgeordnetenhause erregt haben, den Übergang der Krone Preußens auf den bisherigen Kronprinzen Friedrich nicht zu erwähnen." Das peinliche Aufsehen fand sich nur bei den Herren Fortschrittlern, die Stoff zu einer Demonstration gesucht hatten. Derselbe Artikel erzählte denn auch: „In Abgeordnetenkreisen [d. h. bei den Deutschfreisinnigen] wurde sofort die Frage aufgeworfen, was zu thun sei, wenn etwa im Reichstage in gleicher Weise verfahren werden sollte. Für diesen Fall war die Rede davon, ein Hoch auf Kaiser Friedrich III. auszubringen." Der Reichskanzler that ihnen nun freilich nicht den Gefallen, der das Hoch ermöglicht hätte, man sah aber, wie selbst der Heimgang des großen Kaisers von diesen Patrioten vorwiegend unter dem Gesichtspunkte des Parteiinteresses betrachtet wurde. Niemand konnte es freilich anders von ihnen erwarten, der die Geschichte dieser Partei kennt. Nimmt doch nach dem oft wiederholten Urteil der fortschrittlichen Blätter das deutsche Reich „den niedrigsten sittlichen und freiheitlichen Stand unter den zivilisirten Nationen" ein. Eine dieser zivilisirten Nationen, Italien, erklärte durch die Sprache der das Freiheitsbanner, aber auch die patriotische Fahne hoch haltenden Riforma beim Tode Kaiser Wilhelms: „Das durch die Hohenzollern geeinigte Deutschland und das durch das Haus von Savoyen geeinigte Italien vertreten in der Welt die Freiheit des Geistes und die Unabhängigkeit der Nationen. Daher müssen beide über den Tod Kaiser Wilhelms zusammen weinen und zusammen ruhig der Zukunft entgegengehen."

Wie die Fortschrittler bei uns der Zukunft entgegenzugehen gedachten, davon bekam man einen Begriff, wenn man sich die Folgerungen ansah, die sie aus dem ersten Erlaß Kaiser Friedrichs zogen, dem Erlaß aus San Remo: „Hinsichtlich der bisher üblich gewesenen Landestrauer wollen Wir keine Bestimmungen treffen, vielmehr es einem jeden Deutschen selbst überlassen" u. s. w. Dazu sagte die Volkszeitung: „Dieses erste Wort Kaiser Friedrichs an sein Volk ist ganz dazu angethan, freudige Genugthuung und Hoffnung zu erwecken; denn der neue Kaiser bricht dadurch mit einem alten Brauche, von dem der Bruch mehr ehrt als die Gewöhnung." Sie sieht den neuen Kaiser mit ähnlichen Vorsätzen die Regierung antreten wie Kaiser Josef den Zweiten. Die Berliner Zeitung schrieb sogar: „Wir mußten diesen Passus [daß es jedem überlassen bleibe, seiner Betrübnis nach seiner Weise einen passenden Ausdruck zu geben] drei, vier, fünf mal lesen, ehe wir es erfaßten, daß noch je einmal irgend etwas

Digitized by Google

in unsern Willen gestellt werden könnte." Der Erlaß dünkt ihr darum als ein „Märchen." „Wir sollen einmal selbst denken, selbst entscheiden, was uns ziemt, was sich gebührt! ... Das deutsche Volk wird sehr bald durch sein Verhalten ... sich als reif für die Erteilung fernerer, wichtigerer Rechte, für die Bethätigung des freien Willens in höhern Beziehungen legitimirt haben." In dieser unreifen, schülerhaften Tonart erging sich die Lobeshymne derer, die sich jetzt dem Kaiser als Helfer anboten. Zu der Unreife kam sehr bald, wie es unvermeidlich war, die Pöbelhaftigkeit. Der roheste Patron des Fortschritts gab wenige Tage nach dem Tode des Kaisers Wilhelm, als dieser eben erst im Dome aufgebahrt war, die Parole aus: „Bildet freisinnige Vereine im Lande!" und wies auf die Möglichkeit einer alsbaldigen Auflösung des Reichstags hin.

Kann man im Hinblick auf die Wirkung, die der Erlaß von San Remo hatte, über seine Güte zweifelhaft sein, so werden dagegen die beiden Proklamationen des Kaisers und Königs Friedrich ewig denkwürdige Zeugnisse eines weisen und kraftvollen Herrschergeistes bleiben. Beide Schriftstücke, die Proklamation „An mein Volk" und die „An den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums," zeichnen sich durch die Kraft einer edeln Sprache und durch Präzision der Gedanken aus; sie treffen alle Bedürfnisse der deutschen Nation und des preußischen Volkes in richtiger Schätzung. Am bemerkenswertesten war an ihnen, daß sie der geschichtlichen Wahrheit die Ehre geben. In der Proklamation „An mein Volk" erinnerte der Kaiser daran, daß die Neubegründung des Vaterlandes die Frucht der ausdauernden Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ist, daß König Wilhelm durch das preußische Heer den sichern Grund zu den folgenden Siegen der deutschen Waffen gelegt hat, aus denen die nationale Einigung hervorging. Ebenso war in der Proklamation an den Reichskanzler der Gedanke des Reiches als eines preußisch-deutschen betont. Überall zeigte sich so die richtige geschichtliche Auffassung, die allein die sichere Gewähr für den Bestand des Reiches abgiebt, der ohne Wahrung des festen preußischen Kernes nicht möglich wäre. Daß jeder deutsche Kaiser das wisse, ist von höchster Bedeutung. Kaiser Friedrich wußte es. Die Gesichtspunkte, die er in dem Erlaß an den Reichskanzler aufstellte, im einzelnen wiederzugeben, ist hier nicht der Ort. Nur auf einiges wollen wir noch hinweisen: erstens, daß die Gewinnung überseeischer Besitzungen erwähnt wurde, durch welche der Marine „ernste Pflichten erwachsen sind." Die neue Regierung ging also, ganz wider die fortschrittlichen Wünsche, mit demselben Ernst an die kolonialen Aufgaben, wie der verstorbene Kaiser. Bei Erwähnung der Bestrebungen für das wirtschaftliche Gedeihen wurde sodann vor der Erwartung gewarnt, „als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen"; diese Stelle verwerteten die Freisinnigen für ihre Theorie vom Gehenlassen wie es will. Da aber der Kaiser früher nie sich gegen die sozialreformatorischen Grundsätze

Digitized by Google

seines Vaters irgendwie abweisend erklärt hatte, so konnten die Worte unmöglich etwas andres enthalten, als eine verständige Mahnung daran, daß es nur Aufgabe des Staates sein kann, der höchsten Not zu Hilfe zu kommen und die Schwachen und Hilflosen vor dem Untergange zu schützen. Auch wurde ebenso weise als dringend vor den Gefahren der Halbbildung und der Weckung von Lebensansprüchen gewarnt, denen nicht genügt werden kann. Die denkwürdige Urkunde war erlassen an den Fürsten Bismarck, als „den treuen und mutvollen Ratgeber, der den Zielen der Politik Kaiser Wilhelms die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat."

Nach diesen Erlassen stand so viel fest, daß wir in König Friedrich nicht einen englischen Schattenkönig haben würden. Und das wußten auch die Fortschrittler; daher die tollen Sprünge eines Teiles derselben. Kaum waren die Proklamationen erschienen, so erschallten die Unkenrufe. Die Volkszeitung brachte einen Leitartikel über das „Regierungsprogramm." Er klang ganz so, als wäre er 1862 geschrieben. Wenn der Kaiser von dem Grundsatze der religiösen Duldung gesprochen hatte, der allen seinen „Unterthanen" zum Schutze gereichen sollte, so meinte das edle „Organ für jedermann," es sei hier „Staatsbürger" der zutreffende Ausdruck gewesen; sachlich aber war ihm das Versprechen selbst gar nichts wert, denn „wenn Bismarck bleibt, so ist es äußerst gleichgiltig, ob 100 000 Stöcker gehen." In den sozialpolitischen Sätzen des Erlasses „findet sich nicht irgend ein konkreter Ansatz zu einer wirklichen Sozialreform." Und warum? Weil das Sozialistengesetz nicht aufgehoben werden soll. Aber das ist ja ganz natürlich; „denn, wo die Hand des Fürsten Bismarck mächtig ist, da ist die Abhilfe für die arbeitenden Klassen fern." Und diese Hand ist mächtig gewesen in Leipzig, das zwischen San Remo (Erlaß wegen der Landestrauer) und Charlottenburg (die beiden Proklamationen) liegt. Und damit „geht der neue Pfad, der sich den Blicken des Volkes eröffnete, nicht in die Höhe." In der nächsten Nummer meint das „Organ," man müsse abwarten. Bald wurde die Probe darauf gemacht, ob das Abwarten etwas helfen würde. Richter machte die Entdeckung, daß die beiden vom Reichstage beschlossenen, aber noch nicht im Reichsanzeiger publizirten Gesetze, das über die Verlängerung der Legislaturperioden des Reichstags und das über die unter Ausschluß der Öffentlichkeit abzuhaltenden Gerichtsverhandlungen, die Eingangsworte trugen: „Wir, Wilhelm" u. s. w., und sah sofort die Notwendigkeit einer Neubeschließung; er hoffte, daß Kaiser Friedrich seine Unterschrift dann versagen würde. Von dieser prächtigen Theorie, die die Kontinuität der Kaiserwürde aufhob, hielt aber Kaiser Friedrich so wenig, daß er, unbekümmert um das Jammern der Fortschrittspartei, alsbald seine Unterschrift gab und die Gesetze publiziren ließ. Als das geschehen war und als später im preußischen Herrenhause Miquel die Umänderung der Unterschrift für so verständlich erklärte, daß es dazu nicht einmal eines Antrags oder Beschlusses bedürfte, da hielt auch die deutschfreisinnige

Digitized by Google

Partei es für das beste, ihre so laut verkündigte Theorie fernerhin mit Schweigen zu bedecken und sich zunächst noch weiter aufs Abwarten zu legen.

Denn auf einen Erfolg, den Kaiser für sich in Beschlag zu nehmen, hofften sie unverdrossen. Sie dachten an ein Verlangen des neuen Kaisers nach einer freisinnigen Reichstagsmehrheit, wo der alte Spuk wieder losgehen könnte mit der ultramontan-sozialistisch-welfisch-polnisch-dänisch-französischen Verbrüderung. Aussicht zu solchem Schauspiel hatte der Kaiser in seinen an den preußischen Landtag und an den Reichstag gerichteten Botschaften durchaus nicht gegeben. Besonders die an den Reichstag zeigte, daß es dem deutschfreisinnigen Drängen nicht gelungen war, den Kanzler vom Kaiser zu trennen. Wies sie doch darauf hin, daß Kaiser Wilhelm durch die einmütige Bereitwilligkeit dieses Reichstages zur Stärkung der Wehrkraft des Vaterlandes noch in seinen letzten Lebenstagen gestärkt und erfreut worden sei. Wurde doch diesem Reichstage, der nach fortschrittlicher Anschauung nur ein Angstprodukt des deutschen Volkes war, Dank und Anerkennung vom neuen Kaiser ausgesprochen für seine patriotische Hingebung und im zuversichtlichen Vertrauen auf diese die Zukunft des Reiches in Gottes Hand gelegt.

Von demselben Tage, an welchem die beiden Botschaften ausgingen, war auch der Erlaß, durch welchen der Kaiser kund gab, daß er die Regierung der Reichslande übernommen habe. Der Kaiser war „entschlossen, die Rechte des Reiches über diese deutschen, nach langer Zwischenzeit wiederum mit dem Vaterlande geeinigten Gebiete zu wahren." Die dauernde Vereinigung dieser altdeutschen Gebiete mit dem deutschen Vaterlande wurde kräftig betont. Die englischen Zeitungen, die so gütig waren, der neuen deutschen Kaiserin als einer Tochter Englands die Aufgabe zuzuweisen, eine Versöhnung Frankreichs und Deutschlands durch Verzicht des letztern auf Elsaß-Lothringen zu stande zu bringen, erlebten so den Schmerz, die freundliche Insinuation zurückgewiesen zu sehen. Für eine derartige, schon 1870 zur Genüge kennen gelernte Freundschaft Albions müssen wir eben ein für alle mal danken.

Am 20. März hielt der Reichstag seine letzte Sitzung, und nun fühlte sich der Freisinn selbst freier. Er war die Kontrole los, die er, wenn auch widerwillig, achten mußte. Und was für Schätze förderte er nun zu Tage! In einem Artikel vom 22. März zeigte die Volkszeitung, daß sie auch Lessings Dramaturgie gelesen habe. Sie sprach von Furcht und Mitleid, die jedes fühlende Herz bewege, sobald es erwäge, was das letzte Jahr den Hohenzollern gebracht hatte, „den Tod Kaiser Wilhelms, die Krankheit Kaiser Friedrichs, die Versammlung beim Grafen Waldersee." Diese drei Dinge stellte wirklich der Jüngling der Volkszeitung zusammen und gab seine Kenntnis der Tragödie weiter damit zum Besten, daß er schrieb: „Wir, die keine Götter und keinen Gott mehr kennen, sehen die Tragik in der Verkennung der menschlichen Gebrechlichkeit, welche allen gleichermaßen anhaftet, und welche sich ausgleicht nicht nach dem

Digitized by Google

strengen Spruche der Gerechtigkeit, sondern nach dem milden Recht der Gnade." Vor solchem unreifen Geschwätz, welches die Tragik in einer Verkennung der menschlichen Gebrechlichkeit sieht, die doch nur eine Voraussetzung des tragischen Schicksals ist, nicht dieses selbst, und welches in seiner Gedankenlosigkeit Thorheiten zu Tage fördert, wie die: „Wir, die wir keinen Gott mehr kennen," sollte sich der Freisinn doch sehr hüten; denn jede Partei, die mit zählen will, braucht Männer, die das Leben kennen, nicht Jünglinge, die erst noch etwas Weltweisheit studiren sollten, um zu erkennen, daß der Dogmatismus, der die Nichtexistenz Gottes behauptet, der schlechteste und bornirteste von allen ist. Mit solchem Geschwätz wird man die Gefahren, die die Bestrebungen der Stadtmission vielleicht in sich bergen, nicht bannen.

Der Artikel, der, wie man aus dem Gesagten schon erraten kann, eine Mahnung an die Krone zu einer Amnestie war, sagte weiter, daß man schon am neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms einen solchen Gnadenakt erwartet habe. Das Ausbleiben hätte einen Schatten auf die Feier geworfen, aber dafür sei Kaiser Wilhelm nicht verantwortlich zu machen gewesen, sondern „die von seinen Beratern vertretene Staatsräson," die seinem milden Herzen Zwang angethan habe. Diese Staatsräson habe aber nun „den Stoß ins Herz" erhalten. Klingt dies nicht gerade, als ob das ultramontane Wiener „Vaterland" redete? Dann geht es weiter: „Diese Staatsräson hat sich als ein Gespenst erwiesen," aber jetzt ist es „in leeren Nebel und Rauch aufgelöst." Diese Aufwendung von phrasenhaften Schweifwedeleien, in denen aus jedem Worte die Tücke spricht, sollte, wie gesagt, dazu dienen, die Amnestie zu empfehlen: „An dem heutigen Gedenktage (22. März) drängt sich der wehmütige Gedanke an den letzten Schatten auf, den die heute schon als wesenloses Gespenst entlarvte Staatsräson auf die glorreichste und glücklichste Zeit Kaiser Wilhelms geworfen hat." Da ist also die Staatsräson nicht mehr in Rauch aufgelöst, sondern entlarvt! Und alles das, um zum Schlusse zu kommen: „In keiner bessern Hand kann das Recht der Gnade aufbewahrt sein, als in der Hand Kaiser Friedrichs." Das wußten wir andern auch, und zwar ohne den Hinweis auf die schattenwerfende, in Rauch aufgelöste, entlarvte Staatsräson. Man sieht aber aus dem Artikel, und deshalb haben wir das schöne Machwerk etwas ausführlicher gezeichnet, was den Herren vom Fortschritt in den Gliedern lag. Das „Fort mit Bismarck!" ging jetzt vor der Hand noch nicht; darum mußte die Sache an einem andern Ende angefaßt werden, und so rief man: Fort mit der Staatsräson! Das lautete anders und kam doch auf dasselbe hinaus. Später konnten dann die dreisteren Worte folgen, wie es denn auch geschah nach dem Austritt Puttkamers aus dem Ministerium. Da erklärte, nicht zufrieden mit diesem Austritt, dieselbe Volkszeitung, daß der große Tag der Freude für das Volk (der, an welchem das Sozialistengesetz zerbrochen werden würde) nicht eher anbrechen könne, „als bis der Stern des Fürsten Bismarck für immer untergegangen" sei.

Digitized by Google

Ein Gnadenerlaß vom 31. März brachte die erwartete Amnestie in einem Umfange, der den Bestand der staatlichen Ordnung nicht gefährdete. Verurteilte, deren Amnestirung den Bestand des Staates gefährden würde, wurden in den Gnadenerlaß nicht eingeschlossen, also zunächst nicht die, welche in den Sozialistenprozessen verurteilt worden sind. Das deutsche Volk billigte das bis auf die tapfern Fortschrittshelden durchaus; eine Begnadigung jener Leute würde zuerst von den Agitatoren selbst als Anerkennung der Berechtigung ihrer Bestrebungen ausgenutzt worden sein. Wurde doch aus dem sozialistischen Lager in London berichtet, daß die aus Deutschland ausgewiesenen Agitatoren mit fieberhafter Ungeduld auf die Rückkehr in die Heimat warteten, wo jedem Einzelnen schon wieder seine spezielle Aufgabe zugeteilt war. Nicht getroffen von der Amnestie wurden ferner sämtliche Verbrecher wegen Landes- und Hochverrat. Auch das geschah mit Billigung des deutschen Volkes; für Meuchelmord und Verschwörung mit dem Auslande soll es keine Milde geben. Wie diese Ausnahmen aber beurteilt wurden von den Freisinnigen, die mit jüdischer Aufdringlichkeit und byzantinischer Schmeichelei den Kaiser und vornehmlich die Kaiserin von Tag mehr umtanzten, ergiebt sich aus einem Artikel der Volkszeitung, „Die Amnestie“ überschrieben. Nachdem sie es als ein günstiges Vorzeichen für die Regierung Kaiser Friedrichs genommen hat, „daß ihm die Gnade wie ein holder Engel des Lichts voranschwebt,“ will sie den Dank gegen Kaiser Friedrich nicht um ein Atom dadurch gemindert sehen, daß die Vergehen gegen das Sozialistengesetz nicht in den Gnadenerlaß hereingezogen worden seien. „Die Thatsache erklärt sich vielmehr daraus, daß die Amnestie nicht nur von Kaiser Friedrich, sondern auch von sämtlichen preußischen Ministern unterzeichnet ist. Die Namen Bismarck und Puttkamer enthalten die erschöpfende Antwort auf die Frage, weshalb die sozialdemokratische Partei als solche von der Amnestie ausgeschlossen ist.“ Die Volkszeitung befindet sich natürlich in dem Falle, sich „mit den Schranken, welche durch das Staatsministerium dem Walten der königlichen Gnade gezogen worden sind,“ nicht einverstanden erklären zu können. So war denn Kaiser Friedrich auf einmal wieder eine Null geworden, indem er sich von seinen Ministern vorschreiben ließ, wem und wie weit seine Gnade leuchten sollte.

Am schwachsinnigsten und heuchlerischsten benahmen sich aber die deutschfreisinnigen Patrioten in der Battenberger Verlobungsgeschichte. Da sollte es sich nicht ziemen, den zartesten Empfindungen des Fürstenhauses näher zu treten. Wenn Fürst Bismarck 2½ Stunden lang mit Kaiser und Kaiserin über die Tragweite dieser Heirat verhandelt hat, so wird er wohl auch für die Entsagung, die er hier von der kaiserlichen Mutter und Tochter verlangte, das als einen Hauptgrund geltend gemacht haben, daß, wenn den zarten Empfindungen von Großmutter, Mutter und Tochter in diesem Falle nachgegeben werden sollte, dann möglicherweise hunderttausende von deutschen Müttern, Frauen und Bräuten ihre Söhne, Männer und Verlobten hergeben müßten. Das hätten doch die schwach-

Digitized by Google

köpfigen freisinnigen Schmeichler bedenken sollen, ehe sie um der Unterstützung ihrer Herrschgelüste willen eine Politik begünstigten, die wohl in Albion Sympathie erwecken mußte, wo man bereits den Battenberger als „nahen Verwandten des deutschen Kaiserhauses“ wieder auf dem Bulgarenthrone sah, die aber für Deutschland, wo eben erst der sterbende Kaiser seinem Enkel geraten hatte, die Gefühle des Zaren zu schonen, ein Jammer gewesen wäre. In solcher Schonung sahen dieselben Leute, die nie etwas Angelegentlicheres zu thun gehabt haben, als dem Kaiser Wilhelm und seinen treuen Beratern das Leben zu verbittern, weiter nichts als „Furcht vor Väterchen,“ und diese Furcht schrieben die, die wie die Kammerdiener jedem leisen Wunsche ihrer Herrschaft mit Sprüngen entgegenkamen, dem Fürsten Bismarck zu! Mit welcher Dreistigkeit wurden da die Dinge verdreht! Nicht die, gegen welche Bismarck die Wohlfahrt und Selbständigkeit des deutschen Reiches zu schützen hatte, ließen sich Rücksichtslosigkeit gegen den leidenden Kaiser zu Schulden kommen, sondern „der Kanzler hat ohne Rücksicht auf den leidenden Kaiser wieder einmal seinen Willen durchgesetzt.“

Auch hier fanden sich Freisinnige und Papisten in ihrem Haß gegen Bismarck sofort zusammen. Freisinnige Zeitung, Börsenkourier, Volkszeitung und Germania bezeichneten in rührendem Einklange das Eintreten des Kanzlers für die Politik, die Deutschland seit siebenundzwanzig Jahren groß gemacht hat, als „Boulangismus“; auf der einen Seite stand der Kanzler und arbeitete am Sturze der Hohenzollern als „Hausmaier,“ auf der andern Seite standen Windthorst und Richter und schützten den Kaiser in der Rolle des treuen Eckart. Es war ein schönes Bild, als Ehren-Richter und die Perle in einer Foyerecke des Abgeordnetenhauses ihre stille Besprechung hielten — worüber, das konnte man sich wohl denken. Es war dasselbe Thema, das die Fortschrittsblätter, wie die Berliner Zeitung, an jenem Tage behandelten: „Die geschmähten Demokraten, der verlästerte Freisinn, sie haben heute die Aufgabe, den Kaiser zu schützen gegen das Treiben der Byzantinergesellschaft. Nie hat sich die große, staatserhaltende Kraft des Liberalismus besser gezeigt als in diesen Tagen; die »nationale« Revolution beginnt ihr Haupt zu erheben, die Revolution für den Kanzler gegen den Kaiser.“ Und dieses Tollhäuslertreiben konnte stattfinden, nachdem Kaiser Wilhelm kaum vier Wochen von uns gegangen war. Dabei griffen diese Heuchler zu jedem Mittel, die persönliche Ehre der erprobtesten Patrioten zu beschmutzen. So wurde Professor Biedermann in zweideutigen Worten an den Pranger gestellt, als einer, „der noch unlängst eine Privatunterstützung in erheblichem Betrage auf Anweisung des Reichskanzlers“ empfangen habe. Und wie die Freisinnige und die Berliner Zeitung, so die andern Fortschrittsblätter. Schrieb doch das Deutsche Reichsblatt: „Schart euch um unser Kaiserpaar! Denn dasselbe ist heute mit großen Gefahren bedroht. Diejenigen, welche sich sonst als von Gottes und Rechts wegen bestellte Hüter der Krone aufzuspielen suchen, sind es heute, welche die Rechte des Herrscherhauses

Digitized by Google

zu zerstören und zu untergraben trachten. Vielleicht heißts bald, die Treue gegen das Reich und unser Kaiserhaus zu zeigen nicht durch billige Worte, sondern durch die That."

Die Verlobung wurde zurückgestellt. Wer hätte auch in die Bresche einspringen sollen, wenn Bismarcks Platz leer wurde! So fand das tieftraurige Schauspiel, das vor unsern Blicken gleich nach dem Tode des Kaisers zur Freude unsrer Feinde aufgeführt wurde, doch noch ein gutes Ende. Daß die Deutschfreisinnigen inniges Vergnügen daran fanden, eine Politik zu unterstützen, die schweres Unheil stiften mußte, wenn nicht der Kanzler die Dynastie davor geschützt hätte, das wird ihnen aber unvergessen bleiben. In welche Lage hätte diese zu einer Hofkamarilla ganz geeignete Sippschaft, der jeder Diplomat, gleichviel welcher Qualität, zur Nachfolge Bismarcks recht gewesen wäre, das Vaterland versetzen können, wenn nicht der große Kanzler auch in diesen trübsten Zeiten Wache gestanden hätte! Was alles fünf Wochen nach dem Tode Kaiser Wilhelms möglich war, das verrieten die Absichten der Dänen in Nordschleswig, eine Damendeputation wegen Abtretung von Nordschleswig an Dänemark zur Kaiserin Viktoria zu senden. Warum auch nicht? Hatten die englischen Zeitungen eine Beilegung des Zwistes zwischen Frankreich und Deutschland durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen, vermittelt durch die Kaiserin, gehofft, hatten die Polinnen in französischer Sprache die Wünsche Polens ihr ans Herz legen dürfen, warum sollte den nordschleswigschen Dänen verwehrt sein, ihre Wünsche, die bei England immer so großen Anklang gefunden haben, einer Tochter Englands nahe zu legen? Selbst die Welfen fingen an, an die Anwesenheit der englischen Königin in Charlottenburg Hoffnungen für ihren Cumberland zu knüpfen. Wie stark diese Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Königreichs Hannover gewesen sind, ersah man später aus Windthorstschen Blättern; die Niedersächsische Zeitung schrieb in einem Leitartikel über Kaiser Friedrich: „Unsre Hoffnung auf eine wahrhaft kaiserliche That hat sich nicht erfüllt"; denn Kaiser Friedrich ist abberufen worden, „noch bevor er gut zu machen vermochte, was er nie gebilligt." Daß Windthorst in seinen Bestrebungen von der freisinnigen Kamarilla unterstützt worden wäre, dafür war gesorgt. Und all dies Treiben im Angesichte des Kampfes, den der arme Dulder gegen die tückische, furchtbare Krankheit führte! Als aber die Battenberggeschichte aus war, da wollten auf einmal die Freisinnigen der „Krisis mit Unparteilichkeit gegenüber gestanden" haben. Ja Munckel meinte damals in einer fortschrittlichen Versammlung, Bismarck wäre wohl auf einige Jahre noch unentbehrlich. Aber freilich, bereit sein ist alles, und so erklärte Ehren-Richter ungefähr zu gleicher Zeit in seinem Blatte, mit den Ansichten des Kaisers, wie sie in seinen Erlassen niedergelegt seien, vertrüge es sich, auch freisinnig zu regieren; es komme alles auf die Wahlen an. Zuletzt aber wurde noch die herrlichste Gaukelei aufgeführt damit, daß die Thersitesgenossen die Mähr verbreiteten, die Kanzlerkrisis sei erfunden gewesen.

Digitized by Google

Wurden von dem Fortschritt auf der einen Seite mit den jämmerlichsten Liebesdiensten allerlei Interessen, nur nicht die des deutschen Volkes gepflegt, so steigerte sich nach der andern Seite die Wut gegen die deutsche Regierung bis zur offnen Teilnahme an den Bestrebungen des wildesten Anarchismus. Der Schweizer Bundesrat hatte die Leiter des Sozialdemokraten, Bernstein, Motteler, Tauscher, Schlüter, ausgewiesen. Darüber brachte die Volkszeitung einen Artikel der gemeinsten Art; weil der Berner Bundesrat die Ausweisung auch damit begründete, daß die Sprache des Sozialdemokraten, heftig und oft beleidigend, die deutschen Behörden aufs tiefste verstimme, so wurde er, wie die deutsche Regierung selbst, mit Hohn überschüttet: „man“ ist groß, und ich bin klein, das würde wohl auch, so sagte das Organ für jedermann, der wahre Grund des Bundesrats gewesen sein. Aber „man“ wird sehr bald erfahren, daß „man“ den Sozialdemokraten nicht getötet hat und auch nicht töten kann, indem „man“ heldenhafter Weise einige seiner Angestellten um ihre Existenz bringt. Daß Tausende durch diesen Sozialdemokraten schon um ihre Existenz gebracht worden sind, und er den besten Willen hatte, noch einige andre Tausende um ihre Existenz zu bringen, dafür hat natürlich dieses „Organ“ kein Wörtchen.

Mit welchen Mitteln die Freisinnigen arbeiten und welchen Charakter sie in Wirklichkeit tragen, das trat einmal wieder recht deutlich bei einer Wahl, bei der Stichwahl zu Altena-Iserlohn, zu Tage. Was die Demokraten immer leugneten, was sie nie heuchlerischer und feiger leugneten, als unter dem neuen Regiment, ihr Republikanertum, das wurde hier offenbart, als der Abgeordnete Lenzmann den deutschfreisinnigen Kandidaten Langerhans damit empfahl, daß er „ein entschiedener Republikaner“ sei. Daran ist auch gar nicht zu zweifeln, und so hinkte Herr Langerhans auf einer ultramontanen und einer demokratischen Krücke in den Reichstag hinein. Bei all dem Republikanertum aber, in dessen Bewußtsein sich die starken Seelen ihres Männerstolzes vor Königsthronen stets rühmten, brachen sie doch in stürmischen Jubel aus, wenn einmal einer der Ihrigen von einem Strahle der Gnadensonne getroffen wurde, wie das in einer deutschfreisinnigen Versammlung geschah, als mitgeteilt wurde, daß von Forckenbeck den Stern zum roten Adlerorden bekommen habe. Wenn aber so die Dekorirung eines der Ihrigen die Gesellschaft zu frenetischem Jubelsturm begeisterte, so versuchten sie dagegen den guten Namen eines Mannes zu begeifern, dem wider ihren Wunsch die kaiserliche Huld zu Teil geworden war; über Gneist fiel die Freisinnige und die Volkszeitung mit bissiger Köterwut her. Die eine sah nun „die jungen Herren Söhne von Gneist auf Landrat studiren,“ wobei sie übrigens nichts andres thun würden, als was ein gewisser Regierungsassessor a. D. einst auch, nur ohne den gewünschten Erfolg, gethan hat, die andre widmete der Nobilitirung Gneists einen ganzen Artikel, worin Herr von Gneist „sich im Glanze seines neugebackenen Adels aufspreizt und an der Spitze der Kartellbrüder als Tambourmajor marschirt“; er ist „der

Digitized by Google

ausgeprägte Typus aller Charakterlosigkeit unsrer Zeit," der meinen mochte, daß „das Tüpfelchen über dem i ihm fehlen würde, wenn aus einem Gneist nicht noch ein von Gneist würde." Damit aber diese katzbuckelnden Demokraten eine solche Kritik mit ihrer Liebedienerei vereinbaren könnten, schickte die Volkszeitung ihrem Gekläffe die unwahre Bemerkung in Bezug auf Standeserhöhungen voraus, daß das Ministerium eine Reihe bezüglicher Vorschläge mache und der Monarch sie genehmige. Dann ging ja die Standeserhöhung Gneists eigentlich nicht vom Kaiser, sondern vom Ministerium aus. Unwahr ist die Bemerkung, weil in Preußen Nobilitirungen immer dem persönlichen Wohlwollen des Landesherrn Ausdruck verleihen.

Es ist merkwürdig, wie ausgezeichnet nach diesem Charakter der Verlogenheit hin Herr Mackenzie zu dieser Partei paßte. Wir wollen Herrn Mackenzie, der genug gezeichnet ist, hier nur nach dieser Seite hin mit etlichen Worten zeichnen. Zu solcher Zeichnung mag das Schreiben dienen, welches der Herr im British Medical Journal aus Charlottenburg vom 8. Mai veröffentlichte und worin er erklärte, er habe „niemals an die Presse irgend welche Informationen gegeben, ausgenommen solche, die ausdrücklich gestattet waren behufs Widerlegung falscher und übertriebener Gerüchte." Nun sind aber, wie die Kölnische Zeitung zeigte, während des ganzen Aufenthaltes des damaligen Kronprinzen im Auslande ununterbrochen falsche, zweideutige und reklamenhafte Berichte unter ausdrücklicher Berufung auf Herrn Mackenzie, auf dessen Sohn und auf Personen, die mit diesem in Verbindung standen, verbreitet worden. In Villa Zirio war eine ganze Preßkompagnie eingezogen, wie später in Charlottenburg. Warum ist denn Herr Mackenzie schon damals nicht dem Mißbrauch seines Namens entgegengetreten, als deutschfreisinnige, englische und französische Reporter, wie der famose Bonneton, sich auf ihn beriefen? Wo sitzt hier die Verlogenheit und der Schwindel? Schon der Times-Korrespondent, Mr. Lowe, sagte seinem Landsmanne in seinem Schreiben vom 10. Mai, was von seiner Wahrheitsliebe zu halten war, wenn er berichtete, daß Sir Morell, von ihm wegen absichtlich verdunkelnder Nachrichten interpellirt, sich damit entschuldigte: „Mir war es nicht erlaubt, Ihnen diese Mitteilung [von der wahren Natur der Krankheit] eher zu machen." Und mit welcher Schamlosigkeit sich Herr Mackenzie auf seinen Vorteil verstand, das konnte man aus der in seinem Namen an Mr. Howe gestellten Bitte um „künftige Unterstützung" sich zusammen reimen. Das war der Mann, der sich für den Kaiser „opferte." Nachdem jetzt bekannt geworden ist, wie Herr Mackenzie die Behandlung des kranken Kronprinzen und Kaisers nach politischen und andern Rücksichten geübt hat, wollen wir über den englischen Herrn kein Wort weiter sagen, als was die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sagt: „Wir wissen nun, daß ein unbedeutender englischer Arzt von radikal politischer Gesinnung es sich herausgenommen hat, den geheimen Kabinetsrat zu spielen und bestimmend in die Geschicke der deutschen Nation eingreifen zu wollen."

Digitized by Google

Seit beinahe drei Monaten hatte das fortschrittliche Parlamentsstrebertum alles mögliche an Lüge und Verdrehung geleistet, um die Leitung der vaterländischen Geschicke in die Hände eines Richter, Hänel, Rickert, Bamberger zu bringen; an Liebedienerei hatten sie es nicht fehlen lassen. So stellte Herr Rickert sich als den getreuen Eckart der Krone hin, die er gegen den „Hausmeier" verteidigen zu müssen glaubte, und verkündigte laut: „Wir können uns denken, daß die Krone etwas andres will, als der jeweilige Minister, und dann müssen wir die Interessen der Krone wahrnehmen." Was das für eine Krone war, verriet freilich Herr Rickert nur zu deutlich, wenn er an demselben Tage sagte: „Der zahlende Wähler ist der eigentliche Träger der Staatsgewalt."

Man sieht, wie wahr es ist, daß die Lüge auch das logische Denken verdirbt. Wie korrumpirt das politische Denken dieser fortschrittlichen Herren ist, zeigte der Fall Techow. Dieser gab der Volkszeitung in mehreren Artikeln Veranlassung, in dem „Militarismus" wieder einmal den „Moloch" zu sehen, der alles Glück des Landes verschlingt. Daß die Volkszeitung für ihre Bilder auf die Sprache Kanaans zurückgreift, ist nur natürlich, und daß sie die Geschichte sich zurecht macht nach der Weise der Geschichtschreiber Kanaans, ist auch natürlich. So schrieb sie denn: „Die bedrohte Disziplin des Heeres hat nicht gehindert, daß der Hauptmann von Natzmer, der gegen diese Disziplin sich noch schwerer versündigt hatte als Techow, bereits nach einigen Monaten begnadigt wurde." Der Hauptmann von Natzmer war Kommandant des Zeughauses bei dem Sturme desselben 1848 gewesen und war durch die gefälschte Darstellung des Premierleutnants Techow über die Vorgänge und den Willen des Königs so berichtet worden, daß er sich für berechtigt hielt, das Zeughaus der Masse zu übergeben. Natzmer hatte darin gefehlt, daß er den Worten Techows vertraut und sich den königlichen Befehl nicht schriftlich hatte übergeben lassen. Das war also „die schwerere Versündigung" Natzmers gegen die Disziplin im Vergleich mit Techow. Natzmer machte sodann den Feldzug gegen die Aufständischen in Baden als gemeiner Soldat mit, wobei er den Tod suchte, um von dem guten Namen seiner Familie den Flecken wieder abzuwaschen. Das nennt die Volkszeitung „Begnadigung." So suchte man teils mit Liebedienerei, teils mit Lügen dem Herrscher nahe zu kommen und seinen Willen zu beeinflussen.

Aber alle diese Künste waren doch bis jetzt, wenigstens in entscheidenden Dingen, ohne Erfolg gewesen. Nunmehr schien dieser endlich zu winken. Die Veröffentlichung des Gesetzes über die fünfjährige Dauer der preußischen Abgeordnetenmandate war vom König einstweilen ausgesetzt worden. Schließlich war aber das Gesetz mit der königlichen Unterschrift vollzogen und an den Minister von Puttkamer mit einem Schreiben gesandt worden, das die Freiheit der Wahlen verlangte. Es kam nun dem Minister darauf an, daß er vor der Publikation des Gesetzes den König überzeugte, daß die Freiheit der Wahlen

Digitized by Google

von ganz andrer Seite gefährdet war, als von Seiten der Regierung, und daß die Thatsachen keinen hinreichenden Anlaß geboten hatten zu dem schändlichen Lärm der freisinnigen Redner am letzten Tage der Session des Abgeordnetenhauses, wo Herr Richter von Bismarck als einem Staatsverräter gesprochen hatte; dem Kaiser hat er dann die Äußerung vom „treffenden Worte zu rechter Zeit“ zugeschoben. Gelang Puttkamer der Nachweis nicht, so mußte man auf seinen Rücktritt gefaßt sein, und was sich daran weiter anschließen würde, das ließ sich noch gar nicht übersehen. Für jetzt verlautete nur, daß der allerhöchsten Genehmigung des Gesetzes später ein Erlaß eines die Wahlfreiheit sichernden Aktes folgen solle. Etwas Angenehmeres hätte nun dem Freisinn und den Ultramontanen gar nicht begegnen können, als die Veröffentlichung eines kaiserlichen Erlasses für Freiheit der Wahlen, über die doch bisher und wieder im letzten Abgeordnetenhause von allen Parteien gewacht worden war. Erfolgte ein solcher Erlaß, so konnten Herr Richter und seine schwarzen und roten Kumpane dem Kaiser in derselben Stellung zeigen, die sie so heuchlerisch bisher angenommen hatten, wenn sie den letzten Reichstag, der uns vor dem schwersten Unheil bewahrt hat, als ein Angstprodukt des mißleiteten Volkes darstellten. Auch mußte ein solcher Erlaß ganz von selbst die Folge haben, daß während der Wahlzeit das Kommando der Herren Richter und Windthorst an die Stelle der Regierung trat. Und damit wäre ja den wackern Patrioten geholfen gewesen.

So war denn wieder eine neue Krisis im Anzuge, die der Kompagnie der deutschfreisinnigen Streber heraufzubeschwören glücklich gelungen war. Schließlich schien sie damit beigelegt, daß der Staatsanzeiger amtlich das die Verlängerung der Legislaturperiode des preußischen Abgeordnetenhauses betreffende Gesetz veröffentlichte. Ein Wahlerlaß, der sich gegen Puttkamer gewendet hätte, erschien nicht. Man durfte darum wohl annehmen, daß es dem Minister gelungen sei, durch seine schriftliche Darlegung seine bisherigen Verwaltungsgrundsätze als im Einklang mit dem kaiserlichen Erlaß vom 4. Januar 1882 stehend nachzuweisen. Da gelangte aber tags darauf ein neues Schreiben des Kaisers bezüglich der Wahlen, unerwartet für alle Beteiligten, an Puttkamer, und nun war es wohl keine Frage, daß der Minister persona ingrata war. Dies allein hat seinen Sturz bewirkt. Als die Entlassung genehmigt war, zeigte es sich, daß dem Freisinn der ganze Lärm gegen Puttkamer nur soweit von wirklichem Belang war, als er damit Bismarck treffen könnte. Sie nannten Puttkamer und meinten Bismarck. Die Volkszeitung sagte das ganz deutlich in ihrem Artikel über „Freiheit der Wahlen“: „Gesetzt den günstigsten Fall, es käme an die Stelle des Herrn von Puttkamer ein Minister des Innern, der diesen oder jenen Auswuchs beseitigte oder milderte, so wären derartige ›Verbesserungen,‹ die, so lange Fürst Bismarck am Ruder bleibt, äußerst geringfügig sein könnten, eher schädlich als nützlich.“ Was war das wiederum anders als

Digitized by Google

das alte: Fort mit Bismarck! das man eben nicht so schlechtweg rufen darf, jetzt wie ehedem, weil man damit selbst die gänzlich Unwissenden vor den Kopf stößt. Es muß feiner operirt werden. Vor allen Dingen brauchte man eine fortschrittliche Majorität, zu der es nur kommen konnte, wenn man Herrn von Puttkamer als Angriffsziel nahm. Man rechnete so, daß, wenn es gelänge, ihn zu beseitigen, schon jetzt die freisinnige Mythe Glauben finden mußte, daß auch der Kaiser die vollendete Wahlniederlage des Freisinns als ein Werk amtlicher Beeinflussung der Wahlen ansähe. Und damit glaubte man den Sieg schon in den Händen zu haben, umso mehr, als man Wege gefunden hatte, nicht bis zum Kaiser selbst, aber bis in seine Nähe zu kommen. Dieselbe Quelle, aus der schon in San Remo die Preßpiraten ihre Nachrichten gezogen hatten, schien jetzt noch reichlicher zu fließen. Eugen Richter war in der letzten Zeit immer prompt in den Stand gesetzt, über gewisse Vorgänge bei Hofe schnell berichten zu können. Von allen übrigen Zeitungen schrieb er zuerst in seinem Blatte (9. Juni): „Der Angriff der freisinnigen Partei auf das System Puttkamer in der letzten Sitzung des Abgeordnetenhauses ist von dem erhofften Erfolge gekrönt worden. Das treffende Wort zur rechten Zeit hat seine Wirkung nicht verfehlt." Er berichtete zuerst, daß durch ein zweites eigenhändiges Schreiben des Kaisers dem Herrn von Puttkamer kund gegeben worden sei, daß dessen Rechtfertigungsschrift für nicht genügend befunden worden sei, worauf Puttkamer seine Entlassung eingereicht habe, „deren Gewährung außer aller Frage" stehe. Einen Teil ihres vielerstrebten Zieles schien also die freisinnige Kamarilla in der That erreicht zu haben. In der Dresdner fortschrittlichen Versammlung am Sonntage vor des Kaisers Tode, in welcher unter den sechshundert Teilnehmern etwa ein Drittel Sozialdemokraten und ein Drittel Neugierige waren, ließen denn auch schon Alexander Meyer und Munckel den Gedanken hervorschimmern, daß sie, die Freisinnigen, bald an die Reihe kämen. Und nach Ihnen wir! klang es schrill aus der Sozialistentruppe, der freisinnigen Herrlichkeit nur kurze Dauer verheißend.

Lange sollte diese Herrlichkeit nun allerdings nicht sein; nicht etwa wegen sozialdemokratischer Nachfolge, auch nicht deshalb, weil der Tod Kaiser Friedrichs den Freisinnigen die Hoffnung genommen hätte, wie sie flunkern, sondern weil Kaiser Friedrich selbst noch seine klare Willensmeinung, wie er regiert zu sehen wünsche, dadurch kund gab, daß er zwei Tage vor seinem Heimgange den Ministerpräsidenten beauftragte, mit dem Grafen Zedlitz in Verbindung zu treten wegen Übernahme des Ministeriums des Innern. Dieser letzte Regierungsakt des Kaisers war die deutlichste Sprache, wodurch der Deutschfreisinn den Abschied erhielt. Berufen sich die Freisinnigen für ihrem Bestrebungen auch noch nach solchem Abschiede auf Kaiser Friedrich, so ist das der gewohnte fortschrittliche Schwindel.

Eines aber wollen wir nicht vergessen, das ist der Dank, den wir dem Reichskanzler dafür schulden, daß er sich in der trübsten Zeit nicht hat hinweg-

Digitized by Google

ärgern lassen von denen, deren angelegentlichstes Geschäft es immer gewesen ist, an dem Sturze des großen Mannes zu arbeiten. Jetzt war er für uns unus, qui nobis cunctando restituit rem.

Die Kriegsmacht des Friedensbundes und die seiner Gegner.

1.

Die diplomatische Kunst des Fürsten Bismarck hat es länger als anderthalb Jahrzehnte zu verhüten verstanden, daß der Krieg um den Bestand des 1871 aufgerichteten neuen deutschen Reiches, der immer eine Möglichkeit, oft eine Wahrscheinlichkeit war und zuweilen schon im Osten oder im Westen am Gesichtskreise aufsteigen wollte, zum Ausbruche kam, und wir hoffen jetzt mehr als je zuvor, daß diese Kunst den Krieg noch lange fern zu halten imstande sein wird. Dennoch verläßt uns niemals die Empfindung, daß unsre Hoffnung auch täuschen kann; denn diese Kunst bleibt, so weitblickend und so erfindungsreich sie auch ist, doch immer eine menschliche Kunst, die weder allwissend noch allmächtig ist. Nur eins wissen wir mit voller Sicherheit, daß wir es nicht sein werden, wenn der Friede einmal gestört wird; denn wir haben jetzt reichlich, was wir brauchen und mit Recht beanspruchen konnten, und wir sind kein Volk, das mehr will, als es bedarf, und kein Volk, das um des bloßen Ruhmes willen zu den Waffen zu greifen gewohnt ist. Wir haben in entscheidender Zeit viel Glück gehabt, vor allem das Glück einer genialen Führung, der große Dinge mit rechter Verwendung der tüchtigen Eigenschaften der Nation gelungen sind, und doch blieb unsern Führern, sowie der verständigen Mehrzahl der Geführten die Hybris, die Überhebung fremd, welche die ärgste Feindin der Glückskinder, der Siegreichen, der aus Armut zu Reichtum, aus Erniedrigung zu hoher Stellung und Macht gelangten ist. Wir dürfen uns rühmen, den Neid der Götter nicht erweckt zu haben. Aber den Neid der Menschen hat unsre Bescheidenheit und Genügsamkeit nach den uns gewordenen Erfolgen nicht zu beschwichtigen vermocht, und zu dem Neide böser Nachbarn gesellt sich bitterer Haß, weil unsre neue Größe und Stärke ihnen als Damm gegen ihr Streben nach Vergrößerung ihres Besitzes und Einflusses, als mächtiges Hindernis für die weitere Verwirklichung von Wünschen erscheint, die ihnen zur zweiten Natur geworden sind. Wir mußten uns die Vogesengrenze und Metz mit Umgebung erobern,

Digitized by Google

um die Franzosen unfähig zu machen, ihre jahrhundertelange Bedrohung und Beeinflussung Süddeutschlands fortzusetzen; wir wurden als deutsches Reich vor der Wiederkehr des russischen Druckes bewahrt, der unter Zar Nikolaus auf unserm nationalen Leben lastete, und wir erschienen von dem Tage an, wo wir nach Auflösung einer unnatürlichen Verbindung mit Österreich durch ein Bündnis mit ihm, welches das rechte, für beide Teile heilsame Verhältnis herstellte, der russischen Ländergier als ein Haupthindernis für die Lösung der orientalischen Frage in jenem panslawistischen Sinne, der sich auch gegen die Lebensinteressen unsers Bundesgenossen an der Donau kehrt. Daher das Wort: Konstantinopel muß in Berlin erobert werden, das in Moskau und Petersburg immer wieder laut wurde und vermutlich nicht so bald völlig verstummen wird. Es ist nicht unmöglich, daß es zuletzt wie ein Bann oder ein zwingender Zauber auf die höchste maßgebende Macht wirkt, die sich seiner bisher erwehrte, und dieser Augenblick braucht durchaus nicht tief und fern in der Zukunft zu liegen. Daß Frankreich dann, wenn der Haß und die Mißgunst des russischen Panslawismus ihre Fahnen gegen uns entfalten, die seinen in der Hülle lassen werde, ist so gut wie undenkbar. Es ist daher geraten, sich immer wieder einmal die Frage vorzulegen: Nun, wenn es denn sein müßte, was hätten wir für Kräfte und Mittel, den uns aufgedrängten Krieg unserseits zu führen, wie sind die unsrer Bundesgenossen beschaffen, und welche können unsre Gegner aufbieten? Eine vor kurzem in Hannover erschienene Broschüre, „Der europäische Koalitionskrieg," will zwar nicht zugeben, daß auf Italiens Mitwirkung von seiten des Friedensbundes mit Sicherheit zu rechnen sei, und wir räumen dies ein, wenn der Krieg lange auf sich warten lassen sollte. Die jetzt den Franzosen sehr abgeneigte und mit Österreich versöhnte öffentliche Meinung könnte dann umschlagen, die herrschenden Parteien könnten andern Parteien weichen durch welche die Irredentisten Oberwasser erhielten, sogar der Umsturz der Monarchie und die Verwandlung in eine Republik, die es ihrer Selbsterhaltung wegen mit der französischen Schwester halten würde, sind denkbar. Aber das alles liegt in weitem Felde, und so darf Italien für die nächste Zeit und für den Fall, daß Frankreich sich an einem Kriege zwischen uns und Rußland beteiligt, getrost in obigem Sinne in die Rechnung eingestellt werden.

Wie man die Weltlage auch ansehen mag, wenn man an einzelnes denkt, die Gefahr für alle Parteien liegt immer darin, daß die Mächte des Friedensbundes den beiden voraussichtlich zum Angriffe auf sie verbündeten Staaten als unmittelbare Nachbarn mit gewaltigen Heeren gegenüberstehen. Eine Abrüstung ist unter diesen Umständen nur denkbar in dem Falle, daß der eine Teil eine vollständige Niederlage erleidet. Dann wird der Sieger dem Besiegten den Präsenzstand, den er aufrecht erhalten darf, vorschreiben, und darauf kann er auch den seinigen entsprechend vermindern und so eine schwere Last loswerden. Die auf Krieg sinnenden Mächte sind der Abrüstung abgeneigt,

Digitized by Google

weil sie auf friedlichen Wegen nicht dahin gelangen können, wohin sie wollen, die Russen nicht nach Konstantinopel, die Franzosen nicht wieder in den Besitz Elsaß-Lothringens. Diese Abneigung der revolutionären Mächte nötigt die drei konservativen Mächte ebenfalls in Waffen zu starren, und da dies auf lange Zeit aus finanziellen Gründen kaum zu ertragen ist, so wird der Friedensbund, um seine Kräfte nicht zu erschöpfen, in einem der nächsten Jahre wohl zunächst in Rußland anfragen müssen, welchen Zweck es mit der Anhäufung von Truppenmassen und andern Kriegsvorbereitungen an der Grenze Deutschlands und Österreich-Ungarns, von denen doch offenkundig kein Angriff drohe, verfolge. Eine solche Frage aber pflegt man nur zu stellen, wenn man entschlossen ist, eine unbefriedigende, weil nicht ganz deutliche und rückhaltlose Beantwortung derselben als casus belli anzusehen und zu behandeln. Darin liegt der Hauptgrund zu der Beängstigung, welche die Friedensfreunde erfüllt. Daneben steht aber als Trost die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, daß ein Krieg mit einer Niederlage unsrer Feinde endigen und sie zur Einwilligung in eine Abrüstung zwingen würde, die uns für die Zukunft den Frieden verbürgte.

Überlegen wird sich eine Kriegsmacht immer dann erweisen, wenn sie über eine größere Zahl von Truppen verfügt als die des Gegners; doch ist dies nicht allein das Entscheidende, da auch die gründlichere Übung, die bessere Bewaffnung, die größere Kriegsbereitschaft, der schnellere Aufmarsch und die genialere Führung als wichtige Umstände bei dem Vergleich in Betracht kommen. Was die Zahl der Truppen angeht, so beträgt die des deutschen Heeres, welches, wie wir uns von vornherein gegenwärtig halten wollen, die Hauptarbeit zu thun haben würde, nach der neuesten Gestaltung der Wehrverfassung mit Einschluß des Landsturmes ungefähr drittehalb Millionen Soldaten, von denen die bei weitem größere Hälfte vollkommen genügend geschult und in kriegstüchtigem Alter ist. Die Kriegsstärke des deutschen Heeres ohne Landsturm beträgt 1456677 Mann mit 312731 Pferden und 2808 Geschützen, wovon 744031 Mann mit 242415 Pferden und 2040 Geschützen auf die Feldarmee, 296614 Mann mit 31373 Pferden und 444 Geschützen auf die Ersatztruppen und 416032 Mann mit 38943 Pferden und 324 Geschützen auf die Besatzungstruppen kommen. Die Linieninfanterie zählt 161 Regimenter zu 3 Bataillonen, die leichte 20 Jäger- und Schützenbataillone, die Kavallerie 93 Regimenter zu 5 Schwadronen, die Feldartillerie 37 Regimenter, die Fußartillerie 31 Bataillone, die Pioniere 19 Bataillone, wozu noch ein Eisenbahnregiment und 18 Trainbataillone kommen. Die weitern Einzelheiten sind in Schriften und Zeitungsnachrichten so oft dargestellt worden, daß wir auf sie nicht einzugehen brauchen, zumal da sich von selbst versteht, daß die verschiednen Waffengattungen in richtigem Verhältnisse vorhanden sind, und daß es den Mannschaften nicht an der erforderlichen Zahl von Offizieren und Unteroffizieren fehlt.

Digitized by Google

Über die Wehrkräfte unsrer österreichisch-ungarischen und italienischen Bundesgenossen müssen wir etwas ausführlicher berichten. Als Österreich-Ungarn nach 1866 daran ging, seine Heereseinrichtungen nach preußischem Muster umzubilden, übernahm es keine leichte Aufgabe; namentlich war es schwer, in dem vielgegliederten und vielsprachigen Doppelstaate ein einheitliches, gut geschultes, wohl bewaffnetes und von tüchtigen Offizieren befehligtes Heer zu schaffen. Doch gelang dies in vergleichsweise kurzer Zeit. Die österreichischen Linientruppen bestehen aus 408 Infanterie- und 42 Jägerbataillonen, 41 Kavallerieregimentern mit 287 Schwadronen und 209 Batterien Artillerie mit 1529 Feldgeschützen, zu deren Ergänzung noch 102 Ersatzbataillone für die Infanterie, 42 Ersatzkompagnien für die Jäger, 41 Ersatzschwadronen und 150 Geschütze bereit gehalten werden, und die zusammen etwa 780000 Mann stark sind, wovon rund 500000 auf die Infanterie, 50000 auf die Jäger, 62000 auf die Kavallerie, ungefähr ebensoviele auf die Feldartillerie und die übrigen auf die Festungsartillerie, die Genie- und Eisenbahntruppen, die Handwerker, den Train und das Sanitätspersonal fallen. Die Dienstsprache des Heeres ist das Deutsche, d. h. alle Befehle werden deutsch erteilt, wogegen die Unterweisung der Mannschaften und der sonstige mündliche Verkehr derselben in den aus nicht deutschen Bezirken rekrutirten Regimentern vorwiegend in der Sprache dieser Bezirke stattfindet — ein Übelstand, der sich nicht vermeiden läßt, obwohl er die Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit der einzelnen Heeresglieder beeinträchtigt und unter Umständen ihr rechtes Zusammenwirken hindern kann. Für die Ausbildung der Offiziere ist, auch in Ungarn, während der letzten Jahrzehnte viel geschehen, und wenn sie und ihre Leute in ihren gewöhnlichen Dienstblusen nicht so schmuck und stramm aussehen wie ihre Kameraden im deutschen Reiche, so ist die Tracht doch praktisch, weil bequem und gesund, und an Pflichttreue und Schneidigkeit fehlt es denen, die sie tragen, ebenso wenig wie uns. Der leidige Streit der Nationalitäten hat, wie es scheint, nicht auf das Offizierkorps eingewirkt, es fühlt sich eins im Hinblick auf den obersten Kriegsherrn aller seiner Glieder. Neben und unabhängig von dem Linienheere bestehen zwei Landwehrkörper, einer für „die im Reichsrate vertretenen Länder," wie der amtliche Ausdruck für Cisleithanien lautet, und einer für „die Länder der ungarischen Krone," die Honvedarmee. Diese werden zum geringern Teile aus den Mannschaften gebildet, die ihre zehnjährige Dienstzeit im stehenden Heere (drei Jahre bei der Fahne, sieben in der Reserve) beendigt haben und nun noch zwei Jahre in der Landwehr bleiben müssen, zum größern Teile aus den nicht zum Dienst in der Linie herangezogenen Wehrpflichtigen, die zwölf Jahre der Landwehr angehören, aber nur ziemlich gut geübt werden, wogegen die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere namentlich bei der Honvedarmee mit Eifer und in ungewöhnlicher Ausdehnung betrieben wird. Die cisleithanische Landwehr zählt etwa 135000 Mann, die in 82 Infanteriebataillone, 10 Bataillone

Digitized by Google

Tiroler Schützen und 6 Regimenter Kavallerie eingeteilt sind, die transleithanische rund 130000 Mann, die in 92 Bataillone Infanterie und 10 Regimenter Reiter zerfallen. Diese Landwehren sollen allerdings nur mit Zustimmung der betreffenden Volksvertretung außerhalb der Grenzen der Reichshälfte, welche sie stellt und erhält, verwendet werden, doch darf der Kriegsherr in Fällen der Not eine Ausnahme von der Regel machen und die Genehmigung dazu erst später einholen. So vermöchte Österreich-Ungarn im Falle eines Krieges dem Feinde mehr als eine Million Soldaten über die Grenze entgegenzusenden, wenn es in einem Landsturme das Mittel besäße, die Punkte im Innern genügend zu besetzen, die hier gesichert werden müssen. Dazu sind jedoch erst Anfänge vorhanden, und auch diese nur in Ungarn. Das Doppelreich an der Donau leistet überhaupt auf militärischem Gebiete an sich zwar recht ansehnliches, vergleichsweise aber doch nicht genug. Allerdings genügte die vor zwanzig Jahren für den Kriegsstand des Heeres gesetzlich festgestellte Zahl damals vollständig; gegenwärtig aber sollte und könnte mehr geschehen, denn jetzt entspricht sie weder der inzwischen gewachsenen Ziffer der Bevölkerung, noch den mittlerweile beträchtlich vermehrten Streitkräften der übrigen Staaten Europas. Im Sommer 1868, als der Kriegsstand des österreichisch-ungarischen Heeres in den Parlamenten zu Wien und Budapest beschlossen wurde, übernahm man im wesentlichen die mit der Organisation der fünfziger Jahre bestimmte Ziffer. Diese reichte auch für die damaligen Verhältnisse hin. Es gab in Deutschland nur das Heer des Norddeutschen Bundes, neben dem im Süden eine bairische, eine württembergische und eine badische Armee bestanden, die zwar auf Grund einer Militärkonvention im Kriege an die Seite des Bundes treten sollten, von denen aber niemand mit Bestimmtheit sagen konnte, ob sie ihrer Verpflichtung auch wirklich entsprechen würden. Die russischen Heere erholten sich noch von den Wunden, die ihnen die Kriege auf der Krim, in den Donaufürstentümern und in Polen geschlagen hatten. Italien war noch im Werden, Rumänien und Serbien ebenfalls, die Balkanfrage gab es noch nicht. Die Verteilung der politisch-militärischen Kräfte war also damals ganz anders als heutzutage. Deutschland, Rußland, Italien, Frankreich, die Nachbarn Österreich-Ungarns an der untern Donau und am Balkan haben seitdem ihre Wehrverhältnisse nach Menge und Tüchtigkeit außerordentlich entwickelt. Nur die österreichisch-ungarische Monarchie ist, wenigstens in einer Beziehung, stehen geblieben. Ihre Wehrkraft ist zwar innerlich tüchtiger geworden, aber ihre Linientruppen zählen noch wie vor sechsunddreißig Jahren gesetzlich nur etwa 800000 Mann, obwohl die Bevölkerung der beiden Staaten derselben jetzt vierzig Millionen erheblich übersteigt, und die infolge der 1868 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht verfügbaren Massen weder im Heere noch in der Landwehr genügenden Raum finden, sodaß jedes Jahr ein starker Bruchteil derselben gar nicht zur Ausbildung im Waffendienste herangezogen werden kann. Wenn man

Digitized by Google

darauf hinweist, daß neben dem in seiner Stärke stehen gebliebenen Heere die beiden Landwehren sich in den letzten beiden Jahrzehnten zu kräftigen Organismen entwickelt hätten, die mit Beruhigung in die Schlachtordnung eingestellt werden könnten, so ist das doch nur teilweise richtig. Denn kein Sachverständiger wird sich darüber täuschen, daß Truppen mit der sehr geringen Dienstzeit der ungarischen Honveds und der österreichischen Landwehr, die in mancher Hinsicht besonders zurückgeblieben ist, nicht denselben Halt in schwierigen Lagen eines Feldzuges zu zeigen vermögen, wie Truppen mit dreijähriger Dienstzeit, die überdies in der Lage sind, sich einen größern Bestand brauchbarer Unteroffiziere heranzubilden. Auch kann niemand daran zweifeln, daß Truppen, deren Kompagnien und Schwadronen mit drei Berufsoffizieren und einem Reserveoffizier ins Feld rücken, doch etwas besseres sind als solche, deren Unterabteilungen mit einem Berufsoffizier, oder auch gar keinem, und drei Offizieren des Beurlaubtenstandes gegen den Feind marschiren müssen. Natürliche Anstelligkeit, allgemeine Bildung und patriotische Hingebung können viel leisten, aber in einer Welt voll materieller Schwierigkeiten und technischer Aufgaben werden handwerksmäßige Übung und Erfahrung, die genügend nur durch längeres Verbleiben bei der Sache erworben werden können, deshalb nicht entbehrlich. Es würde daher gut sein, wenn man dies beherzigte und bald dazu thäte, den angedeuteten Mängeln abzuhelfen. In Ungarn wird ja auch die Notwendigkeit einer Reform in maßgebenden Kreisen schon seit geraumer Zeit anerkannt. (Nach neuern Nachrichten wird den beiden Parlamenten der Monarchie im Oktober d. J. ein neues Wehrgesetz vorgelegt werden, und es ist beabsichtigt, dieses spätestens am 1. Januar 1889 in beiden Reichshälften zu veröffentlichen und am 1. Januar 1890 ins Leben treten zu lassen.)

Auch die neue Großmacht Italien kann den Frieden in Verbindung mit dem deutschen Reiche mit sehr ansehnlichen Streitkräften verteidigen helfen. Wie bei unserm nächsten Bundesgenossen, ist hier in dem letzten Vierteljahrhunderte auf militärischem Gebiete viel geändert und viel neues geschaffen worden, und es hat sich auf der Grundlage der piemontesischen Armee ein einheitliches Nationalheer entwickelt, auf welches das Land mit Stolz und Vertrauen blicken kann. Damit ist allerdings vorzüglich die Feldarmee gemeint, an die der Kriegsminister Ricotti zunächst dachte, als er am 16. Dezember 1886 vor dem römischen Parlamente erklärte, Italien sei imstande, jederzeit ohne Schwierigkeit eine halbe Million Soldaten um seine Fahnen zu versammeln und marschiren zu lassen. Nach den Listen hatte das Land damals noch weit mehr wehrfähige Mannschaften, nämlich im ganzen 902 112 Mann, die für das stehende Heer, 285 307, die für die mobile Miliz, und 1 309 709, die für die Territorialmiliz verfügbar waren. Doch waren das nur Massen auf dem Papier, von denen weit über die Hälfte nur geringe oder auch gar keine militärische Übung genossen hatten. Wie in andern Staaten, herrscht auch in Italien gesetzlich die

Digitized by Google

allgemeine persönliche Dienstpflicht für gewisse Altersklassen der Bevölkerung, ohne daß sie jedoch streng hätte durchgeführt werden können. Die nach dem Gesetze zum Kriegsdienste verpflichteten sind daher in drei Klassen geteilt. Die erste verbleibt drei Jahre bei der Fahne, gehört dann fünf Jahre der Reserve der stehenden Armee an, tritt hierauf in die mobile Miliz (Landwehr) ein und verbringt schließlich noch sieben Jahre in der Territorialmiliz, die zum Teil der deutschen Landwehr zweiten Aufgebots, zum Teil unserm Landsturme entspricht. Die zweite Klasse hat dieselben Dienstverpflichtungen wie die erste, wird aber in den acht Jahren, in denen sie dem stehenden Heere angehört, nur zu kurzen Übungen einberufen, sodaß sie nur eine notdürftige militärische Ausbildung erhält. Noch übler ist es mit den Mannschaften der dritten Klasse bestellt, welcher die weniger kriegstüchtigen Leute und die wegen häuslichen Verhältnisse zurückgestellten zugeteilt werden. Diese Klasse bleibt in den neunzehn Jahren ihrer Dienstpflichtigkeit beinahe ganz ohne Ausbildung und Übung in den Waffen und ist eigentlich nicht mehr als Material, mit dem die Territorialmiliz, wenn ein Krieg droht, außerdem verstärkt werden soll. Zur Einreihung der dienstpflichtigen Massen in militärische Verbände bestehen im Frieden 96 Regimenter Infanterie, in jedem der 12 Armeekorps 8, 12 Regimenter Versaglieri (Schützen), 7 Regimenter Alpenjäger, 24 Regimenter Kavallerie, jedes mit 6 Schwadronen, und 12 Regimenter Feldartillerie mit je 14 Batterien zu 6 Geschützen, 6 Batterien reitende Artillerie für die 6 Kavalleriedivisionen und 8 Batterien Gebirgsartillerie, sowie was an Festungsartillerie, Genie-, Eisenbahn-, Sanitäts- und Handwerkertruppen, Train und ähnlichem zu einer modernen Armee gehört. Die Versaglieri sind eine Elitetruppe, die namentlich im raschen Marschiren ungewöhnliches leistet. Sehr gelobt werden auch die Alpenjäger, die sich lediglich aus den nördlichen und nordwestlichen Teilen des Landes ergänzen, wo sie auch ihre Garnisonen haben, und die bestimmt sind, vor den großen Heeresmassen im Gebirge aufzuklären und deren Flanken zu decken, was anderwärts Aufgabe der Reiterei ist. Die italienische Reiterei genügt deshalb in bergigen Gegenden, wogegen sie bei Operationen in ebenen Landstrichen nicht stark genug zu vollständiger Erfüllung jener Aufgabe sein dürfte. Hier wird daher eine Verstärkung stattfinden müssen, und die wird wohl auch nicht ausbleiben, da es nicht an gutem Willen zu Verbesserungen fehlt. Das gilt namentlich von der Landwehr und dem Landsturme. Von ersterer, der mobilen Miliz, beabsichtigt man allmählich 162 Bataillone Infanterie, 36 Kompagnien Alpenjäger und 56 Batterien Artillerie aufzustellen, und dieser Plan ist jetzt bereits so weit verwirklicht, daß die Kadres, die Waffen und das sonst erforderliche Material dazu größtenteils vorhanden sind. Desgleichen wird an der Beschaffung einer Territorialmiliz und der Entwicklung der schon vorhandenen Anfänge zu einer solchen nach Kräften gearbeitet, und man trifft Vorbereitungen, um für den Fall des Bedarfs 320 Bataillone Infanterie,

Digitized by Google

75 Kompagnien Alpenjäger und 100 Kompagnien Festungsartillerie von diesem Landsturme bilden und ausrüsten zu können. Vorläufig wird das bereits Fertige ungefähr ausreichen, um mit Aussicht auf Erfolg Operationen außerhalb der Grenzen zu wagen; man kann dazu die weitaus größere Hälfte der 500 000 Mann des stehenden Heeres verwenden, weil der Rest mit der vorhandenen mobilen Miliz bei der Stärke der italienischen Flotte, zu welcher in der Adria österreichische Schiffe stoßen würden, zur Verteidigung der allerdings langgestreckten Küsten wahrscheinlich genügen wird. Der italienische Soldat, namentlich der aus den nördlichen Provinzen des Königreichs, besitzt vortreffliche Eigenschaften, er hat sich auch, wo er Niederlagen erlitt, immer tapfer geschlagen, ist genügsam und rasch und auf Märschen ausdauernd. Seine militärische Ausbildung läßt aber auch in den südlichen Regimentern wenig mehr zu wünschen übrig. Das Offizierkorps, das anfangs im Drange der Verhältnisse aus sehr verschiednen Elementen, darunter auch wenig brauchbaren und achtungswerten, zusammengestellt war, ist von Jahr zu Jahr besser geworden, und gegenwärtig bildet es ein durchaus einheitliches und tüchtiges Ganze, das dem, was wir an unserm Offizierkorps besitzen, wenig nachsteht. Der italienische Offizier hat, wie der Italiener überhaupt, eine gute Haltung, die durch eine schmucke Uniform gehoben wird, er ist im ganzen begabt, rasch im Auffassen, gewandt und steht, schon weil Italien keine strenge Scheidung der Gesellschaftsklassen kennt, seinem Untergebenen von Natur gemütlich nahe. Von einem engen, außerdienstlichen Zusammenleben der Offiziere im Regimente, wie es bei uns Regel ist, wollen die italienischen Kameraden wenig wissen. Seltsam erscheint, aber nicht selten ist es, daß man Offiziere höhern Grades mit ihrer Ordonnanz den Markt besuchen und Einkäufe für die Wirtschaft machen sieht. Aber ländlich, sittlich; auch ist das eine Nebensache, die den wesentlichen Eigenschaften des Militärs keinen Eintrag thut. Für eine gründliche Fachausbildung der Offiziersaspiranten und der jüngern Offiziere sind alle Vorkehrungen getroffen, und auch die spätere militärische Entwicklung wird eifrig und zweckmäßig gefördert. Politischer Parteigeist endlich hat in den Kreisen der italienischen Offiziere von heute so wenig Zutritt wie in denen der deutschen. Auch dort giebt es keinen Boulanger und keine Möglichkeit zu Pronunciamentos.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die italienische Flotte, die, wie angedeutet, für die lang ins Meer gestreckte apenninische Halbinsel mit ihren beiden großen Inseln bei der Nachbarschaft des seemächtigen Frankreich von großer Wichtigkeit ist. Die Flottenliste vom 1. Januar dieses Jahres weist im ganzen 247 Schiffe auf, von denen 178 für Kampfzwecke bestimmt sind. Unter diesen befinden sich 18 Schlachtschiffe erster, 16 zweiter und 25 dritter Klasse. Unter denen der ersten Klasse begegnen wir 3 (Umberto, Sicilia und Sardegna) Panzern der größten Art von 13 298 Tonnen Deplacement, 19 500 indizirter Pferdekraft und 18 Knoten Fahrt, die zwar noch im Baue sind, aber

Digitized by Google

binnen Jahresfrist fertig werden sollen. Die nächste Klasse besteht meist aus schnellen Kreuzern und vorzüglichen Torpedowiddern, die dritte aus kleinern Torpedofahrzeugen. Diese Kampfschiffe stellen infolge ihres zweckmäßigen Baufystems, ihrer Schnelligkeit und ihrer gewaltigen Bewaffnung mit Geschützen eine Seemacht dar, die schon heute auch durch eine feindliche Flotte ersten Ranges nicht mehr von der See zu verscheuchen und ebenso wenig in einem Hafen zu blockiren ist. Nach dem Plane des Marineministers Brin wird aber Italien im Jahre 1897, abgesehen von Schulschiffen, Fahrzeugen für den Lokaldienst und kleinern Dampfern, 16 Kampfschiffe erster, 20 zweiter und 40 dritter Klasse haben, unter denen der ersten 11 nach den Mustern des Duilio und der Italia mit allen Verbesserungen der modernen Technik und den größten bis jetzt zur Ausrüstung verwendeten Geschützen, unter denen der dritten 16 Transportschiffe der neuesten Art, außerdem aber 190 Torpedofahrzeuge, 120 für die hohe See und 58 für die Küstengewässer, sowie 12 Avisos. An der Ausführung dieses Programms ist, wenn nicht in den nächsten neun Jahren Italien in einen Krieg verwickelt wird und unterliegt, nicht zu zweifeln, und ist sie erfolgt, so ist Italien eine Seemacht ersten Ranges geworden, seine Interessen im Mittelmeere sind sichergestellt, und es kann fortan seine ganze Landmacht ohne irgend welchen Abzug von vornherein zum Angriffe vorgehen lassen.

Marskarten.

Wir haben Erdkarten in allen Projektionen und allen Maßstäben. Wir haben auch Karten des Mondes — in Berlin ist die berühmteste Karte des Mondes, die von Beer und Mädler, entstanden. Aber Karten des Mars? Jawohl, auch diese haben wir jetzt, und selbst ein Globus des Planeten Mars wird binnen kurzem seinen Weg von Paris, wo er gefertigt wird, nach Deutschland machen. Sehen wir uns etwas näher an, was uns diese Dinge neues gebracht haben und bringen.

Seit zwei Monaten ist der Mars wieder eine auffällige Erscheinung am Abendhimmel, er befindet sich in der größten Nähe der Erde. Er ist leicht zu erkennen an seinem roten Lichte und an dem ruhigen Glanze, der ihn vor den andern Sternen auszeichnet. In solchen Zeiten seiner größten Erdnähe lassen es sich nun die Astronomen besonders angelegen sein, die Erscheinungen seiner Oberfläche zu studiren, und es sind sowohl in den letzten Jahren als auch bei der

Digitized by Google

diesjährigen Erdnähe Erscheinungen beobachtet worden, die das allgemeinste Interesse erregen dürften.

Der Wunsch, die Beschaffenheit der Himmelskörper jenseits unsrer Erde kennen zu lernen, ist zu allen Zeiten rege gewesen. Die Himmelskunde mußte aber sehr bald erkennen, daß bei der fast unendlichen Entfernung der Sterne, selbst wenn man noch so mächtige Fernröhre baue, nicht sehr viel von der Oberflächenbeschaffenheit der Gestirne würde erforscht werden können. Nur über die Nachbarplaneten unsrer Erde, die sich uns in kürzern Zwischenräumen bis auf verhältnismäßig kleine Entfernungen nähern, konnte man Aufschlüsse erwarten. Derjenige Planet, welcher unsrer Erde bei seinem Laufe um die Sonne am nächsten kommt, ist nun zwar nicht der Mars, sondern die Venus. Allein diese zeigt uns zur Zeit ihrer größten Erdnähe ihre unbeleuchtete, dunkle Seite, weil sie dann gerade zwischen Sonne und Erde steht, und so können wir zu dieser Zeit ihre Oberflächenbeschaffenheit nicht erkennen. Viel günstiger liegen die Verhältnisse beim Mars. Der Mars steht zur Zeit seiner größten Erdnähe — er nähert sich uns bis auf 55 Millionen Kilometer — der Sonne gerade gegenüber, er erscheint also für unser Auge voll vom Sonnenlichte beleuchtet. In dieser Stellung zur Erde erscheint er, obwohl er viel kleiner ist als unsre Erde — er hat einen Durchmesser von nur 6700 Kilometern, und seine Gesamtmasse beträgt nur den zehnten Teil von der der Erde —, in den stärkern astronomischen Fernröhren als eine ziemlich große runde Scheibe, auf der in raschem Wechsel dunkle und helle Teile auf einander folgen. Schon die unvollkommeneren optischen Instrumente der frühern Zeiten ließen dunkle Flecken auf der Marsoberfläche erkennen, und so war es von jeher ein Lieblingsstudium der Astronomen, die Oberflächenbeschaffenheit des Mars zu erforschen. Zu der so ausnehmend günstigen Stellung, in die der Planet zu unsrer Erde kommt, kamen aber noch Erwägungen andrer Art, welche hoffen ließen, aus der Oberflächenbeschaffenheit des Mars nicht nur interessante Aufschlüsse über die Verhältnisse und Erscheinungen auf diesem Planeten selbst, sondern auch rückschließend über die großen Wandlungen in der Entwicklungsgeschichte unsrer Erde zu erlangen. Der Mars ist nämlich derjenige unter den Planeten, der die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen zur Erde hat. Ist er, was nicht unwahrscheinlich ist, der nächstältere Bruder der Erde, so dürfen wir annehmen, daß die Erscheinungen auf seiner Oberfläche uns bis zu einem gewissen Grade ein Zukunftsbild unsers eignen Planeten entrollen werden, wodurch er das allergrößte und allgemeinste Interesse erlangt. Die Ähnlichkeiten mit den Erscheinungen und Vorgängen auf der Erde sind vielleicht sogar noch vollständiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die Bedingungen für die Übereinstimmung in dem Lebensprozesse der Planetenoberflächen, und namentlich auch für das Vorhandensein organischer Wesen, sind ja ganz wesentlich in dem Grade der Bestrahlung dieser Welten durch die Sonne gegeben. Nun scheint es freilich,

Digitized by Google

daß es wegen der größern Entfernung des Mars von der Sonne auf seiner Oberfläche viel kälter sein müsse, als auf der Erde. Indessen kommt ein Umstand von großer Bedeutung für die klimatischen Verhältnisse auf den Planeten hinzu, der es sehr wahrscheinlich macht, daß die Temperatur auf dem Mars durchaus nicht so viel niedriger ist, als es ohnedies wohl sein müßte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß es auf hohen Bergen viel kälter ist, als in niedriger gelegenen Gebieten, und es rührt dies wesentlich daher, daß oben die Ausstrahlung der von der Erde empfangenen Sonnenwärme rascher und ungehinderter stattfinden kann als unten. Wie wir nun gleich aus der Betrachtung der Marskarte sehen werden, besitzt dieser Planet sehr wahrscheinlich eine viel dichtere Atmosphäre als die Erde, die von der Marsoberfläche erhaltene Erwärmung durch die Sonne wird daher in geringerm Maße in den Weltraum ausgestrahlt werden, als dies auf unserm Planeten der Fall ist. Es wird also dadurch die Oberfläche in höherer Temperatur erhalten und somit eine Ausgleichung gegen die geringere Bestrahlung bewirkt. Diese Verhältnisse, welche der Möglichkeit des Vorhandenseins organischer Wesen auf dem Mars sehr günstig sind, verleihen den Beobachtungen der Marsoberfläche einen besondern Reiz.

Sehen wir uns nun etwas näher an, was man auf dem Mars erblickt hat, und wie die Marskarte zu stande gekommen ist.

Die ersten Anfänge der Entdeckung auffälliger Bildungen auf dem Planeten Mars wurden schon im Jahrhundert der Erfindung des Fernrohrs gemacht, indem der Astronom Fontana im Jahre 1636 die großen dunkeln Flecken auf der leuchtenden Marsscheibe auffand, die dann, weil sie keine Verschiebungen zeigten, von dem ältern Cassini bald zur Bestimmung der Umdrehungsdauer des Planeten Mars verwendet wurden. Schon damals fand sich, daß die Marstage fast gleich groß mit den Erdentagen sind; ihr Unterschied beträgt nur etwa eine halbe Stunde. Indessen waren die damaligen Fernrohre noch zu unvollkommen, um Einzelheiten auf der Marsoberfläche erkennen zu lassen, und so wurde erst — etwa ein Jahrhundert später — durch Herschel, der sich bekanntlich ein Riesenteleskop gebaut hatte, ein weiterer Fortschritt in der Erforschung des Mars gemacht. Herschel hatte in der Nähe der Marspole das periodische Auftreten merkwürdiger Flecken beobachtet, deren Entstehen und Vergehen er schon mit dem Wechsel der Jahreszeiten auf dem Planeten erklärte; er meinte, daß der Winter Eismassen in der Polarzone bilde, welche im Sommer großenteils wieder wegschmölzen. Den nächsten, sehr wertvollen Beitrag zur Erforschung der Marsoberfläche lieferte der Lilienthaler Astronom Schröter, der 217 Zeichnungen der Marsoberfläche anfertigte. Diese Zeugnisse über das frühere Aussehen des Mars sind in neuerer Zeit mit neueren Beobachtungen verglichen worden, und sie beweisen, daß die merkwürdigen großen Oberflächengebilde des Mars keine Veränderung erfahren haben. Zu demselben Ergebnis kamen Beer und Mädler in Berlin, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts

Digitized by Google

sehr sorgfältige Beschreibungen hervorragender Oberflächengebilde des Mars lieferten, seine Umdrehungsdauer genauer bestimmten, und die Unveränderlichkeit im Aussehen einiger Gebilde während der Dauer mehrerer Jahre nachwiesen. Den ersten Versuch, eine Weltkarte des Mars zu entwerfen, verdanken wir aber dem Leidener Astronomen Kaiser, der in den sechziger Jahren sehr sorgfältige Beobachtungen über die Marsoberfläche anstellte.

Die Hauptschwierigkeit, welche bei der Anfertigung der Marskarten zu bewältigen war, bestand darin, daß man bei den früheren Marsbeobachtungen die einzelnen Oberflächenteile nicht vollständig festhalten konnte: vermöge der Umdrehung um seine Achse zeigte der Planet bald diese, bald jene Seite der Oberfläche; diese Schwierigkeit wurde noch erhöht durch die Neigung der Umdrehungsachse gegen unsre Gesichtslinie. Erst nachdem es gelungen war, die Lage der Marspole und des Marsäquators, sowie seine genaue Umdrehungsgeschwindigkeit zu bestimmen, konnte man die einzelnen Oberflächenteile in ihrer richtigen Lage auf der Marskugel bestimmen und somit an die Konstruktion der Marskarte gehen. Diese wurde nun ganz ebenso ausgeführt, wie man es bei der Anfertigung einer Erdkarte macht. Die Lage der Pole ist dadurch bestimmt, daß sie an der täglichen Umdrehung nicht teilnehmen, der Äquator liegt um einen Viertel Marsumfang von ihnen entfernt, und wenn man dann auf diesem Marsäquator einen Punkt ein für alle mal annimmt, von dem aus man die Entfernungen zählt (auf der Erde der der Insel Ferro am nächsten liegende Äquatorpunkt), so hat man das Netz für die Marskarte gefunden, in welches dann die verschiedenen Gebilde der Oberfläche eingetragen werden. Nur mit Hilfe einer solchen Karte ist es möglich, die einzelnen Gegenstände sicher zu bestimmen, wiederaufzufinden und Verwechslungen vorzubeugen. Diese Vorbedingungen sind nun bei den neuern und neuesten Marsforschungen mit einem großen Maße von Genauigkeit erfüllt, und die ersten guten Marskarten von Kaiser, Schiaparelli und Lohse zeigen die Erscheinungen der Marsoberfläche mit großer Zuverlässigkeit. Auf einer solchen Karte treten zunächst neben großen hellen Gebieten eine Menge dunkler Flecken hervor. In den erstern hat man die Verteilung des Festlandes, in den letztern die großen Meere zu erkennen. Die Verteilung von Wasser und Land auf dem Mars ist insofern den entsprechenden Verhältnissen auf der Erde ähnlich, als auch dort das Meer viel größere Oberflächenteile einnimmt als das Festland. Aber ein ganz verschiedenes Aussehen gewinnt die Marskarte dadurch, daß sich auf ihr das Festland viel mehr durch Wasserarme durchzogen zeigt, als bei uns.

Die ausführlicheren Marskarten, welche sehr merkwürdige Einzelheiten auf dem Planeten zeigen, stammen aber erst aus den letzten Jahren. Der Mailänder Astronom Schiaparelli war bei der Annäherung des Mars an unsre Erde im Jahre 1877 von der Menge der Einzelheiten, die er auf dem Mars sehen konnte, so überrascht, daß er sofort beschloß, eine ausführliche

Digitized by Google

Marskarte zu entwerfen. Die Hauptkarte, welche so entstand, ist wie unsre allgemeinen Erdkarten in Merkators Projektion entworfen. Das Festland ist weiß, das Meer blau dargestellt. Eine weitere Spezialkarte stellt die Gegend des Südpols des Mars dar, eine Partie, die wegen des Entstehens und Wegschmelzens großer Eis- und Schneemassen in den verschiedenen Jahreszeiten, welches man dort beobachten kann, besondres Interesse bietet. Diese große Eis- und Schneeregion auf dem Mars ist auch schon in frühern Zeiten beobachtet worden, so in den Jahren 1830 und 1862, nur zeigt sie die Merkwürdigkeit, daß sie dem Einfluß der Jahreszeit viel mehr unterworfen ist, als dies auf der Erde mit dem Polareis der Fall ist. Diese Erscheinung findet jedoch ihre genügende Erklärung darin, daß die Sonne auf dem Mars im Sommer viel höher steigt als auf der Erde, und daß die Jahreszeiten beträchtlich länger dauern, als bei uns. Die verschiednen dauernden Gebilde auf dem Mars, die Festländer, Vorgebirge, Inseln, Meere, Flüsse und Kanäle, sind von Schiaparelli mit Namen bezeichnet worden, die meist der alten Geographie entlehnt sind. Obwohl nun diese Karte schon unvergleichlich viel reicher ist als alle frühern, namentlich bezüglich der kleinern Bildungen, der Kanäle, so durfte man doch noch größere Hoffnungen an die nächste Wiederkehr des Mars zur Erdnähe knüpfen. In der That brachten die folgenden Annäherungen des Mars — sie finden ungefähr aller zwei Jahre statt — überraschende Erscheinungen. Zunächst fand Schiaparelli 1879 bis 1880 alle 1877 gesehenen Gebilde wieder. Damit war wieder dargethan, daß man es mit festen Oberflächenbildungen zu thun hatte. Zwei kleinere Gebilde, ein See am Delarue-Ozean und ein Kanal, der 1877 nördlich von der Gabelbai gelegen war, waren 1879 unsichtbar, dagegen 1881 auf 1882 wieder sichtbar. Während der Sichtbarkeitsdauer 1879 auf 1880 hat Schiaparelli 114 Gegenstände gemessen und auf der Marskarte verzeichnet. Das Aussehen des Mars in diesen beiden Erscheinungen bot noch eine besondre Merkwürdigkeit, die früher nicht gesehen worden war. Gewisse Regionen leuchteten in besonderm Glanze, und die Begrenzungen der Ländermassen waren bald scharf gezeichnet, bald mehr verschwommen. Auch die Farbe der Äquatorialzone des Mars erschien geändert. 1877 erschien sie rot mit weiß untermischt, 1882 war sie von Schatten bedeckt, in deren Nähe gelbe Flecken sichtbar waren. Diese Schatten zogen sich später zu dunkeln Linien zusammen, die gelbe Färbung verschwand, und eine große Fläche (Ozean und Golf Alcyonius), die früher nur verschwommen erschien, löste sich in Bilder scharfer dunkler Linien auf.

Die merkwürdigste Erscheinung aber, welche in den letzten Jahren auf der Marsoberfläche beobachtet worden ist, bildet unzweifelhaft die Verdoppelung der Verbindungsadern zwischen den Meeren, der Kanäle. Gerade diese Thatsache, daß scheinbar zweckmäßig angelegte Wasserstraßen, die zur Verbindung getrennter Meere die Länder durchziehen und früher als einfache Kanäle gesehen wurden,

Digitized by Google

plötzlich verdoppelt erschienen, mußte zu den überraschendsten Kombinationen führen. Diese neuen Kanäle erschienen so regelmäßig gebaut, daß sie den alten genau parallel folgten und dieselbe Breite hatten. So lange man über die Art und Zeitdauer der Bildung dieser neuen Erscheinungen nichts näheres beobachtet hatte, konnte man über ihr Entstehen die kühnsten Hypothesen äußern, und es lag der Gedanke nicht fern, sie für künstliche Bauwerke zu halten. Indessen diese Hypothese mußte fallen, sobald die kurze Zeitdauer ihrer Bildung beobachtet war. Von den mehr als zwanzig neuen Kanälen, die Schiaparelli auf seiner Karte verzeichnen konnte, wollen wir nur die Bildungsweise eines einzigen herausgreifen. In der Gegend des südlichen Wendekreises konnte 1877 kein einziger Kanal doppelt gesehen werden. Der große, auf der Karte Nil benannte Kanal erschien bis zum 24. Dezember 1879 scharf ausgesprochen, einfach. Aber schon am 26. Dezember war die Verdoppelung des Kanals zu sehen. Auch Anfang 1882 war sie, nachdem sie kurz zuvor noch unsichtbar gewesen war, deutlich wieder zu sehen und konnte vom 12. Januar bis Ende Februar gut verfolgt werden. In den beiden folgenden Annäherungen des Mars an die Erde 1884 und 1886 wurden die Einzelheiten der Marskarte immer wieder in Übereinstimmung mit dem Himmel gefunden und weitere neue kleine Bildungen beobachtet. Im Frühjahr des laufenden Jahres hat auch der Nizzaer Astronom Perrotin einige neue bemerkenswerte Veränderungen am Mars beobachtet, die er in eine von ihm entworfene Marskarte eingezeichnet hat. Perrotin meint, die Marskanäle erschienen bestimmt als Verbindungen zwischen den Meeren der beiden Marshalbkugeln, oder auch um die einzelnen Teile desselben Meeres zu verbinden, oder schließlich auch als Verbindungen zwischen den Kanälen selbst. Und in der That zeigt die Marskarte ein solches Gewirr durcheinander laufender dunkler Linien. Während das Aussehen dieser Kanäle nach Perrotin gegen die Erscheinung von 1886 in diesem Jahre sich im allgemeinen nicht verändert hat, zeigten sich vor zwei Monaten gegen die frühern Jahre doch drei auffällige Veränderungen am Mars. Die merkwürdigste ist das jetzt völlige Verschwundensein eines Festlandes von der Größe Deutschlands, das 1886 noch gut zu sehen war und auch auf der ältern Karte des Mars verzeichnet ist. Dieses Land lag in der Nähe des Äquators und war im Süden und Osten durch ein Meer begrenzt; es macht den Eindruck, als wenn es vom Meere verschlungen worden wäre. Ferner enthalten die frühern Marskarten, die viel kleinere Gebilde in großer Vollständigkeit haben, einen Kanal nicht, der jetzt gut sichtbar ist, eine Länge von 20 Grad hat und wegen seiner Augenfälligkeit nicht übersehen werden kann. Dieser Kanal liegt im Norden des verschwundenen Festlandes und muß eine neue Bildung sein, die innerhalb der letzten zwei Jahre entstanden ist. Eine dritte auffällige Veränderung gegenüber den bisherigen Marskarten ist ein großer Kanal, der durch das Nordpolareis des Mars zieht und sich weiter über den Planeten erstreckt.

Digitized by Google

Wie wir ſehen, wird die Marskarte immer mehr vervollkommnet, gerade ſo, wie etwa in den letzten Jahren unſre Karten von Afrika immer mehr Einzelheiten erhalten haben. Nur in einem Punkte unterſcheiden ſich noch die beiden Kartenwerke: die Marskarten ſcheinen periodiſchen Veränderungen unterworfen zu ſein, was bei den Erdkarten kaum vorkommt. Dazu kommt, daß die bisherigen Beobachtungen des Mars das Vorhandenſein einer ſehr bedeutenden Atmoſphäre um ihn gezeigt haben und die Anweſenheit ſehr großer Flüſſigkeitsmaſſen wahrſcheinlich machen. Daraus läßt ſich vermuten, daß das zeitweilige Unſichtbarſein ſo mächtiger Kanäle entweder durch die zufällige Beſchaffenheit der Atmoſphäre hervorgerufen ſei, oder daß ſie wirklich zu Zeiten, von Flüſſigkeiten frei, wie Länderſtrecken erſcheinen, zu andern wieder wirklich Waſſerſtraßen ſeien. Recht gut würde dazu auch die Annahme paſſen, daß das Überfluten eines ſo großen Ländergebietes, wie es in dieſem Frühjahre beobachtet worden iſt, in der Wechſelwirkung zwiſchen Meer und Atmoſphäre ſeine Urſache habe. Hoffentlich werden wir bei den zu erwartenden Annäherungen des Mars in den neunziger Jahren dieſes Jahrhunderts noch näheres über dieſe merkwürdigen Verhältniſſe erfahren. Ob wir freilich jemals in die Lage kommen werden, eine Reliefkarte des Mars zu gewinnen, wie wir ſie von der Erde und auch vom Monde bereits haben, muß man jetzt noch ſtark bezweifeln.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphiloſophen.

II. Prophezeiungen.

(Schluß.)

Aber es drängt mich zum Ende, auch über die Zeit hinweg, die nach jenen Träumen von 1800 in ſo furchtbarem Widerſpruche folgen ſollte, über das verzweifelte Wanken und Schwanken unſrer äußern und innern Zuſtände hinweg, wo eintraf, was Leibniz und ſchon Nicolaus von Cues voraus gefürchtet hatten, daß Deutſchland zuſammenbrach und alles durcheinander purzelte unter den Schlägen und Fußtritten des weſtlichen Nachbarn, der ſeit Jahrhunderten auf den Augenblick gelauert und ihn, an uns von außen und innen nagend, unter Mitwirkung der Vaterlandsverräter vorbereitet hatte. Gab es doch Deutſche, die in der verzweifelten Lage in Napoleon ſelbſt den Gotteshelden ſehen wollten, der die Welt, auch die deutſche, verjüngen ſollte, als wäre er der deutſche Held der

Digitized by Google

alten Prophezeiung, der seinen Schild an den Weltgerichtsbaum henken sollte ꝛc., der Erfüller von dem, was der große Friedrich begonnen hatte. Gerade auf Friedrichs Schöpfung drückte der Corse, sein vermeintlicher Nachfolger, am stärksten, um den letzten Widerstand loszuwerden, traf aber da die Stelle, in der sich der deutsche Geist die größte Schnellkraft gesammelt hatte, die sich dann, wie einst die Kraft der Cherusker gegen die Römer, gegen den vernichtenden Druck aufschnellte und sich auch dem deutschen Volke mitteilen sollte, nicht nur vorübergehend, sodaß auch der tragische Ausgang des Heruskerhelden nun ausblieb und sich in sein Gegenteil verkehrte, wie wir es selbst vollends erlebt haben: die Geschichte hat uns endlich, endlich gewitzigt.

Auch die edeln Sänger der Befreiungskriege müssen übergangen werden, Körner, Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Rückert, Kleist ꝛc. (auch Fr. Schlegel erschien nun unter ihnen), die, wie der Philosoph Fichte in seinen Reden an die Nation, zugleich als echte Propheten wirkten, nicht in ferne Höhe schauend, sondern unmittelbar in die Geister und Willen gewaltig eingreifend als Lenker, Sporner und Ermutiger, zum Teil selbst mit dem Schwerte in der Hand. Nur von Goethe muß noch die Rede sein, doch auch nur kurz, denn eine Besprechung seines eigenartigen, ja seltsamen Verhältnisses zur deutschen Lebensfrage wäre eine Arbeit für sich. Aber man fragt unwillkürlich nach ihm, wie man damals that, was er zu den unerhörten Kämpfen und Nöten seines Vaterlandes dachte, wollte und that, er, der sich so oft und früh schon selbst als Propheten gefühlt und bezeichnet hat. Er war ja allein übrig von den Führern der großen Zeit, an sich der größte von ihnen, während es Schillern wie Herdern, auch Klopstock und Kant eben noch erspart worden war, das längst geahnte tiefste Elend ihres Volkes im Alter mit anzusehen.

Goethe war, kann man sagen, ganz Grieche geworden, d. h. auf dem von Opitz eingeschlagenen Rettungswege bis ans Ende geschritten; er sah vom alten Helicon auf die Barbarei der Zeit herab und auf die wilde Brandung der culturzerstörenden Wogen der Politik, wie er es ansah, um dort auf heiliger Kunsthöhe in sich ruhig bleiben zu können; flüchtete er sich doch nachher, merkwürdig genug zu einer Zeit, wo es nicht mehr nötig schien, noch weiter hinaus in den „reinen Osten," um da „Patriarchenluft zu kosten" und bei seinem reinen Binnenleben zu bleiben, ein rechter Vertreter der deutschen Ideologie. Auch andre verwandte Geister hatten in Hellas ihre ästhetische Rettung aus der deutschen Not gesucht, waren aber auch ins Vaterland zurückgekehrt, z. B. Schiller im Tell. Auch Goethe that das endlich, versuchsweise schon in Hermann und Dorothea, aber es wurde ihm schwer, und erst die wachsenden Erfolge der romantischen Schule im Auslande brachten bei ihm das Gefühl zum Durchbruch, wie es dem Hellenismus gegenüber nötig und einzig natürlich sei, wieder „Zeitgenosse seiner selbst" zu werden, also den Riß, die Kluft im eignen Innern aufzuheben. Eine solche Kluft zwischen sich und den Deutschen spricht aus

Digitized by Google

vielen seiner Aussprüche über die Deutschen, ich weiß noch, welches Weh sie mir vor Jahren erweckten, wenn das oft klang, als rede er von ihnen wie aus dem Monde herunter, als gingen sie ihn nichts weiter an, außer wo es zu schelten, ja zu schimpfen galt. Aber auch darin war er ein Kind seiner schlimmen Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß es förmlich guter Ton war, von den Deutschen, den „guten Deutschen" so zu reden, daß man sich außer ihnen hinaus, möglichst hoch über sie stellte, um sich selbst sicher als etwas Rechtes für sich zu fühlen; wer die Erscheinung nachträglich studieren wollte, würde wohl finden, daß auch das erst seit 1870 langsam aus der Mode gekommen ist. Wie es früher entwickelt war, kann man z. B. an einer brieflichen Äußerung Knebels an Goethe vom 12. März 1814 empfinden, die doch auch die Umkehr zeigt: „Die Deutschen geben sich jetzt Mühe, wie es scheint, ihre Nation zu einer Nation zu bilden," wohlbemerkt noch im März 1814 nur „wie es scheint"! und „die Deutschen," so als ob er durchaus draußen stünde, fern und hoch wie ein unbeteiligter kühler Gelehrter, der für eine Geschichte Notizen sammelt. Allerdings heißt es dann, mit Umkehr: „Dahin sollten alle Hände oder vielmehr Köpfe gerichtet sein" und: „den braven guten Willen, den gegenwärtig die Nation zeigt, hätte man auch kaum erwarten können." Hätten aber alle berufenen Geister so gedacht und sich so kühl fern gehalten, bis allenfalls solche Stöße an sie kamen, wie damals bis ins Jahr 1806 zurück, hätten z. B. auch Leibniz, Fichte, Schleiermacher, Stein und die Tapfern alle so gedacht und geredet und gewirkt, was wäre aus uns geworden? Da dachte die Französin, durch deren Schrift de l'Allemagne die Äußerung Knebels veranlaßt war, anders von uns als die deutschen Weimaraner; in der Vorrede vom 1. October 1813, also vor der Leipziger Schlacht, schreibt sie: J'ai dit que les Allemands n'étoient pas une nation, mais certes ils donnent au monde maintenant d'héroïques démentis à cette crainte, spricht dann auch von der Schande der deutschen Landsleute, die ihren Unterdrückern beistehen, au mépris de leurs alliés mêmes, les Français, sie mag ihre Namen gar nicht nennen. So hatte die Fremde die gesunde Empfindung für uns, die bei uns so gebrochen war! Den einzigen Trost dabei giebt die Geschichte um ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo klar wird, wie auch dieser Schandzustand lange vorbereitet und aus den jammervollen deutschen Reichsverhältnissen erwachsen war, er ist nun aber auch in der Wurzel abgeschnitten.

Was Goethe in den entsetzlichen Jahren in sich doch gelitten hat als Deutscher und als Mensch, davon wäre viel zu sagen, er war geübt, dergleichen in sich zu verbergen und still zu verdauen, wenn ers nicht als Dichter verarbeiten konnte. Nur als Probe die merkwürdige Auslassung gegen den Kanzler von Müller vom 14. December 1808: „Ich studiere jetzt die ältere französische Litteratur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen sprechen zu können," in welchem Sinne, wird leider nicht klar, es

Digitized by Google

scheint, um ihnen zeigen zu können, wie die deutsche Cultur, obschon weit jünger, doch der ihren nun ebenbürtig, Achtung und Schonung fordern könne. Denn politisch ist es gar nicht gemeint, es heißt dann vielmehr geradezu: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich Letztere gerade das Umgekehrte ein," wunderlicher, schroffster Widerspruch gegen die, die noch an Deutschland glaubten und es eben damit retteten, und doch zugleich wunderbarer Umschlag von der Geringschätzung ins gerade Gegenteil. Dann aber als sein Trost und seine Hoffnung: „Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt." Wie die Juden! ihm kam also die Lage Deutschlands selbst vor, wie die des Judenstaates nach der Zerstörung von Jerusalem. So stand es da in einem Geiste, wie Goethes, der so hoch und weit über die Weite der Welt hinblickte. Er sucht sich eben auch den Trost in der Weite, daß die Deutschen doch einen Wert für die Welt behielten — als Völkerdünger, wie man das nachher genannt hat. Denn es war in der Geschichte schon einmal dagewesen, am Ende des verrottenden Altertums, als Beginn der deutschen Geschichte, und sollte nun ihr Ende werden! Wir aus der Zeit vor 1848 haben an dem Gedanken noch oft kauen müssen, so lag er in der Luft (Goethes Äußerung ist erst 1870 bekannt geworden), wenn auch nun mehr mit Zorn oder Spott behandelt. Wir dachten zum letzten Trost an die alten Griechen, die am Ende ihrer nationalen Geschichte so der Culturdünger der Welt wurden, wie wir uns auch für das Misverhältnis zwischen Preußen und Österreich Trost suchten bei dem Verhältnis zwischen Athen und Sparta. Was übrigens Goethe da meinte als Trost beim Verzichte auf ein Vaterland, das geschieht ja nun doch wirklich in alle Weite, wie es nach dem Osten schon seit dem Mittelalter im Gange war, aber es geschieht neben der Wiederherstellung des Mutterlandes, und beide Arbeiten fördern einander wechselseitig, die in der weiten Welt und die in der Heimat. Wie aber Goethe später, nach der vorläufigen Wiederherstellung durch die Freiheitskriege, von den Deutschen ganz anders dachte, davon auch eine Probe aus den Sprüchen in Prosa (Nr. 512): „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm," also die Deutschen, nun auch als Nation anerkannt, ganz auf sich selbst gestellt, sich selbst genug für alle Entwickelung der Zukunft, während in jener Äußerung von 1808 ihr Heil und Wert im zersplitternden Aufgehen in den andern Völkern gesucht wurde. Es ist freilich von Litteratur und Kunst gemeint, aber ein mutiges hohes Prophetenwort, das wir nun auch politisch anzuwenden allen Anlaß haben, wie es wissenschaftlich genommen auch längst im besten Gange ist.

Digitized by Google

Als die bösen Zeiten, die böseſten unſrer Geſchichte, durchgelitten und durchgekämpft waren, wobei Brandenburg-Preußen der ihm von der alten Prophezeiung des Kaiſers Sigismund zugewieſenen Aufgabe genug gethan hatte, und ein neuer Tag mit ahnungsvollem Morgenrot aufſtieg nach der langen, bangen, öden, kalten Nacht, die man ſich ja um Jahrhunderte zurück ausdehnen kann, da kam Goethen die Gelegenheit in die Hand, ſich vor der Nation darüber auszuſprechen. Als Aufforderung dazu konnte er ſchon im Jahre 1809 die Worte in J. Pauls „Dämmerungen für Deutſchland" (unſicher, ob Abend- oder Morgendämmerung) in der Vorrede anſehen: „Mit den deutſchen Wunden ſind zugleich auch die deutſchen Ohren offen, daher rede Heilſames, wer es vermag, und möchten nur Männer, die es am beſten vermöchten, jetzo nicht ſchweigen!" Schon im Jahre 1793 mahnte ihn die Fürſtin Gallitzin: „ach Lieber, Sie ſollen darauf denken, unſre ſchläfrige Nation etwas aufzuwecken über ihre jetzige Lage" (Goethe-Jahrbuch 3, 285). Er hatte ſich ja auch ausgeſprochen über die politiſch-nationalen Dinge von damals, in dem Mährchen vom Jahre 1795, aber ſo im Tone des Mährchenrätſels, daß es bis heute noch nicht eigentlich gelöſt iſt, was konnte der romantiſche „Spaß" im furchtbaren Ernſt und Drang der Zeit helfen? Nun kam aber im Mai 1814 von Berlin aus Iffland an ihn: „Seit Luthers Reformation iſt kein ſo hohes Werk, dünkt mich, geſchehen, als die jetzige Befreiung von Deutſchland. Begeiſterung hat alle Menſchen ergriffen. Es giebt keine höhere Feier als die, daß der erſte Mann der Nation über dieſe hohe Begebenheit ſchreibt." Und Iffland ſprach im Sinne Tauſender. Wer nun aufatmend aufſah und ſich umſah nach einem, der für die Nation und zu ihr das Segenswort zu reden hätte, der ſah Goethen in dieſer Stelle, nachdem Schiller zu früh abberufen war. Er war eben mehr für die Nation als bloß Dichter, oder der Begriff Dichter rückte nun in der Erregung der Zeit von ſelbſt wieder in das alte Licht und die Würde ein, wie z. B. zu den Zeiten Walthers von der Vogelweide, daß er zugleich der höchſte nationale Berater und Prophet zu ſein habe. Las man doch noch 1839 im Vorwort der Ausgabe von Goethes Briefen an die Gräfin Auguſte zu Stolberg das merkwürdige Wort, aber recht deutſch nach altem Begriffe: „Goethe iſt, ſo lange die Deutſchen keinen öffentlichen politiſchen Charakter haben, der öffentlichſte Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir alle in unſerm Herzen aufgeſpart haben für einen großen deutſchen Mann, ſind wir geneigt [einſtweilen] zu übertragen auf einen großen deutſchen Dichter." Alſo, können wir fünfzig Jahre ſpäter nun ſagen, Goethe als Abſchlagszahlung des deutſchen Genius auf Bismarck genommen, die Dichterwelt als Prophetie auf eine neue wirkliche Welt, für die ſich dann auch eine neue politiſche Form des Ganzen von ſelbſt verſtand. So tröſtete ſich und ſeine Deutſchen J. Paul im Jahre 1809 in den Dämmerungen und mahnte in Prophetenhaltung: „Iſt das vaterländiſche Feuer erloſchen und haben die Veſtalen nicht gewacht, ſo holet es, wie der Römer ſeines von der Sonne

Digitized by Google

wieder, vom himmlischen Musengott" (Werke 1827 33, 148). Und so kam es, war schon längst still im Gange.

Nun war denn das vaterländische Feuer in Tausenden von Herzen wie auf seinem heiligen Herde wieder entfacht zur vollen Flamme und leuchtete auch aus großen Thaten und Erfolgen in die Welt hinaus, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, leuchtete als ahnungsvolles Morgenrot eines neuen vaterländischen Tages. Und Goethe, der selbst den Funken des Prometheus dazu vom Himmel geholt hatte, wenn auch mehr für die Menschheit als für das Deutschtum, sollte dazu treten und es als Priester segnen. Das hat er denn gethan in „des Epimenides Erwachen." Er war noch nicht genug wieder Deutscher geworden, um es anders thun zu können als in griechischer Maske. Das Stück, mit der Spannung der wunderbar gehobenen Zeitstimmung erwartet, begegnete vieler Enttäuschung. Man brauchte unmittelbare Wirkung in dem unmittelbaren Leben, das man wieder schmeckte, und sollte sie sich durch Gelehrsamkeit vermittelt zusammensuchen, sodaß die Nichtgelehrten von vornherein davon ausgeschlossen waren. Ja hätte Schiller noch zehn Jahre länger leben und das Stück schreiben können, wie hätte er seine hohen Prophetenworte vom Jahre 1800 nun nach der politischen Seite, für die er den höchsten Sinn hatte, ergänzt vortragen können! Goethe mußte dazu sich gleichsam selbst überspringen, um ein Jahrzehnt oder mehr über sich selbst hinaus und voraus springen, denn bei Eckermann später findet man ihn in Stimmungen (z. B. am 14. März 1830), die für die Aufgabe die brauchbaren gewesen wären.

Er hat aber das Überspringen seiner selbst, das Schwerste, was einem aufgegeben werden kann, doch auch tapfer geleistet. Er hat als Epimenides die düstere Nacht der furchtbaren Zeit verschlafen und verträumt und sieht nun beim Erwachen auf einmal die ungeheure Wandlung, sieht, was vollbracht ist ohne sein Zuthun, und — erklärt vor seinem Volke geradezu ein pater peccavi, sieht es nun über sich, nicht mehr unter sich (2. Aufzug, 9. Auftritt):

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Man muß, um das zu begreifen, in den Erinnerungen der Malerin Louise Seidler nachlesen, wie ihn Professor Kieser bei einem Besuche am 12. December 1813 fand (2. Auflage S. 104), nämlich erschüttert bis in die Grundfesten seines Wesens, weil die Brandung der neuen Begeisterung nun auch in Weimar selbst an ihn kam nnd ihn unentrinnbar umfing, daß es ihm über den Wert der Nation und die wahre Bedeutung des Geschehenden recht eigentlich wie Schuppen von den Augen fiel; er beichtete in einer unerhörten Aufregung vor Kiesern wie vor einem Vertreter der von ihm gekränkten Nation, und entwickelte einen großen Plan, wie er selbst nun eingreifen wolle, den Kieser leider

Digitized by Google

als Geheimnis behandelt und dem Briefe nicht anvertrauen mag. Jenes Bekenntnis und Ehrenerklärung des Epimenides stammt aus dem Gedankenkreise, den Kieser da leider nur andeutet, und wenn man in der Goethegemeinde allermeist nicht daran will, daß da in der altgriechischen Maske der Dichter selber von sich selber von der Bühne herab zur Nation so rede, so geschieht das wohl nur, weil er ihnen mit der Selbsterniedrigung zu klein würde; ich sehe ihn nirgends größer als da.

Aus der Stimmung jener Stunde begreift sichs auch, wenn er sich nun zu dem alten vox populi vox dei versteht, das zugleich so tief ist und so flach sein kann, für ihn gleichfalls eine wahre Selbstüberwindung, eine Selbstüberspringung. Im siebenten Auftritt singt der Chor:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß u. s. w.
So erschallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme sie erschallt,
Und, entflammt von heilgem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.

Gewalt, Blitz, Grimm, alles sonst so unbrauchbar in Goethes Denk- und Empfindungswelt, und hier, im Licht aus heiliger Höhe gefaßt, unentbehrlich. Er war eben über sich selbst erhöht durch die Gewalt der Ereignisse und der nationalen Erhebung: erhöht, wenn das der Goethegemeinde nicht munden will, kann man auch sagen, aus seiner Ätherhöhe heruntergeholt in die drangvolle Wirklichkeit, in der eben allein sich alles Leben bewegt, das doch sonst sein rechtes Stichwort ist, und hier fand sich doch erst die rechte Höhe für ihn, an der Spitze der Nation. Auch die Volksstimme, mit der er sich selbst hier vorgreift, ward ihm noch zu einem unentbehrlichen Begriffe, als er sich nachher immer mehr darein fand, doch mit der Entwickelung des neuen Zeitgeistes zu gehen, so weit er konnte; hatte er doch das Gesunde darin selbst halb unbewußt mit pflanzen und pflegen helfen. So in dem erwähnten Gespräche mit Eckermann im Jahre 1830 (3, 215), wo von Beranger die Rede ist, von dem er nicht ohne neidische Regung äußert, „daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt [wie Paris], ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland! Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall" ꝛc. (folgt noch Bedeutsames genug): „Deutschland überall" im Jahre 1814 auf so kurze Zeit, dann eigentlich keins mehr, das wissen ja wir Alten noch aus bitterm wurmenden Weh, und nun doch „Deutschland überall" auf immer, oder wir müßten nicht wollen, auch ohne ein deutsches Paris, das alles Leben in sich aufsaugen will, und das wir gar nicht brauchen können.

Auch als Epimenides, dessen er da nicht gedenkt (er dachte offenbar später

Digitized by Google

nicht gern daran zurück), sprach er doch endlich zugleich, aus der griechischen Rolle fallend, als große Volksstimme, auch wie mit dröhnendem Posaunentone, z. B.:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt.
Bei Friedrichs Asche wards geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt —

auf ewig! ja so dachte, fühlte man damals, man sah durch die Befreiung vom napoleonischen Joche für alles geholfen, wofür doch noch Arbeit, Streit und Leid genug übrig blieb und bleibt, und doch sind die Worte wie schon für die hohen Stunden von 1870 und wie für unsre nähere Zukunft geschrieben. Ebenso im Munde des Epimenides:

Ich sehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen u. s. w.

Und im Liede des Chors am Ende:

Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß u. s. w.
Zusammenhaltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.

Damit ist zugleich über den Augenblick hinaus in die Zukunft geblickt, stand er doch mit den Zeitgenossen nun auch wie auf heiliger Bergeshöhe, wie Schiller damals im Jahre 1800, und doch nun auch ganz anders. Wenn Schiller die Höhe ganz aus sich selbst und dem deutschen Innern hatte nehmen und sein prophetisches Ausschauen auf das Innere beschränken müssen, so war oder wurde nun, wie Hölderlin zwanzig Jahre vorher geahnt hatte, die Wasserscheide vom bloßen Innenleben zu neuem wirklichen Leben überschritten, und man sah vor sich und hinter sich in das Land der deutschen Geschichte mit ganz verschiedenem Anblick. Auf Wasserscheiden stehen an der Straße gern Capellen zur Andacht, zu der die Höhe mit ihrem Weitblick den Wanderer ohnehin leicht einladet. Auch auf dieser Höhe war der deutsche Geist zur Andacht erhöht, von Gott und dem Heiligen voll. Es ging eine hohe Sonntagsstimmung durch die Lande, zugleich Frühlingsstimmung, Osterstimmung, wie Schenkendorf in die Geschichte zurückblickend jubelnd ausbrach (Frühlingsgruß 1814):

Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

Auch Epimenides blickt so andächtig hoch gestimmt ins Weite von der noch nicht erlebten Höhe. Schon im Eingange thut es die Muse für ihn, um voraus den Grundaccord anzuschlagen (am Schluß der Ansprache):

So ging es mir [Goethen], mög es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich [nun] augenblicks entfernte . . .
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte.
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden.

Digitized by Google

Frieden, Eintracht: wie reicht das zugleich dem Schlußbilde der alten Prophezeiungen die Hand, in der des Jupiter im Simplicissimus, wie in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Und wenn Goethe die Welt, die Eintracht von uns lernend wünscht (das Gefühl, daß man ein ganz neues Leben zu beginnen habe, ging ja durch ganz Europa), wie fällt das in der Sache zusammen mit dem alten Zuge in der Idee des deutschen Kaisers, der sich in dem Titel pacificus ausdrückt, bei Walther von der Vogelweide in der Mahnung an Kaiser Otto IV. als an seine höchste, letzte Aufgabe, nachdem er in Deutschland Frieden gemacht: und süenet al die kristenheit (12, 22 Lachmann). Die hohe Idee war eben wie von selbst nicht nur an die Kaiseridee, auch an unsre Mittellage in Europa gebunden, die Leibniz so nachdrücklich betonte. Völlig, als wäre er mit den alten Weissagungen bekannt, schrieb am 3. November 1814 Cornelius aus Rom an Görres, seine Stimmung jugendlich ausschüttend u. a.: „Ich glaube, Gott will sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten“ (Görres Schriften 8, 435).

Aber Eintracht bei den Deutschen! und der Dichter dachte sie sich offenbar auch wie nun dauernd, als Muster für Europa. Ja damals war sie da, rein und groß, eine hübsche Zeit lang, wie lange nicht in unsrer Geschichte, von einer jugendlichen Begeisterung getragen, wie man sie seit den Kreuzzügen nicht wieder gesehen hatte. An die dachte man denn auch, wie Cornelius in dem erwähnten Briefe, wie Schenkendorf öfter, wie Körner: „Es ist ein Kreuzzug, ist ein heilger Krieg,“ und auch das als Kriegszeichen gestiftete eiserne Kreuz faßte man so auf. Nehmen wir Goethes Wunsch aus den wunderbaren Tagen von 1814 als mahnendes Prophetenwort für die Zukunft, für das wir thun was wir können! Geschieht es doch schon, freilich mehr zwangsweise, seit bald zwanzig Jahren.

Ein wichtiges, mehr nüchternes, und doch auch ein Prophetenwort fällt noch am Schlusse des Stückes. Epimenides erklärt:

> Er [der Höchste] lehrte mich das Gegenwärtge kennen,
> Nun aber soll mein Geist entbrennen,
> In fremde Zeiten auszuschaun.

Das ist zunächst wieder ein bloß persönliches Bekenntnis: ich hatte mir die Gegenwart (in seinem eigentümlichen gedrungenen Sinne genommen) als Ziel und Umkreis meines Erkennens gesetzt, das Sinnengegebene, die Natur, nun aber erkenne ich, daß das nicht ausreicht und die Geschichte zur Ergänzung braucht; man kennt sein Geständnis noch in Wahrheit und Dichtung, daß er der Weltgeschichte nie etwas habe abgewinnen können. Jetzt aber war er mit ergriffen von dem Drang, die ungeheuern Dinge aus der Geschichte begreifend zu

Digitized by Google

überwinden, sie hatten ihn auch darin über sich selbst erhöht. Er läßt es dann den Priester aussprechen, wie im Namen der Nation:

Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schaun:

fühlen, sein altes Wort für gründlich erfassen, bis ins Innerste verstehen, also: die Vergangenheit gründlich erforschen, um von da aus einen Blick in die Zukunft zu gewinnen.

Auch das stand schon mit im Programm der Romantik (zuletzt doch auch aus Herders Ideenmasse abgeleitet), schon im Jahre 1798 von Friedrich Schlegel in das knappe Wort gefaßt, das ein geflügeltes geworden ist: „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet" (Athenäum 1, 2, 20), von H. Heine auf Schiller angewandt (die romantische Schule S. 85). Auf Deutschland in seiner verzweifelten Lage im Jahre 1808 angewandt von Arnim, er schreibt da: „Dadurch, daß wir erkennten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tiefern Bewußtsein unsrer selbst und zu einem festern Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlandes gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nötig, daß es in seinem Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle" (W. Scherer, J. Grimm S. 42). Der Gedanke lag eben für denkende Geister, die in der Höhe Trost suchten, in der Luft der deutschen Verhältnisse. Hatte ihn doch auch schon Leibniz gehabt, der deshalb Jahre lang beim kaiserlichen Hofe für Gründung einer historischen Reichscommission wirkte, an deren Spitze er sich selbst dachte; das war in Wien freilich vergebliche Mühe, schon den jesuitischen Einflüssen dort gegenüber, ebenso wie seine langjährige Bemühung für Gründung einer deutschen Akademie, d. h. einer „deutschgesinnten" Gesellschaft der Wissenschaften, die ihm dann in Berlin gelang und in seinem Sinne durchaus die zusammenfassende Hebung des deutschen Geistes und Lebens zum Zweck und Kern hatte, sein Leben lang der Mittelpunkt in seinem großen Denken für die Erneuerung und Rettung des Vaterlandes. Der Gedanke an die Neubegründung vaterländischer Geschichtsforschung in diesem Sinne ist nur ein Stück aus dem ganzen Plane und tauchte dann in der Zeit der letzten Kämpfe um das Dasein und der ersten Erfolge von selbst wieder auf, man konnte ihn aus der Zeit nehmen und brauchte ihn nicht erst zu entlehnen. So ist er wohl unentlehnt selbständig bei Arnim, bei Goethe, bei Stein. Denn die Monumenta Germaniae historica als Hauptarbeit der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" sind eine Schöpfung Steins, womit Leibnizens und Goethes Gedanke zur schönsten Ausführung kommt. Stein hat selbst mit Goethe darüber verhandelt im Sommer 1815, um ihn für den Plan zu erwärmen; wie wenig ihm aber das gelang und wie kalt, um nicht mehr zu sagen, sich Goethe nun dagegen verhielt, daß er seinen eignen hohen Ge-

Digitized by Google

danken, d. h. die Höhe der vaterländischen Stimmung, aus der er stammte, sobald nachher wieder ganz verloren hatte, kann man im neuesten Goethe-Jahrbuch S. 90 finden, s. besonders den Brief an Voigt vom 26. August 1816; die „Verblendung," von der er da spricht, war doch wirklich auf seiner eignen Seite, dieselbe, aus der man ihn im December 1813 in Kiesers Bericht herausgerissen sah. Wie gut wieder, daß nicht alle so dachten und empfanden, nachdem der erste Morgentraum verrauscht war und die harte Tagesarbeit begann.

Die Geschichte eine rückwärts gekehrte Prophetie, das ist eigentlich die Seele unsrer seitdem verjüngten Geschichtsforschung und Geschichtschreibung geworden. So ausgesprochen in dem Vorwort zu dem ersten großen Unternehmen der Art von Perthes, Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert 1. Band S. IV: „Damit man sehe, wie im Laufe der Zeit jeder Staat das geworden ist, was er ist, damit die Gegenwart richtig verstanden und der Blick in die Zukunft, so viel möglich, weniger unsicher werde." Und in der Einleitung zur Geschichte der Teutschen von dem trefflichen schwäbischen Pfarrer Pfister, die das Unternehmen eröffnete, im 1. Band S. IX: „Sehr ernste Fragen hat unser Jahrhundert zur Sprache gebracht. Zu ihrer Lösung soll die Geschichte als Einleitung dienen, und sie wird es, dafür bürgt der Eifer und die ausgebreitete Thätigkeit, wozu sich eben jetzt so viele vereinigen." Das ist im Jahre 1829 geschrieben, kurz vor den Stürmen von 1830, denen nachher die von 1848 folgten u. s. w., d. h. die ernsten öffentlichen allgemeinen Fragen, von denen Pfister 1829 sprach, häuften sich und steigerten sich und rückten uns, jedem Einzelnen, immer näher auf den Leib, daß einer nach dem andern in die Drehung der gewaltigen Bewegung hereingezogen wurde: recht eigentlich unsre Lebensfrage, bis ins alltäglichste Erwerbs- und Geschäftsleben herunter, wie bis in das höchste Geistesleben hinauf, eigentlich die eine Frage: können wir uns als Volk, als lebendiges Ganzes verjüngen aus dem einst alternden, absterbenden Zustande heraus? und nun auch aus den eingetretenen wirren Gährungen heraus zu einer festen Neugestaltung kommen? Welche Arbeit für die Geschichte nach allen Seiten, daß sie als Prophetie aus den Wegen und Irrwegen der Vergangenheit heraus den rechten Weg für die Zukunft weise!

So war und ist nun das Amt des Prophezeiens, das doch nicht leer bleiben kann, an die Wissenschaft übergegangen, ist aus einem begeisterten Träumen oder Schwärmen zu einem ernsten Arbeiten geworden, die Wissenschaft aber damit geadelt, indem sie mit ihrer sauern, nüchternen Arbeit zugleich doch das alte Amt des Sehers und Priesters übernimmt und damit nicht mehr nur, wie in der vorigen Zeit der bloßen Gelehrsamkeit, über das Geschehene wie über ein Abgeschlossenes aus ferner kühler Höhe Buch führt für das bloße Wissen der Schule, sondern bei aller reinen Höhe doch dem Leben so nahe rückt, daß sie nicht nur dessen Pulsschlag teilt, sondern auch in sein Werden und Geschehen

Digitized by Google

von oben eingreifen lernt oder lehrt, daß es die gottgewollten Wege finde. Und das alles zugleich ein fröhliches und sicheres Zeichen, wie keines sonst, daß die große, ja ungeheure Aufgabe gelingt, an der die Besten bei allen Völkern seit Jahrhunderten arbeiten: die Menschheit aus der Gefahr des Alterns und Verrottens, der das classische Altertum nicht hat entgehen können, heraus zu holen zu einem neuen Leben; ja, „es ist der Geist, der sich (neu) den Körper baut."

Für uns Deutsche aber wurden seit dem Morgen unsers neuen Lebens, der auf den Abend des alten gefolgt ist, die Fragen, wie sie aus dem gründlich rajolten Boden wuchsen, alte und neue, als Kraut oder Unkraut, alle doch von einer umspannt: von der nach Kaiser und Reich. Es war ja auch die alte erste Frage, von allem Anfang her, die Frage nach dem Zaun oder der Mauer, die einen Garten umhegen muß, damit dann in ihnen sicher wachsen und werden könne, was soll oder will, was Menschen Bedarf oder Willkür und was des Himmels Luft und Licht aus dem gegebenen Boden und seinen Keimkräften gewinnen mag.

Solche Namen haben, wie Blumen, einen Duft um sich, weit waltend und allbestimmend und belebend, so lange sie die Träger von Lebensmächten sind; der Duft kann sich aber auch verlieren, wie bei den Blumen, und in sein Gegenteil umschlagen, wenn das Leben davon weicht. So war es mit „Kaiser und Reich" gegangen. Für das letztere braucht man nur an die Reichstruppen zu denken, um zu wissen, wie übelriechend der alte edle Begriff geworden war. Und ich weiß noch aus meiner Kindheit, wie da „draußen im Reich" unter den Leuten in Gebrauch war, wohlbemerkt, „draußen," von Sachsen, Preußen, Österreich aus gesagt, wo man längst mit Genugthuung empfand, daß man nicht mehr „drin" war. Sang man doch schon im sechzehnten Jahrhundert vom sterbenden Reiche, d. h. die damals gar stolzen Buchdrucker sangen in einem Preisliede ihrer „Gesellschaft" von sich selbst, um der Sicherheit ihrer Fröhlichkeit kräftigen Ausdruck zu geben, auch wie prophezeiend (Fischarts Gargantua Cap. 8, Uhlands Volkslieder Nr. 265):

Sie hat gar kleine Sorgen
Wol umb das Römisch Reich,
Es sterb heut oder morgen,
So gilt es ihnen gleich.

Also schon wie Goethes Studenten in Auerbachs Keller, Frosch:

Das liebe heilge Römsche Reich,
Wie hälts nur noch zusammen?

Aber Brander, dem das doch eine peinliche Gedankenreihe erweckt, unterbricht ihn gleich:

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Römsche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.

Digitized by Google

Schon im dreizehnten Jahrhundert, in Zeiten, wo die so nahe dahinter liegende Herrlichkeit zuerst in bedenkliche Zerrüttung geriet, äußerte Freidank (73, 20), wenn auch zugleich die Schwierigkeit des Kaiseramtes überhaupt gemeint ist:

moht ich minen willen hân,
ich woltem keiser 'z riche lân.

Wie schmählich aber zuletzt der Kaiserbegriff heruntergekommen war, das hört man am schärfsten aus Kindermunde, wenn z. B. aus Schwaben bei E. Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, Tübingen 1851, S. 39 in einem Auszählspruch als Schluß gesagt wurde:

Zipperle pipperle bump,
Der Kaiser ist e Lump,
Er reitet über Feld
Und bringt e Sack voll Geld;

und noch einmal in einem Spiele S. 136: „Birle birle bump, der Kaiser ist ein Lump," wobei gewiß das bump dem Lump zu Gefallen in den Reim kam, nicht etwa umgekehrt. Es giebt ein ganzes Bild: der Kaiser allein daher reitend mit einem Sack voll Geld in der Hand, wie auf einem Bilderbogen, als „Lump," d. h. als ob er sich das Geld eben in einer Reichsstadt geborgt hätte, der Witz könnte z. B. aus Ulm oder Augsburg stammen, bei den Kindern nur haften geblieben. Erscheint doch der alte Fritz in seinen Geldnöten in Kindermund, freilich nicht als Lump, sondern als Held, in einem Auszählspruche aus Schierstedt:

Friederich der große Held
Hat Soldaten und kein Geld.

Überhaupt klingt oft genug politische Wahrheit so als klarer scharfer Niederschlag in Volks- und Kindermunde, z. B. das unfindbare Deutschland von ehedem, von dem Goethe oben bei Eckermann spricht, in einem Kinderspruch im Wunderhorn (1845 3, 432), „wenn die Kinder auf der Erde herum rutschen," in einer Fassung, wie sie bei Frankfurt von Handwerksburschen gehört worden ist (ihr Wanderleben wie jenes Herumrutschen gedacht):

Such vorne, such hinten,
Such alleweil herum,
Kann Deutschland nicht finden,
Rutsch alleweil drauf rum!

So sangen sogar die Kinder dem alten Deutschland und dem alten Kaiser wie ein Grablied mit Schimpf und Hohn! Man kann aber daran auch wie kaum an etwas anderm den Umschwung ermessen, der sich bei unsern Lebzeiten vollzogen hat, gar mancher von den kleinen Spottsängern wird dann dazu geholfen haben. Gerade in den Knabenseelen wurzelten und hafteten am tiefsten mit wunderbarem Ahnen die ermutigenden Worte, die von Dichtern ausgegeben

Digitized by Google

wurden. Ich weiß z. B. noch, und gewiß viele, wie Schillers Wort von der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" in der Ballade vom Grafen von Habsburg (v. J. 1803), die man ja ganz früh kennen lernt, mir als Knaben wie einen Stoß gab, der eine Lücke im tiefsten Gefühl eröffnete, die Ausfüllung verlangte. Und was Rückerts volksmäßig gehaltenes Lied vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich im Kyffhäuser (vom Jahre 1814) im stillen Seelengrunde von tausend und abertausend Kindern für Wirkung gethan und vorbereitet hat, das ist nicht zu ermessen: ein romantischer Traum, ja! aber ein prophetischer, einer von denen, die doch dann für die Tagesarbeit auch Kraft und Saft in Sinn und Glieder geben.

Diese Arbeit, die nach den Freiheitskriegen der Nation aufgegeben war, erschien oder war schwerer als je eine, hoffnungslos den widerstrebenden Mächten und Verhältnissen gegenüber. Aber die Kräfte der Nation sammelten sich auch unter dem Druck stetiger und sicherer als je, von allen Seiten auf die eine wunde Stelle drängend, die schon im dreizehnten Jahrhundert Freidank scharf bezeichnet hatte, um sie zu heilen. Wie die ästhetische Stubenarbeit endlich in Drang nach wirklicher Arbeit ausgelaufen war, am schärfsten ausgesprochen in Hölderlins „wir [Jungen] wollen thun, was die Künstler träumten," ebenso ging es nun, noch merkwürdiger, mit der philosophischen Stubenarbeit. Schon in Fichte ballte sich Kants reine Denkwelt wie zu Thatenkraft zusammen, wie es Arnim tröstend geahnt hatte, und das System, in dem der reine Gedanke, die Idee ihren höchsten Flug nahm und im Äther zu verschweben schien, das Hegeltum, schlug doch am Ende auch geradezu in drängende Thatkraft um, die Idee griff nun nach unten und umfaßte die ganzen Nöte der Zeit und des Vaterlandes mit dem in der Höhe gelernten gewaltigen Umspannen, und das Umfassen ging von selbst in ein Erfassen, das Begreifen in ein Eingreifen über. Dazu halfen die Dichter den Philosophen, wie in der großen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit der ahnenden Vorarbeit, so nun bei der Arbeit des Zugreifens; das sogenannte junge Deutschland und das junge Hegeltum gingen ans Werk in stillem und offenem Bunde, alles lang und tief geschulte Denken und Empfinden, Träumen und Ahnen ward aus sich selbst heraus zu einem Wollen. Auch die bildende Kunst wie die Geschichtsforschung, nicht anders die junge deutsche Philologie, eigentlich alle Geistesarbeit der dreißiger, vierziger Jahre hatte mehr oder weniger bewußt nur ein Ziel, auf das alle neu erweckten Kräfte in einer Richtung hinstrebten, wie Strahlen nach ihrem einen Ausgangspunkte, während die umgekehrte Richtung in der deutschen Geschichte das Herkömmliche war. Die zerstreut arbeitenden Kräfte wurden damit zu einer unwiderstehlichen Kraft, die in sich ihres Erfolges sicher war. Die Luft war voll von einer deutlich geahnten, heiß ersehnten nötigen großen deutschen That, die wie mit einem großen Ruck alles Zerfahrene auf einen neuen festen Fuß und Stand setzen mußte.

Digitized by Google

Aus dem Kreise der bewußten Arbeiter und Dränger sei nur einer benutzt, P. A. Pfizer und sein „Briefwechsel zweier Deutschen," Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1831, während ich daneben gern auch Wienbargs Ästhetische Feldzüge, Hamburg, 1834, das eigentliche Stiftungsbuch des jungen Deutschlands, zuzöge. Beide Bücher sind rechte Prophetenarbeit. Pfizer, der junge Schwabe, steht in Hegels Welt, die ja, selbst aus schwäbischem Geiste, damals in Berlin die Herrschaft hatte. Man sieht da das wunderbare Gähren der überhohen Ideenwelt, wie sie durch Hegel aufgeregt war, sieht aber auch die Abgründe, die sich darunter aufthaten (wie bei Wienbarg auch) und durch den ätherischen oder auch grauen Nebel hindurch, der doch schon Risse hat, das ganze Elend des Vaterlandes mit einer Schärfe als Schmach vor Europa empfunden, wie kaum je vorher. Aber eben aus der Idee blitzt auch kühne Hoffnung und Thatkraft, z. B. in dem Schlußworte eines Briefes von Friederich an Wilhelm (so heißen die beiden briefwechselnden Deutschen), das zugleich an Schillers Gedanken vom Jahre 1800 anknüpft, ohne davon zu wissen (S. 263): „Möge einstweilen immerhin das stolze England alle Meere beherrschen, möge Frankreich die Welt zum zweiten male erobern (!) oder Rußland seine gewaltthätigen Arme noch weiter über Asien und Europa strecken, die wahre Geistesbildung wird ihren Sitz und Mittelpunkt in Deutschland doch behalten und immer fester begründen; ja die Zeit wird kommen, wo die Schutzgöttin der Deutschen, die Philosophie, aufhört, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf Katheder thront, die Zeit wird kommen, wo sie handelt und vollbringt, wo sie zur That wird und die Welt beherrscht." Was im Hintergrunde von alle dem als bestimmender Punkt in des Philosophen Seele stand, wie bei Tausenden, zeigt ein Gedicht „der künftige Messias" S. 354, wo er, in romantischer, religiöser Haltung, von einem Klausner dichtet (er bekennt sich zuletzt selbst als ihn), der sich aus dem Volke, „das mit Unwert prahlt und sich der Schande freut," in des Waldes Einsamkeit geflüchtet hat, aber als Prediger in der Wüste „von dem Reiche, das kommen soll," redet,

> Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
> Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk vereint u. s. w.

Woher aber der Messias kommen sollte? Die Antwort war schon seit dem siebzehnten Jahrhundert gleichsam herangewachsen. Wie Lohenstein seinen Arminius in dem Berlin des großen Kurfürsten dauernd ansiedeln wollte, wie im achtzehnten Jahrhundert der große Friedrich die alten deutschen Messiashoffnungen wach rief, so war durch die mit stillem und hellem Lichte leuchtenden Thaten der Befreiungskriege der preußische Staat die Stelle der Hoffnungsstrahlen im düstern Gewölk für den, der über das wirre Durcheinander der Verhältnisse, Strebungen und Meinungen hinausblickte in die Höhe der gegebenen Thatsachen und Kräfte. Was freilich nun für uns und das ganze

Digitized by Google

Erdenrund weltgeschichtliche Thatsache ist, dazu gehörte damals noch ein großer kühner Glaube, ein rechter Prophetenmut, denn die Schwierigkeiten waren von innen und außen unendlich viel größer, als unser jüngeres Geschlecht weiß und ahnt. Aber Pfizer, der Schwabe, sprach es im Jahre 1831 aus, so gewagt es war gerade in Württemberg (vgl. ihn selber in Fr. Perthes Leben 3, 367); sein Wilhelm schreibt z. B.: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab" u. s. w. (S. 201); „wenn Preußen seinen ehrenden Beruf in großartigem Sinne würdig auffaßt und die beschränkte preußische Nationaleitelkeit zu einem deutschen Nationalgefühle erweitert, wenn es bedenkt, daß sein Übergewicht an materiellen Kräften weniger sein Verdienst, als eine Gunst des Himmels, ein Fingerzeig für seine künftige Bestimmung ist" u. s. w. (S. 227), es ist „der gottgegebene Retter in der Not" (S. 239), während Friederich, der andre Briefsteller (es ist im Grunde Friedrich Notter, ein Freund Pfizers, der erst im Jahre 1884 starb) scharf Widerpart hält, Preußens damalige Mängel oft beißend hervorhebt und das ganze politisch vorausgeschrittene Selbstgefühl des Südwestdeutschen ausspricht: man wittert da die Gefahr einer Dreiteilung, die bis 1866 uns ängstigte, und die der Mainlinie, die auch nach 1866 uns noch ohne Not geängstigt hat. Pfizers eigenste Gedanken läßt wieder ein Gedicht sehen, „Einst und Jetzt" S. 301; da schweift der Geistesblick vom heimischen Hohenstaufen hin zu Kaiser Rothbart, der nur schlummert, rückwärts zu Kaiser Karl dem Großen, bis zum „heiligsten der Schatten, Hermann, der als Opfer fiel," aber auch vorwärts zu den Zollern, die ja auch einst von Schwaben aus ihre deutsche Bahn antraten:

Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

So ist für das vaterländische Gefühl des Schwaben die Einheit des innersten Lebensfadens gewonnen zwischen alter und neuer Zeit, aber wir Andern freuen uns ja auch an dieser Einheit, an der alten Nachbarschaft des Hohenstaufen und Hohenzollern. Schade, daß auch Pfizer für den Schluß seiner Vision von dem Friedrich in Sibyllen Weissagung und Kaiser Sigismunds Ausdeutung auf den Brandenburger Friedrich nichts wußte:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu u. s. w.

Was da die Stimme aus dem freien Süden hochherzig selbstentsagend nach dem Berlin von 1831 hinauf rief, das bei allem Hegeltum politisch im Garne Rußlands zappelte, das war eigentlich: wenn du nicht willst, du

Digitized by Google

mußt, denn es ist der deutschen Geschichte, des deutschen Gottes Wille. In der Volksseele, wie sie von den Besten dargestellt wird, war der Wille da, zu einer einheitlichen Spannkraft gesammelt, wie nur je in den größten Zeiten rückwärts. Aber der Wille brauchte eine Hand, einen Arm, einen Kopf, daß die alte Gedankenthat des Träumens, Ahnens und Wollens endlich zur wirklichen That würde, der ja unendliche Schwierigkeiten entgegenstanden. Und der Kopf, die Hand fanden sich, im Dienste des deutschesten Herzens, eben in und mit einem rechten Preußengeiste. „Volkswille, Gotteswille," so faßt Franz Cramer in einem Schriftchen über Goethes Epimenides (Despotismus und Volkskraft, Berlin 1874, S. 23) Goethes Wort dort von des Volkes Stimme als Gottes Stimme, und schließt (S. 26): „Kühn und mutig und frei tragen wir die Stirne, wir kennen ja das Walten des Zeitgeistes seit Jahrtausenden. Die Volkskraft ist groß und — der eiserne Kanzler ist ihr Prophet." Damit kann auch ich schließen, nur daß eisern und Prophet unsern Bismarck nicht ganz bezeichnen: er ist uns der rechte Friedrich, der rechte Siegfried, der rechte Arminius geworden und hat auch seinen König und Herrn dazu gemacht, daß in und mit ihm sich die alten Prophezeiungen erfüllten, die ja seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf Brandenburgs Fürstenhaus wiesen. Die deutsche Geschichte, und nicht die politische nur, mit ihr die deutsche Geschichte überhaupt, beginnt, als finge sie nun erst oder endlich an, aber mit dem Lehrgewinn von langen Jahrhunderten. Man möchte wirklich wieder mit jung sein.

Aber als Nachklang doch noch einige Stimmen von Fremden, auch Prophetenworte. Da muß aber auch die aus der ältesten Zeit mit erwähnt werden, die des Römers Tacitus, der mit seinem bewundernden Berichte von den Thaten des Arminius wie mit seiner Germania für uns ein rechter Prophet geworden ist, ohne es zu wollen; er ahnte ja aber auch das Schicksal, das dem Römerreiche von den Germanen bevorstand. Was das von ihm gezeichnete Bild unsrer Vorfahren, seit es im sechzehnten Jahrhundert bekannt wurde, für die deutschen Geister und ihre schwere vaterländische Arbeit geworden ist mit stärkender, erhebender, reinigender Wirkung, das kann man nicht ermessen, aber ahnen aus dem Gebrauche, den die Chronisten und Geschichtschreiber alsbald davon machten, und jeder von uns hat es noch auf der Schule an sich erfahren. Der große Römer, auf Feindesseite, eröffnet die Reihe unsrer großen Propheten. Am Ende der Reihe aber erklingt am wunderbarsten eine Prophetenstimme über uns aus Frankreich, sollte ich auch sagen auf Feindesseite? nein! zumal sie noch vor 1866 fällt. Victor Hugo, der so gern in Prophenton fällt, kam in seiner Abhandlung über Shakespeare vom Jahre 1864 auch auf das deutsche Wesen zu sprechen, das vom europäischen verschieden und ihm doch unentbehrlich sei: La nature allemande, profonde et subtile, distincte de la nature européenne, mais d'accord avec elle, se volatilise et flotte au-dessus des nations. L'esprit allemand est brumeux, lumineux, épars. C'est une

Digitized by Google

sorte d'immense âme nuée, avec des étoiles, er findet seinen reinsten und höchsten Ausdruck in der Musik, was nachher geistreich und geistreichelnd weit ausgeführt wird, auch wie mit wohlwollendem Nachfühlen unsrer politischen Unvollkommenheit. Vorher aber noch: Si l'âme allemande avait autant de densité que d'étendue, c'est-à-dire autant de volonté que de faculté, elle pourrait, à un moment donné, soulever et sauver le genre humain: wenn sie eben so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. ebenso viel Willen als Fähigkeit, könnte die deutsche Seele in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten, aus der unendlichen wolkig sternreichen Seele, die in Gasform über den Nationen schwebt, könnte einmal das Heil für die Menschheit kommen, wenn das Gas sich zu Kraft verdichtete! Wunderbar! Was wir dazu sagen sollen? zumal nun nach 1870? Lieber nichts, als daß wir dankend den hohen Sinn des Franzosen anerkennen, der so stolz war auf die Culturhöhe seines Frankreich als Führerin der Menschheit, auf Paris als das Gehirn der Welt. Und doch noch etwas: ist es nicht, nur überschwänglich gefaßt, eigentlich dasselbe, was uns vorhin an dem geschichtlichen Faden der deutschen Entwickelung in die Hand ging? und wiederum dasselbe eigentlich dem Kerne nach, was in den Prophezeiungen des närrischen Jupiter im Simplicissimus, ja in Sibyllen Weissagung aus dem vierzehnten Jahrhundert vom deutschen Helden der Zukunft gesagt ist? Auch noch aus Pfizers Briefwechsel ließe es sich als Grundgedanke nachweisen, daß Victor Hugo damit herzlich hätte einig sein können, wie schon die oben angeführte Stelle andeutet.

Als wir 1870 um unsre endliche Auseinandersetzung und Abrechnung mit Frankreich kämpften, die sie ja selbst begehrt hatten, sah in England drüben ein Mann jubelnd zu, Thomas Carlyle, der alte begeisterte Freund des deutschen Geistes und grenzenlose Bewunderer Friedrichs des Großen, auch eine rechte Prophetennatur; er prophezeite unsern Sieg, damit aber den Übergang der Führung der modernen Entwickelung an Deutschland: Germany ought to be President of Europe, and will again (wie einmal schon im Mittelalter), it seems, be tried with that office for another five centuries or so (Froude, Th. Carlyle, his life 2, 401); es sollte im Kampfe mit dem Teufel, wie er das Culturelend nannte, vollenden, was Frankreich in der Zeit seiner Vorherrschaft halb gethan gelassen hätte: The German race, not the Gaelic, are now to be the protagonist in that immense world-drama (Essays by Th. C. 7, 249).

Jetzt nehmen im Osten die Russen die Rolle des Retters der europäischen Zukunft in Anspruch, wie im vorigen Jahrhundert im Westen die Franzosen thaten. Nun wenn die Rettung nur kommt, thue jeder dazu, was er kann, es ist dabei mehr Schweiß zu holen als Lorbern. Wir aber mußten zunächst uns selber retten, und die Russen sollen das erst noch fertig bringen. Also mutig in die Zukunft hinein, aber mit dem europäischen Gemeinsinn, den Victor Hugos Worte atmen und der auch gut deutsch ist.

Digitized by Google

Und noch ein französisches Wort aus diesem Jahre. Als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, der ja in Wahrheit nur ein Siechenlager sein sollte, erschien in Paris in mehreren Auflagen eine Schrift von Edouard Simon, der auch über Kaiser Wilhelm und Bismarck geschrieben hatte, l'empereur Frédéric. Darin ist auch von Friedrichs Besuch am Hofe Napoleons III. im Jahre 1856 erzählt, dabei eine briefliche Äußerung der Kaiserin Eugenie: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, mit strohfarbenem Vollbart, ein Germane, wie Tacitus ihn beschreibt, nicht ohne einen hamletartigen Zug. Sein Begleiter, ein General Moltke oder ein ähnlicher Name, ein Herr, sparsam mit Worten, aber nichts weniger als ein Träumer; immer aufmerksam und fesselnd, überrascht er durch die frappantesten Bemerkungen. Das ist eine imposante Rasse, die Deutschen. Louis sagt, die Rasse der Zukunft. Bah! So weit sind wir noch nicht!“

Friedrich! Als ich zu schreiben anfing, konnte man seiner gesunden Natur noch ein paar Jahre Wirkens zutrauen, wie freute ich mich bei dem Friedrich des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf den Schluß mit Friedrich im neunzehnten! Und sein Programm, mit dem er, tief durchdrungen von der hohen Würde seines deutschen Amtes, dieses antrat, bot in lange vorbereitetem Gedankenkreise so manches, was wie aus des großen Friedrichs Geiste genommen und im Geiste unsrer Zeit fortgebildet klang. Im Tode wollte man Züge aus der Totenmaske des großen Königs in der seinen finden. Eine Siegfriedsgestalt sprach ihm kürzlich Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie zu, ganz treffend. Nun ist er zu seinen Vätern versammelt, zu den andern Friedrichen. Aber der Name Wilhelm ist ja auch schon geweiht durch seinen Vater, er war ja der rechte Friedrich und Siegfried für die Nation geworden, und die Weihe geht auf seinen Enkel über, der auch mit hohem Sinne und festem Willen aus einer ernsten Schule an die Leitung der nationalen Geschicke kommt, wie nur je ein junger Fürst. Und ein junger Kaiser für das junge Reich, das ist ja auch so gut. Also mutig und treu weiter mit ihm in das neue deutsche Leben hinein.

Kleinere Mitteilungen.

Parthenagogen. Es wird immer besser. Kaum haben sich die Grenzboten gegen den Ausdruck „höhere Töchterschule“ ausgesprochen, so erscheint ein besonders für Mädchenschulen bestimmtes „Poetisches Schatzkästlein“ von M. Walleser (Mannheim, Bensheimer), dessen Herausgeber in der Vorrede versichert, er habe sich bei den verschiedensten „Parthenagogen“ Badens, der Pfalz, des Elsaß u. s. w. über die Auswahl der einzelnen Gedichte Rats erholt. Natürlich, „Mädchenschullehrer“

Digitized by Google

klänge doch gar zu gewöhnlich. Gönnen wir den Herren den Spaß; aber für die deutsche Sprache fürchten wir von den Herren „Parthenagogen" schlimmes. R. A.

Zusatz der Redaktion. Auf derselben Stufe wie die Parthenagogen stehen auch die „Musikpädagogen," die „Klavierpädagogen" und die „Gesangpädagogen," von denen gegenwärtig die Tagespresse — wenigstens in Leipzig — wimmelt. Die Herren sind natürlich nichts weiter als Klavier- oder Singelehrer. Aber damit erscheinen sie sich eben nicht wichtig genug, und sie bilden sich ein, sie würden etwas höheres, wenn sie sich „Pädagogen" nennen. Wahrscheinlich bekommen wir auch noch von „Geigenpädagogen," „Schreibepädagogen," „Zeichenpädagogen," „Turnpädagogen" zu hören, und Herr Walleser müßte folgerichtigerweise auch von Näh- und Strickparthenagoginnen reden. O heilige Einfalt!

Sprachmengerei. Der Kampf gegen die unzählbare Menge unnützer Fremdwörter, die unsre Sprache verunstalten, ist heftig entbrannt. Auf der ganzen Linie sind die Angreifer im Vorrücken; viel ist schon erreicht, mehr noch muß erst erkämpft werden. Nicht minder schlimm aber als die maßlose Anwendung von Fremdwörtern, ja geradezu abscheulich ist die Aussprache, die wir bei manchen von ihnen anzuwenden für gut finden.

Da ist vor allem das arme Wort „Pension." Der Süddeutsche spricht es richtig, d. h. so wie es geschrieben wird; für den Norddeutschen aber ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, anders zu sprechen als „Pangsiohn," also vorn französisch, hinten deutsch! Niemand fühlt, wie lächerlich das ist. Mit „Pensionat" ist es ebenso. Dagegen muß der „Rentier" sichs gefallen lassen, daß er vorn deutsch und hinten französisch ausgesprochen wird. Warum sagen wir nicht wenigstens „Rentner"? Fast noch schlimmer stehts um das Wort „Spalier." Der Norddeutsche, wenigstens der Mecklenburger, spricht „Spali—eh" und meint, er zeige sich damit dem „Spalihr" sprechenden Süd- und Mitteldeutschen gegenüber als feingebildeter Mann. Schade, das daß Wort in dieser Form im Französischen gar nicht vorhanden ist; es heißt dort espalier!

Auch das „Bicycle" gehört hierher. Zwar bürgert sich der Ausdruck „Zweirad" mehr und mehr ein; aber noch immer giebt es Leute genug, die es doch für besser halten, sich bei dieser Gelegenheit als fertige Engländer zu zeigen, und gerade die haben dann das Unglück, nicht zu wissen, daß es „Bisikl" und nicht „Beisikl" heißt.

Und nun gar der unglückselige „Don Juan"! Noch immer muß er für seine Sünden dadurch büßen, daß man ihn „Dong Schuang" nennt. Ich vermute, daß die, die das thun, der Meinung sind, sie sprächen das Wort französisch aus. Leider kann ich ihnen darin nicht Recht geben. Die Sprache, in der der Bösewicht „Dong Schuang" heißt, ist überhaupt noch nicht erfunden. Warum nicht einfach Don Juan, wie wir ihn schreiben? Denn spanisch wollen wir ihn doch auch nicht aussprechen, obwohl es natürlich noch immer viel besser wäre als die jetzige Unsitte.

Auch an das berühmte „Orchester" möchte ich noch erinnern. Die weit verbreitete Aussprache „Orschester" ist weder griechisch, noch französisch, noch deutsch, noch sonst irgend etwas; sie ist einfach albern.

Im Kampfe gegen eine solche Mißhandlung der Fremdwörter, wie ich sie im Vorhergehenden an einigen Beispielen nachgewiesen habe, müßten, meine ich, die Sprachreiniger und ihre Gegner einmütig zusammenstehen. R. L.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die Kriegsmacht des Friedensbundes und die seiner Gegner.

2.

Betrachten wir nun die beiden Mächte, die wir bisher für den Fall eines Angriffs, den eine von ihnen gegen ein Glied des Friedensbundes unternähme, nachgerade als natürliche Bundesgenossen anzusehen uns gewöhnt hatten, und fassen wir zuvörderst Rußland ins Auge. Wir haben uns dabei von vornherein ebenso sehr vor Unterschätzung wie Überschätzung zu hüten. Die Redensart von dem „Kolosse mit thönernen Füßen," die nach dem Verlaufe des Krimkrieges und den ungefähr gleichzeitigen Vorgängen an der untern Donau bis zu einem gewissen Grade berechtigt zu sein schien, und die später damit begründet werden konnte, welche Mühe Rußland hatte, die polnische Revolution niederzuwerfen, ja für die sich noch der letzte Türkenkrieg mit den Tagen von Plewna anführen ließ, trifft jetzt nicht mehr zu. Der Zarenstaat hat seitdem in militärischen Dingen unleugbar große Fortschritte gemacht, seine Hilfsquellen bedeutend entwickelt, sich durch den Bau von Eisenbahnen besser zum Angriff vorbereitet und durch die Anlegung neuer und die Verstärkung bereits vorhandner Festungen im westlichen Grenzlande gewaltig für die Verteidigung gerüstet. Er verfügt über eine ungeheure Masse von Soldaten und darunter über eine sehr starke Reiterei. Angesichts dieser Thatsachen dürfte man wohl eine gewisse Beklemmung empfinden. Dennoch brauchten wir nicht am Siege zu zweifeln, wenn das deutsche Reich die moskowitischen Scharen gegen sich anstürmen sähe. Namentlich dürfen uns die Millionen von Streitern nicht beängstigen, die das russische Reich als Gesamtheit aufzustellen imstande ist; denn ein beträchtlicher

Digitized by Google

Teil derselben würde uns niemals gefährlich werden können. Rußland würde bei einem Kriege mit europäischen Mächten immer nur die Truppen zu verwenden in der Lage sein, die es in Europa stehen hat. Auch die asiatischen Heereskörper dazu heranzuziehen, verbietet ihm erstens die Entlegenheit der Provinzen, wo diese ausgehoben werden und ihre Standquartiere und Sammelplätze haben, zweitens die Unmöglichkeit, diese Provinzen von Verteidigern gegen natürliche Feinde zu entblößen, die sich jetzt still verhalten, aber durch einen Krieg im Westen aller Wahrscheinlichkeit nach sofort bewogen werden würden, zu den Waffen zu greifen und sie gegen ihre einstigen Besieger zu kehren. Man vergegenwärtige sich die unermeßlichen Räume zwischen den sibirischen Strömen und Seen, zwischen Amu und Syr Darja, zwischen Transkaukasien einerseits und dem Weichsellande anderseits. Man erinnere sich, daß diese Räume zum großen Teile Steppe und Wüste sind und der Mittel zu rascher Beförderung von Armeen fast ausnahmslos entbehren. Man denke endlich daran, daß Rußland in Asien, in der Türkei, in Persien, in den Chanaten von Turkestan, in Afghanistan und in China erst kürzlich besiegte Unterthanen oder Nachbarn hat, die nur im Hinblick auf die vor ihnen bereit stehenden Streitkräfte des Zaren gute Unterthanen oder Nachbarn sind. Wir brauchen also bei der folgenden Übersicht nur die europäische Hälfte der russischen Wehrkraft in Rechnung zu bringen, und auch dabei werden wir bemerken, daß manches gefährlicher scheint, als es in Wirklichkeit ist.

In Rußland ist 1874 die allgemeine Wehrpflicht gesetzlich eingeführt worden, und zwar erstreckt sie sich hier vom vollendeten zwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre. Die Infanterie und Fußartillerie dienen fünf, die Kavallerie, die reitende Artillerie, die Genietruppen dienen sechs Jahre bei der Fahne. Dann treten die Leute in die Reserve ein, in welcher der Infanterist und der Fußartillerist zehn, der Kavallerist, der reitende Artillerist und der Geniesoldat neun Jahre verbleibt, um dann für weitere fünf Jahre der Reichswehr (Opoltschenje) anzugehören, die unserm Landsturme zu vergleichen ist, und die man je nach Bedarf in drei Aufgeboten, jedes 150 Bataillone und 24 Schwadronen stark, zu den Waffen zu rufen beabsichtigt, wenn es der Krieg erfordert; indes ist für eine Formation dieser Truppenkörper in Friedenszeiten noch sehr wenig gesorgt worden. Das Jahr liefert durchschnittlich 850 000 junge Männer, welche das wehrpflichtige Alter erreicht haben, und davon werden rund 190 000 in das stehende Heer eingestellt, während ungefähr 45 000 Mann, zur Ergänzung bestimmt, eine nur über neun Monate sich erstreckende Ausbildung erhalten. Wer den Besitz eines gewissen Bildungsgrades nachzuweisen vermag, dem wird Verkürzung der Dienstzeit bei der Fahne um ein bis vier Jahre gewährt. Die reguläre Armee zerfällt in Feld-, Reserve-, Ersatz- und Lokaltruppen. Die Infanterie derselben ist in 192 Linienregimenter von je 4 Bataillonen und 56 Bataillone Schützen eingeteilt und soll eine Kriegsstärke von

Digitized by Google

rund 820 000 Gemeinen und Unteroffizieren mit etwa 17 000 Offizieren haben. Die reguläre Kavallerie, nur Dragoner, die auch auf den Dienst zu Fuß eingeübt sind, umfaßt 10 Garde- und 46 Linienregimenter, jedes zu 6 Schwadronen, sodaß mit Hinzurechnung von einigen besondern Abteilungen im ganzen 334 Schwadronen vorhanden sind, die, auf Kriegsstärke gebracht, 45 000 Reiter haben. An Feldartillerie weist die europäische Armee Rußlands 288 Batterien auf, die in schwere, leichte, reitende und Gebirgsbatterien zerfallen, 2472 Geschütze führen und etwa 82 000 Mann zur Bedienung derselben haben. Mit Einschluß der Genie- und andern Spezialtruppen und des Trains giebt das eine Kriegsstärke von ungefähr einer Million Soldaten für die Feldarmee. An Reservetruppen will man bei Ausbruch eines Krieges 545 Bataillone, 60 Schwadronen und 80 Batterien mit 640 Geschützen, im ganzen ungefähr 570 000 Mann aufstellen, während an eigentlichen Ersatztruppen noch etwa 80 000 Mann mit 25 000 Pferden und 212 Geschützen marschbereit gemacht werden sollen. Da die vorhandnen Lokaltruppen, wenn man von den 50 Bataillonen der Festungsartillerie absieht, in der Hauptsache nur für den Dienst im Innern des Reiches bestimmt sind, so brauchen wir sie hier nur zu erwähnen. Dagegen muß ein andres Glied des russischen Heeresorganismus, das ursprünglich eine Art Miliz oder Landwehr lokalen Charakters war, die Kosaken, etwas näher betrachtet werden, weil ein Teil desselben jetzt bereits für den Frieden organisirt und den Dragonerdivisionen zugeteilt ist. Wir meinen damit die Kosaken vom Don, die im Frieden 2 Garde- und 15 Linienregimenter mit 8 Batterien stellen, im Kriege aber um 31 Regimenter vermehrt werden sollen. Sie haben mit ihrer Einreihung in die reguläre Armee, mit der eine Abstreifung ihres frühern Charakters verbunden sein mußte, nur noch die Bedeutung einer populären Reiterei. Übrigens ist der Nimbus der Kosaken, seit die Armee umgestaltet worden ist, Hinterlader eingeführt, die gewöhnlichen Truppen mobiler gemacht und Anstalten zur Errichtung eines Landsturms getroffen werden und vielfach Eisenbahnen und Telegraphen vorhanden sind, gänzlich verschwunden, und es wäre keine wesentliche Vergrößerung der von Rußland uns drohenden Gefahr darin zu erblicken, wenn man die übrigen Kosaken, die ihr altes Wesen bewahrt haben und von denen die Steppenlandschaften am Kaukasus und in Mittelasien sowie Sibirien gegen 140 000 Mann liefern können, bei einem Kriege mit Deutschland und Österreich-Ungarn verwenden könnte. Die Kultur mit ihren Maschinen und anderm Handwerkszeuge der Kriegführung ist viel elastischer und geschwinder als diese Naturmenschen, deren militärischer Wert eben nur in ihrer Elastizität und Schnelligkeit bestand.

Wie die russische Regierung durch Einführung der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht ihre Armee in ein riesenhaftes Heer verwandelt hat, so ist sie auch bemüht gewesen, die Tüchtigkeit derselben zu verbessern. Der russische Rekrut bringt dazu viel mit, namentlich natürliche Tapferkeit, Ausdauer bei Strapazen

Digitized by Google

und Entbehrungen, Genügsamkeit und die Gewohnheit, zu gehorchen. „Es ist befohlen“ ist das oberste Gesetz seines Thuns und Lassens, und das viele Fasten, das seine Kirche vorschreibt, hat ihn gelehrt, im Bereiche dessen, was Leib und Seele zusammenhält, wenig Bedürfnisse zu empfinden. Dagegen ist er im Durchschnitte nicht sehr anstellig, vielmehr ein stumpfer Herdenmensch, der schwer dazu gebracht werden kann, selbst zu denken und sich selbst zu helfen, und deshalb fast immer die Stimme des Leiters bedarf. Auch ist sein Bildungsgrad äußerst niedrig, sodaß es der Regierung bisher nicht geraten erschien, ihn mit dem Magazingewehr auszurüsten, das bei unsern modernen Schützenschlachten unentbehrlich ist. Den Bemühungen, aus diesem Menschenmaterial tüchtige Soldaten zu bilden, sind ferner durch die Natur des Landes enge Grenzen gesteckt, welche ein Zusammenziehen großer Truppenmassen, eine gründliche Ausbildung im Felddienste, den Austausch von Anschauungen und Erfahrungen, die Anweisung und Überwachung der einzelnen Heereskörper außerordentlich erschwert. Dazu kommt, daß die Mehrzahl der Offiziere, auf die bei der Unselbständigkeit der Mannschaften hier weit mehr ankommt als anderwärts, viel zu wünschen übrig läßt. Zwar giebt es auch in Rußland eine beachtenswerte Militärlitteratur und Offiziere, die von ihr Gebrauch machen und infolge dessen in ihrem Fache wohl zu Hause sind. Doch gilt dies nur von denen der Garde und einem Teile der obern Chargen in der Linie. Der gewöhnliche Linienoffizier unterscheidet sich in Bildung und Haltung wesentlich von dem deutschen Standesgenossen, aber sehr wenig von den Gemeinen seines Regiments. Die meisten dieser Offiziere zweiter Klasse verbringen ihre Tage in kleinen, abgelegenen Orten, wo kaum von einem Verkehr mit der übrigen Welt die Rede sein kann, ohne Abwechslung und Anregung und ohne andern Umgang als den mit ihresgleichen und mit der niedern Klasse des Volkes, verdrießlich, gelangweilt und gleichgiltig gegen höhere Interessen und Bestrebungen, man müßte denn die Lehren und Absichten des Nihilismus als solche bezeichnen wollen; denn diese haben ihren Weg auch in die Kreise des halbgebildeten Mißmuts gefunden, welcher sich über die ganze Mittelschicht der russischen Gesellschaft ausbreitet; es wird kaum eine der vielen geheimen Gesellschaften mit staatsfeindlicher und anarchistischer Tendenz entdeckt, wo sich nicht herausstellt, daß jüngere Offiziere zu ihr gehören. Eine Armee mit solchen Elementen ist dem Kriegsherrn und dem Staate gefährlicher als den Feinden, zumal da in Rußland in Gestalt der Panslawisten eine andre Partei hinzukommt, der ebenfalls viele Offiziere, vorzüglich solche von höherm Range, angehören, und die den Willen des Zaren auch nur gelten lassen möchte, wenn er mit ihrem Glaubensbekenntnisse und ihren Wünschen übereinstimmt. Ein Krieg ist für die russische Regierung ein doppeltes Wagnis: die Feuerprobe gegenüber einem tüchtigen europäischen Heere hat die moskowitische Armee seit mehr als drei Jahrzehnten nicht zu bestehen gehabt, und sie fiel damals schließlich für Rußland nicht günstig aus; geschieht

Digitized by Google

dies jetzt wieder, so ist nach der Heimkehr der Besiegten eine russische Revolution zu befürchten. Aber siegte man auch, was bei einem Vergleiche der Eigenschaften unsrer Kriegsmacht mit den angeführten Eigenschaften der russischen nicht zu erwarten und umso weniger wahrscheinlich ist, als das Verpflegungswesen der letztern infolge von unausrottbarer Betrügerei der Lieferanten und unverbesserlicher Bestechlichkeit der obern Befehlshaber in unerhörtem Grade im Argen liegt, so würden die Offiziere aus dem Westen Ideen zurückbringen, die der russische Absolutismus nicht verträgt. Die Gedanken, die man sich 1815 im Westen aneignete, führten zu den Ereignissen von 1825, und der Nihilismus ist gleichfalls ein Kind des Westens, das im halbbarbarischen Osten besonders wilde Mißgestalt annahm. Es kann nach alledem nur unverständiger Dünkel und verblendete Begier nach Ruhm sein, wenn höhere Offiziere in Petersburg und Moskau eifrig die Gelegenheit herbeisehnen, sich mit Deutschland und Österreich-Ungarn auf dem Schlachtfelde zu messen, und es ist im Interesse Rußlands nicht minder wie Deutschlands, daß ihre Sehnsucht ungestillt bleibt, im Interesse Deutschlands freilich mehr deswegen, weil sein Sieg keine greifbaren Erfolge, welche die Opfer lohnten, haben, vielmehr nur Ruhm bringen würde, dessen wir uns schon reichlich zu erfreuen haben, und der nur den Neid und die Rachsucht, die uns ebenfalls schon mehr als zur Genüge umgeben, verstärken würde.

Wir kommen nun zu Frankreich, als dem voraussichtlichen Verbündeten Rußlands bei einem Angriffskriege gegen Deutschland. Über die Stärke der französischen Armee zahlenmäßig nach allen Einzelheiten zu berichten, halten wir, da dies schon oft mit aller Ausführlichkeit geschehen ist, für überflüssig. Wir beschränken uns hier auf eine kurze Charakteristik der Verhältnisse. Wie bekannt, ist man nach dem Kriege von 1870 und 1871 auch bei unsern westlichen Nachbarn dem Beispiele Preußens gefolgt und hat die allgemeine persönliche Dienstpflicht eingeführt, soweit es möglich war, d. h. mit den Beschränkungen, zu denen sich alle Staaten, welche dieses System annehmen, genötigt sehen, weil die Geldmittel zu vollständiger Durchführung desselben, also zur Einstellung aller Diensttauglichen in das Heer, sich schlechterdings nicht auftreiben lassen. Nach langen und heftigen parlamentarischen Kämpfen zwischen denen, welche für Beibehaltung der frühern Einrichtungen mit einigen Verbesserungen waren, und denen, welche allgemeine Volksbewaffnung im Sinne einer Miliz mit möglichst kurzem Verbleiben bei der Fahne befürworteten, einigte man sich endlich zu dem Beschlusse, die Dienstzeit im stehenden Heere auf fünf und in der Reserve desselben auf vier Jahre festzusetzen; dann sollten die Mannschaften für weitere fünf der Territorialarmee, die unsrer Landwehr entspricht, angehören und schließlich noch für sechs Jahre in der Reserve dieser Armee innerhalb gewisser Schranken der Regierung zur Verfügung stehen. Daneben wurde die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen eingeführt, sehr

Digitized by Google

gegen die Lehre, nach welcher alle Bürger der Republik als unbedingt gleich anzusehen und zu behandeln sind. Diese Formationen standen indes von Anfang an auf schwachen Füßen, da der Geist des Parlamentarismus wie überhaupt so auch auf militärischem Gebiete dauerndes nicht duldet und steten Wechsel verursacht. Schon seit langer Zeit wird von den Radikalen eine Abänderung des Gesetzes über die Wehrpflicht erstrebt, nach welcher die Dienstzeit im stehenden Heere auf drei Jahre herabgesetzt und die Einjährig-Freiwilligen abgeschafft werden sollen, was in Frankreich für den Wert der Armee allerdings nicht so viel wie bei uns zu bedeuten hätte, da die Anforderungen, die man dort an die wissenschaftliche Bildung der sich zum einjährigen Dienste meldenden stellt, weit geringer sind als in Deutschland. Bisher wurden jedes Jahr 140000 Mann in die Armee eingestellt, von denen 100000 drei Jahre, die übrigen, die sogenannte „zweite Portion," ein Jahr bei der Fahne dienen sollten, in Wirklichkeit aber nur zehn Monate bei ihr blieben und somit nur eine dürftige militärische Ausbildung erhielten, auch nicht genügend an dienstlichen Gehorsam gewöhnt werden konnten und ebenso wenig ihre Schulbildung zu ergänzen oder überhaupt etwas der Art sich zu erwerben imstande waren — ein Umstand, der ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, daß noch 1886 nicht weniger als 11,30 Prozent der sich zur Rekrutirung stellenden jungen Leute aller Schulkenntnisse entbehrten. Seit 1871 hat der regierende Parlamentarismus dem Lande achtzehn Kriegsminister gegeben, und jeder derselben hielt es für seine Pflicht, an der Heeresorganisation mehr oder minder zu ändern. Der tüchtigste war der vorletzte, General Ferron, dessen Änderungen wirkliche Verbesserungen waren. Er bildete die damals bestehenden 144 Regimenter Infanterie, die je vier Bataillone hatten, in 162 Regimenter von je drei Bataillonen um und gab den einzelnen Kompagnien dieser Waffengattung eine für die taktische Einübung vorteilhaftere Friedensstärke. Er fügte ferner den vorhandenen 70 europäischen Kavallerieregimentern (die afrikanische zählt deren 8) noch 6 hinzu. Dagegen ließ er die Artillerie, die entsprechend den 19 Armeekorps 19 Brigaden mit 449 Batterien und 2694 bespannten Geschützen hat, bei ihrem bisherigen Bestande. Vor etwa zwei Jahren erschien eine Schrift mit dem Titel: Avant la bataille, die viel Aufsehen erregte, da man erfuhr, daß Barthelémy, ihr Verfasser, bei seiner Arbeit aus amtlichen Quellen geschöpft hatte. Sie rechnete für das stehende Heer und dessen Reserve mit Einschluß aller Mannschaften der verschiednen Hilfsdienste eine Stärke von 2051459 Mann heraus, wobei aber nicht gesagt war, daß ein erheblicher Teil dieser Masse von Menschen in Uniform beinahe gar keine militärische Ausbildung genossen hatte, also sehr wenig brauchbar sein mußte. Ja diese papierne Kriegsmacht schrumpfte in der Wirklichkeit auch der Zahl nach nicht unbeträchtlich zusammen. Andre französische Schriftsteller geben das Heer erster Linie auf rund 1186000 Mann an, schießen aber auch damit noch über das

Digitized by Google

Ziel hinaus; denn die Zahl der wirklichen Streiter darin dürfte eine Million nicht sehr überschreiten. Diesem Heere der ersten Linie tritt jedoch die Territorialarmee zur Seite, welche in 145 Regimenter Infanterie, 36 Regimenter Kavallerie und 270 Batterien Artillerie zerfällt und im Kriege ungefähr 620000 Mann stark sein soll. Das gesamte, für diesen Fall der Regierung zur Verfügung stehende Menschenmaterial wird von dem Verfasser der genannten Schrift auf 4108655 Mann angeschlagen. Das ist in der That eine ungeheure Zahl, namentlich wenn man damit die Thatsache zusammenhält, daß Frankreich nur etwa 39 Millionen Einwohner hat. Man darf aber dabei nicht außer Acht lassen, daß Barthelémy seine Schrift zur Beruhigung und Ermutigung der Franzosen in sehr bewegter Zeit schrieb, wo ein Krieg mit dem deutschen Reiche vor der Thür zu stehen schien, und daß der Kriegsminister, in dessen Auftrage und mit dessen Unterstützung er die militärischen Kräfte des Landes berechnete, Boulanger hieß. Ferner hat sein Buch, wie schon bemerkt worden ist, in wichtigen Beziehungen Widerlegung durch Fachleute erfahren, unter deren Prüfung das erwähnte wehrfähige Menschenmaterial Frankreichs sich auf höchstens $3^1/_2$ Millionen verminderte. Auch das ist noch sehr viel gegenüber unsern $2^1/_2$ Millionen. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß jene $3^1/_2$ Millionen Wehrfähige zum großen Teile noch keine Soldaten sein werden, wenn der Krieg ausbricht, vielmehr erst welche werden müssen, während die $2^1/_2$ Millionen des deutschen Kriegsheeres, die dann aufmarschiren können, mit viel geringern Ausnahmen mehr oder minder lange Zeit militärische Übung und Gewöhnung durchgemacht haben werden. Überhaupt hat die Masse hier gewiß ihre Bedeutung, nicht minder aber auch die Tüchtigkeit, wie Gambetta 1870 und 1871 erfuhr, als er seine Volksheere gleichsam aus der Erde stampfte und sie fast so rasch geschlagen, zurückgeworfen und zerstreut oder in die Gefangenschaft abgeführt sah, als sie mit den viel weniger zahlreichen, aber kriegstüchtigeren Gegnern zusammenstießen. Vieles ist seitdem in Frankreich anders und besser geworden, doch gilt hier auch heute noch der Satz, daß nicht sowohl die Zahl eines Heeres dessen Wert bestimmt, als der Geist, der ihm innewohnt und es bewegt, die Zucht und die Führung. In dieser Hinsicht läßt die französische Armee verglichen mit der deutschen offenbar noch jetzt nicht wenig vermissen, obwohl man sich viel Mühe gegeben hat, sie zu heben, und wie die Dinge liegen, ist auch nicht zu erwarten, daß es sich damit in der nächsten Zukunft viel bessern wird. Unstreitig haben die Franzosen mit großer Opferwilligkeit sich bemüht, ihre im Kriege mit Deutschland fast völlig vernichtete Kriegsmacht wieder herzustellen und auf achtunggebietenden Fuß zu bringen, und unleugbar dürfen sie in vieler Hinsicht mit Befriedigung auf das blicken, was hier in kurzer Zeit geleistet worden ist. Aber gerade die kurze Zeit, in der man eine Armee, geeignet zur Wiedergewinnung der verlornen Provinzen und des geschwundenen Ansehens in Europa, zu schaffen suchte, war vom Übel. Die Neubildung mußte

Digitized by Google

mit kaltem Blute, allmählich, in allen Einzelheiten sach- und naturgemäß und in stetiger Entwicklung vor sich gehen, wenn sie durchaus Tüchtiges und Festes zum Ergebnis haben sollte, sie mußte wachsen ohne Anwendung von Treibhaushitze, sie durfte nicht übereilt werden. Das ist aber in vielen Beziehungen geschehen, und so zeigen sich in der Organisation des französischen Heeres beinahe überall Mängel, die auf zu hastigem Schaffen beruhen. Dazu kommt, daß die Demokratie und der Liberalismus im Grunde das Militär fürchten, und daß die Republikaner von den Generalen, die sich auszeichnen oder sich sonst Ansehen zu erwerben verstehen, für den Bestand ihrer Republik Gefahr drohen sehen. Dies und der Charakter des Parlamentarismus, der unaufhörlichen Wechsel der Parteien in der Staatsleitung verlangt und dies auch auf die einzelnen Zweige der Verwaltung ausdehnt, bewirkte häufiges Gehen und Kommen der Kriegsminister, Ersetzung der Systeme, nach denen sie organisirten, durch andre, die ihnen besser gefielen, und Verschiebungen in den Reihen der höhern Offiziere, von denen infolge dessen wenige sich in ihr Korps recht einleben und mit ihm verwachsen konnten. Wir brauchen endlich nur an Boulanger und an das, was im Zusammenhange mit der über ihn verhängten Untersuchung an den Tag kam, zu erinnern, um noch auf zwei sehr bedenkliche Gebrechen der französischen Armee aufmerksam zu machen: auf die Gewohnheit mancher höhern Offiziere, sich mit Politik zu beschäftigen, und auf den Mangel an Disziplin und Subordination, der in dem ganzen Stande sich mehr oder minder erkennbar zeigt. Das Offizierkorps ist aus sehr verschiednen Elementen zusammengesetzt, das Volk zerfällt in viele Parteien, der alte Adel und die größere Hälfte der Bauern, desgleichen die Geistlichen, die immer noch einflußreich sind, haben sich noch nicht mit der Republik versöhnt, und noch immer giebt es Bonapartisten. Die Offiziere gehören zwar offen keiner Partei an, aber es ist sehr fraglich, ob es die adlichen nicht im Stillen mit den Monarchisten halten, es ist gewiß, daß unter den übrigen noch lebhafte Sympathien mit dem Imperialismus herrschen, und wieder andre können sehr geneigt sein, sich an dem Streber Boulanger, dem es bisher so gut glückte, ein Beispiel zu nehmen oder doch sich nach seiner Meinung zu richten, daß der Wehrstand sich von politischen Fragen und Bewegungen nicht fern zu halten brauche. Der Geist der französischen Armee und vornehmlich der, welcher in ihr Offizierkorps Eingang gefunden hat, die Einheit desselben beeinträchtigt und seinen Sinn für den Gehorsam schwächt, mag in glücklichen Tagen keine Gefahr sein, er mag der vielbesprochenen furia Gallica beim Angriffe keinen Eintrag thun; anders aber ists ohne Zweifel, wenn ein solches Heer Unglück hat und sich nach Niederlagen Widerstandskraft und Zusammenhalt zu bewahren hat. Die an innerm Werte unstreitig über der jetzigen Armee Frankreichs stehenden Soldaten Napoleons III. leisteten in dieser Hinsicht wenig, was soll man da von diesen erwarten? Wir glauben nicht in die Sünde der Überhebung zu verfallen, wenn es uns scheint,

Digitized by Google

als sähen wir das Heer der Republik, nachdem der Pariser Dünkel und Taumel wieder einmal à Berlin! geschrieen, in noch längern Zügen als 1870 in die deutsche Gefangenschaft wandern. Dann aber müßte dem gallischen Hahne sein böses Blut gründlich abgezapft und er, soweit Menschenaugen reichen, für immer unfähig gemacht werden, uns ein gefährlicher Nachbar zu sein.

Sind die heutigen Arbeiterunterstützungsverbände Versicherungsgesellschaften?

Die Frage, ob die berufsgenossenschaftlichen Arbeiterverbände mit ihren neuern Unterstützungseinrichtungen Versicherungszwecke verfolgen und darnach unter die versicherungsgesetzlichen Bestimmungen fallen, d. h. einer besondern staatlichen Genehmigung bedürfen, ist mehrfach Gegenstand der öffentlichen Besprechung gewesen, seitdem die Behörden auf Grund jener Gesetzesbestimmungen von den Mitgliedschaften solcher Verbände den Nachweis der staatlichen Zulassung verlangen und ihre Schließung verfügen, sobald sie der gestellten Anforderung nicht nachkommen.

Der sozialdemokratischen Presse im Bunde mit der deutschfreisinnigen war es vorbehalten, in diesem Vorgehen, welches lediglich der bestehenden Gesetzgebung Rechnung trägt, eine willkürliche und reaktionäre Maßregel der Regierung zu entdecken, wonach jeder Rest von selbständiger Arbeiterorganisation vernichtet werden soll. Als aber u. a. dem ältesten und größten Arbeiterverbande, dem in Stuttgart seßhaften „Unterstützungsverein deutscher Buchdrucker," auf sein Gesuch um staatliche Zulassung in Preußen diese gegen Erfüllung der gesetzlichen Vorbedingungen in Aussicht gestellt wurde, richteten sich die giftigen Ausfälle dieser Presse gegen den Verein selbst; er wurde der Arbeiterschaft unter dem Titel „Königlich Preußischer Gewerkverein" als „ein trauriges Beispiel von Selbstentmannung" vorgeführt. Damit zeigte sich wieder einmal die wahre Absicht dieser Presse; sie arbeitet stets darauf hin, das Vertrauen der Arbeiter zur Staatsregierung mit allen Mitteln zu untergraben und eine Verständigung um jeden Preis zu hintertreiben. Daß mit dem Ratschlage an die übrigen Verbände, es lieber darauf ankommen zu lassen, als den gestellten Anforderungen nachzukommen, lediglich zum Ungehorsam gegen bestehende Gesetze aufgefordert wurde, und die Folgen davon die wirklichen Arbeiterinteressen schwer schädigen mußten, war den ehrenwerten Ratgebern natürlich gleichgiltig.

Digitized by Google

Zu einer sachlichen Beantwortung der gestellten Frage müssen wir uns zweierlei vergegenwärtigen: einerseits die heutige Arbeiterorganisation in ihrem neuern Entwicklungsgange, anderseits die einschlägige Gesetzgebung in ihrer Anwendung darauf.

In ersterer Beziehung läßt sich nicht verkennen, daß die modernen Industrieverhältnisse, die den gewerblichen Lohnarbeiterstand erzeugten und diesen bei zunehmender Entwicklung in seiner wirtschaftlichen Lebenslage vielfach gefährdeten, in der Arbeiterschaft eine entsprechende Reaktion hervorriefen, die sich anfänglich in schüchternen Organisationsversuchen mit örtlichem Zuschnitte äußerte, allmählich aber immer festere Gestaltung annahm und schließlich zu eigentümlich ausgebildeten Organisationen auf nationaler, zum Teil schon internationaler Grundlage führte, wie sie in dem Buchdruckerverbande und den gleichartigen „Unterstützungsvereinen der .... und verwandter Berufsgenossen Deutschlands“ gegenwärtig bestehen. Diese bezwecken der Hauptsache nach, die Berufsgenossen in ihrer sozialen Lage gegen jene Fährnisse sicherzustellen, und erscheinen ihrem ganzen Wesen nach als eigenartige Fortbildungen auf dem Gebiete der gegenseitigen Versicherung mittels berufsgenossenschaftlicher Selbsthilfe.

Hinsichtlich der allgemeinen Entwicklungsgeschichte dieser Organisationen, ihrer Beziehungen zur Sozialdemokratie und ihrer gegenwärtigen Ausbreitung in Deutschland können wir uns auf unsern frühern Aufsatz über „Die moderne Arbeiterbewegung“ (in Nr. 41 und 42 des Jahrgangs 1886 dieser Zeitschrift) beziehen und uns hier darauf beschränken, sie nur nach der für die vorliegende Frage interessirenden Seite zu behandeln, d. h. in ihrer Stellung zur Lohn- und Unterstützungsfrage, oder richtiger: zum Streik- und Versicherungswesen. Obwohl hier anscheinend nur das letztere in Frage kommt, lassen sich doch beide nicht gut von einander trennen, da sie ein geordnetes Kassenwesen zur gemeinsamen Voraussetzung haben und nach Ansicht der beteiligten Kreise sich sogar wechselseitig bedingen. Wenngleich die meisten Arbeiterverbände die „Förderung der materiellen und geistigen Interessen“ der Berufsgenossen an die Spitze ihrer Satzungen stellen und sich in der Aufzählung der dazu geeigneten Mittel fast erschöpfen, so geht doch unter den heutigen Verhältnissen durch die ganze Bewegung unverkennbar das Bestreben, jene beiden Dinge als den Angelpunkt der ganzen Arbeiterorganisation zu betrachten, d. h. den Verbands- und Berufsgenossen in erster Linie eine auskömmliche und gesicherte Existenz zu gewährleisten. Die Rücksichtnahme auf diese nächstliegenden Bedürfnisse läßt sich aus der überraschenden Gleichförmigkeit aller dieser Organisationen sofort erkennen.

In der Regel ist die Einteilung eine dreigliedrige: die unterste Stufe bilden die örtlichen Mitgliedschaften, das Mittelglied stellen die Gau- oder Bezirksvereine dar, die sich aus den Mitgliedschaften größerer Bezirke zusammensetzen, und den einheitlichen Abschluß nach oben erhält der nationale Gesamtverband in dem leitenden Hauptvorstande. Die beschließende Gewalt steht den

Digitized by Google

aller zwei oder drei Jahre zusammentretenden Generalversammlungen zu, und als Vereinsanzeiger und zugleich geistiges Bindemittel dient ein sogenanntes Fachblatt. Da die ganze Exekutivgewalt in die Hand des Verbandsvorstandes gelegt ist, so ist klar, daß bei der streng durchgeführten Zentralisation ein solcher über das ganze Reichsgebiet verzweigter Verband gegebenenfalls eine außerordentliche Wirkungsfähigkeit entwickeln kann. Diese findet aber ihren eigentlichen Stützpunkt erst in der regelmäßigen Verbindung der bloßen Vereinsorganisation mit sogenannten Unterstützungskassen, deren einheitliche Verwaltung ebenfalls vom Verbandsvorstande ausgeht.

Diese Kasseneinrichtungen bezwecken im allgemeinen die Sicherstellung der Verbandsgenossen bei Arbeitslosigkeit (Streik, Aussperrung, Arbeitsmangel), Arbeitsunfähigkeit (Krankheit, Unfall, Invalidität), Todesfall und andern Notfällen. Hier interessirt nur der erstgedachte Versicherungszweig, weil dieser für die vorliegende Streitfrage von ganz besondrer Bedeutung ist, und die übrigen Versicherungszweige, insoweit sie nicht bereits eine reichsgesetzliche Regelung gefunden haben, aus Mangel an den dazu erforderlichen Mitteln meist nur vereinzelt und versuchsweise betrieben werden.

Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zerfällt regelmäßig in zwei Arten: die Unterstützung „auf der Reise“ und „am Orte.“ Die erstere findet ihren geschichtlichen Anknüpfungspunkt in dem sogenannten Viatikum, dem alten Handwerksbrauch, wandernde Berufsgenossen durch freiwillige Gewährung von Herberge und Zehrpfennig von Ort zu Ort zu unterstützen; sie hat sich aber den modernen Bedürfnissen entsprechend jetzt durch enge Anlehnung an die oben geschilderten Verbandsorganisationen zu einer festgegliederten Einrichtung ausgebildet und dient vornehmlich dazu, beim Eintritt von Streiks oder Aussperrung die nicht an den Ort gebundenen (unverheirateten) Verbandsgenossen von den im Ausstande befindlichen Plätzen sofort abzuschieben und damit einerseits den Abziehenden bis zur Auffindung eines anderweiten Arbeitsverhältnisses die nötigen Unterhaltsmittel zu gewährleisten, anderseits durch die Verringerung des Arbeitsangebots einen entsprechenden Druck auf die Arbeitgeber auszuüben. Die andre Unterstützung dient unter den nämlichen Voraussetzungen zur Sicherstellung der verheirateten oder sonst an den Ort gebundenen Verbandsgenossen während der Dauer des Ausstandes.

Allerdings ist nicht ausgeschlossen, daß diese Kasseneinrichtungen auch bei rein zufälliger Arbeitslosigkeit (wegen mangelnder Nachfrage) wirksam werden, doch weist die ganze Art und Weise ihrer Einrichtung und Verwaltung, insbesondre die enge Anpassung an die Verbandsorganisationen, darauf hin, daß sie in erster Linie diesen die notwendige Ergänzung und Widerstandskraft zur Durchführung sogenannter „Normal-Lohntarife“ für die bezüglichen Gewerbszweige geben sollen, deren „Minimalsätze“ den örtlichen Verhältnissen durch entsprechende „Zuschläge“ angepaßt werden. Dies springt sofort in die Augen,

Digitized by Google

wenn man sich vergegenwärtigt, wie die ganze Einrichtung bei solchen Tarifstreitigkeiten wirkt und das früher regellose und örtlich gebundne Streikwesen planmäßig geordnet hat.

Sobald nämlich an irgend einem Orte ein Streik in Aussicht steht, hat der Vorstand der betreffenden Mitgliedschaft unter Beifügung der nötigen Unterlagen zunächst die Entscheidung des Hauptvorstandes einzuholen. Fällt diese gegen den Streik aus, so muß sich die Mitgliedschaft dem fügen, widrigenfalls sie auf eigne Gefahr handelt oder auch den Ausschluß aus dem Verbande zu gewärtigen hat. Erklärt sich aber der Hauptvorstand für den Streik, so ist dieser damit zur Verbandssache gemacht, d. h. der Ortsvorstand erhält die erforderlichen Geldmittel aus der Hauptkasse angewiesen (oft unter Festsetzung der an die streikenden und abzuschiebenden Genossen zahlbaren Unterstützungen), während zugleich im Verbandsblatt und in der Fachpresse vor Zuzug nach dem im Ausstande befindlichen Orte gewarnt und um entsprechende Geldsammlungen (zur Deckung der Vorschüsse oder Ausfälle) gebeten wird. Das weitere Verfahren ist dann verschieden, je nachdem es sich um einen „partiellen" oder „generellen" Streik handelt. Weigern sich nämlich nur einzelne Arbeitgeber, die gestellten Forderungen zu bewilligen, so wird über diese die „Sperre" verhängt, d. h. die Arbeit wird bei ihnen eingestellt und nicht eher wieder aufgenommen, als bis einer der beiden Teile nachgiebt. Dieses Verfahren bietet den doppelten Vorteil, daß einerseits die teilweise Gewährung der Forderungen diese eher als berechtigt erscheinen lassen, anderseits die Kassenmittel nicht so stark in Anspruch genommen werden. Kommt es dagegen auf der ganzen Linie zum Streik (Generalstreik), so wird der ganze Ort als im Ausstande befindlich behandelt. In beiden Fällen treten sofort die Unterstützungskassen in Wirksamkeit und ermöglichen erst die praktische Durchführung des Streiks.

Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Organisirung die Streike verhältnismäßig seltener macht, dafür hat aber die weitere Ausbildung und Befestigung solcher Berufsverbände, insbesondre durch Eingehung wechselseitiger Kartellverbindungen mit den ausländischen Vereinen, zur notwendigen Folge, daß der Kampf zwischen Arbeit und Kapital eine breitere Grundlage und größere Schärfe annimmt, und damit den bestehenden Klassengegensatz noch greller zum Ausdruck bringt.

Der erste deutsche Arbeiterverband, der die eben dargelegten Grundsätze durchführte und allen spätern Bildungen zum Muster diente, war der vielbesprochene Buchdruckerverband.

Nachdem der Gedanke, die gesamte Buchdruckergehilfenschaft Deutschlands einheitlich zu organisiren, zuerst gegen Ende der vierziger Jahre zu der vorübergehenden Verbindung des „Deutschen Nationalbuchdruckervereins," später „Gutenbergbundes" geführt hatte, wurde er aus Anlaß eines höchst kostspieligen und doch erfolglosen Streiks in Leipzig im Jahre 1865 wieder aufgenommen

Digitized by Google

und führte dort auf dem „ersten deutschen Buchdruckertage“ (20. bis 22. Mai 1866) zur Begründung des „Deutschen Buchdruckerverbandes.“ Man begnügte sich zunächst damit, die leitenden Grundsätze festzustellen und durch Einsetzung einer Kommission, sowie Beschaffung eines Fachblattes (des „Korrespondenten“ in Leipzig) eine vorläufige Organisation zu schaffen. Als nächste Hauptaufgabe galt es, das vorhandene Netz der örtlichen Vereine und Kassen möglichst zu vervollständigen und überall den Grundsatz der Freizügigkeit und Gegenseitigkeit zur Anerkennung zu bringen. Erst nachdem dies gelungen und das Feld entsprechend geebnet war, kam das Zentralisationsprinzip zur strengen Durchführung, die bisher selbständigen Fachvereine wurden Mitgliedschaften des Verbandes, für die das Hauptstatut bindend war, und die örtlichen Unterstützungskassen verwandelten sich in Zahlstellen einheitlicher Verbandskassen. So wurde am 1. Oktober 1875 eine Verbandskasse zur Unterstützung der Arbeitslosen auf der Reise begründet, am 1. Januar 1879 die „Zentralinvalidenkasse“ eröffnet, am 1. Januar 1880 die Wirksamkeit der erstern auch auf die Unterstützung der Arbeitslosen am Orte ausgedehnt („Allgemeine Verbandskasse“) und am 3. Juli 1881 die „Zentralkranken- und Begräbniskasse“ ins Leben gerufen.

Nach Inhalt der gegenwärtigen Verbandssatzungen und Kassenordnungen ist die Verfassung des Buchdruckerverbandes — oder des „Unterstützungsvereins deutscher Buchdrucker,“ wie er sich seit Verlegung seines Sitzes nach Stuttgart (im Jahre 1878) nennt — folgende: die örtlichen „Mitgliedschaften“ einer Provinz bilden den „Gauverein“ und sämtliche Gauvereine den Gesamtverband; als Verwaltungsorgane wirken die betreffenden Vorstände (Orts-, Gau- und Vereinsvorstand) und als gesetzgebende Körperschaften die aller drei Jahre aus Abgeordneten der Gauvereine zusammentretenden Generalversammlungen. Mit dieser Vereinsorganisation sind die vorbezeichneten Unterstützungskassen — mit Ausnahme der als „eingeschriebene Hilfskasse“ abgesonderten Zentralkranken- und Begräbniskasse — derart verschmolzen, daß in Wirklichkeit nur ein einheitlicher Verwaltungskörper besteht, obgleich die verschiednen Kassen getrennte Buchführung haben. So bildet jede Mitgliedschaft zugleich eine mit Stellennachweis verbundene Zahlstelle, welche von einem besoldeten (Orts-)Verwalter, der zugleich Mitglied des Ortsvorstandes ist, versehen wird; diese steht unter der Aufsicht des Gauvorstandes, erhält von diesem die zur Auszahlung der Unterstützungen erforderlichen Kassenmittel angewiesen und hat monatliche Abschlüsse an den dem Hauptvorstande angehörenden Hauptverwalter einzusenden, von welchem er die gesamten technischen Anweisungen nebst Formularen u. s. w. empfängt.

Die Gauvorstände wieder stehen in vierteljährlicher Abrechnung mit dem Verbandsvorstande, indem sie die Überschüsse an den Hauptkassirer abführen oder etwaige durch Verbandsausgaben veranlaßte Ausfälle zur Erstattung aufgeben. Endlich sind sämtliche Verbandsbeiträge und -Unterstützungen

Digitized by Google

einheitlich festgesetzt, und die letztern werden nur an Verbands- oder Kartellgenossen ausgezahlt; ein derartiges Verhältnis besteht aber nicht bloß mit den besondern Landesverbänden für Baiern und Elsaß-Lothringen, sondern auch mit den Buchdruckerverbänden der meisten außerdeutschen Länder.

Schon allein der Stuttgarter Verband zählt von den 19 000 Buchdruckergehilfen Deutschlands an 13 000 zu seinen Mitgliedern in 22 Gauvereinen und 1254 Mitgliedschaften und arbeitet mit einem jährlichen Gesamtkapital von mehr als $1^1/_9$ Millionen Mark. So betrug nach der Jahresabrechnung für 1886:

	die Jahreseinnahme (an Beiträgen)	die Ausgabe (an Unterstützungen)	der Vermögensbestand (Ende 1886)
der Allgemeinen Kasse .	237 875 Mark	323 387 Mark	78 074 Mark
der Zentralinvalidenkasse	192 905 „	50 870 „	659 520 „
der Zentralkrankenkasse .	350 159 „	320 942 „	85 468 „
Summa:	780 939 Mark	695 699 Mark	823 062 Mark.

Nähere Angaben über die Entwicklung und Wirksamkeit dieses Verbandes finden sich in einer Abhandlung, die der Verbandsvorstand unter dem Titel: „Zur Arbeiterversicherung, Geschichte und Wirken eines deutschen Gewerkvereins, 1866 bis 1882" in Leipzig im Jahre 1883 herausgegeben hat.

Seit einiger Zeit haben diese Berufsverbände eine überraschend schnelle Ausbreitung gewonnen (gegenwärtig etwa vierzig mit annähernd 100 000 Mitgliedern und 2400 Mitgliedschaften) und durchweg das Bestreben zu erkennen gegeben, sich auf der ausschließlichen Grundlage des § 152 der Reichsgewerbeordnung zu geschlossenen Lohn- und Streikvereinigungen zu entwickeln. Aus den oben angeführten Gründen trat deshalb das Unterstützungs- und Versicherungswesen bald derart hervor, daß es zum Schwerpunkt der ganzen Organisation wurde. Gleichwohl sind diese Unterstützungs- und Versicherungskassen nicht Selbstzweck, sondern sie sollen nur als Mittel zu andern Zwecken dienen, nämlich zur weitern Kräftigung der Berufsverbände, um diese für den geschlossenen Kampf gegen das Kapital und in weiterer Folge wohl gegen die ganze heutige Wirtschaftsordnung widerstandsfähig zu machen.

Diese Verhältnisse führten vielfach zu einem unerträglichen, nach dem Gesetz kaum faßbaren Terrorismus, der sich nicht bloß den Arbeitgebern, sondern auch den Verbandsmitgliedern selbst fühlbar machte; es blieb daher nicht aus, daß sich die erstern durch Gegenvereinigungen zu schützen suchten, wie z. B. die sämtlichen Berliner Bauunternehmer aus Anlaß des allgemeinen Streiks der 14 000 Maurer im Jahre 1885.

So traten sich wiederholt Kapital und Arbeit in geschlossenen Verbänden gegenüber, die einander mit allen gesetzlich irgend zulässigen Mitteln bekämpften. Je mehr sich diese Verhältnisse zuspitzten und der Lohnkampf sich auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage, d. h. einheitlich durch ganze Gewerbszweige, organisirte, desto größer wurde die Gefahr, daß dieser wirtschaftliche Krieg nicht

Digitized by Google

auf die Beteiligten beschränkt bleiben, sondern auch weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehen und so das allgemeine Wohl wie den sozialen Frieden gefährden würde. Unter solchen Umständen war es ganz natürlich, daß die Staatsbehörden nach einer gesetzlichen Einwirkung auf die fernere Entwicklung dieser Bewegung strebten und die rechtliche Unterlage dafür bei dem starken Hervortreten des Versicherungswesens in den versicherungsgesetzlichen Bestimmungen fanden, die u. a. für Preußen das Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 in § 340 6, insbesondre das Versicherungsgesetz vom 17. Mai 1853 darboten, und die Reichsgesetzgebung durch § 360 9 des Reichsstrafgesetzbuches ausdrücklich aufrecht erhalten hatte.

Wenn bei der Übertragung dieser Gesetzesbestimmungen auf die vorgeschilderten Verhältnisse mancherlei Mißverständnisse mit untergelaufen sein mögen, auch von den Gerichten vielfach widersprechende Entscheidungen gefällt worden sind, so dürfte dies nicht bloß auf die Eigentümlichkeit des dargelegten Entwicklungsprozesses, sondern vornehmlich darauf zurückzuführen sein, daß die einschlägige Gesetzgebung eine überaus verschiedne Auslegung und Anwendung zuläßt.

Da wir uns hier auf die preußische Gesetzgebung beschränken wollen, wird es namentlich darauf ankommen, klarzumachen, was diese unter „Gesellschaften" und insbesondre unter „Versicherungsgesellschaften" versteht. Wir behaupten nämlich, daß die in Rede stehenden Unterstützungsverbände an und für sich als „erlaubte" Gesellschaften (s. A. L.-R. II, 6, §§ 2 bis 21) dem staatlichen Aufsichtsrecht und bei Feststellung ihrer Gemeinschädlichkeit der zwangsweisen Schließung im Aufsichtswege unterliegen, aber als gegenseitige „Versicherungs"-Gesellschaften nach Maßgabe der vorerwähnten versicherungsgesetzlichen Bestimmungen noch einer besondern staatlichen Zulassung bedürfen und durch eine solche (nur landespolizeiliche) Bestätigung ihrer Statuten lediglich die Eigenschaft ausdrücklich erlaubter, d. h. „privilegirter" Gesellschaften (s. A. L.-R. II, 6, §§ 22 bis 24) — aber nicht die Korporationsrechte, s. § 25 — erhalten.

Das Allgemeine Landrecht versteht unter Gesellschaften Verbindungen mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke und unterscheidet zunächst zwischen „Korporation" und „Sozietät" (A. L.-R. II, 6, §§ 1, 25 ff. und I, 17, §§ 169 ff.).

Die erstere bedeutet einen Personenverband mit veränderlichem Mitgliederbestande und korporativer Verfassung zu fortdauernden gemeinnützigen Zwecken; ihre Entstehung, Fortdauer und Auflösung ist derart an die Mitwirkung des Staates gebunden, daß sie vornehmlich dem öffentlichen Rechte angehört.

Die Sozietät dagegen ist eine Personenverbindung mit individuell bestimmtem Mitgliederbestande und ohne korporative Verfassung zu vorübergehenden eigennützigen (meist Erwerbs-)Zwecken; sie erheischt keinerlei staatliche Mitwirkung und gehört durchaus dem Privatrechte an.

Zwischen die Korporation und die Sozietät, von denen die erstere nach innen und außen, die letztere nach keiner von beiden Seiten eine juristische Person

Digitized by Google

darstellt, hat nun das A. L.-R. (II, 6, §§ 2—24) die ihm eigentümlichen „erlaubten," beziehentlich „privilegirten" Gesellschaften eingeschoben, welche nur nach innen, aber nicht nach außen als juristische Personen behandelt und deshalb in der Rechtswissenschaft*) auch vielfach als „halbe juristische Personen" oder als „korporative Gesellschaften" bezeichnet werden; sie bedeuten Personenverbindungen mit veränderlichem Mitgliederstande und nur nach innen korporativer Verfassung, die nicht ausschließlich gemeinnützigen oder privaten Interessen dienen, vielmehr die Förderung gewisser Kollektivinteressen, insbesondre der sozialen Berufsinteressen bezwecken. Die Gesellschaften dieser Art wurzeln an sich im Privatrechte, berühren aber in ihrer Wirksamkeit derart das öffentliche Interesse, daß sie gleich den Korporationen durchweg der Staatsaufsicht unterworfen und teilweise, namentlich durch die spätere Gesetzgebung, von einer besondern staatlichen Zulassung abhängig gemacht worden sind. (II, 13, § 13, I, 11, § 651 a. a. O.)

Die grundsätzliche Verschiedenheit dieser drei Arten von Gesellschaften tritt schon in privatrechtlicher Beziehung, d. h. hinsichtlich der Rechts- und Prozeßfähigkeit, scharf hervor.

Nur die Korporation stellt ein von ihren Mitgliedern verschiednes selbständiges Rechtssubjekt dar; sie allein kann deshalb unter ihrem Namen Rechte (insbesondre Grundeigentum) erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, vor Gericht klagen und verklagt werden; das Geschäftsvermögen gehört ihr, und sie haftet damit für die Gesellschaftsschulden; der einzelne Gesellschafter wird persönlich weder berechtigt noch verpflichtet und hat beim Ausscheiden keinen Abfindungsanspruch, auch wird das Gesellschaftsvermögen bei Auflösung der Korporation nicht verteilt, sondern verbleibt seiner gemeinnützigen Bestimmung, d. h. im Zweifel dem Staate.

Die Sozietät dagegen bildet kein eignes Rechtssubjekt, ist daher als solche rechtsunfähig, d. h. nur die Gesellschafter werden persönlich und solidarisch berechtigt wie verpflichtet; das Gesellschaftsvermögen ist ihr gemeinschaftliches Eigentum, der Ausscheidende kann die Herausgabe seines Anteils verlangen, und bei der Auflösung der Gesellschaft findet die Verteilung unter die übrig gebliebenen statt.

Auch die „erlaubte" Gesellschaft stellt als solche kein eignes Rechtssubjekt dar, weil es an der dazu erforderlichen Voraussetzung, d. h. der ausdrücklichen Anerkennung des Staates, fehlt; es ist daher durchaus folgerichtig, daß diesen Gesellschaften in § 13, II, 6 A. L.-R. die Rechtsfähigkeit ausdrücklich abgesprochen ist, und wenn demgegenüber die neuere Gerichtspraxis**) allen Gesellschaften mit veränderlichem Mitgliederbestande oder korporativer Verfassung, aber ohne juristische Persönlichkeit ausnahmslos die Fähigkeit zuspricht, unter ihrem Namen

*) S. Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts Bd. 18, S. 398 ff.

**) Entscheidungen des Reichsgerichts Bd. 4, S. 156, Bd. 8, S. 121, Bd. 12, S. 398.

Digitized by Google

Rechte und Pflichten zu übernehmen und Prozesse zu führen, so kann dieser Grundsatz bis zur reichsgesetzlichen Regelung des Vereins- und Versicherungswesens (Art. 4 der Reichsverfassung) für das allgemein-landrechtliche Gebiet nur die Bedeutung eines Gewohnheits- oder Juristenrechts haben, mithin nach dem Systeme des A. L.-R. (§§ 59 und 60 der Einleitung) keine Rechtsgiltigkeit beanspruchen.

Dagegen sollen diese Gesellschaften gemäß § 14, II. 6 des A. L.-R. nach innen die Rechte einer juristischen Person haben, und aus dieser eigentümlichen Mittelstellung zwischen Korporation und Sozietät erklärt sich, daß nach außen, d. h. dritten gegenüber, die jedesmaligen Gesellschafter persönlich und gemeinsam (pro rata) haften, daß aber diese Haftpflicht durch den Betrag des Gesellschaftsvermögens, welches als Eigentum der jedesmaligen Mitglieder anzusehen ist, begrenzt wird; ferner daß der ausscheidende Gesellschafter keine Abfindung beanspruchen kann, dagegen bei der Auflösung eine Verteilung des Vermögens nicht ausgeschlossen ist.

Eine ähnliche Dreiteilung der Gesellschaften hat sich neuerdings auch auf dem Gebiete des gemeinen Rechts ausgebildet, indem die neuere Reichsgesetzgebung zwischen der gemeinrechtlichen universitas und societas, welchen die landrechtliche Korporation und Sozietät im wesentlichen entsprechen, die sogenannten Genossenschaften eingeführt hat, deren charakteristisches Merkmal in der Solidarbürgschaft der Genossenschafter mit ihrem ganzen Vermögen, d. h in einer kombinirten Haftung des Genossenschaftsvermögens und der Genossenschafter, also der Einheit und der Einzelnen gegen Dritte besteht. Die Rechtswissenschaft verhält sich dieser, auf Prof. Beseler zurückgeführten Erfindung gegenüber allerdings ziemlich ablehnend, indem hervorragende Rechtslehrer des gemeinen Rechts, wie z. B. Windscheid (römisches Recht) und Stobbe (deutsches Recht) eine solche Zwischenfigur für überflüssig und den Begriff der Korporation für völlig ausreichend erachten, sobald man nur zwischen Korporationen im öffentlich-rechtlichen und im privatrechtlichen Sinne unterscheide. Indessen bliebe dann noch immer die persönliche Haftung der Genossenschafter zu erklären, die sich aus dem Begriffe der juristischen Person weder ableiten noch damit vereinigen läßt, wenngleich das praktische Bedürfnis einer solchen verstärkten Haftbarkeit bei der hier durch keine Mitwirkung des Staates gewährleisteten Solidität und Lebensfähigkeit ohne weiteres einleuchtet. Die Reichsgesetzgebung selbst hat es vermieden, sich über den eigentlichen Rechtscharakter dieser Zwischenbildungen bestimmt auszusprechen, und dieselben keineswegs immer gleichartig behandelt, wie eine Vergleichung der unten angeführten Gesetzesstellen*) ergiebt;

*) Genossenschaftsgesetz vom 4. Juli 1868, §§ 1, 11, 12, 34, 35, 47; Hilfskassengesetz vom 7. April 1876 und 1. Juni 1884, §§ 1, 4, 5, 29, 31; Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883, §§ 24, 25, 47; Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884, §§ 9, 12, 15, 33.

Digitized by Google

insbesondre ist die Eigenschaft der Handelsgesellschaften überaus bestritten, je nachdem der Sozietäts- oder der Korporationscharakter für bestimmend angesehen wird, indem keiner von beiden zu reiner Geltung kommt, vielmehr beide aus Zweckmäßigkeitsgründen mit einander vermengt sind.

(Schluß folgt.)

Goethe als Erzieher.

Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, suche immer die guten Seiten der Menschen zu erspähen und überlasse die schlimmen dem, der sie schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen. So gestand derselbe Goethe von sich, der schon zu Lebzeiten mit dem Vorwurf des Egoisten belastet wurde, sodaß Riemer die abwehrende Bemerkung machen mußte: „Nun heißt der ein Egoist, der zuerst sich selbst zu etwas machte, um andern etwas zu sein; der sich zuerst selbst mannichfach ausbildete, um als Gebildeter auch für andre zu wirken.“ Indes ist kein Vorurteil gegen Goethe hartnäckiger, als eben dieses tölpelhafte: sie lassen den großen Dichter gelten, aber zugleich erklären sie ihn auch für den großen Egoisten, und merken dabei nicht, daß die eine Eigenschaft mit der andern in unvereinbarem Widerspruch steht. Wie kann man ein großer Künstler, ein großer Dichter sein und der Liebe entbehren? Wer ist mehr für das Mitleid empfänglich, als der hellsehende, objektive Dichter von Goethes Art, der sich unmittelbar in die Zustände und Stimmungen der verschiedensten Charaktere zu versetzen vermag? Wie kann soviel Weisheit sich in einem Menschen wie Goethe vereinigen mit Selbsucht? Er war denn auch nichts weniger als Egoist, und wenn irgend etwas davon auch den beschränktesten Verstand überzeugen kann, so muß es der Nachweis sein, daß Goethe ein Kinderfreund der liebenswürdigsten, hingebendsten Art, ein Erzieher von seltener Begabung gewesen war. Neben seiner reichen Thätigkeit als Dichter und Forscher, als Beamter und Staatsmann hat Goethe, der seine Zeit stets wohl zu verwerten wußte, noch immer Muße und Neigung gefunden, über Erziehung nicht bloß nachzudenken, sondern auch sich selbst praktisch als Erzieher zu bethätigen. Er war nichts weniger als ein aristokratischer Hagestolz, wie ihn ferner stehende Zeitgenossen beurteilten; er bewahrte sich bis ins höchste Alter das Interesse am Familienleben, ganz im Geiste seiner lebensfreudigen Weltanschauung; zu allen Zeiten seines Lebens griff er mit Rat und That fördernd,

Digitized by Google

aufklärend, ermutigend, mit pädagogischem Takte in das Familienleben seiner Freunde ein und wurde auch hier als der überlegene Geist anerkannt.

In dieser pädagogischen Thätigkeit hat ihn Adolf Langguth, selbst ein Pädagoge von Beruf, studirt und in einem vortrefflichen Büchlein: Goethe als Pädagog (Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1887) anschaulich, auf Grund des reichen urkundlichen Materials dargestellt. Langguth hat mit diesem Buche seine 1886 erschienene umfassende Darstellung von „Goethes Pädagogik" in der Weise ergänzt, wie sich das Bild des Praktikers zu dem des Theoretikers verhält.

In Goethes Art lag es nicht, ein wissenschaftliches System zu konstruiren, Goethe war vor allem eine künstlerische Natur, die lebensvoll gestaltete, sich aber nicht einschnüren lassen mochte. Aber Goethe, der leidenschaftliche Naturforscher und geschworne Empiriker, beobachtete sehr viel und sehr glücklich; seine Anschauung drang intuitiv von der Oberfläche der Dinge zu ihrer Idee vor, weshalb es ja auch vorzukommen pflegte, daß er unbewußt deduktiv dachte. Daher kam es, daß in allen seinen aphoristischen Aufzeichnungen sich ein großartiger Zusammenhang offenbaren mußte: die Einheit seiner eignen geistigen Natur. Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, diese aus den zahllosen gelegentlichen Äußerungen darzustellen, wie es am umfassendsten Otto Harnack in seinem Buche „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" gethan hat. Die Pädagogik Langguths war auch auf gelegentliche Äußerungen Goethes angewiesen und hat in vorzüglicher Weise, mit voller Beherrschung des reichen Materials, ihre Aufgabe gelöst. Sie stellt Goethe im Zusammenhang mit den pädagogischen Bemühungen seines Zeitalters dar, entwickelt die Grundsätze Goethes und baut sein Ideal der Erziehung nach den betreffenden Kapiteln des „Wilhelm Meister" und nach andern Stellen auf. In dem neueren Buche führt uns Langguth Goethen als praktischen Erzieher vor: in seinem Verkehre mit den Kindern des d'Orvillschen Hauses zur Wertherzeit, in seinem väterlichen Zusammenleben mit Fritz von Stein, in seiner rührenden Aufmerksamkeit für die Kinder seiner Freunde Herder, Schiller, Knebel, Jakobi, in seiner wichtigsten pädagogischen Leistung an dem jungen Karl August u. s. w. Langguth hat alle erreichbaren Nachrichten über Goethes Verkehr mit der Jugend gesammelt und nichts ausgelassen, was ein Licht auf die Herzensgüte des Dichters werfen könnte. Er hat damit eines der liebenswürdigsten Bücher der Goethe-Litteratur geschaffen.

Um Goethe für pädagogische Fragen und Angelegenheiten von Jugend an lebhaft zu erwärmen, traten zahlreiche Motive ins Spiel. Schon die Zeit seines Eintritts in die Litteratur wirkte dabei mit. Rousseau hatte 1764 seinen pädagogischen Roman Emile veröffentlicht und damit eine ungeheure Bewegung der Geister hervorgerufen. Sein Ruf nach Rückkehr zur Natur, seine Mahnungen zu einer humanen Erziehung der Jugend, seine Forderungen der Abschaffung der häuslichen Prügelstrafen, der sorgfältigen Behandlung des Körpers, der

Digitized by Google

Milderung des pedantisch strengen Tones im Verkehr zwischen Eltern und Kindern, der Einführung des Anschauungsunterrichts und Vermeidung des abstrakten Gedächtniskrames, alle diese neuen Gedanken und die zahlreichen feinen Beobachtungen an der Kindesseele wirkten wie eine Offenbarung auf die Zeitgenossen. In Deutschland entstanden neue Erziehungsanstalten nach Rousseaus Grundsätzen, und ein Schwärmer wie Lavater, ein derber Schulmeister wie Basedow machten Propaganda für die neuen „Philanthropine." Basedow wanderte von Stadt zu Stadt, um Geldbeiträge für Gründung eines solchen zu sammeln, und auch der junge Goethe zu Weimar half ihm dabei. Von welchem Einflusse Rousseau auf Goethes Gesinnung und Dichtung wurde, ist aus den „Leiden des jungen Werthers" bekannt. Langguth führt aber ferner den Nachweis, daß auch die Erziehungsszene im ersten Götz-Entwurf (Karl, Maria, Elisabeth) auf die Kenntnis Rousseaus zurückzuführen sei; und ebenso der bedeutsame Scherz Götzens mit seinm Sohne, der wohl richtig auswendig gelernt hat, daß Jaxthausen eine Burg an der Jaxt sei, diese selbst aber nicht auf allen Pfaden, Wegen und Furten wie der junge Götz wandernd mit eignen offnen Augen kennen gelernt hat.

Allein bei Goethes Interesse für pädagogische Fragen spielte auch seine Persönlichkeit als Künstler und Mensch mit. Goethe liebte die Kinder und die Jugend überhaupt. Der Umgang mit ihnen machte ihn wieder froh und jung, wie er selbst sagt. „War er nicht ganz ein Kind — führt Langguth aus — in der Freude und Lust an der sinnlichen Anschauung, und zwar Zeit seines Lebens? Noch im Jahre der Reise nach Italien schreibt er aus München: ›Herder hat wohl Recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist es mir so wohl, daß ich ohngestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.‹ Der Knabe Wolfgang findet an den Seifenblasen ein buntes Spielwerk, es blendet ihn die glänzende Farbenerscheinung, wenn er durch ein geschliffenes Glas die Welt ansieht; bei Goethe dem Greis, dem guten Großvater, wie ihn Marianne von Willemer nennt, erregen Äpfelchen, ein Geschenk Mariannens für seinen Enkel, den Wunsch, Kind zu sein. Er braucht immer jemand Fremdes, mit dem er wachsen, dem er seine zunehmenden Kenntnisse mitteilen kann." In einem Briefe an Frau von Stein äußert Goethe einmal, indem er von ihrem Sohne Fritz, der mit ihm gezogen war, berichtet: „Mit Fritz an einem Tische habe ich eine Kanzlei aufgeschlagen, er ist recht gut, lieb und rein. Christus hat recht, uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden." Wenn er an Lotte und Kestner, später aus Italien an Herder schrieb, vergaß er nie, die Kinder ausdrücklich zu grüßen, oder er schrieb ihnen ganz eigens einen Brief, sandte ihnen kleine Geschenke, Aufmunterungen und Belohnungen, ganz besonders seinem geliebten Fritz von Stein, den er früh schon zum Vertrauten seiner Arbeiten und Geschäfte gemacht hatte. Der Knabe der geliebten Frau erfreute sich Zeit seines Lebens der Gunst Goethes. Wie

Digitized by Google

er anfänglich Liebesbote war, den Freund der Mutter mit Briefchen aufsuchte und nie ohne ein solches von Goethes Hand zurückkehren wollte, so war Fritz von Stein nach dem Bruche des Liebesverhältnisses wieder ein willkommener und natürlicher Anknüpfungspunkt für einen äußerlich versöhnten Verkehr der beiden Alten. An diesem Knaben hing Goethes Seele mit wahrhaft väterlicher Innigkeit; für Goethes beschleunigte Rückkehr aus Italien war die Sorge um die Erziehung Fritzens einer der wichtigsten Beweggründe. Goethe hatte der Mutter vor Jahren das Versprechen, für Fritz zu sorgen, gegeben, und er nahm sein Wort sehr ernst. Später, als Fritz in das reifere Alter kam, sorgte er auch redlich dafür, ihm die Wege zu einem ungehinderten Fortkommen durch Fürsprache beim Herzoge zu ebnen.

Aber auch vom dichterischen Standpunkte mußte sich Goethe für die Natur und Entwicklung der Kindesseele interessiren. Nahm er doch der ganzen Welt der Erscheinung gegenüber den Standpunkt seiner „Metamorphose der Pflanzen" ein. Er war überall auf der Suche nach den bleibenden Verhältnissen, nach typischen Formen, nach der naiven Offenbarung der psycho-physischen Menschennatur, und konnte daher auch nicht am Kinde künstlerisch-gleichgiltig vorübergehen. Er hat das Kind auch vielfach in seinen Dichtungen gezeichnet; man denke, um nur die wichtigsten Stellen zu nennen, an die Kinderszenen im „Werther," an den Sohn Götzens, der kein Ritter werden wird, an den Sohn Wilhelm Meisters, Felix, der durch seine neugierigen Fragen den Vater selbst erzieht, durch seine Unarten (Felix muß immer eigensinnig aus der Flasche statt aus dem Glase trinken) ärgert, an das Knabenmädchen Mignon, an die in dem Mädchenpensionat leidende Ottilie, an die Kindergeschichten in „Dichtung und Wahrheit." Auch in diesen Kindergeschichten hat Goethe, wie überall in seiner Poesie, persönliche innere Erfahrung und äußere Beobachtung vielfach verwoben. Der Mann, der so sehr nach Bildung rang, dachte viel über den Einfluß nach, den die Jugenderziehung auf seine Entwicklung gewonnen hatte. Für ihn waren diese Fragen von höchster Wichtigkeit. Noch im hohen Alter setzte er sich mit den vorrousseauisch überstrengen Erziehungsgrundsätzen seines Vaters in der Erinnerung kritisch auseinander. Und dennoch gestand Goethe selbst, daß er den pädagogischen Trieb vom Vater geerbt habe: „Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt," erzählt er in „Dichtung und Wahrheit." Und dieser Drang steter Lehrhaftigkeit begleitete ihn in allen Lebenslagen, auf jeder Altersstufe, in jeder Stellung, sodaß er sogar an sich halten mußte, um nicht ein „pedantisch-rodomontisches Ansehen" zu bekommen, wie er der Schauspielerin Unzelmann gelegentlich in einem pädagogischen Briefe über ihren Sohn schrieb. Sich davon zu befreien, boten ihm seine Werke willkommene Gelegenheit.

Er war denn auch ein Meister der Erziehungskunst. „Der Mensch ist für Goethe nicht der Thon, welchen der Erzieher nach Belieben modeln kann, sondern

Digitized by Google

eine Pflanze, die ihre besondre Natur und Gestalt mitbringt und von ihm nur als von einem Gärtner gepflegt, groß gezogen und zu ihrer höchst möglichen Vollkommenheit gebracht werden kann. Er verzichtet auf das Experiment, auf einem wilden Apfelbaume einen Pfirsich wachsen zu lassen, schon zufrieden, wenn er sieht, daß die Früchte dieses Baumes reif und süß werden, und drückt dies in der Sprache des bürgerlichen Idylls »Hermann und Dorothea« so aus:

Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andre Gaben;
Jeder braucht sie und jeder ist doch nur auf eigne Weise
Gut und glücklich.

Der ruhige Gang, den die Pflanze zur dauernden oder vorübergehenden Vollendung nimmt, ohne gewaltsame Eingriffe zu vertragen, entspricht der Entwicklung des Menschen, von dem man alles erhalten kann, wenn man ihn nach seiner Art behandelt. Nötig ist dazu: ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz und die Fähigkeit, in jeder Stunde das Richtige zu thun. Diese Eigenschaften des guten Gärtners, die auch den guten Erzieher ausmachen, besaß Goethe im höchsten Maße" (S. 204). An Fritz von Stein leistete er sein pädagogisches Meisterstück, die Geschichte desselben kann vorbildlich für alle Erzieher sein. Objektiv zu machen, alle Sinne des jungen Menschen nach außen zu lenken, für die klare Erfassung der Dinge zu befähigen und zu bilden: das war einer der wichtigsten Grundsätze des Erziehers Goethe, der selbst ein so glückliches, gesundes, für die ganze Mannichfaltigkeit der Welt empfängliches Naturell hatte. Darum legte er auch so viel Gewicht auf das Zeichnen. Er nannte die Malerei die ethischste Kunst. Das Zeichnen zwingt zur beobachtenden Aufmerksamkeit und zur Zurückhaltung im Urteilen. Goethe nahm seinen Fritz in den zwei Jahren, wo er ihn ganz bei sich behielt, auf allen Wegen mit. Im Spazierengehen lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Pflanzen und Mineralien, und allmählich führte er ihn auch hinüber auf das soziale Gebiet. Er schickte ihn gern in fremde Gesellschaft, damit er sich dort an den konventionellen Zwang gewöhne und sich betragen lerne. Er ließ den zehnjährigen Knaben seine eignen Wirtschaftsbücher führen, um ihn im Rechnen zu üben. Er lernte gemeinsam mit ihm Algebra, um durch die Gleichstellung mit dem Schüler diesen zum Wetteifer anzuspornen. Er hob ihn überhaupt zu sich durch das Vertrauen empor, mit dem er ihm in seine eigne Thätigkeit Einblick gewährte; damit beförderte er die Selbständigkeit seines Urteils, die Reife seines Charakters. Er war von der größten Gelassenheit, er übte das pädagogische Meisterstück, den Zögling an Fäden zu leiten, die diesem unsichtbar blieben; er übte die Kunst, nicht unmittelbar den Charakter zu bestimmen, sondern die Verhältnisse, in denen dieser sich bewegen mußte. Sogar in Italien dachte er an seinen Zögling, und die Briefe, die er von dort

Digitized by Google

aus an Fritz schrieb, hatten etwas pädagogisches, und wenn er sie nur mit einer seltenen Gemme siegelte, die den Knaben fesseln mußte. Zwei Ziele verfolgte Goethes Pädagogik gleichzeitig: einmal sollte sie der Individualität des Zöglings helfen, sich frei zu entwickeln, und sodann ihn zu einem harmonischen Menschen ausbilden. Goethe legte Wert darauf, die herrschende Neigung, die Liebhaberei des Zöglings zu erforschen und sie für den Fall, daß sie fruchtbar werden konnte, zu unterstützen und zu fördern. Er bevorzugte den naturwissenschaftlichen Unterricht, aber er forderte auch nachdrücklich das Studium der Alten, denn die Antike war ihm die Grundlage aller Bildung. Nichts war ihm mehr verhaßt als das Predigen der Jugend gegenüber, das Schelten und Moralisiren, er begnügte sich nötigenfalls mit einer ernsten Mahnung. Natürlich war diese Erziehungsmethode getragen von seinem herrlichen Optimismus, seiner Grundvoraussetzung der Güte der menschlichen Natur. Er war sich auch dessen wohl bewußt und verkannte nicht die Notwendigkeit strengerer Maßregeln bei unbildsamen Individuen. Aber Geduld forderte er vor allem von Eltern und Erziehern. „Der spätere preußische Geheimrat J. G. Jacobi, der Sohn Fritz Jacobis, dessen nicht richtig aufgefaßte Eigentümlichkeit im frühern Knabenalter, für den Vater ein Gegenstand großer Besorgnis gewesen war, forderte Goethes ganze Teilnahme und thatkräftiges Eingreifen heraus. Die erste Kundgebung vom 31. März 1784 lautet: »Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde zu Münster und was ihr mit ihm habt. Ich weiß nichts von ihm, kann es nicht beurteilen, und wenn ich nicht sehr irre, behandelt ihr es falsch, die Fürstin und du. Ich mische mich nicht gern in dergleichen Sachen, denn die Vorstellungsarten sind zu verschieden und mit Schreiben ist gar nichts ausgerichtet, aber das Kind dauert mich, es ist doch dein und Bettys Kind, und gewiß nicht zum Bösewicht, zum Nichtswürdigen geboren.« Während die Eltern fortgesetzt unzufrieden sind, ist Goethe stets voll Zuversicht und behält schließlich Recht damit, daß er sie wegen ihrer Ungeduld gescholten hat: »Ein Blatt, das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern, eh es sich entwickelt; wenn man nicht Geduld hat und es gleich glatt haben will wie ein Weidenblatt, dann ists übel. Ich wünsche dir Glück zur Vaterfreude« (9. September 1788)."

Diese Skizze mag genügen, Goethe als Erzieher zu kennzeichnen und das Verdienst von Langguths Buch zu beleuchten. Um ihm nicht seinen Leserkreis zu nehmen, brechen wir diese Mitteilungen hier ab, so verführerisch es auch ist, sich in die unerschöpfliche Schönheit und Größe der Natur Goethes zu vertiefen.

Digitized by Google

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben.

15. Das Gaufeſt.

Herr Iſidor Hirſchfeld ſaß ſorgenvoll vor ſeinem Klappſekretär, Frau Cora Hirſchfeld in voller Breite auf ihrem Sofa.

Iſedor. — Hm? — Iſedor, ich will dir ſagen, daß du machſt eine Dummheit. — Wie haißt Dummheit? Rede doch keinen Unſinn! — Wirſt du verklagen den Schlemper, wird er gehen Pleite, wirſt du kriegen für deinen Wein nicht ſoviel.

Dieſer kühl ausgeſprochene Gedanke machte Herrn Iſidor Hirſchfeld ſo große Schmerzen, daß er von ſeinem Stuhle aufſchnellte, in der Stube herumtanzte und ſich im höchſten Grade aufregte. — Und ich werde ihn verklagen, und ich werde ihn bringen von Haus und Hof, und ich werde ihn bringen ins Gefängnis, und wenns mir ſoll koſten hundert Thaler.

Habe ich dir nicht geſagt, daß du machſt eine große Dummheit? Was haſt du davon, wenn du ihn bringſt ins Gefängnis? Den Aerger und die Koſten und die Blamage. Du ſollſt ihn laſſen in ſeinem Reſtaurant und ſollſt machen, daß er ſeinen Wein verkauft. Iſt dir geholfen, und ihm auch.

Herr Iſidor pflanzte ſich vor ſeiner Frau auf, ward betrübt und ſagte: Cora, ich hab dich gehalten für eine kluge Frau. Aber was du da redſt, iſt Stuß. Kann ich kriegen die Leute beim Schlafitche? kann ich ſie ſchleppen zum Schlemper? kann ich ſie zwingen, zu trinken meinen Wein?

Nu? erwiederte Frau Cora, haſt du vergeſſen, wie es der Goldſtein gemacht hat in Diſſa mit dem Jubiläum vom alten Przmiſchel. Hat er nicht verkauft ſeinen ganzen Rotwein, den die Leute nicht haben trinken wollen. Nu? Was bringſt du nicht zu ſtande ein kleines Jubiläche?

Frau Cora war eine kluge Frau. Davon war Herr Iſidor auch ſonſt überzeugt, aber in dieſem Augenblicke ſah er ſie mit Bewunderung an. Ja, das wars! Ein Feſt, ein Jubiläum, eine goldne Hochzeit bei Schlemper, und er war aus aller Not. Sein Wein wurde getrunken, und er kriegte ſein Geld. Freilich war es nötig, die träge Maſſe zu begeiſtern, einen der Feier würdigen Gegenſtand zu finden, ein Komitee zu bilden und die Sache ſo zu leiten, daß ſie bei Schlemper endete. Es ſchien unbedenklich, ſich mit fünf Mark an die Spitze einer Sammelliſte zu ſtellen, und gar nicht ſchwer, in Kaldenried, einer Stadt von 15 000 Einwohnern, das Rezept von Diſſa mit Erfolg in Anwendung zu bringen.

Die Sache ging aber doch nicht ſo leicht, wie es ſich Iſidor gedacht hatte. In einer Stadt von 15 000 Seelen ſind zwar ſtets Leute vorhanden, die vor 25 oder 50 Jahren irgend etwas geworden, oder die vor 60 oder 70 Jahren geboren

Digitized by Google

sind, und es kommt nur darauf an, das verborgene Verdienst auf den Leuchter zu stellen und Leute zu finden, die sich für verpflichtet halten, ihm seine Ehre in Form eines Zweckessens zu geben. Aber die Kaldenrieder sind ein etwas zähes Geschlecht, das sich schwer für etwas begeistern läßt, was andern zu gute kommen soll, das aber desto mehr von der Richtigkeit des Satzes: Selber essen macht fett überzeugt ist. Auch waren die Jubiläumskandidaten nicht sehr geeignet, Stimmung zu machen. Es konnte in Frage kommen der Bankier Heinzmann, der früher Pfandverleiher gewesen war und eine nicht ganz saubere Vergangenheit hatte, oder der Türmer Knopp, von dem leider nur zu allgemein bekannt war, daß er soff und daß er schlief, statt zu wachen. Um letztern war es schade. Wie schön hätte es sich gemacht, die gesamten städtischen Behörden aufzubieten und Toaste auf das „höchste städtische Amt" auszubringen!

Damit wars also nichts. Hirschfeld gab jedoch seinen rettenden Gedanken keineswegs auf, sondern spionirte weiter. Ja er entschloß sich, obwohl er ein erbärmlicher Biertrinker war und jedesmal hinterher Kopfschmerzen bekam, den Gambrinus aufzusuchen. Hier pulsirte, abgesehen von der Loge, das städtische Leben am lebendigsten. Hier versammelte sich das Spießbürgertum, hier kam allabendlich das Kaldenrieder ungedruckte Tageblatt unter der meisterhaften Redaktion der Frau Wirtin heraus, hier wurden unter Führung des Herrn Rektors die besten Witze gemacht. Um jedoch keine falschen Vorstellungen zu erwecken, muß noch gesagt werden, daß diese Witze meist zu dem Geschlechte der sogenannten Dauerwitze gehörten.

Einer der beliebtesten dieser Dauerwitze lief darauf hinaus, den Kommandanten der freiwilligen Feuerwehr, Herrn Klempnermeister und Stadtverordneten Pauli, zu veranlassen, auf seiner Signaltute (einer Art Kindertrompete, wie sie bei der Feuerwehr eingeführt ist) das Wassersignal zu tuten. Herr Pauli, ein harmloses, von der Feuerwehrsache begeistertes Menschenkind, hatte sich zwar hoch und teuer verschworen, es nie wieder zu thun; aber der Witz bestand darin, ihn auf allen möglichen Umwegen doch wieder dahin zu bringen. An dem Abende, an dem sich Herr Hirschfeld zum ersten male in den Gambrinus wagte, war Herr Pauli mit Rücksicht darauf, daß er am andern Tage zum Gauverbandsfeste nach Bugenhagen reisen wollte, in voller Uniform erschienen. Damit stand das Thema des Wassersignals auf der Tagesordnung. Das Wassersignal wurde auch wirklich unter allgemeinem Halloh durchgesetzt, worauf Herr Pauli, veranlaßt durch die ungeheure Wißbegierde der Gesellschaft, zeigte, wie man nach den Regeln der Kunst ein Kind aus den Flammen rettet. Das Orchester des anstoßenden Tanzsaales stellte das brennende Haus vor, der Herr Musikdirektor, in die Billarddecke gewickelt, einen Säugling von 180 Pfund, und die übrigen das entsetzte Publikum. Hierauf erklomm Herr Pauli unter Lebensgefahr die Galerie und rettete das Kind mit anerkennenswertem Eifer. Zum Schlusse des Manövers mußte er sich mit Hilfe des Gürtels und der Hanfschnur von oben herablassen, worauf „Feuer aus" geblasen wurde.

Herr Isidor Hirschfeld sah diesem allem ohne Freude zu. Die Bethätigungen des freien Bürgersinnes standen ihm zu hoch für solche Profanationen. Vor allem war er auch zu sehr von dem „sittlichen Werte" des Feuerlöschwesens überzeugt — man konnte ja selbst einmal abbrennen. Während nun die andern ihren Ulk trieben, hatten sich Herr Isidor Hirschfeld und Herr Pauli bald gefunden und in ein ausführliches Zwiegespräch über das freiwillige Feuerlöschwesen vertieft. Hierbei kam zur Sprache, daß Pauli auf dem Sprunge stehe, zum Gauverbandstage nach

Digitized by Google

Bugenhagen zu fahren, und daß vermutlich das nächste Fest in Rabenstein abgehalten werden würde.

Nun, warum in Rabenstein? meinte Hirschfeld, warum nicht in Kaldenried?

Das könnte man in der That für später in Aussicht nehmen.

Nehmen Sie es für früher in Aussicht, Herr Kommandant.

Das geht doch nicht gleich so, da muß man doch —

Da muß man einfach sagen in der Versammlung: Ich bitte ums Wort. Und wenn Sie das Wort haben, dann sprechen Sie: Meine Herren, ich lade Sie ein für nächstes Jahr nach Kaldenried, und sie werden kommen. Und ich werde Ihnen versichern, Herr Kommandant, die Bürgerschaft wird Sie nicht lassen im Stich.

Mit welcher Leichtigkeit dieser Herr Hirschfeld so schwierige Dinge behandelte! Nächstes Jahr? Kein Gedanke daran. Aber im Innern des Herrn Kommandanten baute sich ein Bild von erfreulichen Zügen auf. Die Versammlung neigte sich dem Ende zu. Er, Pauli, bestieg die Rednerbühne und sprach unter großer Aufmerksamkeit der Hörer: Meine Herren, es gereicht mir zur Ehre — oder Freude oder irgend etwas anderm, Sie aufzufordern, für nächstes Jahr Ihre Blicke auf Kaldenried, die Stadt der emporstrebenden Intelligenz, zu lenken. Ich glaube Ihnen einen begeisterten Empfang „seitens" unsrer Bürgerschaft, sowie genußreiche Tage versprechen zu können, und mache noch darauf aufmerksam, daß Kaldenried durch den großen Brand von 1832 in der Geschichte des Feuerlöschwesens eine denkwürdige „Etappe" bezeichnet. Darauf stürmisches Bravo, allgemeines Händeschütteln, er war der Held des Tages. Das alles wäre ja so schön gewesen, aber jetzt noch einen Auftrag zu stande zu bringen — unmöglich.

Am selbigen Abend sagte Herr Isidor mit einer von dem getrunkenen Biere und der inneren Erregung unsichern Stimme zu seiner Cora: Cora, du wirst haben dein Jubiläche, und es wird sein ein Gaufest.

Trotz alledem hätte Herr Isidor Hirschfeld wohl vergeblich gehofft, wenn ihm nicht die Umstände zu Hilfe gekommen wären. Rabenstein war nämlich für das Fest unmöglich geworden, da die Bürgerschaft und die Feuerwehr sich wegen einer anzuschaffenden neuen Spritze entzweit hatten. Das Gaupräsidium war in arger Verlegenheit, ging umher wie Diogenes mit der Laterne, um einen Festort zu suchen und traf schließlich auf Herrn Pauli, der unter vielem Wenn und Aber die Möglichkeit, Kaldenried zum Festorte zu gewinnen, zugab. Das Präsidium griff mit Begeisterung zu. Von rechts und links geschoben, stand Herr Pauli in dem entscheidenden Augenblicke, schier wider seinen Willen, auf der Rednerbühne, hielt seine Rede, die er sich nur für sich ausgedacht hatte, und erntete das begeisterte Bravo und das allgemeine Händeschütteln; er war der Held des Tages.

Auf dem Heimwege hatte er zwar einiges Herzklopfen, wenn er daran dachte, was man zu seiner Eigenmächtigkeit sagen würde. Aber er erwog alle ähnlichen Fälle und blieb getröstet vor der Frage stehen: Haben wohl jene Herren, die mit großer Freudigkeit zu den allgemeinen deutschen Sänger-, Turner- und Schützenfesten einluden, von der Bürgerschaft, das heißt von denen, welche schließlich die Festkosten zu tragen hatten, mehr Auftrag gehabt als du?

Er hatte sich bei seinen Befürchtungen auch nicht getäuscht. Die Mitteilung, daß Kaldenried im nächsten Jahre die Ehre haben werde, das Gaufest in seinen Mauern zu sehen, fand keine begeisterte Aufnahme. Man erhob zwar keinen Widerspruch, aber man machte mürrische Mienen, indem man die unvermeidlichen

Digitized by Google

Kosten erwog, die neue Bluse, den neuen Hausanstrich, die Einquartierung — Gedankenreihen, die sämtlich mit dem nicht erfreulichen Fragezeichen schlossen: Was wird die Frau dazu sagen? Nur die sogenannte Brandmauer, eine Genossenschaft, die ungefähr das vorstellte, was man sonst die scharfe Ecke zu nennen pflegt, Junggesellen und Haustyrannen, die sich vor keinem weiblichen Einspruche fürchteten und jede Gelegenheit zum Trinken willkommen hießen, stimmte begeistert zu. Im übrigen betrachtete man die Sache wie ein unvermeidliches Schicksal und tröstete sich einstweilen damit, daß man ja noch ein Jahr Zeit habe.

Die ganze Angelegenheit kam denn auch bis zum nächsten Frühling in Vergessenheit, nun aber galt es, der Aufgabe energisch „näher zu treten" und sie nach den Regeln der Kunst einzufädeln. Hierzu war Herr Isidor Hirschfeld der geeignete Mann. Natürlich war er längst der freiwilligen Feuerwehr beigetreten, freilich ohne daß dieser daraus ein erheblicher Vorteil erwachsen wäre. Man wußte mit seinen krummen Beinen nichts rechtes anzufangen und gab ihm den Schlauchwagen zu ziehen. Herr Isidor war stolz in dem Gefühle seiner Würde — was wäre auch die gesamte Feuerwehr ohne den Schlauchwagen gewesen, und was der Schlauchwagen ohne den, der ihn zog —, stand jedermann im Wege und hörte nicht auf zu fragen: Herr Kommandant, soll ich jetzt kommen mit dem Schlauchwagen, Herr Kommandant, soll ich jetzt gehn mit dem Schlauchwagen? Dagegen war er als Vorbereiter des Festes und Bearbeiter der öffentlichen Meinung sehr brauchbar. Es war seine Idee, vor allem den Gegenstand im Verein für Volksbildung auf die Tagesordnung zu setzen. Den Vorsitzenden, Herrn Redakteur Cohn, der sein guter Freund war, zu gewinnen, kostete keine Mühe; schwieriger war es, das geeignete Thema und den willigen Vortragenden zu finden. Auch diese Schwierigkeit überwand die Zähigkeit Herrn Hirschfelds. Der Gymnasiallehrer Herr Dr. Maudrig mußte heran und über das Feuerlöschwesen der alten Griechen und Römer sprechen. Der Vortrag war sehr schön. Er berührte den trojanischen Krieg und bewies aus den Quellen, daß die in Brand geratenen griechischen Schiffe mit Seewasser gelöscht wurden, ging auf den baupolizeiwidrigen Zustand des alten Athens zu den Zeiten der Perserkriege über und schloß mit dem Brande Roms zur Zeit Neros und den als Fackeln verbrannten christlichen Märtyrern. Der Pneumatica Heros wurde Erwähnung gethan und „konstatirt," daß man in Rom wirkliche Feuerspritzen gehabt habe, die Syphons genannt wurden. Zur Erläuterung wurde ein Selterwasser-Syphon herumgereicht und schließlich der Grundsatz aufgestellt, die Höhe des Feuerlöschens sei ein Maßstab für die Höhe der Kultur eines Volkes. Rauschender Beifall lohnte den Redner; alles war im Bewußtsein des Besitzes einer freiwilligen Feuerwehr von der Höhe der eignen Kultur überzeugt. Diesen Gefühlen lieh der Herr Vorsitzende beredten Ausdruck, indem er auf das bevorstehende Gaufest hinwies und die Ueberzeugung aussprach, daß Herr Pauli die lebhafteste Dankbarkeit der Bürgerschaft verdiene (Stimme aus dem Hintergrunde: Na na!), wie denn auch der opferfreudige Heldenmut der freiwilligen Feuerwehr über alles Lob erhaben sei.

Inzwischen machten die opferfreudigen Helden immer bedenklichere Gesichter, denn die verschiednen Heldenfrauen fingen an, unangenehm zu werden. Da war es einer von dem Kollegium der Brandmauer, noch dazu ein alter Junggeselle, der das Rechte traf: Leute, sagte er, mit Speck fängt man Mäuse. Richtet einen Gauball ein, und ich sage euch, das ganze Weibervolk ist gewonnen. Dies wurde beschlossen, und sogleich klärten sich sämtliche Gesichter auf.

Jetzt kam es darauf an, die Kommission zu bilden. Mit Rücksicht auf die

Digitized by Google

Bedeutung der Sache sollte diese Kommission aus einundzwanzig Mitgliedern bestehen; es sollten alle Spitzen der Behörden zur Teilnahme eingeladen werden, es sollten auch alle bürgerlichen Klassen und Interessentenkreise Vertretung finden. Zu den Spitzen gehörte natürlich der Herr Bürgermeister, der Herr Gymnasialdirektor, der Herr Kreisphysikus und der Herr Baron von Rackwitz, der den abberufenen Herrn Landrat vertrat.

Herr Isidor warf sich in seinen Frack und Herr Pauli in seinen Bratenrock, und so machten sich beide, beladen mit dem Auftrage der Generalversammlung der freiwilligen Feuerwehr, auf den Weg, die genannten Herren einzuladen. Der Herr Bürgermeister wußte, was ihm bevorstand, und hatte als kluger Stadtverwaltungsdiplomat erwogen, daß er nächstens einige bedenkliche Etatsüberschreitungen zu vertreten haben werde, und daß er vom freien Bürgersinne heftige Opposition und den ganzen Brustton sittlicher Entrüstung zu erwarten habe, wenn er in Bezug auf das Fest Schwierigkeiten mache. Die Deputation trat ein und trug ihre Sache vor, der Herr Bürgermeister legte sein Gesicht in die allerbedenklichsten Falten. Er stehe ja der Angelegenheit höchst wohlwollend gegenüber, es seien aber doch auch ganz „erhebliche" Schwierigkeiten zu überwinden. Herr Isidor Hirschfeld überwand diese Schwierigkeiten mit siegreichen Gründen. Der Herr Bürgermeister gab schließlich der nationalökonomischen Erwägung, daß das Fest Geld in die Stadt bringe, nach und versprach — soweit es seine sehr in Anspruch genommene Zeit gestatte — seine Hilfe. Die Deputation zog triumphirend ab, und der Herr Bürgermeister betrachtete seufzend den Stoß wichtiger Verwaltungssachen, deren Erledigung nun abermals verschoben werden mußte. Aber das Gaufest mußte doch allem andern vorgehen.

Der Herr Baron von Rackwitz, ein etwas langsamer Herr, dessen Amtsthätigkeit darin bestand, seinen Namen unter das zu setzen, was der Herr Kreissekretär verfügt hatte, hörte mit abwesenden Blicken die Rede an, welche Herr Isidor in nervöser Eile hersagte. Als letzterer eine Pause machte, setzte er seinen Kneifer auf, eine Geberde, deren Zweckmäßigkeit er in verlegenen Momenten schon öfter erprobt hatte.

Und so wollen wir Sie gebeten haben, Herr Baron, fuhr Isidor fort, uns die Ehre zu geben zu unserm Gaufeste, das am 25. August stattfinden soll.

— finden soll? Was Sie sagen?

Es werden erwartet die Vereine des Bezirkes und der umliegenden Fürstentümer.

Mindestens achthundert Personen werden eintreffen. Wir werden haben einen Festzug, Festbankett und Ball.

Es wird stattfinden eine Spritzenprobe und Feuerwehrmanöver. Zur Vorbereitung wird sich bilden eine Einundzwanziger-Kommission, wozu wir Sie gebeten haben wollten, Herr Baron, mit beizutreten.

Fabelhaft. — Jaso. Natürlich, werde mir ein Vergnügen daraus machen. Natürlich, soweit es meine sehr in Anspruch genommene Zeit gestattet. Adieu, adieu.

Bei Tisch wandte sich die Frau Baronin fragend an den Herrn Baron: Egon, ist es denn wahr, was man auf dem Markte erzählte, daß du zum Gaufeste zugesagt hast? (Der Herr Baron setzte bedeutsam seinen Kneifer auf.) Du hast doch nicht vergessen, daß wir im August nach Heringsdorf reisen wollten.

In der That —

Aber Egon, ich bitte dich, sei doch nicht so denkfaul.

Digitized by Google

Sieh mal an — denkfaul — wie meinst du das, meine Liebe?

Hab ich dir schon zehnmal gesagt. Wir wollen, wie du weißt, im August nach Heringsdorf, du mußt also das Gaufest absagen.

Unmöglich — der Kneifer fiel herab — Repräsentation — nationale That — Beteiligung der Spitzen — Wirst allein reisen müssen, meine Liebe. Das war aber der Frau Baronin gerade recht, und so machte sich das übrige.

Nicht so glatt ging es bei dem Herrn Gymnasialdirektor. Die Kommission traf ihn mitten unter ganzen Stößen von Korrekturen und Berichten an. Er war also nicht in rosigster Laune und antwortete in seiner zugleich hastigen und stockenden Weise: Bedaure, kann mich für Ihr Gau—efest nicht inter—essiren. Wenn Sie Zeit und Lust zu der An—egelegenheit haben, so gratu—elire ich Ihnen; aber ich habe dienst—eliche Ab—ehaltung. Herr Pauli war etwas eingeschüchtert und wäre wohl davongegangen, aber ein Isidor Hirschfeld war nicht mit so leichter Mühe abzuschütteln. Er stellte die Angelegenheit nochmals dar und schloß: Herr Direktor, wir würden bedauern, Sie nicht im Komitee zu haben, da die Spitzen sämtlich teilnehmen. Wir kommen eben vom Herrn Baron, welcher zugesagt hat mit Bereitwilligkeit. — Niemand gehört ungestraft zu den Spitzen, dann am wenigsten, wenn die Frau Gemahlin darauf Wert legt, zu den Damen der Spitzen zu gehören. Der Herr Gymnasialdirektor war sehr un—egehalten, aber es half nichts, er mußte nach—egeben.

Weit weniger Umstände machte der Herr Kreisphysikus, der sich sogleich bereit erklärte und als Probe seiner Beteiligung an der Kommission auseinandersetzte, wie mit Hilfe von Esmarchschen Hosenträgern etwa verunglückten Feuerwehrleuten der Notverband angelegt werde, wobei Herr Isidor Hirschfeld um einige Grad blässer wurde. Hier endeten die persönlichen Einladungen. Die übrigen wurden durch Zirkular aufgefordert, sich an der nationalen That zu beteiligen und ihre Interessen wahrzunehmen.

Nunmehr begannen die Kommissionssitzungen. Solche Kommissionssitzungen sind, wie jedermann weiß, sehr zeitraubend, denn sie beginnen und schließen höchst unpünktlich und bestehen, genau genommen, aus einem Vortrunke, einem Haupttrunke und einem Nachtrunke. Es ist auch sehr umständlich, wenn jedem der zu spät kommenden Herren Ehrenmitgliedern der ganze Verlauf der Sache nochmals dargelegt werden muß. Die Kommission arbeitete also, das heißt, sie nahm Vorschläge der Mitglieder „entgegen," erweiterte diese und nahm sie dann mit größter Liberalität an. Man hatte bei der Kommission alle Stände und Interessenkreise berücksichtigt, es war also begreiflich, daß die Vorschläge auch den verschiednen Interessen entsprachen. Herr Handelsgärtner Abel beantragte die Ausschmückung der Stadt und des Festplatzes mit Guirlanden. Angenommen. Herr Pauli (Klempnermeister) war für eine Illumination durch Blechlämpchen, Herr Seifensieder Sondershausen mehr für Stearinkerzen. Angenommen. Herr Kreisphysikus Mylius machte auf die Notwendigkeit, einen Verbandplatz einzurichten, aufmerksam. Angenommen. Herr Kürschnermeister Lampe wollte die Besorgung der erforderlichen Esmarchschen Hosenträger übernehmen. Angenommen. Herr Malermeister Schlierke war auf dem Schützenfeste zu Leipzig gewesen und hielt die Errichtung eines Triumphbogens aus Brettern mit Wappen und symbolischen Malereien für unerläßlich. Der Herr Gymnasialdirektor empfahl die symbolische Darstellung von Wasser und Feuer, und der Herr Baron Inschriften aus Schillers Glocke. Angenommen. Dann kam der Herr Redakteur Cohn, der für eine Festzeitung eintrat. Er hatte eine Novelle liegen, die, wenn sämtliche darin vorkommenden Personen zu Feuerwehrleuten umgestaltet wurden,

Digitized by Google

sich zur Festnovelle eignete. Da er die unentgeltliche Aufnahme von Inseraten in Aussicht stellte, fand er die Unterstützung aller der Mitglieder der Kommission, welche Blumenspritzen, Hosenstoffe, Brennmaterial, Löschpapier, Räucherkerzchen und ähnliche passende Sachen zu annonciren hatten. Auch dieser Vorschlag wurde angenommen. Der nächstfolgende Vorschlag gab zu ernstlicher Meinungsverschiedenheit Anlaß. Es handelte sich um das Festbankett, ob es bei Schlemper oder im Preußischen Hofe abgehalten und ob dazu Wein oder Bier getrunken werden sollte. Eigentlich war man für die letztern Vorschläge. Aber Herr Isidor Hirschfeld ließ nicht nach, regte sich furchtbar auf und setzte endlich seinen Schlemper und seinen Wein durch. Als endlich noch Herr Modewarenhändler Breitfuß mit einem Vorschlage, Ehrenjungfrauen weiß einkleiden zu lassen, ankam und die Andeutung machte, daß die erforderlichen Stoffe bei ihm höchst preiswert zu haben seien, riß der Faden der Geduld. Man wurde gar zu deutlich an die Kosten erinnert, man hatte bisher alles angenommen, eine Ablehnung durfte doch nicht fehlen, und so wurde dieser Antrag abgelehnt. Das Gaufest hatte sich ohne Ehrenjungfrauen zu behelfen.

Aber dies alles geschah noch in der Zeit der ersten Liebe. Des Lebens Ernst blieb nicht aus, denn es zeigte sich, daß zwar die Ideen sehr schön waren, aber die Mittel nicht ausreichten. Die Festzeitung kam gar nicht zu stande, obgleich der Herr Lokaldichter die Begrüßungsode schon fertig hatte. Glücklicherweise erschien diese später im Intelligenzblatte. Der Monumentalbau aus Brettern schrumpfte zu einer gewöhnlichen, aus Tannenguirlanden und Rüstbäumen aufgeführten Ehrenpforte zusammen. Nur zwei Pappschilde, ein rotes, das das Feuer, und ein blaues, das das Wasser symbolisirte, und die Inschrift: Wohlthätig ist des Feuers Macht ꝛc. erinnerten an die schönen Pläne. Der Verbandplatz, ohne den es der Herr Kreisphysikus schlechterdings nicht that, beschränkte sich auf eine Marktbude mit einer Inschrift und einigen Verbandrollen und Stärkungsmitteln.

Noch andre Schwierigkeiten türmten sich auf. Einzelne nicht zur Kommission zugezogene Interessenten wurden bösartig; es war zu befürchten, daß die unliebsamen Bemerkungen dieser Herren die ganze Stimmung verderben würden. Der Appell an die oftbewährte Gastlichkeit von Kaldenried, sowie die Aufforderung, sich an der nationalen That durch Gewährung von Freiquartieren zu beteiligen, verfing nicht. Bereits verhandelte man mit einigen Wirten über die Einrichtung der verschiednen Tanzsäle zu Massenquartieren, da gelang es in einer langen, anstrengenden Sitzung, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Man machte die widerstrebenden Herren unter Ueberreichung von gewaltigen Schleifen zu Festordnern, welche die ausschließliche Aufgabe hatten, dem Festzuge voranzuschreiten, und man bestimmte, daß alle diejenigen, welche Freiquartiere gewähren würden, Zutritt zu dem Feuerwehrballe haben sollten. Das half.

So rückten denn die Festtage heran, und die Stadt that wirklich Hervorragendes. Die Holzgasse, durch die der Zug gehen sollte, wurde gepflastert, der Markt ausgebessert, und für das Rathaus wurden drei neue Fahnen angeschafft. Es wurden Decken geweißt, Zimmer tapeziert und Häuser neu angestrichen, es wurden Fahnen gewaschen, Tannenbäume herangefahren und Guirlanden gebunden, kurz die Stadt legte ein Festkleid an, welches das zu Königs Geburtstag oder zum Sedanfeste gebräuchliche weit übertraf. Aber man hatte ja auch nicht alle Jahre Gaufest. Die Kommission war in fieberhafter Thätigkeit. Die Stadtverwaltung ruhte, die Wissenschaften spannten aus, und die Geschäfte traten zurück — wegen des Gaufestes. Am Festvorabend gab es feierlichen Zapfenstreich, und am Festmorgen blies der

Digitized by Google

Stadtmusikus vom Turme herab: Nun danket alle Gott. Froh bewegte Menschen standen auf der Straße. Die Schule fiel natürlich aus, und der Wochenmarkt war verlegt worden — wegen des Gaufestes. Schon tauchten einzelne Feuerwehrmänner in voller Rüstung auf. „Sensation“ unter den Mädchen am Brunnen: Da ist einer, da ist einer! Aber es war ein Kaldenrieder, noch dazu Vater von fünf lebendigen Kindern. Aber jener dort, der mit ernster Miene und gravitätischem Schritte über den Markt wandelte, war wirklich ein Auswärtiger. Ein so blanker Römerhelm, so breite Litzen, eine so große Signaltute war in Kaldenried noch nicht gesehen worden.

Durch das Gerberthor zogen Trupps von Feuerwehrleuten ein, einige sogar mit Tönen, die von weitem wie Musik klangen; aber das waren Bauernvereine aus der Nachbarschaft, mit denen man nicht viel Umstände machte. Nur die liebe Jugend ließ sichs nicht nehmen, vorauszuziehen. Die ankommenden blieben eine Zeit lang scheinbar zwecklos auf dem Markte stehen und verliefen sich dann in die verschiednen „Restaurants.“

Der Ort, wo die Festbegeisterung am kräftigsten pulsirte, war der Bahnhof. Hier hatte sich im Damenzimmer der Wohnungsausschuß festgesetzt, den Vorsitz führte kein geringerer als der Herr Gymnasialdirektor. Auf dem Perron herrschte eine von Minute zu Minute wachsende Spannung. Man redete im Flüstertone; der Bahnhofsinspektor hatte seine beste Dienstmütze auf.

Da fährt der Festzug ein. Bereits von weitem hört man ein Getöse von Stimmen, Hände winken mit ekstatischer Hast zu den Wagenfenstern heraus, alles stürzt aus den Koupees, als hänge an der Minute das Leben. Schon werden Reden gehalten. Herr Isidor Hirschfeld ist groß, ja er würde noch größer dagestanden haben, wenn er nicht zu klein gewesen wäre. Die Führer des Volkes und Leiter der Gausache begrüßen sich mit ernstem Händeschütteln wie Blutsverwandte, die sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen haben. Sogleich wird stehenden Fußes eine Sitzung abgehalten und festgestellt, daß die Thätigkeit der Kaldenrieder Festkommission über alles Lob erhaben sei, und daß, wenn das Wetter günstig bleibe, auf einen glänzenden Verlauf des Festes alle Aussicht vorhanden sei. So war der erste große Moment vorüber gegangen, und die Spannung löste sich auf in etliche Töpfchen Bier. Doch fand der große Moment bei jedem einlaufenden Zuge seine Wiederholung, bis die achthundert todesmutigen Beschützer des Bürgerwohles bei einander waren.

Mit gewohnter Umsicht hatte der Vorstand das Fest in der Weise angeordnet, daß am ersten Nachmittage die Verhandlungen, am Abend die offiziellen Begrüßungen, am andern Mittage der Festzug, das Feuerwehrmannöver und hierauf Festbankett und Ball stattfinden sollte. Wir müssen es uns leider versagen, alle diese „Phasen“ des Gaufestes mit zu durchleben, und können nur versichern, daß kein Mißton das schöne Fest störte. Denn daß im Schützenhause die Fenster eingeworfen und in der Gerbergasse ein Nachtwächter geprügelt wurde, geschah doch erst nach Schluß des Festes und mag mit dem Uebermaße der genossenen Begeisterung entschuldigt werden. Die Verhandlungen verliefen in herkömmlicher Weise. Ein Häuflein redebegeisterter Männer debattirte drinnen im Saal im Schweiße des Angesichts über die der Hilfskasse für verunglückte Feuerwehrmänner vom Staate zu leistende Beihilfe. Die Mehrzahl saß währenddessen draußen unter den Bäumen, trank im kühlen Schatten ihr Bier, vergnügte sich mit zweifelhaften Witzen und hörte einem Gott weiß wie dazwischen gekommenen Agenten einer Feuerversicherungsgesellschaft zu, der für sein Haus Reklame machte und seine

Digitized by Google

Rede mit den schönen Worten schloß: Darum, meine Herren, lassen Sie alles ruhig brennen, Sie haben Ihre Police, und die Gesellschaft bezahlt mit Vergnügen bei Heller und Pfennig. Nach Schluß der Verhandlungen wandte man sich zur Besichtigung der Stadt. Besonders das Haus, bei dem der große Brand von 1832 Halt gemacht hatte, fand eine wehmütig-ernste Betrachtung.

Der Höhepunkt des Festes war der Festzug, der brüllend und angebrüllt die Straßen der Stadt durchzog und zuletzt auf dem Holzplatze Aufstellung nahm. Die den Schluß bildende Kaldenrieder Feuerwehr schwenkte kurz zuvor ab und verteilte sich in die dem Spritzenhause zunächst liegenden Restaurationen, um sich durch einige Gläser Bier in die vorgeschriebene Ahnungslosigkeit zu versetzen. Schlag zwei Uhr ertönte die Sturmglocke. Der Festredner auf dem Holzplatze hatte leider seine zündenden Worte noch nicht beendet und mußte einen unfreiwilligen Schluß machen. Die Signalbläser eilten durch die Straßen der Stadt, in denen kein Feuerwehrmann mehr zu finden war; die in den Bierstuben aufgeschreckte Mannschaft stürzte sich auf die Geräte und kam mit unglaublicher Präzision auf den Holzplatz angerast. Nur Herr Isidor Hirschfeld hatte sich mit seinem Schlauchwagen verlaufen, oder vielmehr er hatte den kürzern Weg genommen und war hinter einem dicht zusammengeketteten Haufen Zuschauern sitzen geblieben. Glücklicherweise war Herr Pauli der Mann, auch solcher kritischen Augenblicke Herr zu werden. Er verzehnfachte sich, er war überall, er griff überall zu, er stellte jeden Mann an, half jeden Schlauch anschrauben und kommandirte, bis er überhaupt gar keine Stimme mehr hatte. Es muß der Wahrheit gemäß berichtet werden, daß die Spritzen gut waren und das nötige Wasser abgaben, daß der aus Zimmerleuten, Dachdeckern und Schornsteinfegern zusammengesetzte Steigerzug zu klettern verstand und die „Generals“ sowie die „Spezialidee“ durchgeführt wurde. Mit Hochgefühl blies der Kommandant „Feuer aus“ und nahm die Glückwünsche der Versammlung entgegen. Nur der alte Polizeisergeant Ladewig sagte kopfschüttelnd zu seinem Kollegen: Bei uns in der Instruktionsstunde hieß es: Der Kommandant bleibt auf seiner Stelle stehen, um daß damit ihn die Ordonnanz finden kann. Was diesen Feuerwehrkommandanten anbetrifft, den hätte ich als Ordonnanz nicht gefunden. Aber was versteht die Soldateska vom freiwilligen Feuerlöschwesen!

Den Schluß bildete ein Feuerwehrreigen, das heißt eine Art Kinder-Ringelreihen, die von den großen Leuten mit aller Ernsthaftigkeit nach den Klängen der „Kleinen Fischerin“ getanzt und von den maßgebenden Persönlichkeiten für sehr instruktiv gehalten wurde. Hierauf wandte man sich zur Besichtigung der Ausstellung von Löschgeräten, die von einem halben Dutzend seufzender Fabrikanten, welche die Kosten erwogen, aber der Konkurrenz wegen nicht fern zu bleiben wagten, beschickt worden war.

Blicken wir auf die Tage des Festes zurück, so müssen wir anerkennen: der Erfolg war der Mühe wert. Es sind fünfundneunzig Hektoliter Bier getrunken worden, und von dem Weine Hirschfelds ist auch nicht eine Flasche übrig geblieben. Leider hat es nicht an solchen gefehlt, welche beflissen gewesen sind, den so erhabenen „Festgedanken“ herabzuziehen. Hat sich doch der Herr Bergrat nicht geschämt, öffentlich zu sagen: Unsre werten Festgäste, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hätten besser gethan, für Frau und Kinder etwas zu verdienen, als zu „Saufesten“ zu ziehen und ihr Geld zu vertrinken. Aber man weiß ja: jene Herren sind keine Freunde der Volkswohlfahrt, und die Bethätigung des freien Bürgersinnes ist ihnen ein Dorn im Auge.

Sprechen wir es aus: Feste sind Manöver. Hier werden die Kräfte geprüft,

Digitized by Google

gestählt und für den „Ernstfall“ bereit gestellt. Umgekehrt sind Erfolge die Probe auf die Wirksamkeit der vorausgehenden Feste. Es würde zu weit führen, dies in Bezug auf die Schützen- und Turnerfeste und das deutsche Reich nachzuweisen. Wenn in Kaldenried diese Probe nicht so günstig ausfiel, als zu wünschen gewesen wäre, so lag dies an gewissen besonders ungünstigen Umständen. Bei Gelegenheit des Festbankettes hatte Herr Pauli, während die anwesenden Bürger ein gelindes Gruseln überlief, den kecken Wunsch ausgesprochen: Möchte es doch in Kaldenried endlich einmal brennen, damit die Feuerwehr zeigen könnte, daß die gebrachten Opfer nicht vergeblich gebracht worden sind. In der Nacht nach dem Feste, als alles, auch der Türmer, im tiefsten Schlafe lag, brannte es wirklich. Die Spritzen waren in Eile in den Schuppen untergebracht, aber keine stand an ihrem Orte, die Schläuche waren zum Trocknen nach der Bleiche geschickt worden, und vor allem: Herr Pauli war krank. Es war ein kleines, geduldiges Feuerchen, ein massiv gebauter Pferdestall, es regte sich kein Lüftchen, und es fiel ein linder Regen. Endlich kam die erste Spritze an. Man probirte und disputirte und fuhr sie wieder weg, so die zweite und die dritte. Man legte Schläuche, aber sie wollten nicht passen, kurz, es wollte nichts klappen. Das Publikum machte Bemerkungen, die für die Feuerwehr nicht sehr schmeichelhaft ausfielen, besonders zeichnete sich eine Reihe von Zuschauern aus, die auf der gegenüberstehenden Gartenmauer Platz genommen hatten: Es wird nichts. — Laßt doch die Musik kommen, sonst können sie nichts. — Musik! — Fischerin du kleine! — Schunkelwalzer! Und wirklich, angesichts der hellen Flamme faßte sich die Reihe unter und fing an zu schunkeln!

Von Herrn Isidor Hirschfeld war nichts zu hören und zu sehen. Der Pferdestall grenzte an seinen Hof. Nachdem er den leeren Schlauchwagen auf seinen Hof gefahren hatte, rettete er seinen Schreibsekretär auf die Straße, und Frau Cora setzte sich darauf.

Er hatte allerdings einigen Schaden von dem Feuer gehabt. Als er diesen aber bei seiner Gesellschaft anmeldete und die Antwort erhielt, es werde nichts vergütet, da er ja nicht nötig gehabt hätte, seine Möbel in den Regen zu schleppen, verwünschte er die freiwillige und die unfreiwillige Feuerwehr und ihre Kinder und Kindeskinder und trat noch am selbigen Tage wieder aus.

Juni 1888.

Ad naturam delineavit
F. A.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Die Hauptlandſtraße, welche nach Fjordby führt, iſt in der Nähe der Stadt von zwei mächtigen Dornhecken begrenzt, die Konſul Claudys Küchengarten ſowie ſeinen großen Strandgarten einhegen. Der Weg teilt ſich dort und endet einerſeits in des Konſuls Hofplatz, der ſo groß wie ein Marktplatz iſt, anderſeits macht er eine Drehung und läuft zwiſchen Claudys Scheune und dem Holzlager als Straße durch die Stadt. Von den Reiſenden machen viele die Drehung und fahren weiter, während andre anhalten, in der Meinung, ſie ſeien am Ziele, ſobald ſie den getheerten Thorweg des Konſuls erreicht haben, der ſtets weit geöffnet iſt, und auf deſſen zurückgeſchlagenen Flügeltüren ſtets zum Trocknen ausgeſpannte Felle hängen.

Die Gebäude des Hofes waren alle alt, mit Ausnahme des hohen Speichers, deſſen langweiliges totes Schieferdach Fjordbys neueſte Errungenſchaft auf dem Gebiete der Baukunſt war. Das lange, niedrige Vorderhaus ſah aus, als würde es von drei großen Bodenetagen zur Erde gedrückt, und ſtieß in einem dunkeln Winkel mit der Brauerei und den Ställen, in einem helleren Winkel mit dem Speicher zuſammen. In dem dunkeln Winkel lag die Hinterthür, die in den Laden führte, der mit der Bauernſtube, dem Kontor und der Leuteſtube eine kleine dumpfe Welt für ſich bildete, in der ein gemiſchter Geruch von gemeinem Tabak, von erdigen Fußböden, von Gewürzen, getrockneten Fiſchen und naſſem Wollzeug die Luft ſo dick machte, daß ſie förmlich zu ſchmecken war. War man dann aber durch das Kontor mit ſeinem durchdringenden Siegellacksgeruch an den Korridor gelangt, der die Scheidewand zwiſchen dem Geſchäft

Digitized by Google

und der Familie bildete, so wurde man durch den hier herrschenden Duft von neuem Damenputz auf die süße Blumenluft der Zimmer vorbereitet. Es war dies nicht der Duft eines Bouketts, er rührte nicht von wirklichen Blumen her, es war die mystische, Erinnerung erweckende Atmosphäre, die über jedem Heim schwebt, und von der niemand mit Bestimmtheit sagen kann, woher sie stammt. Jedes Heim hat seinen eignen Duft, es kann an tausend Dinge erinnern, an den Geruch alter Handschuhe, an neue Spielkarten oder geöffnete Klaviere, aber es ist stets ein andrer; er kann mit Räucherwerk, mit Parfüms und Zigarrenrauch übertäubt, aber er kann niemals ganz ertötet werden, er kommt immer wieder und ist stets da, unverändert, wie er von Anfang an gewesen ist. Hier war er wie Blumenduft, nicht von Rosen, Levkojen oder sonst wirklich vorhandnen Blumen herstammend, sondern etwa wie man sich den Duft jener phantastischen saphirmatten Lilienranken denkt, deren Blüten sich um die Vasen aus altem Porzellan schlingen. Und wie stimmte dieser Duft zu den großen, niedrigen Stuben, mit ihren ererbten Möbeln und der altväterischen Zierlichkeit! Die Fußböden waren so weiß, wie es nur die Fußböden der Großmütter noch sind, die Wände waren einfarbig, mit einer leichten, hellen Guirlande, die sich unter dem Sims hinzog, in der Mitte der Decke war eine Stuckrosette, und die Thüren waren kannellirt und hatten blanke Messinggriffe in Delphinform. Vor den Fenstern mit den kleinen Scheiben hingen luftige Gardinen, weiß wie Schnee, faltenreich und kokett mit farbigen Bandschleifen aufgenommen wie der Behang eines Brautbettes für Damon und Phyllis, und auf den Fensterbrettern blühten in grüngesprenkelten Töpfen altmodische Blumen, blaue Agapanthus, blaue Pyramidenglocken, feinblättrige Myrten, feuerrote Verbenen und schmetterlingsbunte Geranien. Aber es waren doch hauptsächlich die Möbel, die dem Ganzen sein Gepräge verliehen; diese soliden Tische mit den großen Platten von dunkelm Mahagoni, diese Stühle, deren Rücken sich wie ein Span um uns krümmt, diese Schubladenmöbel in allen möglichen Formen, Riesenkommoden mit in hellgelbem Holz eingelegten mythologischen Szenen — Daphne, Arachne und Narcissus —, oder auch Sekretäre auf dünnen, geschnörkelten Beinen, an denen jede einzelne Schublade mit Mosaiken aus dentrischem Marmor verziert war, einsame, viereckige Häuser mit einem Baume daneben vorstellend — das alles aus einer Zeit lange vor Napoleon. Da waren ferner Spiegel mit gemalten Blumen auf dem Glase in Weiß und Bronze: Schilf und Lotusblüten, die auf dem blanken See schwammen; und dann das Sofa, nicht wie jene zierlichen kleinen Dinger auf denen nur zwei sitzen können, nein, solid und massiv erhob es sich vom Fußboden, gleich einer geräumigen Terrasse, an beiden Seiten in einem brusthohen Konsolschrank endend, auf dem sich wieder je ein kleinerer Schrank in Mannshöhe erhob und eine alte Urne außer dem Bereich gewöhnlicher Sterblichen brachte. Es war kein Wunder, daß sich so viele alte Sachen im Hause des Konsuls befanden, denn sein Vater und vor ihm sein Großvater hatten

Digitized by Google

innerhalb dieser Wände gelebt und genossen, wenn ihnen die Arbeit im Kontor und auf dem Holzlager Ruhe ließ.

Der Großvater, Berendt Berendtsen Claudy, dessen Namen das Geschäft noch führte, hatte das Haus gebaut und sich hauptsächlich für das Laden- und Produktengeschäft interessirt, der Vater hatte das Holzgeschäft in die Höhe gebracht, Felder und Grundstücke gekauft, den Laden gebaut und die beiden Gärten angelegt. Der jetzt lebende Claudy hatte sich auf den Kornhandel geworfen, hatte den Speicher und die Wirksamkeit eines englischen und hannöverschen Konsuls sowie eines Lloydagenten mit seiner Thätigkeit als Kaufmann verbunden. Das Korn und die Nordsee nahmen seine Zeit derart in Anspruch, daß er nur eine dilettantische Aufsicht über die übrigen Zweige seines Geschäftes führen konnte, weshalb er diese zwischen einem bankerotten Vetter und einem alten, schwer umgänglichen Verwalter geteilt hatte. Der letztere aber setzte dem Konsul jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür, indem er behauptete, es sei ganz einerlei, wie es mit dem Geschäft ginge, der Acker müsse aber bestellt werden, und wenn er pflügen wolle, so müßten die andern sehen, woher sie Pferde zum Holzfahren bekämen, sein Gespann brauche er selber. Weil aber der Mann sehr tüchtig war, ließ sich daran nichts ändern.

Konsul Claudy war ein angehender Fünfziger, ein stattlicher Mann mit regelmäßigen, kräftigen, an das Plumpe streifenden Zügen, die sich ebenso leicht zu dem Ausdruck von Energie und Verschlagenheit zusammenzogen, wie sie den Ausdruck gierigen Genusses annehmen konnten. Er war auch wirklich ebenso sehr in seinem Element, wenn er einen Handel mit den schlauen Bauern abschloß oder mit einer Schar eigensinniger Bürger akkordirte, als wenn er bei einer letzten Flasche Portwein zwischen grauhaarigen Sündern saß und einer mehr als schlüpfrigen Geschichte lauschte oder auch selbst eine solche in der drastischen Weise erzählte, in der er berühmt war.

Das war aber nicht der ganze Mann. Die Erziehung, die er genossen hatte, brachte es mit sich, daß er sich auf Gebieten, die außerhalb des rein Praktischen lagen, nicht zu Hause fühlte, aber deshalb verachtete er keineswegs das, was er nicht verstand, auch suchte er es nicht zu verbergen, daß er es nicht verstand, indem er etwa mitredete und verlangte, daß man sein Geschwätz beachten solle, weil er ein älterer, praktisch erfahrener, hochbesteuerter Bürger war. Im Gegenteil. Er konnte mit einer rührenden Andacht dasitzen und dem Gespräche junger Damen und Herren lauschen und hin und wieder nach vielen Entschuldigungen eine bescheidene Frage äußern, die fast ausnahmslos aufs umständlichste beantwortet wurde, worauf er dann mit der ganzen Verbindlichkeit dankte, die Ältere so schön in ihren Dank der Jugend gegenüber legen können.

Es konnte überhaupt in einzelnen glücklichen Augenblicken etwas überraschend Zartes über Konsul Claudy liegen, ein sehnender Ausdruck in seinen

Digitized by Google

klaren, braunen Augen, ein wehmutsvolles Lächeln um seine üppigen Lippen, ein suchender, erinnerungsvoller Tonfall in seiner Stimme, als sehnte er sich nach einer in seinen Augen bessern Welt, als die war, der er sich nach Ansicht seiner Freunde mit Leib und Seele ergeben hatte.

Zwischen dieser bessern Welt und ihm unterhielt seine Frau die Verbindung. Sie war eine jener sanften, blassen, jungfräulichen Naturen, die nicht den Mut oder auch nicht den Trieb besitzen, ihre Liebe so auszulieben, daß in der tiefsten Tiefe ihrer Seele nichts mehr von dem eignen Ich zurück bleibt. Auch nicht einen einzigen flüchtigen Augenblick können sie so ergriffen werden, daß sie sich blindlings unter die Wagenräder ihres Abgottes werfen. Das können sie nicht, sonst aber können sie alles für den Geliebten thun, sie können die schwersten Pflichten erfüllen, sind zu den schmerzlichsten Opfern bereit, und es giebt keine Demütigung, die sie nicht willig auf sich nehmen würden. So sind die besten unter ihnen.

So große Forderungen wurden nun an Frau Claudy gerade nicht gestellt, aber ganz ohne Kummer war ihre Ehe auch nicht verlaufen. Es war nämlich offnes Geheimnis in Fjordby, daß der Konsul nicht der treueste Ehemann war, oder es doch wenigstens bis vor einigen Jahren nicht gewesen war. Natürlich war das ein großer Kummer für sie, und es war ihr nicht leicht geworden, ihr Herz dazu zu zwingen, daß es festhielt und nicht wankte in diesem Wirbel von Eifersucht, Verachtung und Zorn, Scham und tötlichem Schreck, der den Boden unter ihren Füßen hatte erbeben machen. Aber sie widerstand. Es kam nicht nur kein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen, sie verhinderte sogar jegliches Geständnis von seiten ihres Mannes. Wußte sie doch, daß wenn er zu Worten käme, diese sie mit sich fortreißen würden, fort von ihm. Schweigend mußte es getragen werden, und schweigend suchte sie sich zur Mitschuldigen an dem Vergehen des Mannes zu machen, indem sie oft wegen ihrer Selbstverschanzung, die zu überwinden ihre Liebe nicht stark genug gewesen war, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber ausbrach. Ja es gelang ihr, diese Sünde so aufzubauschen, daß sie ein unbestimmtes Bedürfnis nach Vergebung zu empfinden schien, und im Laufe der Zeit kam sie so weit mit sich selber, daß man sich in der Stadt erzählen konnte, für die außerehelichen Kinder des Konsuls Claudy werde ganz anders gesorgt als bloß mit Geld, es müsse eine verborgne Frauenhand dasein, die sie schütze, die ihnen alles Üble fern halte.

So geschah es, daß sich der Sünder zum Guten bekehrte, und daß ein Sünder und eine Heilige sich gegenseitig besserten.

Claudys hatten zwei Kinder, einen Sohn, der in Hamburg auf dem Kontor war, und eine neunzehnjährige Tochter, die Fennimore hieß nach der Heldin in St. Roche, einem von den Romanen der Paalzow, die in Frau Claudys Jugend sehr beliebt gewesen waren.

Fennimore stand mit dem Konsul an der Brücke, um auf den Dampfer

Digitized by Google

zu warten, der Niels und Erik nach Fjordby brachte, und Niels war sehr angenehm überrascht durch die Entdeckung, daß seine Kousine so hübsch war, denn bis dahin kannte er sie nur von einem alten Daguerrotyp, auf dem sie in einer Dunstatmosphäre eine Gruppe mit ihrem jüngern Bruder und den Eltern bildete, alle mit einer hektischen Röte auf den Wangen und mit starker Vergoldung auf ihrem goldnen Schmucke. Und nun war sie so allerliebst, wie sie dastand in ihrem hellen Morgenanzuge mit den schmalen Zeugschuhen und den schwarzen Kreuzbändern, die bis über den Spann des weißen Strumpfes hinaufreichten, wie sie dastand mit dem einen Fuße oben auf der Kante des Bollwerkes und sich lächelnd herüberbeugte, um ihm die Krücke ihres Sonnenschirmes zum Guten Tag und Willkommen zu reichen, ehe der Dampfer noch ordentlich angelegt hatte. Wie rot waren nicht ihre Lippen, wie weiß ihre Zähne, und die Schläfen hoben sich so zart ab unter dem breiten Eugenienhute, durch die lang herabhängenden, schwarzen, mit steinkohlenblanken Perlen verzierten Spitzen der Krempe. Endlich wurde die Landungsbrücke ausgelegt, und der Konsul zog mit Erik ab, dem er sich schon vorgestellt hatte, als noch sechs Ellen Wasser sie von einander trennten. Gleich darauf hatte er sich in ein neckisches Gespräch über die Qualen der Seekrankheit mit der vertrockneten Witwe eines Hutmachers, die ebenfalls mit dem Dampfer gekommen war, eingelassen, und jetzt war er bemüht, die Bewunderung seines Gastes auf die großen Lindenbäume vor der Thür des Amtsverwalters hinzulenken und auf den neuen Schooner, der auf Thomas Rasmussens Werft gebaut wurde.

Niels folgte mit Fennimore. Sie machte ihn darauf aufmerksam, daß im Strandgarten zu Ehren der Gäste eine Flagge aufgezogen sei, und dann fingen sie an, über die Familie des Etatsrats in Kopenhagen zu sprechen. Sie waren gleich darüber einig, daß die Etatsrätin ein wenig — ein bischen — sie wollten nicht recht heraus mit dem Worte, aber Fennimore setzte so ein eigenartiges Lächeln auf und machte eine katzenartige Bewegung mit der Hand, und das war offenbar bezeichnend genug für die beiden, denn sie lächelten und sahen gleich darauf wieder ernsthaft aus. Schweigend gingen sie weiter, alle beide stark mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie sich wohl in den Augen des andern ausnähmen.

Fennimore hatte sich Niels stattlicher gedacht, ausgeprägter im Wesen, bestimmter bezeichnet, gleichsam wie ein unterstrichenes Wort. Niels dagegen hatte viel mehr gefunden, als er erwartet hatte: er fand sie anziehend, beinahe berückend, trotz ihrer Kleidung, die viel von dem Übermodernen der Provinzdamen an sich hatte; und als sie in der Wohnung des Konsuls eintraten und sie ihren Hut abnahm und, indem sie beschäftigt niederblickte, ihr Haar mit so wunderbar graziösen, weichen, trägen Bewegungen der Hand und des Handgelenkes ordnete, fühlte er sich so dankbar für diese Bewegungen, als wären es Liebkosungen, und weder an diesem Tage noch an dem nächsten konnte er sich

Digitized by Google

frei machen von dieser ihm selbst ein wenig rätselhaften Dankbarkeit, die zuweilen so eigenartig überhand nahm, daß er meinte, es müsse das größte Glück sein, ihr mit Worten dafür danken zu können, daß sie so schön und so lieblich war. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ein Notschrei. Was uns kaum glaublich schien, haben wir jetzt durch eigne Akteneinsicht schwarz auf weiß bestätigt gefunden. Ein einfacher Prozeß, der lediglich die Rückzahlung von 20 Mark betrifft, hat zu seiner Erledigung nicht weniger als nahezu ein Dutzend Termine und anderthalb Jahre Zeit gebraucht! und das alles nur in einer Instanz und bei einer einzigen Zeugenvernehmung! Doch nicht genug mit solcher Zeitvergeudung, es kommen noch ganz unerhörte Kosten dazu. Da sich ein gewöhnliches Menschenkind in das Formelwesen unsers heutigen Prozeßverfahrens nicht hineinzufinden vermag, so hatten beide Parteien notgedrungenerweise Rechtsanwälte angenommen. Die Kosten dafür betragen nicht weniger als 25 Mark, d. h. fünf mal so viel als die ganzen Gerichtskosten, sodaß die Gesamtkosten dieses winzigen Prozesses sich auf 30 Mark belaufen. Also um von einem böswilligen Schuldner 20 Mark zu erlangen, muß man gewärtig sein, 150 Prozent Kosten zu haben, den Zeitverlust und die sonstigen Umständlichkeiten noch gar nicht mitgerechnet. Das erinnert geradezu an amerikanische Zustände, und doch rühmen wir uns, in einem Rechtsstaate zu leben. Der Verwaltungsbericht des Herrn Justizministers hat kürzlich die Abnahme der Prozesse, namentlich in den untern Instanzen, als ein erfreuliches Ergebnis der neuen Justizgesetzgebung besonders hervorgehoben; wenn aber solche Erfolge auf Ursachen der vorliegenden Art zurückzuführen sind, so dürfte das rechtsuchende Publikum doch andrer Ansicht sein. Ein so unerhörter Aufwand von Geld und Zeit, um zu seinem guten Rechte zu kommen, bedeutet für die Rechtsuchenden, wenigstens für den kleinen Mann und die unbemittelteren Volksschichten, nichts andres als Rechtsverweigerung und für die böswilligen Schuldner geradezu eine Belohnung ihrer Gewissenlosigkeit.

Während der frühere altpreußische Bagatellprozeß einfach, kurz und billig war, sodaß jeder Durchschnittsmensch ohne besondern Zeit- und Geldaufwand sich sein Recht selbst verschaffen konnte, so ist der heutige Prozeß das gerade Gegenteil von alledem. Vergegenwärtigt man sich die gesamten Mängel, die jahraus jahrein gerügt werden, aber noch immer der Lösung harren, so scheint es fast, als ob man — anstatt Altbewährtes zeitgemäß zu verbessern — sich an der Hand grundstürzender unpraktischer Doktrinen in eine Sackgasse verrannt habe, aus der man nun vergeblich hinauszukommen sucht. Wir sind gewiß die letzten, die endlich erlangte Rechtseinheit irgendwie unterschätzen zu wollen; aber wir sind der Ueberzeugung, daß diese auch ohne so große Opfer an das Gemeinverständnis und Rechtsbedürfnis des Volkes zu erlangen gewesen wäre, wenn nicht eben das juristisch-formale Element das wirtschaftlich-praktische vollständig in den Hintergrund gedrängt hätte,

Digitized by Google

ein Fehler, den eine Autorität wie Professor Dernburg soeben auch dem Entwurfe des neuen Zivilgesetzbuches zum Vorwurf gemacht hat.

Muß doch schon das leidige „Zustellungswesen“ auf jeden Laien den Eindruck machen, als ob eine Belohnung darauf gesetzt worden wäre, das umständlichste, zeitraubendste und kostspieligste Verfahren ausfindig zu machen. Und was ist erst aus dem vielgerühmten „Mündlichkeitsprinzip“ in der Praxis geworden? ein unbestimmbares Zwitterding, weil es eben von unhaltbaren Voraussetzungen ausgeht. Denn entweder haben Richter und Rechtsanwälte die Fähigkeit, eine Reihe verwickelter Streitigkeiten in wenigen Vormittagsstunden frei aus dem Gedächtnis zur Entscheidung zu bringen, oder sie haben diese Fähigkeiten nicht; im ersten Falle bedarf es überhaupt keiner Schriftsätze, und in letzterem genügt es, im Termin sich einfach auf das Geschriebene zu beziehen, wie es früher geschah. Statt dessen sind heute Schriftsätze zwar vorgeschrieben oder zugelassen, aber es darf beileibe nicht darauf Bezug genommen werden, denn was nicht mündlich vorgetragen wird, geht den Richter nichts an, und wenn es zehnmal in den Akten steht. Giebt es einen schrofferen Formalismus? Und doch rühmt sich die neue Prozeßgesetzgebung, mit solchen Grundsätzen endgiltig gebrochen zu haben!

Es ist ganz natürlich, wenn die Rechtsanwälte in einfachern und namentlich in Bagatellprozessen solche Schriftsätze gar nicht erst ausarbeiten, sondern sich mit einigen Notizen in ihren Handakten begnügen, die ihnen beim mündlichen Vortrage als Anhaltepunkte für ihr Gedächtnis dienen sollen. Nun ist es aber für einen halbwegs beschäftigten Rechtsanwalt gar nicht möglich, seine auf einen und denselben Vormittag fallenden Terminsachen alle selbst vorzutragen; er muß also die zusammentreffenden Sachen Kollegen zur Vertretung übergeben. Diese vermögen sich aus den bloßen Notizen und in der Eile nur höchst flüchtig zu unterrichten, und so kommt es denn, wie auch im vorliegenden Falle, dahin, daß Behauptungen und Beweismittel aufgestellt werden, die den thatsächlichen Verhältnissen und den Angaben der Partei schnurstracks widersprechen. Wenn wieder die Partei das Opfer bringt, den Termin auch ihrerseits wahrzunehmen, obwohl sie ihren Rechtsanwalt dafür bezahlt, so wird das, namentlich bei stark besetztem Terminverzeichnis, nicht selten als etwas ganz überflüssiges angesehen und die Partei kaum zum Worte gelassen. Mitunter erscheint aber weder Rechtsanwalt noch Vertreter, und es giebt dann, wie in unserm Musterprozeß, Versäumnisurteile, Einsprüche dagegen, neue Termine und unendliche Verschleppungen des Prozesses, die bei der frühern Selbstführung durch die Partei ganz unbekannt waren. Allerdings besteht für die amtsgerichtlichen Prozesse (bis zu 300 Mark) noch heute kein gesetzlicher Anwaltszwang, aber die verwickelten und unverständlichen Formen des heutigen Verfahrens haben mittelbar dasselbe Ergebnis herbeigeführt. Dieser Zwang, sich einen Rechtsanwalt zu nehmen, ist aber für Bagatellprozesse umso bedauerlicher, als solche Prozesse, bei denen es weit weniger auf Rechtskunde als auf sorgsame Aufführung der einzelnen Thatsachen ankommt, erfahrungsmäßig weit besser und schneller durch die Parteien selbst, als von rechtsgelehrten Vertretern erledigt werden, die für so „kleine Sachen“ kein sonderliches Interesse zu zeigen pflegen. Anderseits scheint es uns wieder ein innerer Widerspruch, den Prozeßbetrieb grundsätzlich den Parteien zu überweisen und gleichzeitig durch Einführung des Anwaltszwanges sie zu dieser Aufgabe für unfähig zu erklären. Denn entweder sind sie fähig, ihre Sache selbst zu führen, und dann brauchen sie keinen Rechtsanwalt, oder sie sind dessen nicht fähig, dann dürfte der Prozeßbetrieb der bewährten Leitung des Gerichts umso weniger entzogen werden, als solche Versuche schon auf dem Gebiete

Digitized by Google

der freiwilligen Gerichtsbarkeit — zufolge der neuen Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 — zu höchst bedenklichen Ergebnissen geführt hatten.

Doch genug des Unerfreulichen. Begnügen wir uns damit, zu unserm Falle noch den Vergleich gegen früher zu ziehen. Nach dem altpreußischen Bagatellverfahren hätte dieser Prozeß in einem oder zwei Terminen binnen Monatsfrist gegen ein paar Mark Prozeßgebühren von den Parteien selbst erledigt werden können. Heute bedurfte es dazu zehn Termine, anderthalb Jahre Zeit und 30 Mark Gesamtkosten, wovon noch der größte Teil trotz des „Mündlichkeitsprinzips“ auf — Schreibwerk fällt! Das sind Verbesserungen, die dem Gemeinverständnis nicht recht einleuchten wollen!

Es kann nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, daß die Mängel des heutigen Prozeßverfahrens gerade beim Bagatellprozeß einen sehr ernsten sozialpolitischen Hintergrund haben. Dieser Prozeß ist vorzugsweise dazu bestimmt, den alltäglichen Rechtsbedürfnissen des gewöhnlichen Lebens und damit dem Rechtsbedürfnis der breiten Volksschichten zu dienen. Eine übermäßige Erschwerung dieser Rechtshilfe, die einer gänzlichen Versagung fast gleichkommt, muß daher auf das Rechtsbewußtsein der Volksmassen durchaus zerstörend einwirken und ist deshalb wohl mit Recht als eine mitwirkende Ursache für das fortdauernde Wachstum der Sozialdemokratie anzusehen. Findet sich doch fast in jeder Nummer des sozialdemokratischen „Moniteurs“ der Grundgedanke wieder, daß es heute wie im politischen, so auch im sozialen Leben den Schwachen und Bedrängten gegenüber nicht mehr Rechtsfragen, sondern nur noch Machtfragen gebe.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Man hat uns glaubhaft versichert, daß die Besprechung solcher und ähnlicher Fälle, die sich leider beliebig vermehren lassen, selbst von Blättern, die sich gern zur leitenden Tagespresse rechnen, wie der Vossischen Zeitung, dem Deutschen Tageblatt, der Post u. a. m., mit dem einfachen Bemerken abgelehnt worden ist, daß kein ausreichender Grund dazu vorliege. Uns will es scheinen, daß eine solche Auffassung von einer gänzlichen Verkennung der wahren Aufgabe der Presse zeugt. Nicht mit Vertuschung und Verschweigung, sondern mit Aufdeckung vorhandner Mißstände wird den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen gedient; nur die fortdauernde Besprechung solcher Fragen führt schließlich zu Mitteln und Wegen, sie zu lösen. Allerdings handelt es sich hier der Hauptsache nach nur um die „kleinen Leute,“ für deren Schmerzen und Leiden die großen Tagesblätter anscheinend noch immer nicht das rechte Verständnis finden. Und doch lesen wir schon in der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881, welche in der jüngsten Thronrede eine verheißungsvolle Bekräftigung erhalten hat, daß auch diesen Volksschichten ein höheres Maß der Fürsorge zu teil werden soll. Möchte auch die Tages- und Parteipresse diese hohen Worte beherzigen und darnach handeln; sie würde sich damit um Deutschlands Wohl zweifellos mehr Verdienst erwerben als mit dem Breittreten andrer Fragen, an die sie in jüngster Zeit nur allzuviel Raum verschwendet hat.

Goethe und die Brillenträger. Der in Nr. 24 und 25 der Grenzboten enthaltene Aufsatz über das Studium der alten Sprachen auf den Gymnasien hat wieder einmal die Verbesserung unsers gelehrten Schulwesens in Anregung gebracht und dabei auch die „unverantwortliche Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung der Jugend“ berührt. Im Anschluß hieran wollen wir hier nur einen Mißstand herausgreifen, der allmählich zu einer Volkskrankheit zu werden droht: die durch das Uebermaß der geistigen Abrichtung beförderte Ueber-

Digitized by Google

handnahme der Kurzsichtigkeit und des hierdurch veranlaßten Brillentragens. Ist es doch schon so weit gekommen, daß in den obersten Klassen unsrer höhern Schulen mehr als die Hälfte der Schüler nicht mehr im Besitz der natürlichen Sehkraft ist, und daß daher die Brille, diese leidige Brücke blöder Augen, die leider schon in den untern Klassen hie und da auftritt, je höher hinauf, desto stärkere Verbreitung findet. So hat man sich bei uns in Deutschland fast daran gewöhnt, die Brille als die unvermeidliche Mitgift eines gelehrten Jünglings anzusehen und nimmt an den zahllosen Brillenträgern keinen Anstoß mehr. Daß andre Völker darüber anders denken, ergiebt sich daraus, daß englische und französische Witzblätter, wo sie einen Deutschen als Zerrbild darstellen wollen, ihm stets eine Brille auf die Nase setzen, offenbar in der Absicht, ihn schon dadurch als lächerliche Figur zu bezeichnen.

Daß man vor sechzig bis siebzig Jahren auch bei uns das Brillentragen noch nicht so gleichgiltig aufnahm wie jetzt, beweist das Beispiel Goethes, dem bei seinem stark ausgeprägten Naturſinn alles, was das schöne Bild des Menschen entstellt, höchlichst zuwider war, und der daher gegen Brillenträger eine unüberwindliche Abneigung empfand. Er spricht das in verschiednen Stellen seiner Werke aus. So in dem Gedichte:

Feindseliger Blick.

Du kommst doch über so viele hinaus,
Warum bist du gleich außerm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn einer dir mit Brillen spricht?
Du machst ein ganz verflucht Gesicht
Und bist so still wie Mäuschen.

Das scheint doch wirklich sonnenklar!
Ich geh mit Zügen frei und bar,
Mit freien, treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Späherblicken kommt er an.
Darein sollt' ich mich schicken?

Was ist denn aber beim Gespräch,
Das Herz und Geist erfüllet,
Als daß ein echtes Wortgepräg
Von Aug zu Auge quillet!
Kommt jener nun mit Gläsern dort,
So bin ich stille, stille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

In den „Wahlverwandtschaften" (II, 5) schreibt Ottilie in ihr Tagebuch: „Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

In den „Wanderjahren" (I, 10) äußert Wilhelm Meister: „Erlauben Sie mir es auszusprechen, ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hilfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist: denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner innern Urteilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille

Digitized by Google

sehe, bin ich ein andrer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr, als ich sehen sollte; die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieses oder jenes in der Ferne beschaffen sein möchte, befriedigt ist. Wir werden diese Gläser so wenig als irgend ein Maschinenwesen aus der Welt bannen; aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, woher sich manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, an dem Dünkel unsrer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat."

Endlich findet sich in Eckermanns Gesprächen mit Goethe (3. Teil) unter dem 5. April 1830 folgende Aufzeichnung: „Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist. »Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein — sagte er bei wiederholten Anlässen —, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene, natürliche Entwicklung meines eignen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten [Unhöflichen], ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich sogleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen! und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder er hat sie gelesen, erkennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus, und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht genirt, ist Zelter; bei allen andern ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauerer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht ins Auge sehen kann, und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!«"

Was würde Goethe, der Freund und Bewunderer des schönen, unentstellten „Menschengebildes," heute sagen, wenn er die wachsende Menge der Brillen- und Klemmerträger erblickte und namentlich einen großen Teil der heranwachsenden Jugend schon mit diesem Kennzeichen menschlicher Gebrechlichkeit behaftet sähe!

Richard Türschmanns Vorträge. Seit Palleske, der unsers Wissens der erste war, der den öffentlichen Vortrag von Dramen und Balladen berufsmäßig betrieb, ist in dieser Kunstgattung eine ganze Reihe von Männern aufgetreten, und heute ziehen, namentlich zur Winterszeit, diese modernen Barden fast kann man sagen scharenweise durchs Land, um Städte und Städtchen, große und kleine Vereine zu beglücken. Wir sind keine sehr großen Freunde dieser Herren Rezitatoren — so lautet ihr offizieller Titel —, aber wir geben zu, daß sie doch manches Gute schaffen. Wer nimmt sich denn heute noch die Zeit, eine längere Dichtung mit der Hingebung und völligen Versenkung in den Stoff zu lesen, die weite Kreise

Digitized by Google

vordem besessen haben müssen? Der Mann liest alltäglich „seine“ Zeitung, wenns hoch kommt, in ruhigerer Zeit oder in der Sommerfrische eine Novelle, einen Roman; Frauen und Töchter nähren sich von der Leihbibliothek, höchstens daß zum Geburtstage oder zu Weihnachten ein auf Vorschlag des Buchhändlers (!) gekauftes Goldschnittbändchen, etwa von Julius Wolff oder Rudolf Baumbach, auf den Tisch kommt. Die Zeit, die man sonst auf das Lesen neuer schönwissenschaftlicher Erscheinungen, auf die Musenalmanache, Taschenbücher u. dergl. verwandte, verschlingt heute zum größten Teile der Stammtisch, der Skat- oder Schafkopfabend, die Kegelei nud wie diese edeln Genüsse der Gegenwart alle heißen.

Da ist es denn immerhin mit Freuden zu begrüßen, wenn solch ein Rezitator den Anlaß und bequeme Gelegenheit bietet, sich wieder einmal dem Zauber des Dichterwortes hinzugeben.

Unter den uns bekannt gewordenen Vorlesern ist Türschmann derjenige, der auf uns den tiefsten Eindruck gemacht hat. Möglich, daß das traurige Geschick der Erblindung, dem er anheimgefallen ist, einem das Herz schon weicher und empfänglicher macht, aber daß er ein Künstler, ein großer Künstler ist, wird sich kaum bestreiten lassen. Die wunderbar ausdrucksfähige Stimme, das bewegliche Mienenspiel, die edeln, wohldurchdachten Handbewegungen, die stattliche Gestalt mit dem mächtigen Kopfe, der jetzt beinahe an manche Bilder des alten Goethe gemahnt — alles das wirkt zusammen, uns unwiderstehlich in seinen Bann zu ziehen.

Von seinem Vortrage dramatischer Meisterwerke — Oedipustrilogie, Shakespearesche Stücke, Faust, Iphigenie — ist schon oft und eingehend gesprochen worden, über sie nur einige Worte. Wir hörten neuerdings von ihm in Leipzig den Coriolan und die Iphigenie. Von dem erstern hatten wir einen reinern Genuß, als von der Iphigenie. Die holde Weiblichkeit von einem künstlich hinaufgeschraubten Bariton dargestellt zu hören, mag er auch so biegsam sein wie der Türschmanns, wird doch immer ein gewisses peinliches Gefühl hervorrufen. Am besten gelang noch die Volumnia; aber schon die Virginia bekam etwas Süßliches, was der Römerin wenig ansteht, und die Iphigenie gar hatte von Anfang an einen weinerlichen, singenden Ton, der zu der klaren Hoheit dieser Idealgestalt in schärfstem Gegensatze steht.

Der dritte Vortrag Türschmanns umfaßte eine Reihe von Balladen, und hier zeigte sich seine volle Größe. Es ist das ja auch ganz natürlich: die Rezitation eines Dramas durch einen Einzelnen bleibt, sie sei so vollendet wie sie wolle, ein Notbehelf, den man einem erblindeten Schauspieler verzeiht, den man bewundert, der aber für die Wirkung von der Bühne herab doch keinen vollen Ersatz zu bieten vermag. Aber Balladen! Die sind für den Vortrag des Einzelnen bestimmt, sie wollen gesprochen und gehört, nicht bloß stumm gelesen sein — was wunder, daß einem dabei das Herz aufging!

Türschmann begann mit den Kranichen des Ibykus, dann folgte der Fischer, hierauf der Zauberlehrling. Die verschiednen Register, die er zu ziehen versteht, konnten nicht wirksamer zur Geltung gebracht werden als durch die beiden letzten Balladen: der Fischer, ein süßer, buhlerischer Gesang von der ersten bis zur letzten Silbe, in dem Zauberlehrling erst die Töne jugendlicher Keckheit und dann erschütternder Angst, zuletzt das Selbstbewußtsein und die Würde des alten Meisters — das quoll alles so natürlich, so selbstverständlich über die Lippen, daß die Kritik völlig verstummen mußte.

Auch mit dem Taucher machte Türschmann einen gewaltigen Eindruck; nur das weiche Gefühl und der schmeichelnde Mund der Königstochter: „Laßts, Vater,

Digitized by Google

genug sein des grausamen Spiels" hatten wieder etwas Lallendes, Singendes, wie die Iphigenie.

Merkwürdig nahm sich die folgende Nummer, Firdusi von Heine, in der gewählten Zuhörergesellschaft aus. Eine in Balladenform gekleidete Klage des Dichters über ungenügende Bezahlung — ein echt jüdischer Vorwurf! Wir haben nicht recht verstehen können, warum Türschmann gerade dieses Gedicht gewürdigt hat, in den Kreis seiner Vorträge gezogen zu werden. Auch die Sprache fällt entsetzlich ab neben Schiller und Goethe. Wörter wie „ordinär," noch dazu im Reime, können einem schon das ganze Gedicht verleiden.

Den Schluß bildeten Bürgers Lenore und das Lied von der Glocke. Wirkte die Lenore grausig erschütternd, so die Glocke erhebend, erbauend — ein wunderbarer Ausklang der gesamten Vorträge.

Man kann über den Umfang und die Auswahl der Kunstmittel, die der Rezitator verwenden darf, streiten, und man wird zugeben dürfen, daß diejenigen, welche behaupten, gerade Türschmann durchbreche die Schranken, die dieser Kunstform gezogen seien, einigen Grund zu dieser Behauptung haben. Denn er spricht eben nicht nur, er spielt, er singt (das Spottlied im Firdusi hätte man fast auf Notenpapier nachschreiben können), er weint, er lacht. Daß aber alles das seinem Zwecke dienstbar wird, den auftretenden Gestalten Fleisch und Blut zu geben, und daß also schließlich die Ziele des Dichters dadurch gefördert werden, mag dieser selbst auch an einen derartigen Vortrag nie gedacht haben — das, dünkt uns, ist unbestreitbar.

Wenn wir nicht irren, hat Türschmann den Balladencyklus erst neuerdings seinem Repertoire einverleibt. Wir halten das für die denkbar glücklichste Erweiterung desselben und wünschen, daß uns später noch andre Balladen (wenn es von Heine durchaus etwas sein muß, vielleicht Belsazar), von seiner Eigenart belebt und durchgeistigt, zu hören vergönnt sein möge!

Leipziger Burgen. Daß der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen am wenigsten Verständnis in den Kreisen unsrer Geschäftsleute finden würde, war vorauszusehen. Um die Bedeutung dieses Kampfes auch nur zu begreifen, dazu gehört ja eine weit höhere Bildung, als wie sie in diesen Kreisen im allgemeinen zu finden ist. Daß es hundertmal vornehmer klingt und ist, ein „fein ausgestattetes Herrenzimmer" auszubieten, als ein „elegant möblirtes Garçonlogis," hundertmal vornehmer, von „Anfertigung von Frauenkleidern" zu sprechen, als von „Konfektion von Damenmoden," ist diesen Kreisen nicht begreiflich zu machen, wenigstens vorläufig nicht.*)

Aber nicht nur die Fremdwörter werden in der sinnlosesten Weise herangezogen, um den Schein des Wichtigen und Vornehmen zu erwecken, leider muß sich auch unsre gute Muttersprache selbst dazu mißbrauchen lassen. Um ein Beispiel für viele zu geben, machen wir nur auf den greulichen Unfug aufmerksam,

*) Ganz abgesehen von der Tollheit, ein Kleid, ein einzelnes Kleid, eine „Mode" zu nennen! Man sieht, wohin die Geschäftsleute schließlich kommen mit der lächerlichen Sucht, sich durch die Sprache ihrer Ankündigungen und Anpreisungen gegenseitig zu überbieten. Vor fünf, sechs Jahren kamen die „Kostüme" auf, unsre Frauen und Töchter sollten nur noch „Damenkostüme" tragen, als ob sie sich den ganzen Tag auf der Bühne oder dem Maskenballe bewegten. Jetzt sind auch die „Kostüme" schon wieder veraltet, es giebt nur noch „Moden," „Damenmoden," „Herrenmoden," sogar „Knabenmoden." Wenn man also seinem Dreijährigen die erste Hose kauft, so verlangt man nun im Geschäft eine „Knabenmode"!

Digitized by Google

der gegenwärtig von den Schenkwirten mit den Wörtern Burg und Halle getrieben wird. Was für eine Vorstellung hat man bisher mit dem Worte Halle verbunden! Man denke an Schillers: „Freude war in Trojas Hallen," an Uhlands „Vernahmst du aus hohen Hallen Saiten und Festgesang," an Kuglers: „Ihre Mauern sind zerfallen, und der Wind streicht durch die Hallen," an Elisabeths Auftreten im Tannhäuser: „Dich, teure Halle, grüß' ich wieder." Man denke auch an die Tonhallen, die Tuchhallen, die Markthallen, die Ankunfts- und Abfahrtshallen der Bahnhöfe u. dergl. Nun vergleiche man damit den heutigen Gebrauch. Wenn einer draußen in der Vorstadt eine kleine Budike mietet, um Milch und Eier, Butter und Käse drin zu verkaufen, so schreibt er stolz über die Ladenthür: Milchhalle. Und sein Nachbar, der ein paar kleine Stuben im Erdgeschoß, eine zweifenstrige und eine einfenstrige, zu einem Bierschank hergerichtet hat, nennt das Bierhalle oder Bundeshalle, womöglich Reichsbierhalle. Noch ärger aber wird es mit der Burg getrieben. In der Südvorstadt Leipzigs kommt man jetzt auf einem Wege von ein paar hundert Schritten bei nicht weniger als sechs Burgen vorbei: bei der Kaiserburg, der Südburg, der Körnerburg, der Moritzburg, der Albrechtsburg und — der Petersburg! Fühlt man denn nicht, welche Abgeschmacktheit schon in diesen Zusammensetzungen liegt? Was hat Kaiser Wilhelm oder Theodor Körner oder der Apostel Petrus mit einer Burg zu schaffen? Die Petersburg — die neueste Schöpfung dieser Art — ist nämlich im Anschluß an die Petersstraße, die Petersbrücke, das Petersthor und — die Peterskirche genannt, ebenso wie der Nikolaitunnel, auch eine Bierwirtschaft, im Anschluß an die Nikolaistraße und — die Nikolaikirche. Oder hat der gute Mann wirklich keine Ahnung davon gehabt, wer der Peter ist, nach dem die Petersstraße genannt ist? Hat er an den Zaren gedacht? Denkbar wäre es ja bei den bedeutenden Geschichtskenntnissen, die im Volke verbreitet sind. Hatte doch vor ein paar Jahren, als zu Ehren Fichtes eine neue Straße in Leipzig Fichtestraße genannt worden war, ein Schenkwirt nichts eiligeres zu thun, als ein „Restaurant zur Fichte" dort zu eröffnen. Nun muß man sie aber nur sehen, diese Burgen!

Man begreift es ja, wie die Leute zu ihrer Vorliebe für die Hallen und Burgen gekommen sind. Es hängt das unzweifelhaft mit der Altdeutschtümelei zusammen, die vom Kunstgewerbe ausgegangen ist. Vertäfelte Wände, Butzenscheiben, schmiedeeiserne Kronleuchter, Eichenholzschemel, Steinkrüge — was Wunder, daß die Leute nun auch in Burgen und Hallen sitzen wollen — auch die „Klosterschenken" sind beliebt —, wenn sie auch thatsächlich in ganz gewöhnlichen Bierstuben sitzen, in der außer dem unvermeidlichen Billard kaum vier Tische Platz haben. Aber es thut einem doch leid um die schönen Wörter, die in ihrer Bedeutung heruntergezogen werden, und um das Sprachgefühl, das durch den dummen Mißbrauch abgestumpft wird.

In frühern Zeiten durfte kein Schenkwirt seine Wirtschaft benennen oder den Namen seiner Wirtschaft verändern ohne Zustimmung der Behörden. Das war mitunter recht heilsam. Als in Deutschland die leidige Mode aufkam, die Gasthöfe in Hotels zu verwandeln, als in Leipzig der „Helm" in ein Hôtel de Prusse, der „blaue Engel" in ein Hôtel de Russie, zwei andre Gasthöfe in ein Hôtel de Saxe und ein Hôtel de Bavière umgetauft waren, da meldete sich auch der Wirt zum „großen Joachimsthal" in der Hainstraße und wollte seinen Gasthof fortan Hôtel de (!) grand Joachimsthal nennen. Das war denn doch dem Leipziger Rate zu toll, er wies den Wirt ab. Wie manche Dummheit würde uns auch heute noch erspart bleiben, wenn nicht jeder Hansnarr die seinige so ungehindert zu Markte tragen dürfte!

Digitized by Google

Litteratur.

Prozeß Georg Ritter von Schönerer — Neues Wiener Tageblatt. Einzige unverkürzte stenographische Aufnahme. Wien, A. Amonesta, 1888.

In den ersten Tagen des Mai waren die Wiener Zeitungen mit langen Berichten über den Prozeß gefüllt, den die Staatsbehörde gegen den bekannten Parteiführer G. von Schönerer angestrengt hatte und der mit dessen Verurteilung zu viermonatlicher schwerer Kerkerstrafe und Verlust des Adels und der Ehrenrechte endigte. Bei dem leidenschaftlichen Hasse, mit welchem der von Juden geleitete Teil der österreichischen Presse Herrn von Schönerer verfolgt, war volle Unparteilichkeit von deren Berichten umso weniger zu erwarten, als er in diesem Falle die Journalisten nicht nur mit Worten, sondern thatsächlich angegriffen haben sollte. Auch verlautete bald, daß in österreichischen Juristenkreisen das Urteil vielfach nicht, wie in den öffentlichen Blättern, als ein Triumph des Rechtes angesehen werde. Nachdem wir uns nun die Mühe genommen haben, die ganze gerichtliche Verhandlung nach dem vorliegenden, wie vorausgesetzt werden muß, getreuen Abdruck kennen zu lernen, müssen wir allerdings bekennen, daß dieser Prozeß eine Merkwürdigkeit ist. Für den Angeklagten Partei zu ergreifen, wird sich schwerlich jemand veranlaßt finden. Er ist in der Nacht vom 8. auf den 9. März d. J., von einer Anhängerschar begleitet, in das Redaktionslokal des „Neuen Wiener Tagblatts" gedrungen, angeblich, um sich zu erkundigen, ob die Nachricht vom Tode des Kaisers Wilhelm oder der Widerruf (welche beide durch Extrablätter jener Zeitung verbreitet worden waren) richtig sei. Dieser Schritt an sich wird ihm zum schweren Vorwurfe gemacht, während dasselbe Blatt am nächsten Tage erzählte, daß an jenem Abende schon viele gekommen seien, um „bezüglich des deutschen Kaisers Erkundigungen einzuziehen." Aber er hat auch die anwesenden Redakteure mit groben Beleidigungen überhäuft; dies steht fest, wenn auch die Zeugenaussagen über die von ihm gebrauchten Worte, darüber, ob er die Journalisten aufgefordert habe, niederzuknieen und Abbitte zu leisten oder nur gesagt habe, sie sollten dies eigentlich thun u. dergl. m., einander unmittelbar widersprechen. Er hat sich dann entfernt, was ihm in den Zeitungen als Feigheit ausgelegt wurde, und er behaupet, nicht eher bemerkt zu haben, daß es zwischen einem von seinen Freunden und den Redakteuren, welche Zuzug von Setzern ꝛc. erhalten hatten, zu einer Schlägerei gekommen war. Ein Redakteur war so „honorig," wie der Staatsanwalt wiederholt hervorhob, zu bekunden, daß er zuerst, oder wenigstens gleichzeitig mit dem Gegner, einen Schlag geführt habe. Das Urteil nimmt nun „als erwiesen" an, daß Schönerer zuerst seine Genossen aufgefordert habe, die Thüren zu besetzen, daß er einen Schlagring und einen Stock mit Bleiknopf, „also eine Waffe," bei sich gehabt und dadurch, wie durch sein ganzes Auftreten, nicht nur die Absicht, Gewalt anzuwenden, gezeigt, sondern auch die Aufforderung zur Gewaltthätigkeit an seine Genossen erlassen habe. Demnach wird er des „Hausfriedensbruches" schuldig befunden. Aus den Verhandlungen ist jedoch zu entnehmen, daß alle Thüren offen standen, daß in dem Wirrwarr niemand mit Bestimmtheit gehört hat, wer zum Besetzen der Thüren aufgefordert hat; daß die Redakteure laut dem schon erwähnten Berichte des „Neuen Wiener Tagblatts" Schönerers Anrede nur mit „Lachen" beantwortet haben wollten, während sie vor Gericht allerdings versicherten, in große

Digitized by Google

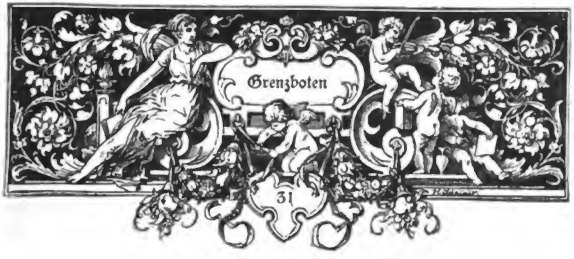
Angst versetzt worden zu sein; daß der fragliche Stock ein Spazierstock ist, den Schönerer in der Linken gehalten zu haben behauptet, da er in der Rechten die beiden Extrablätter emporgehoben habe. Den Schlagring haben einige Belastungszeugen gesehen, andre nicht, und es hat keine große Wahrscheinlichkeit, daß jemand im Wirtshause — woher Schönerer und Genossen kamen — eine solche Waffe bei sich führt. Genug, so wenig sein Vorgehen entschuldigt werden kann, so wenig gewinnt man die Ueberzeugung, daß er wirklich ein Verbrechen begangen habe, das so schwer geahndet zu werden verdiente. Allerdings hat der Gerichtshof die Verlesung des Zeitungsartikels, welcher mit den spätern Aussagen der Redakteure in so schreiendem Widerspruche steht, nicht gestattet. Interessant ist ein vom Verteidiger berührter Umstand. Kurze Zeit vor dem besprochenen Auftritte hat G. von Schönerer in öffentlicher Versammlung den Unfug mit „unsaubern Annoncen in gewissen Tagesblättern" in einer Weise gebrandmarkt, daß die Staatsbehörde sich veranlaßt fand, jenem Treiben einige Schranken zu setzen. Wie es scheint, sind in derselben Versammlung Ausdrücke gefallen, die einige Belastungszeugen dann in der Nacht des 8. März vernommen zu haben meinen. Ein Ausspruch des Staatsanwalts endlich verdient bemerkt zu werden. Den Ruf eines Mitangeklagten: „Wir werden euch deutsche Art lehren" erläutert der Staatsanwalt so: „Das heißt, jetzt wird gehauen." Tritt das Urteil in Rechtskraft, so hat die parlamentarische Thätigkeit Schönerers vorläufig ein Ende. Ob das ein Verlust oder, wie die Zeitungen behaupten, ein Glück für Oesterreich sei, vermag der Fernerstehende nicht zu untersuchen. Nur lassen die Nachrichten vermuten, daß seine Popularität durch das Martyrium noch werde gesteigert werden.

Die Legende von Metz. Von Graf M. J. von Hérisson. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin, C. Ulrich & Co., 1888.

Das französische Original dieses Buches ist in den Grenzboten bereits besprochen worden. Ein Brief des Verfassers an die Verlagshandlung spendet der Uebersetzung hohes Lob, das im wesentlichen auch verdient ist, berührt die Thatsache, daß die gothischen Buchstaben der Verbreitung deutscher Werke im Auslande hinderlich sind, dankt der deutschen Presse für die unparteiische Beurteilung der Schrift über Bazaine, und bemerkt schließlich: „Die Auslassungen, welche Sie mir bezeichnet haben und zu denen ein etwas übertriebenes patriotisches Zartgefühl den Uebersetzer veranlaßt hat, sind von geringer Bedeutung und beeinträchtigen nicht im mindesten den Charakter des Buches." Das letztere ist richtig, insofern man nur dessen eigentlichen Zweck ins Auge faßt. Im übrigen sind die vom Uebersetzer unterdrückten Ausfälle auf die Deutschen und deren Kaiser leider nur zu charakteristisch für den Franzosen, und unsers Dafürhaltens wäre es richtiger gewesen, alles wiederzugeben und dort, wo d'Hérisson Unwahrheiten vorbringt, sie ohne unpatriotisches Zartgefühl als solche zu kennzeichnen. Erwünscht wäre ein Inhaltsverzeichnis, umsomehr, als die Darstellung des Verfassers sich sprunghaft bewegt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google



Der Leitartikel.

Von der ungarischen Grenze.

ann man es für notwendig gefunden hat, ein deutsches Wort für das englische leader zu schaffen, würde sich wahrscheinlich leicht feststellen lassen. Vor dem Anfange der vierziger Jahre wird es schwerlich gewesen sein, und eingebürgert hat sich der Begriff erst 1848 — in Österreich bestimmt. In ältern Zeitungen finden wir politische Fragen in Korrespondenzartikeln erörtert, eingehendere Besprechungen aber waren den Wochen- und Monatsschriften vorbehalten und der in der Zeit von 1840 bis 1848 so fruchtbaren Flugschriftenlitteratur. Die mächtige Entwicklung des Journalismus hierzulande muß, da dem Sommersasching des Revolutionsjahres bald wieder die strengste Zensurherrschaft folgte, von dem sogenannten orientalischen Kriege der Westmächte gegen Rußland datirt werden. Und dieser Zusammenhang erscheint verhängnisvoll. Napoleon III. that der „sechsten Großmacht“ nicht nur mit derartigen Worten schön, Leiter von Tagesblättern sahen nichts unpassendes darin, sich für ihr Wettern gegen den Zaren mit französischen Ehrenzeichen belohnen zu lassen, an deren Stelle vorsichtigere Geschäftsleute das auf Gold geprägte Bildnis des großen Völkerbefreiers gewählt haben sollen; gleichzeitig wurden die finanziellen Erfindungen der Mirès und Pereire bei uns eingeführt, und mit ihnen der Brauch, die Presse durch „Beteilung“ mit Aktien für dergleichen Wohlthätigkeitsanstalten zu interessiren. Von da an brachte jedes Tageblatt in jeder Nummer politische und wirtschaftliche „Leitartikel.“ Ohne Zweifel war deren Zweck häufig, die Leser zu unterrichten, aufzuklären, natürlich im Sinne eines politischen und wirtschaftlichen Parteistandpunktes. Allein bei verschiednen Organen ließen die Beziehungen

Digitized by Google

zur eignen oder zu einer fremden Regierung in der Politik, zu dieser oder jener Geldmacht in Finanzfragen sich so wenig verhüllen, daß schnell der Glaube an die Aufrichtigkeit des Zeitungsurteils schwand, und man auch hinter der Bekämpfung verderblicher Bestrebungen wieder nur eigennützige Beweggründe vermutete. In der That erfolgte manchmal der Übergang von scharfer Kritik z. B. eines finanziellen Unternehmens zu dessen Anpreisung, oder umgekehrt, mit auffallender Plötzlichkeit, und Unternehmungen, deren Unsolidität in einer Zeitung nachgewiesen wurde, ließen es sich nicht entgehen, durch Verbreitung solcher Erklärungsgründe die Wirkung der Kritik abzuschwächen.

Diese Ansicht vom Charakter des Zeitungswesens hat sich im wesentlichen unverändert erhalten, zum großen Schaden desselben im allgemeinen, der ehrlichen Blätter im besondern, und notwendigerweise nicht minder zum Schaden des öffentlichen Lebens. Jede Vorhaltung, daß es ein Unrecht sei, Blätter, von deren Unredlichkeit man überzeugt ist, durch das Abonnement zu unterstützen, wird mit Ausflüchten beantwortet: „Eins ist wie das andre, das meinige ist wenigstens geschickt redigirt und gut geschrieben, die darin ausgesprochenen Ansichten haben für mich keinerlei Bedeutung; wer liest denn überhaupt noch Leitartikel?“

Was den letzten Punkt betrifft, so wird allerdings jemand, der gewohnt ist, sich ein eignes Urteil zu bilden, nicht darnach fragen, wie diese oder jene Zeitungsredaktion ein Ereignis, eine Maßregel angesehen haben will. Aber wie viel solche Leser giebt es denn? Im Verhältnis zu dem Anteil, der gegenwärtig am politischen Leben genommen wird, ist die Zahl der Personen mit eignem Urteil unendlich viel geringer als zu der Zeit, wo die Beschäftigung mit politischen Fragen sich noch auf engere Kreise beschränkte. Das ist eben eine Folge der ungeheuern Vermehrung und der massenhaften Verbreitung der Zeitungen. Unleugbar ist der Aufwand von Talent in der Zeitungsindustrie bewundernswürdig, auch Wissen und Bildung sind neben großer Unwissenheit und Unbildung nicht gerade selten, und an Rührigkeit, Spürsinn, raschem und geschicktem Erfassen und Ausbeuten der „Konjunkturen“ steht diese Industrie keiner andern nach. Sie macht es uns sehr bequem. Kaum hat der Draht eine Nachricht überliefert, so liegt auch schon die Darstellung der Ursachen und Wirkungen der neuen Thatsache und die Vorschrift, wie der Biedermann darüber zu denken habe, schwarz auf weiß vor uns. Wir brauchen unser Gedächtnis und unsern Verstand nicht anzustrengen, wir brauchen weder nachzuschlagen, noch nachzudenken, was beides Zeit und Mühe verursachen würde; wir prüfen nicht lange, ob die Behauptungen wahr und die Schlüsse richtig sind, sondern nehmen alles in gutem Glauben hin, sind begeistert oder entrüstet, hoffnungsvoll oder mißmutig, bewundern oder spotten, wie es der Verfasser des Leitartikels verlangt, bilden uns zuerst ein, er habe unsre innerste Überzeugung ausgesprochen, und vergessen gleich darauf, daß er uns vorgedacht hat. Oder ist das nicht

Digitized by Google

bei Tausenden und Abertausenden der Fall? Sprechen nicht Leute, die sonst ganz verständig sind, tagtäglich den Leitartikeln ihres Leibblattes nach, und sind höchlichst verwundert, wenn sie hören, daß die Dinge sich in Wahrheit ganz anders verhalten, oder daß sie in einem ganz andern Lichte erscheinen können?

Welche tief niederschlagenden Beobachtungen hat man in dieser Beziehung allein während der letzten zehn bis zwölf Monate anstellen können! Ich will nicht innere Angelegenheit berühren, deren Auseinandersetzungen für einen Leserkreis in Deutschland sehr weitläufig werden müßte, sondern nur unsre Beziehungen zu Deutschland. Es ist uns nicht leicht geworden, wir waren genötigt, alte Lieblingswünsche zum Schweigen zu verurteilen und Erinnerungen niederzukämpfen. Aber heute sind wir, d. h. die Deutschösterreicher, mit Ausschluß des Häufleins verstockter Klerikalen, mit dem Verstande und dem Herzen bei dem Bündnisse. Unsre Zeitungen versichern von sich dasselbe. Sie erkennen auch an hohen Feiertagen die überwältigende Größe des deutschen Kanzlers an. An den Werktagen aber beten die meisten gehorsam das Gerede der Berliner Oppositionspresse nach. Diese edeln Blätter haben im Kaiserstaate schwerlich andre Abonnenten als die Zeitungsredaktionen, und doch kennt sie jeder dem Namen nach, denn es vergeht kein Tag, wo nicht die Weisheit der „Freisinnigen Zeitung“ und des „Berliner Tageblattes“ uns aufgetischt würde. Wie das zugeht? Der einfache Grund ist, daß mit geringen Ausnahmen die Zeitungen von Juden geschrieben werden, die immer „freisinnig“ sind, soweit es sich irgend mit dem Geschäft verträgt, und Freisinn und Geschäft vertragen sich in der Regel sehr gut, weil der Österreicher im allgemeinen wirklich freisinnig ist und der Deutschösterreicher erst recht unter der Herrschaft der Slawen. Nun wußte die Berliner Oppositionspresse genau, was sie that, als sie den unglücklichen Fürsten, der sich von Eugen Richter und Genossen als ihr Fürstenideal verherrlichen lassen mußte, im Lichte eines Philosemiten erscheinen ließen und seinen Nachfolger in den fürchterlichen Verdacht brachten, ein aufrichtiger Christ, ja wohl gar ein Antisemit zu sein. Sofort stand das Urteil über beide Persönlichkeiten fest. Wir bekamen über die Krankheit des Kaisers Friedrich fast nur zu lesen, was das Mackenziesche Preßbüreau verbreitete; ja noch gegenüber dem Gutachten der ausgezeichnetsten deutschen Ärzte, denen sich der berühmteste Spezialist an der Wiener Universität, Professor von Schrötter, anschließt, haben große Blätter die Stirn, für den Engländer und seine Beschützer Partei zu ergreifen. Als jeder Deutschfühlende durch die Frage aufs tiefste erregt wurde, ob wegen einer Prinzenheirat nicht nur der Schöpfer des deutschen Reiches verdrängt, sondern zugleich seine Schöpfung bedroht und der europäische Friede leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden solle, da war die Haltung derselben Zeitungen so schmählich, daß die Empörung sich endlich Bahn brach, und die Furcht vor dem Abfall ihrer Abonnenten wie im Hochsommer 1870 die Trefflichen zum Einlenken bestimmte. Das Auftreten der „Norddeutschen Allgemeinen

Digitized by Google

Zeitung" gegen den „Pester Lloyd" hat viel Aufsehen gemacht, und die magyarischen Blätter hatten Recht, wenn sie dem „Kanzler-Organ" Unkenntnis der ungarischen Verhältnisse vorwarfen. In der That ist der „Pester Lloyd" so wenig der Ausdruck der wahren öffentlichen Meinung in Ungarn, wie man das entsprechende von verschiednen Wiener Zeitungen sagen könnte: der eine und die andern sind Organe des Judentums und glauben sehr wahrscheinlich außerdem, sich mit den Äußerungen ihres Grolles an einzelnen höhern Stellen beliebt zu machen. Gleichwohl kann man sich nicht wundern, wenn die „Norddeutsche" jenes Blatt überschätzte, da dessen Redakteur eine hervorragende Rolle im ungarischen Reichstage spielt. In Berlin braucht es ja nicht bekannt zu sein, daß der Ungar zwar ein geborner Redner, aber oft kein Freund des Schreibens ist, und daß daher die Abgeordneten gern die Mühe und die Ehre, Referate zu verfassen, einem Kollegen abtreten, der durch vieljährige, man möchte sagen lebenslängliche Übung eine ungewöhnliche Gewandheit im Leitartikelschreiben erworben hat.

Überhaupt werden ja Leitartikel nicht ausschließlich geschrieben, sondern auch gesprochen. Sie sind sehr beliebt, um Dilettanten in der Politik in die Vertretungskörper zu verhelfen, und bei den Wählern von Zeit zu Zeit den Stolz auf einen solchen Vertreter aufzufrischen. Diese Form erlaubt es, die Politik im großen und ganzen, insbesondre die auswärtige, von höhern und größern Gesichtspunkten aus, d. h. ohne eigentliche Sachkenntnis, aber mit Pointen zu betrachten, die ins Ohr fallen wie eine Operettenmelodie und daher eben so viel Anspruch auf Popularität haben. Der parlamentarische Leitartikler hat noch den Vorteil, auf eine Arbeit so viele Wochen oder Monate verwenden zu können, als dem Journalisten Stunden gegönnt sind; und ist die Rede glänzend ausgefallen, so wird sie zur Befriedigung des Verfassers nicht nur in allen Zeitungen abgedruckt, sondern auch zum Thema neuer Leitartikel gemacht. Dieses in gewissem Sinne einträgliche Geschäft blüht bei uns vielleicht mehr als irgendwo sonst, und vor allem sind die Delegationen der Boden, auf dem politische Sonntagsreiter die hohe Schule produziren. Bald entwickelt ein abgedankter Diplomat, um wie viel mächtiger Österreich-Ungarn dastehen würde, wenn es sich nicht unbedacht von den Traditionen Buols losgesagt hätte, bald giebt sich einer die größte Mühe, den Glauben zu erwecken, daß wir nach Macedonien schielen, bald hält einer dem Kriegsminister eine Vorlesung, auf welche dieser, als höflicher Mann, lieber gar nicht antwortet. Die Redner sind dann ohne Zweifel überzeugt, daß mehrere Tage lang Europa von ihnen spreche, während sie in Wahrheit nur zur Ausbreitung jenes Skeptizismus beigetragen haben, den die Anhänger des parlamentarischen Systems so sehr scheuen.

Die Zeichen, daß man des Leitartikelregimes überdrüssig geworden ist, mehren sich auf allen Seiten, ohne daß wir deshalb so bald Befreiung erwarten dürften. Dergleichen Übelstände, ob sie „ererbt" sind oder nicht, lassen sich nicht

Digitized by Google

so schnell ausrotten. Mit umso größerer Ausdauer muß man an deren Beseitigung arbeiten. Ein Stimmungsanzeichen ist das immer wiederholte Aufwerfen der Frage, wie die jetzige innige Verbindung zwischen Publizistik und Annoncenwesen beseitigt werden könne. Daraus sollten die Zeitungen, die ein gutes Gewissen haben, ersehen, daß der Gedanke weder totzureden noch totzuschweigen ist; die andern werden natürlich jeden Versuch einer Reform mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen, denn sie kämpfen um ihre Existenz. Sie erkennen die volle Bedeutung der Frage. Ob dies bei dem Verfasser des unlängst in dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsatzes „Ein Reichsanzeigeblatt" der Fall ist, wurde nicht ganz klar. Vielleicht hat er die Konsequenzen seines Vorschlages absichtlich nur nach der einen Seite hin verfolgt, und auf alle Fälle ist es von großem Werte, daß einmal die Sache nur vom geschäftlichen Standpunkte aus besprochen worden ist. Man versteht auch leicht, weshalb der Verfasser von einem Monopol nichts wissen mag. Doch wird dies immer das Ziel bleiben müssen. Erst wenn der Zeitungsverleger oder Zeitungsredakteur, welcher Bezahlung genommen, und ebenso derjenige, welcher bestochen hat, wegen Verstoß gegen das Monopol verfolgt werden kann, ist die Möglichkeit gegeben, der Korruption erfolgreich auf den Leib zu rücken. Zeitungen, die sich schon in ihren Ankündigungen in eine Reihe mit „Gummiwaaren" und Brandts Schweizerpillen stellen, würden gewiß auch sehr erfinderisch in Schleichwegen zur Umgehung des Gesetzes sein, aber so schwunghaft wie jetzt ginge das Geschäft auf keinen Fall mehr. Jetzt läuft das Ding so glatt wie ein Uhrwerk. Der geriebene Inseratenagent verschafft die Mittel zur Besoldung von Korrespondenten, phantasiereichen Reportern und beliebten Novellisten, der Inserate und des bunten Stoffes halber wird das Blatt auch von Leuten gehalten, die seine Richtung verabscheuen. Hört einmal die eigentliche Einnahmequelle zu fließen auf, so werden anständige Blätter wieder konkurriren können, und das Publikum wird bei dem Abonnement wieder auf den Charakter der Zeitung sehen. Es wäre denkbar, daß auch dann in Wien ein boulangeristisches Organ erschiene und den deutschen Kaiser und dessen Ratgeber über das monarchische Prinzip und die preußischen Traditionen aufklärte. Aber seine Leitartikel würden dann Monologe sein. Daß die Einführung einer solchen neuen Ordnung eine schwere Krisis für alle Zeitungen bedeuten würde, ist unverkennbar, aber die anständigen Blätter thäten, wie gesagt, wohl, sich lieber auf eine Reform, die über kurz oder lang doch kommen muß, vorzubereiten, anstatt mit unwürdigen Genossen Chorus zu machen. Die Vorteile für die Geschäftswelt und für den Staat hat Herr Rübling sehr richtig dargelegt, jeder Staat würde die neue Einnahme brauchen können. In Österreich z. B. wird seit Jahrzehnten die Abschaffung des Lottos ersehnt, nur weiß man nicht den Ausfall zu decken. Der Staat ziehe das Ankündigungswesen an sich, und er kann das unmoralische Institut aufheben.

Digitized by Google

Sind die heutigen Arbeiterunterstützungsverbände Versicherungsgesellschaften?

(Schluß.)

Nach alledem kann man behaupten, daß die durch die modernen Rechtsbedürfnisse erzeugte Mittelbildung zwischen der juristisch-persönlichen Korporation und der gewöhnlichen Sozietät ihre klassische Begriffsbestimmung bisher weder in der Gesetzgebung noch in der Rechtswissenschaft gefunden hat. Hiernach dürfte die Unsicherheit in der Rechtsprechung und Verwaltungspraxis auf dem hier behandelten Gebiete umso erklärlicher erscheinen, als die angedeutete Rechtsentwicklung noch keineswegs abgeschlossen ist, vielmehr immer neue Bildungen entstehen läßt, sodaß die Abgrenzung nach der einen oder andern Seite nicht so scharf ist, daß die Begriffsbestimmung im Einzelfall, d. h. die Zurechnung einer bestimmten Gesellschaft zu dieser oder jener Klasse, immer zweifellos wäre. Im allgemeinen wird es genügen, an der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen den (öffentlich-rechtlichen) Korporationen und den (privatrechtlichen) Sozietäten festzuhalten, und alle Gesellschaften, die sich nicht unter eine dieser beiden Grundformen bringen lassen, ohne weiteres jener Mittelgruppe zuzuweisen. Dabei wird insbesondre zu beachten sein, daß alle sogenanuten Zwangsorganisationen zweifellos zu den Korporationen zu zählen sind, weil der Staat durch die Einführung des staatlichen Zwanges derartige Bildungen zur Mitarbeit an der Lösung der Staatsaufgaben für notwendig erklärt und sie damit gewissermaßen zu Bestandteilen des Staatsorganismus macht; dieser Auffassung entspricht z. B. die reichsgesetzliche Behandlung der sogenanuten Zwangskrankenkassen und der Unfallberufsgenossenschaften im Gegensatz zu den freien Hilfskassen, was sich besonders darin kund giebt, daß bei jenen die Mitwirkung des Staates keineswegs eine bloß kontrolirende ist, auch die Verteilung des Vermögens bei etwaiger Auflösuug unter die Mitglieder ganz ausgeschlossen bleibt.

Fast noch mehr Schwierigkeiten als die Feststellung der privatrechtlichen Stellung jener Mittelgruppe von Gesellschaften bietet die Bestimmung ihrer öffentlich-rechtlichen Stellung, d. h. ihrer Beziehungen zur Staatsgewalt.

In dieser Hinsicht kann zunächst als unbestritten gelten oder doch aus den

Digitized by Google

unten angeführten Gesetzesstellen*) leicht nachgewiesen werden, daß alle Gesellschaften mit veränderlichem Mitgliederbestande, folglich auch die erlaubten und privilegirten Gesellschaften, der Staatsaufsicht unterliegen. Dieses allgemeine Aufsichtsrecht konnte aber den praktischen Bedürfnissen nicht genügen, wo es sich um Gesellschaften handelte, deren Eigenart die Gefahr einer gemeinschädlichen Wirkung besonders nahe legte. Hier mußte die Staatsbehörde die Möglichkeit erhalten, vor der Begründung der Gesellschaft eine entsprechende Prüfung der Verhältnisse vorzunehmen, um eine für das Gemeinwohl zweifelhafte oder gefährliche Schöpfung von vornherein verhindern zu können, andernfalls aber unbedingt oder unter den nötigen Einschränkungen die Zulassung auszusprechen; deshalb sind gewisse Gesellschaften von einer besondern staatlichen Genehmigung abhängig gemacht worden.

Das A. L.-R. hatte eine solche nur für gemeinschaftliche Witwen-, Sterbe- und Aussteuerkassen vorgeschrieben (I. 11, § 651); indessen ist diese Vorschrift, augenscheinlich den gesteigerten Bedürfnissen entsprechend, durch das preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 (§ 340, 6) auf alle gleichartigen Gesellschaften, insbesondre durch das Versicherungsgesetz vom 17. Mai 1853 (§ 1) auf Versicherungsanstalten jeder Art ausgedehnt und in dieser Allgemeinheit durch das Reichsstrafgesetzbuch (§ 360, 9) ausdrücklich aufrecht erhalten worden. Dabei sind die Begriffe „Gesellschaft" und „Anstalt" vielfach gleichbedeutend gebraucht, je nachdem die Personen- oder die Vermögensverbindung mehr betont wird. Diese staatliche Zulassung ist aber nicht zu verwechseln mit der staatlichen Anerkennung als juristische Person, denn die Verleihung der Korporationsrechte ist ein landesherrlicher Akt, der bis zum Erlaß des im Artikel 31 der Verfassung darüber in Aussicht gestellten Gesetzes nach wie vor durch den Landesherrn als obersten Vertreter der Staatsgewalt ausgeübt wird, während die staatliche Zulassung sich nur als ein besondrer Ausfluß jenes staatlichen Aufsichtsrechtes darstellt und nichts weiter als ein Verwaltungsakt der mit diesen Befugnissen betrauten Staatsbehörde ist.

Die Voraussetzungen und Wirkungen beider Fälle sind auch grundverschieden; in dem einen handelt es sich um die positive Feststellung, daß die gesetzlichen Erfordernisse zur Erteilung der Korporationsrechte vorliegen, und daß diese Rechte thatsächlich erteilt werden, in andern um eine bloß negative Entscheidung, daß gegen die Zulassung einer bestimmten Gesellschaft, die dadurch eben zu einer „privilegirten" im Sinne des A. L.-R. II. 6, §§ 22—24 wird, keine Einwendungen erhoben werden. Dort wird ein Schutz für die Gesellschaft, hier gegen sie bezweckt; beide male ist der leitende Beweggrund derselbe, die Wahrung des Gemeinwohls, aber das eine mal, um eine unzweifelhafte Förde-

*) A. L.-R. II. 6, §§ 2 ff. und II. 13, § 13; insbesondre Erkenntnis des königlichen Oberverwaltungsgerichts vom 6. März 1884 in Sachen der deutschen Verbandskasse der Invaliden der Arbeit zu Berlin, II. 252.

Digitized by Google

rung desselben zu unterstützen, das andre mal, um einer etwaigen Schädigung desselben vorzubeugen, sodaß hier mehr das polizeiliche, dort das bevormundende Moment hervortritt. So läßt sich aus den Motiven zum § 340, 6 des preußischen Strafgesetzbuches, wie aus den einschlägigen Ministerialerlassen*) ohne weiteres entnehmen, daß die Einführung der staatlichen Genehmigung vornehmlich gegen gewinnsüchtige Ausbeutung schützen sollte, und bezüglich der Versicherungsgesellschaften spricht sich u. a. eine Entscheidung des frühern Obertribunals ausdrücklich dahin aus: Das Versicherungsgesetz vom 17. Mai 1853 wolle aus polizeilichen Gründen die zu errichtende Anstalt prüfen und beaufsichtigen, damit sie dem allgemeinen Wohl nicht gefährlich werde; deshalb bewiesen die Bestätigung und das Aufsichtsrecht noch keineswegs den (für eine Korporation erforderlichen) gemeinnützigen Zweck der Gesellschaft. Die Bestätigung der Statuten einer Gesellschaft und die Aufsicht der Regierung darüber seien nicht gleichbedeutend mit der Autorität des Staates, die einen staatlichen Schutz für das Institut bedeute, der zu seinen Gunsten stattfinden solle, wogegen in jenen polizeilichen Maßnahmen ein Schutz des Staates gegen Nachteile, die durch die Anstalt für diesen und das Publikum entstehen könnten, bezweckt werde.

Nach dem Vorausgeschickten kann es keinem Bedenken unterliegen, die berufsgenossenschaftlich organisirten Unterstützungskassen der oben dargelegten Mittelgruppe, d. h. den „erlaubten Gesellschaften" im Sinne des A. L.-R. II. 6, § 2 ff., zuzuweisen, da sie Personenverbindungen zu gemeinschaftlichen Endzwecken darstellen und weder zu den Korporationen noch zu den Sozietäten gehören; denn nach der einen Seite fehlt es an den notwendigen Voraussetzungen für die Gemeinnützigkeit und Bestandsfähigkeit der Gesellschaft, nach der andern an einem individuell-geschlossenen Mitgliederbestande und einem ausschließlich auf Privatinteressen gerichteten Gesellschaftszweck. Als erlaubte Gesellschaften unterliegen sie also dem Aufsichtsrechte des Staates und berechtigen die zuständige Staatsbehörde, sie jederzeit auf ihre innere und äußere Wirksamkeit hin zu prüfen und bei Feststellung einer gemeinschädlichen Wirksamkeit zu schließen, erforderlichenfalls unter Androhung entsprechender Strafen bei Wiedereröffnung oder Fortsetzung des verbotenen Betriebes und unter gleichzeitiger Liquidirung des Kassenvermögens, welches den gesetzlichen Bestimmungen gemäß dem Fiskus verfallen würde. Nach der unterm 6. März 1884 in Sachen der deutschen Verbandskasse für die Invaliden der Arbeit zu Berlin ergangenen Entscheidung des königlichen Oberverwaltungsgerichts unterliegt ein solches Verfahren nur der Beschwerde an die Aufsichtsinstanz und nicht dem Verwaltungsstreitverfahren, weil es sich dabei um einen Akt des staatlichen Aufsichtsrechtes und nicht um eine Verfügung in polizeilichem Sinne (§ 127 ff. des Landesverwaltungsgesetzes

*) Ministerialblatt des Innern, Jahrgang 1861, S. 103, 120—122, 171.

Digitized by Google

vom 30. Juli 1883, § 10 des A. L.-R. II. 17, §§ 6 und 12 des Gesetzes vom 11. März 1850) handelt.

Wir behaupten aber weiter, daß die fraglichen Unterstützungsverbände sogar zu den genehmigungspflichtigen Gesellschaften (des § 360 9 des Reichsstrafgesetzbuches) gehören, weil sie die Eigenschaften der Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit besitzen, und dies gerade bildet den Angelpunkt der ganzen Streitfrage.

Es läßt sich kaum verkennen, daß die Verbände allgemeine Versicherungszwecke verfolgen und diese wie mehr oder minder alle derartigen modernen Bildungen auf sozialem Gebiete durch das Prinzip der berufsgenossenschaftlichen Selbsthilfe zu lösen suchen; denn es wird eben eine Sicherstellung der Verbandsmitglieder gegen Arbeitslosigkeit und sonstige Notlagen, d. h. gegen zukünftige ungewisse Ereignisse, durch gegenseitige Beisteuern zu einem Garantiefonds, also nach dem eigentlichen Versicherungsprinzip bezweckt.

Der Beitritt zu einer derartigen Gesellschaft bedeutet aber nach der herrschenden Rechtsprechung*) nicht bloß den Eintritt in die gesellschaftlichen Rechte und Pflichten, die jedem Mitgliede als solchem zustehen, sondern er stellt zugleich den Abschluß eines Versicherungsvertrages zwischen dem Eintretenden und der Gesellschaft dar, wodurch für den erstern ein bestimmter Versicherungsanspruch begründet wird. Gerade in dieser Verbindung von gesellschaftlichen und vertragsmäßigen Rechten besteht die Eigentümlichkeit der Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, indem ihre Begründung und der Beitritt dazu mittels besondrer (Versicherungs-)Verträge geschieht, von denen jeder einzelne zwar ein gesellschaftliches Recht, zugleich und vorwiegend aber einen auf besonderm Privatvertrage beruhenden Versicherungsanspruch schafft, und es ist in der Rechtsprechung wiederholt ausgesprochen worden, daß der Versicherungsvertrag seinen Rechtscharakter nicht verliert, wenn er auf das Gegenseitigkeitsprinzip gegründet und der Versicherte zugleich Mitglied der Versicherungsgesellschaft, d. h. Versicherer und Versicherter in einer Person wird.

Da nun die preußische Gesetzgebung jeden Versicherungsbetrieb grundsätzlich von einer ausdrücklichen Genehmigung des Staates abhängig macht, so war es nicht bloß gesetzlich zulässig, sondern sogar geboten, die Einholung dieser Genehmigung auch von den Arbeiterberufsverbänden zu verlangen, sobald der versicherungsgesellschaftliche Charakter ihrer Unterstützungseinrichtungen sich deutlich zu erkennen gab. Die beteiligten Kreise faßten dies aber unter dem Einflusse der eingangs gedachten Presse als einen ungehörigen Eingriff in ihr freies Selbstbestimmungsrecht auf und suchten sich den versicherungsgesetzlichen Bestimmungen dadurch zu entziehen, daß sie — vermutlich auf den Rat eines ebenso großen

*) Entscheidungen des frühern Reichsoberhandelsgerichts zu Leipzig Bd. 8, S. 180 ff. und Bd. 18, S. 398 ff.; Striethorst, Archiv, Bd. 60, S. 127.

Digitized by Google

Schlaukopfes als schlechten Juristen — die bisherigen Unterstützungsvereine in angebliche Wohlthätigkeitsvereine verwandelten, d. h. man glaubte durch eine bloße Fassungsänderung der Statuten den Versicherungsanspruch in ein „Geschenk" oder auch die beiderseitigen Vertragsleistungen — Beitrag und Unterstützung — in „freiwillige" Leistungen umwandeln und durch eine förmliche Ausschließung „jedes gesetzlichen oder Klagerechts" auf die Unterstützungen die Erfüllung der bisherigen Rechtsansprüche in das ungebundene Ermessen der Verbandsorgane stellen zu können. Als ob durch bloße Wortänderungen der Rechtscharakter der Einrichtungen, die im übrigen ganz dieselben blieben, verändert werden könnte!

Diese Versuche mußten schon deshalb erfolglos bleiben, weil Wohlthätigkeits- und Gegenseitigkeitsvereine grundsätzlich einander ausschließen. Denn die erstern wirken lediglich zu Gunsten Dritter, sie bezwecken uneigennützige Zuwendungen an Personen, die zu dem Vereine in keinerlei Rechtsverhältnis stehen. Ein solches entsteht erst durch die Hingabe der Unterstützung und, je nachdem dieses Rechtsgeschäft den Charakter eines einseitigen oder zweiseitigen Vertrages annimmt, liegt eine Schenkung vor oder nicht (wie z. B. bei Kreditvereinen zu Gunsten unverschuldet Verarmter). Während die Unterstützungen hiernach stets freiwillige sind, da sie nicht gefordert, sondern nur erbeten werden können, können anderseits die Beiträge ebensowohl freiwillige als pflichtmäßige sein; aber stets bleiben die Kreise der Beitragenden und der Unterstützten einander fremd.

Gegenseitigkeitsvereine dagegen verfolgen immer eigennützige Interessen, weil ihre Wirksamkeit auf den Kreis der Vereinsmitglieder oder Gesellschafter beschränkt bleibt. Hier bedeutet die Unterstützungsleistung nicht erst die Eingehung eines Rechtsverhältnisses zwischen Geber und Nehmer, sondern die rechtliche Folge eines schon bestehenden, d. h. der Unterstützungsbedürftige kann auf Grund des Gesellschaftsvertrages die betreffende Leistung fordern, und zwar wird diese regelmäßig den Charakter der Gegenleistung annehmen, weil bei den Gegenseitigkeitsgesellschaften Beitrags- und Unterstützungszahlungen auf denselben Personenkreis zusammenfallen. Anderseits brauchen auch hier die Beitragszahlungen nicht notwendig Pflichtbeiträge zu sein, weil dies den Rechtscharakter der Gegenseitigkeitsgesellschaft an sich nicht berührt; denn auch die Nichtzahler würden gleichwohl einen Klageanspruch auf die Unterstützungen haben, da sie den auch mit zu ihren Gunsten von den Beitragszahlern abgeschlossenen Verträgen auf Grund des Gesellschaftsvertrages von Rechtswegen als beigetreten zu erachten wären (vergl. §§ 74 und 75, I. 5 A. L.-R.). Ganz zweifellos gilt dies für Fälle der vorliegenden Art, weil Versicherungsverträge ganz unbeschränkt zu Gunsten Dritter geschlossen werden können, d. h. diesen auch ohne ihren Beitritt selbständige Klagerechte geben.

Hiernach zeigt sich die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Wohlthätigkeits- und Gegenseitigkeitsvereinen darin, daß sich die Unterstützungszahlungen bei den

Digitized by Google

erstern stets als freiwillige Leistungen, bei den letztern aber als vertragsmäßige Gegenleistungen darstellen, und daß sie den Unterstützten im erstern Falle aus fremden, im letztern aus eignen Mitteln gewährt werden.

Ein auf Gegenseitigkeit begründeter Unterstützungsverein würde also den Charakter eines Wohlthätigkeitsvereins erst dann annehmen, wenn er seine Unterstützungsfonds im wesentlichen von dritter Seite, d. h. von Nichtmitgliedern aufbrächte; damit würde er aber sofort aufhören, ein auf Gegenseitigkeit beruhender Verein zu sein.

Daß es sich bei derartigen Statutenänderungen lediglich um eine beabsichtigte Verschleierung der thatsächlichen Rechtsverhältnisse, d. h. um eine rechtsungiltige Simulation handelt, läßt sich sogar aus dem sonstigen Inhalt der Statuten selbst entnehmen, denn darnach werden regelmäßig Mitglieder, welche die „freiwilligen" Beiträge nicht zahlen, einfach ausgeschlossen und die „Geschenke" oder „freiwilligen" Unterstützungen nur an solche gezahlt, die (mindestens während einer bestimmten Karenzzeit) „ihren Verpflichtungen gegen den Verband nachgekommen" sind, sodaß also die Unterstützung nach wie vor an die Beitragszahlung geknüpft, mithin durch diese erst erworben wird. Im übrigen sind die betreffenden Statutenänderungen auch deshalb ohne rechtliche Wirkung, weil sie gegen zwingende Rechtsgrundsätze verstoßen, nach denen die Bestimmung oder Erfüllung von Verträgen nicht in die bloße Willkür des Verpflichteten gestellt und niemand der Rechtsweg abgeschnitten werden darf. (A. L.-R. Einl. § 79 und I. 5, § 71.)

Von mancher Seite ist noch die Behauptung aufgestellt worden, daß von einem Versicherungsanspruche nur dann die Rede sein könne, wenn ein „statutarisch liquider," das soll heißen ein seinem Inhalte und Umfange nach bestimmter und klagbarer Rechtsanspruch vorliege. Das ist aber nicht richtig. Denn zur Begründung eines vertragsmäßigen Anspruches genügt schon die bloße Bestimmbarkeit des Inhalts und Betrages der Leistung, und in dieser Beziehung bieten die statutarischen Bestimmungen in Verbindung mit den ortsüblichen Gebräuchen regelmäßig ausreichende Unterlagen. Ebenso wenig muß jeder Rechtsanspruch einklagbar sein, wenn ihm auch diese Eigenschaft für gewöhnlich zukommt; es kann vielmehr die Klagbarkeit durch Vertrag oder Gesetz ausgeschlossen sein. Das erstere ist zu Gunsten der Einführung von Schiedsgerichten zwischen den Vertragsschließenden gesetzlich gestattet; im letztern Falle liegt ein „unvollkommener" Rechtsanspruch vor (s. A. L.-R. Einl. § 86), dessen Erfüllung sich zwar nicht erzwingen, wohl aber freiwillig mit rechtlicher Wirkung vollziehen läßt, d. h. es handelt sich dann um eine sogenannte Naturalobligation, ein vertragsähnliches Rechtsverhältnis, und ein solches muß hier zum mindesten stets angenommen werden, da die Verbandsbeiträge regelmäßig in der wechselseitigen Absicht, einen zur Verwirklichung der Versicherungszwecke bestimmten Garantiefonds zu bilden, gegeben und genommen werden.

Digitized by Google

Daß auch solche vertragsähnliche Versicherungen den versicherungsgesetzlichen Bestimmungen unterliegen, dürfte kaum zweifelhaft sein. Der § 1 des Versicherungsgesetzes vom 17. Mai 1853 giebt zwar keine Begriffsbestimmung für die Versicherungsgesellschaften, hat aber diese Klasse augenscheinlich erschöpfen wollen, da er ausdrücklich von Versicherungsanstalten jeder Art spricht und nach seinen Motiven nur eine Erweiterung zu § 340, 6 des preußischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851 hat geben wollen. Die dortige Erklärung: „Gesellschaften oder Anstalten, welche bestimmt sind, gegen Zahlung eines Einkaufsgeldes oder gegen Leistung von Geldbeiträgen beim Eintritte gewisser Bedingungen oder Fristen Zahlungen an Kapital oder Rente zu leisten" muß also hier umso mehr gelten, als sie in den § 360, 9 des Reichsstrafgesetzbuches wörtlich übergegangen ist, nachdem die Versicherungsanstalten zuvor unter die daselbst besonders aufgeführten Gesellschaften und Anstalten ausdrücklich mit eingeschoben worden sind, wie eine Vergleichung der §§ 340 und 360 a. a. O. ergiebt. Hiernach zeigt sich zugleich die scharfe Abgrenzung der Versicherungs- gegen die bloßen Wohlthätigkeitsgesellschaften, bei denen es sich überhaupt um keine rechtliche, sondern höchstens um eine sittliche Verbindlichkeit zur Unterstützungsleistung handelt. Dahin werden auf dem vorliegend behandelten Gebiete z. B. alle diejenigen Einrichtungen zu rechnen sein, die lediglich auf eine Übung des herkömmlichen Handwerksbrauches abzielen, wandernde Berufsgenossen durch freiwillige Gewährung von Herberge und Zehrpfennig (viaticum) von Ort zu Ort zu unterstützen. Sobald aber diese Einrichtungen in ein gewisses System gebracht werden, insbesondre durch Einführung der Gegenseitigkeit und Freizügigkeit zwischen den einzelnen Orten und einheitlicher Zahlungsregeln, durch die Beschränkung der Unterstützungen auf Verbandsgenossen und durch Ausbildung eines geregelten Kassenwesens, nehmen sie allerdings den Charakter genehmigungspflichtiger Versicherungen (gegen Arbeitslosigkeit) an. So wird in der oben erwähnten Abhandlung des Buchdruckerverbandes in geradezu klassischer Kürze und Schärfe darauf hingewiesen, wie durch derartige Maßnahmen die anfänglich zusammenhangslosen und lediglich liberatorischen Viatikumskassen zu einer „wirklichen Versicherungsanstalt gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit" ausgebildet worden sind, sodaß die Unterstützung nunmehr als „ein Recht" gilt, „welches durch Erfüllung der Vereinsverbindlichkeiten erworben wird."

Von einer anderweitigen Einwendung, daß das Versicherungsgesetz nur die gewerbsmäßigen, aber nicht die Gegenseitigkeitsgesellschaften betreffe, können wir absehen, weil eine solche Unterscheidung im Gesetze selbst keine Begründung findet und von der Rechtsprechung längst verworfen worden ist. Auch sind sich die beteiligten Kreise des Versicherungscharakters ihrer auf Gegenseitigkeit beruhenden Unterstützungseinrichtungen sehr wohl bewußt, denn a. a. O. und in ähnlichen Kundgebungen wird die „Arbeiterversicherung" auf Grund freier, genossenschaftlicher Selbsthilfe wiederholt als das „leitende Prinzip" und die weitere Aus-

Digitized by Google

bildung dieses „Versicherungswesens" durch Bildung wohlorganisirter Kassen als der „Schwerpunkt" der ganzen Organisation bezeichnet.

Bei folgerichtiger Anwendung der dargelegten Grundsätze würden auch die neuerdings so verbreiteten Lohn- oder Streikkommissionen, welche wohl aus sozialisten- und vereinsgesetzlichen Rücksichten die bisherige Thätigkeit der Fachvereine auf dem Gebiete der Lohn- und Streikfrage ersetzen sollen, den versicherungsgesetzlichen Bestimmungen und somit der Genehmigungspflicht zu unterwerfen sein; denn diese verfolgen im Grunde auch nichts andres als Versicherungszwecke, nämlich die Sicherstellung der Berufsgenossen gegen die Notlage während des durchzuführenden Streiks, und zwar durch Auszahlung von (nach Pauschquantum oder Kilometerzahl festgesetzten) „Reisegeldern" an die Unverheirateten und von (meist nach Wochensatz bestimmten) „Streikgeldern" an die Verheirateten aus dem dazu gesammelten Unterstützungs- oder Streikfonds. Dabei ist es an sich gleichgiltig, ob es sich bei solchen bloß örtlichen Kommissionen meist nur um vorübergehende Bildungen von unbestimmter Dauer handelt, weil die Vorbedingung der Dauer für die bloß erlaubten und privilegirten Gesellschaften, wie eine Vergleichung der §§ 25 und 1 ff., II. 6 des A. L.-R. ergiebt, gar nicht erfordert wird.

Ganz unanfechtbar müssen die gezogenen Folgerungen erscheinen, wenn das Streikwesen wie auf dem Allgemeinen Tischlerkongreß in Gotha im Dezember 1886 durch Einsetzung ständiger „Lokal-", „Provinzial-" und „Zentralkommissionen" und durch Einführung einheitlicher Normen und Tarife für ganze Gewerbe und ganz Deutschland einheitlich organisirt wird. In dieser Beziehung hat sich das königliche Oberverwaltungsgericht bereits unterm 13. Juli 1878 dahin ausgesprochen, daß Streikkassen, welche ihren arbeitslosen Mitgliedern nicht freiwille Unterstützungen, sondern kraft statutarischer Zahlungsverpflichtung die Gewährung bestimmter periodisch wiederkehrender Geldleistungen bei Eintritt gewisser Bedingungen zusichern, als Versicherungsanstalten im Sinne des Gesetzes vom 17. Mai 1853, § 1, beziehentlich § 360 9 des Reichsstrafgesetzbuches anzusehen seien und deshalb der staatlichen Genehmigung bedürfen, ohne Rücksicht darauf, ob die betreffenden Leistungen als „Geschenke" bezeichnet werden oder nicht.

Im allgemeinen wird sich der Grundsatz aufstellen lassen, daß die Frage, ob eine genehmigungspflichtige Kasseneinrichtung im Einzelfalle vorliege oder nicht, keineswegs bloß nach dem Inhalt der Verbands- oder sonstigen Satzungen, sondern stets nach den gesamten thatsächlichen Voraussetzungen zu entscheiden ist, wie ganz ähnlich auch der Rechtscharakter eines Vereins nicht durch den Statuteninhalt allein, sondern durch sein ganzes thatsächliches Verhalten bestimmt wird, und daß es zur Bejahung der Frage schon genügt, wenn die wechselseitige Sicherstellung gegen zukünftige ungewisse Notlagen durch Beitragsleistungen zu einem Garantiefonds bezweckt wird. Insbesondre wird es nicht

Digitized by Google

notwendig sein, daß dieser Fonds nach bestimmten kassen- und versicherungstechnischen Grundsätzen gebildet und verwaltet wird, da die Erzielung eines Gewinns und somit die Gefahr einer gewinnsüchtigen Ausbeutung wie bei den gewöhnlichen (Erwerbs-)Versicherungsgesellschaften für die davon vielfach abweichenden Gegenseitigkeitsgesellschaften von selbst ausgeschlossen ist, also auch die durch das Gesetz in keiner Weise vorgeschriebene Art, wie die Versicherungsmittel aufzubringen sind — ob im Deckungs- oder Umlageverfahren oder nach gemischtem Verfahren —, an sich gleichgiltig sein muß. Wenn übrigens die hier in Rede stehenden Unterstützungskassen gewisse von den sonstigen gewöhnlichen Versicherungsgesellschaften abweichende Eigentümlichkeiten, insbesondre viel freiere Formen zeigen, so ist dies eben darauf zurückzuführen, daß es sich hier um mittellose, in ihrem wirtschaftlichen Einkommen durchaus ungesicherte Kreise handelt, die eben zur Abstellung oder Milderung dieser Unsicherheit eigentümliche Versicherungseinrichtungen ins Leben gerufen haben, welche den jeweiligen Steuerkräften und Unterstützungsbedürfnissen durch entsprechende Ein- und Auszahlungen periodisch angepaßt werden und sich ihrem ganzen Wesen nach als auf Gegenseitigkeit begründete Lebensversicherungen im weitesten Sinne darstellen, die mit den sonstigen Versicherungen bekanntlich nichts weiter gemein haben, als das allen Versicherungen zu Grunde liegende Bestreben, das Zufällige und Individuelle durch Zusammenfassung einer erheblichen Zahl von Thatbeständen auszugleichen und das Durchschnittliche und in diesem Sinne Regelmäßige zur Geltung zu bringen.

Schließlich bedarf es noch der Widerlegung einer mehrfach geltend gemachten Ansicht, wonach die Anwendung der versicherungsgesetzlichen Bestimmungen auf die geschilderten Berufsverbände einen unzulässigen Eingriff in die gesetzlich gewährleistete Koalitions- und Vereinsfreiheit bedeuten soll. Diese Auffassung geht von der Voraussetzung aus, daß die Reichsgesetzgebung mit Einführung der Koalitionsfreiheit durch § 152 der Gewerbeordnung die landesgesetzlichen Beschränkungen der Vereins- und vollends der Versicherungsgesetze beseitigt habe; eine solche Auslegung ist aber rechtlich unhaltbar.

Nach einer erst kürzlich ergangenen Entscheidung des Reichsgerichts (vom 10. November 1887, Entscheidungen Band 16, S. 383) hat es § 152 der Gewerbeordnung ausschließlich mit den konkreten Arbeitsverträgen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, mit den unmittelbar durch diese Verträge geregelten Lohn- und Arbeitsbedingungen, mit dem Gegensatz und Kampf sozialökonomischer Interessen unmittelbar um diese Bedingungen zu thun, und er hat lediglich die bis dahin in Preußen und andern deutschen Bundesstaaten in Geltung gewesenen Beschränkungen der gewerblichen Koalitionsfreiheit beseitigt, welche es den gewerblichen Gehilfen, Gesellen und Fabrikarbeitern untersagten, durch Verabredungen über Arbeitseinstellungen und dergleichen ihre Arbeitgeber zur Gewährung von Zugeständnissen hinsichtlich der Lohn- und Arbeitsbedingungen zu veranlassen.

Digitized by Google

Darnach beschränkt sich also die sogenannte Koalitionsfreiheit auf das privatrechtliche Gebiet, wo es sich um die Regelung konkreter Arbeitsverhältnisse zwischen beiderseits bestimmten Interessenten handelt. Sobald aber solche Koalitionen darüber hinaus die Regelung der Arbeitsbedingungen für einen ganzen Gewerbszweig, sei es am einzelnen Platze oder im ganzen Reichsgebiete (Normaltarif) bezwecken, so verfolgen sie nicht mehr private — auf den Rechtskreis bestimmter Personen beschränkte —, sondern öffentliche Angelegenheiten und fallen unter die öffentlich-rechtlichen Beschränkungen der Landesgesetzgebung, also auch die vereinsgesetzlichen Bestimmungen; insbesondre trifft dies nach der vorgedachten Entscheidung dann zu, wenn sie die Organe und die Thätigkeit des Staates für ihre Zwecke in Anspruch nehmen und sich so in „politische" Vereine umwandeln.

Nach derselben Entscheidung sind ferner für die Beurteilung des Rechtscharakters von Vereinen nicht lediglich die allgemeine Tendenz und das letzte Ziel, sondern zugleich Form und Mittel der Vereinsbestrebungen entscheidend. Wenn also Vereine als Mittel zum Zweck Versicherungen betreiben, müssen sie sich auch die Behandlung nach den Versicherungsgesetzen gefallen lassen. Die dagegen versuchte Berufung auf die Verfassung ist ganz verfehlt, weil diese (Art. 30) „das Recht, sich in Gesellschaften zu vereinigen," nur insoweit gewährt, als deren „Zwecke den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen"; jeder nicht genehmigte Versicherungsbetrieb ist aber verboten und strafbar. Überdies weist der Wortlaut des Art. 30, wie die Überschrift der dazu erlassenen Verordnung vom 11. März 1850 („über die Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungsrechtes") darauf hin, daß diese Vorschriften dem Gebiete der Sicherheitspolizei angehören, während wir es hier — wenn man die staatliche Aufsichtsführung über Versicherungsgesellschaften überhaupt als eine „polizeiliche" Thätigkeit bezeichnen will — lediglich mit der Wohlfahrtspolizei zu thun haben. Beide sind durchaus nicht mit einander zu verwechseln.

Bezweckt die Sicherheits- oder eigentliche Polizei die öffentliche Rechtsordnung gegen eigenmächtige Eingriffe oder Störungen zu schützen (A. L.-R. II. 17, § 10), so sucht die Wohlfahrtspolizei bloße Mißbräuche zu verhindern, die an sich noch nicht die öffentliche Rechtsordnung, wohl aber die materielle Wohlfahrt mehr oder minder bestimmt umgrenzter Interessenkreise gefährden (A. L.-R. II. 6, §§ 2, 4). Behandelt die erstere meist Rechtsfragen, so die letztere mehr Zweckmäßigkeitsfragen, weshalb ganz folgerichtig gegen etwaige Übergriffe dort der Rechtsweg, hier die bloße Aufsichtsbeschwerde gegeben ist. Der Unterschied läßt sich am einfachsten dahin ausdrücken, daß die Sicherheitspolizei vornehmlich dem Staate, die Wohlfahrtspolizei der Gesellschaft dient, sofern man unter Staat die politische, unter Gesellschaft die wirtschaftliche Organisation der gesamten Staatsbürgerschaft versteht, deren Gliederung dort räumlich, hier beruflich ist.

Digitized by Google

Ehe wir unsern Gegenstand verlassen, wollen wir noch eine Entstellung der sozialdemokratisch-deutschfreisinnigen Kartellpresse als solche kennzeichnen. Es ist geradezu als ein ungesetzlicher Übergriff der Behörden bezeichnet worden, daß u. a. an den Buchdruckerverein als Vorbedingung für seine Zulassung in Preußen die Anforderung gestellt worden ist, den Vereinsvorstand innerhalb Preußens zu bestellen und die jedesmalige Neuwahl desselben dem Bestätigungs- oder Einspruchsrechte der Behörde zu unterwerfen. Mit Recht darf den Vertretern einer solchen Auffassung die Frage entgegengehalten werden, wie denn die vorschriftsmäßige Aufsichtsführung überhaupt möglich sein soll, wenn gar kein der Aufsichtsbehörde verantwortliches, d. h. innerhalb der Landesgrenzen seßhaftes Organ vorhanden ist? Allerdings ließe sich dagegen einwenden, was Preußen recht sei, sei den andern Bundesstaaten billig, sodaß ein über das ganze Reichsgebiet verzweigter Verband in die Zwangslage kommen könnte, in verschiednen Staaten zugleich seinen Sitz zu nehmen. Allein abgesehen davon, daß nur die wenigsten Bundesgebiete eine besondre Versicherungsgesetzgebung haben, würden sich etwaige Schwierigkeiten der Art — nach dem Beispiele der Buchdrucker — durch Einrichtung besondrer Landesvereine und Eingehung wechselseitiger Kartellverbindungen leicht beseitigen lassen. Wenn den beteiligten Kreisen solche Kartellverhältnisse immerhin weniger erwünscht sein mögen als straffe Einheitsverbände, so müssen derartige Mängel freilich mit in den Kauf genommen werden, so lange die nach der Reichsverfassung (Art. 4) in Aussicht genommene einheitliche Vereins- und Versicherungsgesetzgebung noch fehlt. Im übrigen macht das preußische Versicherungsgesetz die Zulassung von Versicherungsgesellschaften ausdrücklich von der fortdauernden Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit der Unternehmer abhängig. Wie anders als auf die vorgedachte Weise soll aber die Aufsichtsbehörde sich die pflichtmäßige Überzeugung davon verschaffen, wenn, wie hier, die Leitung des Unternehmens alljährlich wechselt und versicherungstechnische Bürgschaften selten oder gar nicht gegeben werden können, sodaß die Zulassung im wesentlichen auf dem Vertrauen der Aufsichtsbehörde zu dem jeweiligen Vereinsvorstande beruht? Es liegt auf der Hand, daß es sich auch bei diesen Ausstellungen der staatsfeindlichen Presse um nichts andres handelt, als um geflissentliche Verdächtigungen zur Förderung unlauterer Parteizwecke.

Digitized by Google

Erinnerungen aus Alt-Jena.

Ich möchte meine Leser in das alte Jena führen, das angesichts der umgestaltenden Entwicklung des letzten Menschenalters bereits der Geschichte angehört und doch in seiner Behaglichkeit und seiner geräuschlosen Arbeitsamkeit den Anspruch erheben darf, nicht ganz vergessen zu werden. Ich möchte es wieder erwecken in dem Stadium seines Daseins, in welchem es aufgeschreckt wird aus der Idylle seiner Einsamkeit, und die Hochflut einer heftigen nationalen Bewegung die stillen Ufer der Saale erreichte. Die Mehrzahl der Männer, die damals hier auf der Höhe ihres Wirkens standen, ist inzwischen dahingegangen, ein neues Geschlecht seitdem in die Lücke eingetreten und arbeitet, selbst wieder in fortgesetzter Erneuerung begriffen, eifrig im Dienste der Wissenschaft und der Nation. So möge es denn gestattet sein, der entschwundnen Tage und der verblichenen Gestalten noch einmal zu gedenken. Ich fürchte nicht, auf diesem Wege die Leser mit Mitteilungen von bloß örtlichem Interesse zu belästigen. Das kleine Jena nimmt mit seiner Hochschule seit drei Jahrhunderten in den Abwandlungen unsrer Kultur eine, wenn auch wechselnde, doch so sichtbare und charakteristische Stellung ein, daß alles eher als eine solche Unterschätzung am Platze sein möchte. Eine aus der Fülle des vorhandnen aktenmäßigen Materials geschriebene Geschichte der Stiftung Johann Friedrichs des Großmütigen würde dies auch dem Blinden erkennbar machen. Sie trägt, was man keineswegs von jeder deutschen Universität sagen kann, trotz oder dank der Kleinstaaterei, an welche ihr nächstes Geschick geknüpft war, ein entschieden nationales Gepräge. Den Höhepunkt erreichte sie bekanntlich in der Blütezeit unsrer nationalen Litteratur. Ein Zeitalter des Niederganges ist freilich nicht ausgeblieben, aber auch diese hängt mit der Umkehr unsrer allgemeinen Entwicklung eng zusammen, und der vaterländische Grundzug ist doch niemals wieder verschwunden. Und so liegt die Hoffnung nahe, das lebende Geschlecht werde auch für eine spätere, wenn auch nicht glänzende Episode aus der Geschichte der Stadt und Hochschule des alten Jena einige Aufmerksamkeit übrig haben.

Es war an einem freundlichen Oktobertage des Jahres 1847, als unser Wagen von der Höhe des Landgrafenberges herab in das offne Mühlthal ein-

Digitized by Google

lenkte, und bald darauf das Ziel unsrer Fahrt, das viel genannte Saalathen, im Glanze der Abendsonne uns begrüßend entgegentrat. Wie oft hatten an den Gestaden des Neckars mir liebe Freunde von der behaglichen Musenstadt an der Saale erzählt, nun stand sie in anmutender Wirklichkeit vor meinen Augen. Vielfach hatten die Schilderungen der Schlacht von Jena mit ihren verhängnisvollen Folgen mich beschäftigt, heute hatte mich der Weg dicht unter dem Schauplatze derselben vorübergeführt. Ein wohlwollender Zufall hatte es gefügt, daß mein nächster Wagennachbar mit seinen Erinnerungen in jene kritischen Tage zurückreichte und mir jetzt mit der Beredsamkeit des Alters eins und das andre aus der Fülle derselben mitteilte. Es war der Oberpedell Dorschl, eine der studirenden Jugend jener Zeit wohlbekannte Persönlichkeit. Sein Gedächtnis hatte, trotz der fortgeschrittenen Jahre, nicht gelitten, und es war ihm eine offenbar verzeihliche Genugthuung, was er selbst erlebt und gewiß schon zu hundert malen vorgetragen hatte, einem andächtigen Zuhörer aufs neue zu wiederholen. Tiefen Eindruck hatten auf ihn, wie bekanntermaßen auf so viele andre, die kühnen Anstrengungen gemacht, mit welchen die Franzosen aus der Senkung des Thalweges herauf ihr schweres Geschütz auf die Höhe des Landgrafenberges zu befördern verstanden haben. Die Plünderung der zagenden Stadt, die auf die Schlacht folgte und die ja schon mehrfach von Augenzeugen geschildert worden ist, schwebte noch deutlich vor seinen Augen, und er gab so manchen bezeichnenden Zug zum besten. Alles dies jedoch ohne jedes bittere Gefühl: die mildernde Zeit hatte diese Wunde geheilt, und man konnte auch in diesem Falle die Beobachtung machen, daß naive Naturen nach der Art meines Berichterstatters sich der zermalmenden Macht einer Erscheinung, wie der korsische Eroberer war, wenn sie auch nicht die „Weltseele" Hegels in ihm erkannten, wenigstens ohne jede Kritik unterwerfen.

Wir fuhren in die Stadt ein. Die Straßen wie der Marktplatz waren auffallend still, obwohl die Ferien bereits ihr Ende erreicht hatten. Es war der Eindruck einer friedlichen Landstadt, den man empfing. Überhaupt lebte und wohnte man damals in Jena noch ungewöhnlich einfach und billig; ein halbwegs verwöhnter Großstädter mochte sich freilich schwer in diese Verhältnisse finden, die sich durch eine fast rührende Schlichtheit und Anspruchslosigkeit auszeichneten. Dafür wehte hier in jedem Sinne eine frische, freie Luft, die manchen andern vermißten Vorzug aufwog. Die alten guten Überlieferungen hatten sich noch erhalten, die anderswo häufig Schiffbruch gelitten hatten. Noch am vorgerückten Abend desselben Tages durfte ich mich zu meiner hohen Genugthuung davon überzeugen. Es war der Vorabend des 18. Oktobers, dessen Feier fast in allen übrigen Staaten des seligen deutschen Bundes unterdrückt worden oder doch stillschweigend außer Übung gekommen war. Hier in Jena, wie sich nun gleich zeigte, war eine solche jämmerliche Engherzigkeit nicht durchgedrungen. Kaum daß die Nacht ihre ersten Schatten ausbreitete, wurde es

Digitized by Google

auf dem Marktplatze plötzlich lebendig; die Jugend der Schulen versammelte sich und zog unter der Führung ihrer Lehrer und unter der Begleitung eines zahlreichen Gefolges Erwachsener auf eine der Höhen, die die Stadt umgeben. Hier oben wurden stattliche Feuer angezündet, und hunderte von Kehlen vereinigten sich zu patriotischen Gesängen, die laut und herzerhebend die stille Nacht durchtönten. Nach Beendigung der Feier zog die Jugend in geordneten Reihen in die Stadt zurück, während die Erwachsenen sich in der nahen „Rasenmühle" niederließen und bei einem frischen Trunke und zwangloser Plauderei sich in ihrer guten Gesinnung bestärkten.

Ein günstigeres Vorzeichen meines Eintrittes in Jena hätte ich meiner Denkungsweise gemäß gar nicht wünschen können. Nun aber galt es, mich auf dem neuen Boden zurechtzufinden. Die nächste Umgebung von Jena ist oft genug geschildert worden, sie verdient in ihrer Eigentümlichkeit das ihr gespendete Lob reichlich und vermag wohl einen Eindruck zu machen, der sich nicht so leicht verwischt und auch vor einem strengen Richter besteht. Ich ging zunächst vor allem den Spuren nach, die von den großen Tagen unsrer klassischen Epoche sich in Jena etwa erhalten hatten. Die Überlieferung erwies sich noch kräftig genug; von lebenden mitwirkenden Zeugen derselben war jedoch so gut wie nichts übrig geblieben. Frau Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin und als Schriftstellerin nicht unbewährt, die die letzten Jahre ihres Lebens hier zugebracht hatte, war im Anfange des Jahres (1847) gestorben, und man konnte mir höchstens das Haus bezeichnen, in welchem sie ihr Dasein beschlossen hatte. Die Witwe des Majors von Knebel, des bekannten Freundes Goethes, lebte noch — sie war, glaube ich, in ihren jungen Tagen weimarische Kammersängerin gewesen — und zeichnete sich durch eine gewisse harmlose Originalität in ihrem Auftreten und ihrer Kleidung aus, wobei eine Art von Turban in erster Reihe stand. Sie bewohnte jedoch nicht mehr das oft genannte Knebelsche Gartenhaus, wo Goethe, wenn er zum Besuche nach Jena herüberkam, so manche Stunden zugebracht hatte; dieses war vielmehr auf ihren Sohn übergegangen. Ohne darnach gefragt zu haben, wurde ich gelegentlich auf die einstmalige Wohnstätte eines seit langem gänzlich verschollenen deutschen Dichters aufmerksam gemacht, nämlich des Freiherrn J. M. von Sonnenberg, der sich mit kühnem Anlaufe namentlich im Gebiete der Epik versucht hatte und in verzweifelter Aufregung in der Nacht des 22. November 1805 durch einen Sturz aus dem Fenster seinen Tod gesucht und gefunden hat.

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück. Bald hatte sich das Kontingent der studirenden Jugend vervollständigt und hatten die Vorlesungen begonnen. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten Jenas, daß ein wirkliches Universitätsgebäude nicht vorhanden war. Was man so nannte, war das ehemalige Paulinerkloster, welches u. a. die Aula, die Bibliothek, die nötigen Räumlichkeiten für die Verwaltung, die Sitzungen des Senats und der Fakultäten in

Digitized by Google

sich beschloß; Vorlesungen waren aber, so viel ich erfahren konnte, seit langer Zeit nicht mehr darin gehalten worden. In der großen Mehrzahl der Fälle mußten die Professoren und Dozenten für ihre Hörsäle auf andern Wegen sorgen. Diejenigen von ihnen, die so glücklich waren, ein eignes Haus zu besitzen, hatten sich hier ein Auditorium eingerichtet, die übrigen mieteten sich in verschiednen Häusern der Stadt, die sich darauf eingerichtet hatten, die nötigen Räume; die Überwachung der Inskription auf die Vorlesungen, die Beleuchtung und Heizung besorgten die „Famuli," aber eine andre Art, als sie damals wenigstens noch in Leipzig florirte; es waren das Männer von gewöhnlicher Bildung, in der Regel wohl ihrer zwei bis drei, die sich von diesem Geschäfte, je nachdem, besser oder schlechter nährten. Die Kosten dieser Einrichtung deckten zunächst die Dozenten, weiterhin die Zuhörer; die Universitätsverwaltung kümmerte sich, wenn nicht etwa mit der Vorlesung ein „Institut" verbunden war, nicht darum. Daß dieser Zustand in mehr als einer Beziehung sein Unbequemes an sich hatte, wurde nicht verkannt; man hat daher, um hinter andern Hochschulen nicht zu weit zurückzubleiben, aber erst mehr als ein Jahrzehnt später, die sogenannte „Wucherei," ein geräumiges, am „Graben" gelegenes Privatgebäude, erworben und darin eine erkleckliche Anzahl Hörsäle eingerichtet.

Der sinkende Besuch der Universität in dieser Zeit gab zu häufigen Klagen Stoff; die Dürftigkeit mancher Anstalten und Hilfsmittel mochte daran schon einige Schuld tragen; auch der außerhalb der Korporation stehende bekam davon oft wunderliche Dinge zu hören. Die Zahl der Studirenden erreichte damals, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, kaum mehr die Höhe von 400, und dabei wurden die Mitglieder der landwirtschaftlichen Schule, die viele nicht als rechte Studenten gelten lassen wollten, mit eingerechnet. Diese Schule erfreute sich zur Zeit unter der Leitung von F. G. Schulze eines hohen Ansehens und starken Zulaufs; ohne Zweifel verstand er es vortrefflich, den jungen Landwirten von der praktischen und ethischen Seite zugleich beizukommen und ihren Beruf zu idealisiren. Der alte Göttling pflegte im Hinblick auf die geringe Gesamtfrequenz und den zahlreichen Besuch dieser Anstalt sie in seiner kräftigen Weise das „Feigenblatt" der Universität zu nennen. Die Studentenschaft Jenas machte in diesen Jahren den Eindruck wunderbarer Zahmheit, wobei man den Vergleich mit frühern Zeiten nicht einmal anzustellen brauchte. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß sie über diesen Fortschritt der Gesittung die Frische und den Schwung, die man an der Jugend niemals missen möchte, verloren hatte; nur von eigentlichen Ausschreitungen und Rohheiten, wie sie im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung und an der einen oder andern der deutschen Hochschulen auch jetzt nicht ganz ausgestorben waren, bekam man hier so gut wie gar nichts mehr zu hören. Das äußerste, was man erleben konnte, war, daß ein Teil der „goldnen Jugend" sich nachmittags im Schlafrocke und ihren langen Pfeifen am Markte versammelte und, an verschiednen Tischen aufgepflanzt,

Digitized by Google

ihren Mokka von zweifelhafter Güte plaudernd oder auch etwas lärmend schlürfte. Der Lerneifer und der wissenschaftliche Sinn unter der großen Studentenschaft wurden mit Grund gerühmt; Klagen über die Verödung der Hörsäle, wie sie heutzutage von überall her laut ertönen, wären damals in Jena, selbst in der Zeit hochgehender politischer Aufregung, kaum gerecht gewesen. Die Jenaer Studentenschaft hatte vor manchen andern allerdings einen unschätzbaren Vorzug voraus, sie rekrutirte sich nicht bloß aus den Staaten der vier erlauchten „Nutritoren," sondern aus dem ganzen protestantischen, insbesondre nördlichen Deutschland; dadurch entstand eine äußerst glückliche und anregende Mischung, die keine prinzipielle Einseitigkeit oder gar den Schatten von Versumpfung aufkommen ließ. Man erinnert sich allerdings noch an die Zeit, wo auch die Jugend Süddeutschlands in Jena entsprechend vertreten war; aber diese Zeit nahm ein für allemal ein Ende, seit die Reichsstädte fielen und die fränkischen Markgrafschaften nebst der Reichsritterschaft größern Staatenbildungen einverleibt wurden. Im Augenblicke war es offenbar die theologische Fakultät, die zwar in keiner Weise die übrigen Fakultäten irgendwie beherrschte — wie es an andern Universitäten zeitweise der Fall war —, die aber der Frequenz der Hochschule den angedeuteten Charakter gab, zum Teil infolge der freiern Richtung, die sie vertrat und trotz erfahrener Anfechtungen bis zur Stunde bewahrt hat. Man hat zugleich versichert, daß die Studenten der Theologie sich an den allgemeinen Studien mit besonderm Eifer beteiligten und mit dem löblichen Beispiele des Fleißes und idealen Strebens voranzugehen pflegten. Die gesamte Studentenschaft ging bekanntlich in zwei Gruppen auseinander, die Burschenschaft auf der einen, die Korps auf der andern Seite. Die letztern, auch der Zahl nach die schwächern, traten wenig hervor und trieben es in ihrer Art, wie sie es überall zu treiben gewohnt sind; doch habe ich gelegentlich einzelne höchst gediegene Vertreter derselben kennen gelernt. Meine Aufmerksamkeit war aber mehr auf die Burschenschaft gerichtet, die sich zweifach gliederte, die Arminen oder der Burgkeller und die Germanen. Beide unterschieden sich zunächst durch äußere Abzeichen, stimmten aber in ihren Grundsätzen wohl im wesentlichen überein. Gerade sie waren die Träger des wissenschaftlichen Eifers; der Beschäftigung mit Politik, worin das Charakteristische der alten Burschenschaft lag, hatten sie nach wie vor nicht entsagt, sie hielten sich aber zugleich von allen Überspanntheiten frei.

Unter den Professoren und Dozenten der Universität bestand ein erfreuliches Zusammenwirken, das durch keine auffallende Sonderung getrübt wurde, obwohl leichtere Schattirungen und Gegensätze, wie überall an deutschen Hochschulen, auch hier nicht fehlten. Erst die Parteibildungen, die im Gefolge der Bewegung des Jahres 1848 eintraten, unterbrachen das kollegiale Zusammenleben in empfindlichem Maße. Die Zahl der eigentlichen „Berühmtheiten" war allerdings zur Zeit nicht gerade groß. Fries und Luden waren tot, lebten

Digitized by Google

aber, namentlich der erstere, in der Überlieferung noch vernehmlich fort. Dafür hatte die Hochschule eine stattliche Anzahl gediegener, tüchtiger Gelehrten und Lehrer aufzuweisen. Mit des verbreitetsten Rufes erfreute sich unzweifelhaft der Kirchenhistoriker Karl Hase. Die Bekanntschaft mit diesem Manne gehört zu den angenehmsten Erinnerungen, die ich aus Jena mitgenommen habe. Seine Verdienste als Gelehrter und Lehrer sind längst anerkannt und gewürdigt. Seine Persönlichkeit war von hinreißender Liebenswürdigkeit: er war die verkörperte Humanität und von jeder Engherzigkeit frei. Duldsam nach allen Seiten, wußte er gleichwohl seinen Standpunkt stets zu wahren. Angehenden Kollegen kam er jederzeit aufs zuvorkommendste entgegen und förderte sie mit Rat und That. Die wohlthuende Gastlichkeit seines Hauses — er lebte in höchst bequemen Verhältnissen, wie sie jedem deutschen Professor zu wünschen wären — wird jedem, der sie genoß, in dankbarem Gedächtnis geblieben sein. Er war auch zugleich ein eifriger Politiker. Die Überlieferungen der alten Burschenschaft und der Zeit ihrer Gründung fanden an ihm bekanntlich einen echten Vertreter; er hatte für sie gelitten und zählte zu ihren Märtyrern. In seinem Buche „Ideale und Irrtümer" hat er diesen Abschnitt seines Lebens selbst in höchst lehrreicher Weise beschrieben. Die Begeisterung für das gute Recht unsrer Väter hatte er sich fest bewahrt, und im Frühjahr 1848 brach sie mit erneuter Kraft hervor. Auch in der Presse trat er für den Traum seiner Jugend, für „Kaiser und Reich," nachdrücklich in die Schranken, nur daß sein Standpunkt zeitweise vielleicht dehnbarer als billig war, wie es bei einem so vollendeten Idealisten nicht verwundern konnte. Doch unterwarf er sich bald vorbehaltlos dem Dahlmannschen Programm mit dem preußischen Erbkaisertum. Die gewaltige Persönlichkeit Dahlmanns, der die Jahre zwischen seiner Vertreibung aus Göttingen und seiner Anstellung in Bonn fast ganz in Jena zugebracht und hier einen mächtigen Eindruck zurückgelassen hatte, wirkte auch aus der Entfernung noch nach. Hase selbst hat die meisten seiner Altersgenossen überlebt. So alt wie das Jahrhundert, wandelt er noch unter den Lebendigen und erfreut sich des Ertrages und der Ehren eines wohl angewandten arbeitsamen Lebens.

In nahen Beziehungen zu Hase stand der Geheime Kirchenrat J. K. Eduard Schwarz, den entfernter stehende oft mit dem bekannten freisinnigen Gothaer Oberhofprediger Karl Schwarz verwechselt haben. Eduard Schwarz war Superintendent und Oberpfarrer in Jena und Professor der praktischen Theologie. Seine Freundschaft mit Hase beruhte auf der vollendeten Gegensätzlichkeit ihrer Naturen. Unbedingt subjektiv gestimmt, nicht durchaus frei von Leidenschaftlichkeit, vermochte es Schwarz nicht, eines leisen hierarchischen Anfluges völlig Herr zu werden. Seine Hauptkraft lag in der unmittelbaren Wirksamkeit, vor allem auf der Kanzel, wo er gern, was ihn gerade bewegte, brennende Tagesfragen u. dergl. in packenden Worten zur Sprache brachte. Als Gelegenheitsredner

Digitized by Google

war er ausgezeichnet; hier ließ er auch die liebenswürdigere Seite seines an sich etwas herben Naturells oft in genialer Weise zu Worte kommen.

Senior der theologischen Fakultät war der Orientalist A. G. Hoffmann, der die alttestamentliche Exegese vertrat. Unter den Fachgelehrten erfreute er sich meines Wissens eines ziemlichen Ansehens und war u. a. namentlich mit Hammer-Purgstall näher verbunden. Von der Teilnahme an der Redaktion der Ersch-Gruberschen Encyklopädie Jahre lang in Anspruch genommen, nahm er doch zugleich mit Vorliebe an der Verwaltung der Universität Anteil und übte hierbei sichtlichen Einfluß, der erst durch die Ernennung eines Kurators (1851) eine merkliche Minderung erlitten haben soll.

Unter den juristischen Professoren kam ich dem bekannten Publizisten und Germanisten A. Michelsen näher, der bereits im Jahre 1842 von Kiel her übergesiedelt war. Mit einer Gräfin Brockdorf verheiratet, war er in der Lage, ein offenes Haus zu halten und die ihm näher stehenden häufig zu bewirten. Nach allem war er ein Gelehrter von Bedeutung und hätte es sich ersparen können, von seinen Verdiensten selbst so gern und so häufig zu sprechen. Die jüngern seiner Freunde nahmen indes diese am Ende unschuldige Schwäche meist geduldig hin; zu seinen Kollegen in der Fakultät trat er niemals in ein näheres Verhältnis. Die im Gefolge der deutschen Revolution bald ausbrechende schleswig-holsteinische Bewegung entzog ihn der Wirksamkeit in Jena schnell genug und für längere Zeit ganz. Mehr als ein Jahrzehnt später begegnete ich ihm flüchtig wieder in Nürnberg, wohin er (1861) als Direktor des Germanischen Museums gegangen war; aber auch von dieser Stellung nicht befriedigt und von den Interessen seines Heimatlandes aufs neue in Anspruch genommen, legte er 1864 auch dieses Amt nieder und zog sich zuletzt nach Schleswig zurück, wo er, obwohl fast gänzlich erblindet, fortgesetzt wissenschaftlich thätig, im Jahre 1881 gestorben ist.

Unter den ältern Mitgliedern der medizinischen Fakultät zog D. G. Kieser meine besondre Aufmerksamkeit auf sich. Bereits den Siebzigen nahe, aber eine zähe Natur, hielt er sich noch immer stramm aufrecht. Seine Verdienste waren mannichfach, und er liebte es so wenig als Michelsen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Der Neigung des Alters gemäß erzählte er gern und wußte viel zu erzählen, denn er hatte viel erlebt. Manche warfen ihm eine unruhige Neigung zur Projektenmacherei vor, doch hatten wir jüngern keinen Grund, uns dadurch anfechten zu lassen. Seine Frau war eine Tochter des berühmten Berliner Arztes Dr. Keil, der seiner aufopfernden Thätigkeit als Lazarettarzt nach der Schlacht bei Leipzig erlegen war. Frau Kieser zeichnete sich durch eine wohlthuende Freundlichkeit gegen jedermann aus, hielt sich aber gegenüber ihrem redseligen und leicht polternden Manne bescheiden zurück. Kieser hatte sich als Arzt an dem Feldzuge der Jahre 1814 und 1815 beteiligt und sprach gern von seinen bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen und Er-

Digitized by Google

lebnissen. Er war aber zugleich ein Mann des öffentlichen Wirkens. Wer sich um die Geschichte des Wartburgfestes bekümmert hat, wird auf seinen Namen gestoßen sein. In den Jahren 1831 bis 1848 vertrat er die Universität Jena im weimarischen Landtage und wußte sich auch hier geltend zu machen. Damals stand er auf Seiten der Opposition gegen das altkonservative Ministerium Schweizer und war an dem Sturze desselben in den Märztagen 1848, wie man wenigstens behauptete, kein ganz unbeteiligter Zuschauer. Seitdem gehörte er der verständigen liberalen Richtung an und trat den aufkommenden demokratischen Anforderungen grundsätzlich entgegen. Die letzte seiner Bemühungen, an die ich mich erinnere, war die Agitation für die Errichtung eines Denkmals L. Okens in Jena. Bekanntlich hat dieser seiner Zeit eine Reihe von Jahren hier als angesehener Lehrer gewirkt und nebenher eine äußerst liebenswürdige Frau aus einem der angesehensten Professorenhäuser erobert. Beharrlich wie Kieser war, ruhte er nicht, bis er die erforderlichen Mittel zu diesem Zwecke aufgebracht hatte. Er fand sogar den Weg zu dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, der in seinen jungen Jahren in Okens Hause in Zürich häufig verkehrt hatte, und in der That machte Louis Napoleon das Vertrauen des Jenaer Geheimen Hofrats nicht zu Schanden. (Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

Jem aufmerksamen Beobachter der zeitgenössischen Litteratur wird es nicht entgangen sein, daß der geschichtliche Roman seine Vorherrschaft in den letzten Jahren verloren und sie an den sozialen Roman abgetreten hat. Wer erlebt hat, wieviel undichterische Arbeit sich in jenen geschichtlichen Romanen breit machte und wie selten es den gelehrten Schriftstellern klar geworden war, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen der Kunst der Poesie und der der Geschichtschreibung besteht, wird diese Wandlung des Zeitgeschmackes grundsätzlich mit Freuden begrüßen. Die Geschichte wird zwar, so lange es eine Dichtkunst geben wird, der unerschöpfliche Quell poetischer Stoffe bleiben, aber es kann nur zum Heile beider, der Dichtung wie der Geschichtschreibung, dienen, wenn man sich ihres verschiednen Berufes klar bewußt bleibt. Wenn auch das Bestreben der Romandichter ganz löblich ist, ihren Lesern ein großes Weltbild zu bieten, sie auf die Höhen der ganze Völker beherrschenden Schicksale zu leiten, so muß man doch dem Roman, der unsre eigne Zeit recht groß erfassen und schildern will, den Vorzug vor

Digitized by Google

dem geschichtlichen geben, der die Phantasie des Lesers nur häufig genug in eine gleichgiltige Vergangenheit abseits lenkte. Denn nichts thut mehr not, als den Zeitgenossen zu einem klaren und reichen Bewußtsein ihrer eignen Zeit zu verhelfen. Die Eigentümlichkeit dieser Zeit, ihre Entstehungsgeschichte, ihre ganz eignen Aufgaben, ihr Beruf, ihre Fehler und ihre Tugenden, ihre Pflichten und ihre Rechte werden doch nur von den wenigen Menschen erkannt, die sich den Geist frei erhalten können von dem kleinen Getriebe des Alltagslebens, die den Kopf hoch in die Zukunft blickend erheben, während die Millionen um und mit ihnen den Blick beschränkt haben im Kampfe ums Dasein oder im Kampfe der kleinen Partei, der sie zufällig angehören. Die reine Dichtkunst liebt allerdings abgeschlossene Zeiten, geklärte Verhältnisse, wie sie sich künstlerisch nur um die Gestaltung der Charaktere bemühen kann; aber der Roman ist eben nicht reine Kunst, und darum erwirbt er sich ein volkserziehendes Verdienst, wenn er die Bildungsbedürfnisse der Nation in fruchtbarer Weise befriedigt. Auch ist er wahrhaft schöpferisch nur dann, wenn er ohne die vermittelnde Überlieferung eines Geschichtschreibers unmittelbar zu einer bestimmten Zeit ein Verhältnis gewinnt.

In den zwei Romanen, die Hans Blum in dem kurzen Zwischenraume von kaum einem Jahre veröffentlicht hat,*) scheint er selbst diese Umwandlung des Zeitgeschmackes durchgemacht zu haben. Die Äbtissin von Säckingen ist ein geschichtlicher Roman, dessen Handlung in die für die Geschichte der Reformation so bedeutsamen Jahre 1523 bis 1531 fällt; das neuere Werk, Staatlos, führt uns in die von uns miterlebte Zeit von 1866 bis 1871. Und wie die Wahl des zweiten Stoffes glücklicher war, so ist auch die jüngere Erzählung vom Standpunkte des Unterhaltung suchenden Lesers zweifellos die bessere.

Auch Blum ist sich nicht über den Unterschied zwischen Geschichtschreibung und Dichtkunst klar geworden, auch bei ihm gehen die Grenzen von Wissenschaft und Kunst verschwommen in einander über und stehen sich mit ihren Interessen im Wege. Blum ist von Hause aus überhaupt nicht dichterisch angelegt, er ist vielmehr ein phantasievoller und eben deshalb vorzüglicher Kulturhistoriker. Er hat einen lebhaften politischen Sinn, ja politische Leidenschaft und vor allem eine nicht gewöhnliche geschichtliche Gelehrsamkeit. Dem Dichter Blum aber ist die Wissenschaft über den Kopf gewachsen; im zweiten Bande der „Äbtissin" fordert er von dem harmlosen Romanleser eine Aufmerksamkeit für kleine, nebensächliche Vorgänge, die nur der lokale Chronikenschreiber erwarten darf. Der Künstler strebt darnach, aus der Fülle der Erscheinungen die großen maßgebenden Züge und Persönlichkeiten herauszugreifen, und geht gern und mit

*) Die Äbtissin von Säckingen. Roman aus der Reformationszeit von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Costenoble, 1887. — Staatlos. Eine lustige Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde von Hans Blum. Jena, Costenoble, 1888.

Digitized by Google

Recht so weit, sie ganz von dem Hintergrunde zu trennen, den Hintergrund eben nur, soweit er zum Verständnis nötig ist, anzudeuten; dem Künstler ist es um eine klare Übersicht, um ein schönes, in die Augen fallendes, unmittelbar erfaßbares Bild zu thun; in der Geschichte forscht er nach den Gesetzen der Perspektive nicht minder wie in der Landschaft, und die im Vordergrunde stehende Einzelpersönlichkeit führt er mit liebevollem Eingehen in ihren Charakter aus. Denn am Ende arbeitet alle Kunst mit der typischen Individualität, mit dem kraftvollen, großartigen Charakter, in welchem sich viele Bestrebungen zerstreuter historischer Persönlichkeiten symbolisch für die ganze Zeit, der sie angehören, vereinigen. Der Kulturhistoriker aber mit seinem wissenschaftlichen Respekt vor der positiven, archivalisch festgestellten, urkundlich beweisbaren Wahrheit verliert jenen künstlerischen Standpunkt; auch Blum hat ihn verloren, und dies scheint uns der wichtigste Fehler seiner an Geist und Studien übrigens reichen „Äbtissin von Säckingen“ zu sein.

Die Äbtissin von Säckingen ist das Fräulein Magdalin von Hausen in dem adlichen Damenstifte zu Säckingen. Sie hat die zündenden Predigten Eberlins in Waldshut und in Säckingen selbst gehört und ist von der Wahrheit und Größe dieser gereinigten evangelischen Lehre tief ergriffen worden. Der Junker Gerold von Harpolingen, ein Freund Ulrichs von Hutten und Zwinglis, hat ihr die Schriften Luthers, namentlich dessen Bibelübersetzung, und auch die Schriften der andern Schöpfer und Führer der Reformation heimlich zugetragen, denn er liebt das schöne Stiftsfräulein, und sie liebt ihn. Magdalin hat sich in ihrer einsamen Zelle erfüllt mit der neuen Lehre, und als Eberlin den Kabalen der Altgläubigen aus der Säckinger Gegend weichen muß, tritt das Stiftsfräulein selbst auf den Markt vor das Volk, ihm das wahre Evangelium zu verkünden. Als die alte Äbtissin stirbt, wird Magdalin zu ihrer Nachfolgerin gewählt, und nun faßt sie den Entschluß, das Stift zu reformiren, mit ihm auch die ganze umliegende Gegend und wohl auch schließlich als Äbtissin Gerold zu heiraten. Denn die Ehelosigkeit der Stiftsdamen ist niemals gesetzliche Bedingung ihrer Würde gewesen; vielmehr haben schon viele Säckinger Stiftsfräulein diese Würde mit der einer ehrenwerten deutschen Hausfrau vertauscht; nur eine alte Gewohnheit, aber kein geschriebenes Gesetz besteht, daß die Äbtissin als solche unvermählt zu bleiben pflegt, wenn auch die zügellosen Sitten des mittelalterlichen Klerus den hohen Frauen ihren Cölibat nicht gerade schwer erträglich machen. Gegen den Plan Magdalins erheben sich aber auch politische Mächte, denn das Säckinger Stift ist sehr reich und übt großen Einfluß auf seine Umgegend aus. Daher leisten die Katholiken unter Führung des Erzherzogs Ferdinand von Österreich Widerstand. In dem Kampfe unterliegen die Evangelischen. Gerold hat sich heimlich mit der jungen Äbtissin vermählen lassen, Zwingli selbst hat den Trauungsakt vollzogen. Harpolingen wird belagert, Gerold muß sich auf Gnade und Un-

Digitized by Google

gnade ergeben und rettet das nackte Leben nur dadurch, daß sich Magdalin freiwillig dem Feinde überliefert. Für beide beginnt nun eine schwere Zeit. Gerold wird unter die kaiserlichen Soldaten gesteckt, zeichnet sich 1529 bei der Türkenbelagerung von Wien aus und kehrt endlich als österreichischer Hauptmann in die Heimat zurück. Magdalin wird nach dem Falle der Burg Harpolingen zu Säckingen in Gefangenschaft gehalten. Schlimmer aber ist es, daß ihr Geist umnachtet ist und daß sie sich in bitterer, reuevoller Selbstqual martert. Sie hat das Mittelalter in sich selbst doch noch nicht überwunden, wie Zwingli, der ihr dazu helfen wollte, erklärt. Endlich aber, nachdem noch der Bauernaufstand des „Bundschuh," der Kampf der Wiedertäufer zu Waldshut, der Kampf der Schweizer gegen die Kaiserlichen und der Heldentod Zwinglis an unserm geistigen Auge vorübergegangen sind, erleben wir die glückliche Vereinigung Gerolds und Magdalins. Gerold ist wieder in den Besitz seiner Stammburg Harpolingen gekommen, Magdalin muß auf ihre fürstliche Würde und Macht verzichten, bekommt aber doch ihre ins Stift gebrachte Mitgift heraus.

Dies im Umriß die Handlung des ersten Romans. Es interessirt uns wenig, wie sich Blums Dichtung zur geschichtlichen Wahrheit verhält, denn wir sind nicht gewöhnt, solche bei Romanschreibern zu suchen, und den Streit um sie halten wir im vorliegenden Falle für sehr müßig. Wir halten uns an Blums Fabel, und diese müssen wir an und für sich als bedeutsam genug anerkennen. Hier ein Weib, das so sehr aus den Schranken seines Geschlechts heraustritt, neue Religionswahrheit zu verkünden: dies allein schon ein großes dichterisches Motiv! Sie wird aber beim Widerstande der weltlichen Mächte, deren nüchterne und egoistische Politik sie doch nicht ganz überschaut, irre an sich selbst, sie ist nicht stark genug, den Kampf zweier Zeitalter allein in sich durchzufechten, sie verfällt dem Trübsinn und wird erst nach und nach durch ihre gesunde Natur dem Leben wieder gegeben. Welch eine Gelegenheit zur Entfaltung feinster psychologischer Kunst! Wie groß und vornehm muß der Charakterzeichner sein, um uns die Ekstase des religiös begeisterten Weibes begreiflich, anmutend, liebenswürdig erscheinen zu lassen! Und welcher Tiefe bedurfte es, um dann den Trübsinn in seiner vollen Tragik vor Augen zu stellen! Und immerfort hätte diese lieblich tiefsinnige Erscheinung im Mittelpunkt der Erzählung bleiben müssen; denn die allen deutschen Lesern wohlvertrauten Bilder der Hutten, Zwingli, der ganzen Zeit wären mit wenigen Strichen ausreichend angedeutet, zur Genüge geschildert gewesen, um die Stimmung der Zeit, ihre Farbe und Leidenschaft als Hintergrund und Erklärung für die Hauptfigur zu veranschaulichen. So ökonomisch ist aber Hans Blum nicht verfahren. Er schildert leider mehrere Helden, die nach einander den Vordergrund einnehmen: Ulrich von Hutten, Eberlin, Zwingli. Da kommt natürlich die arme Magdalin zu kurz dabei. Wir lesen einen ganzen dicken Band durch, bevor

Digitized by Google

sie überhaupt Äbtissin wird, und die wichtigen innern Umwandlungen, die sie durchmacht, werden uns schließlich gerade nur referirt. Wir ahnen wohl, was der Verfasser wollte, können aber nicht sagen, daß er es auch erreicht habe. Wir staunen über seine Gelehrsamkeit, auch seine genaue Kenntnis der oberrheinischen Lokalgeschichte vermag uns zu fesseln, die Zeichnung Zwinglis verfolgen wir sogar mit dem Anteil, den Blum selbst an ihr genommen hat — allein der Roman als Ganzes vermag uns nicht zu befriedigen.

Einen wesentlich freundlicheren Eindruck, eben weil sie übersichtlicher komponirt ist, hinterläßt die „lustige Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde." Zwar hat sich Blum die Arbeit hier etwas leicht gemacht, die Fabel einfach erfunden, den Knoten der Verwicklung lose geschürzt, die eigentlich schwierige psychologische Aufgabe, die auf dem Wege der Erzählung lag, vorsichtig übersprungen, allein die Erzählung ist doch witzig im Problem, das in allen seinen Konsequenzen verfolgt wird, und munter im Vortrag, fesselt den Leser immerfort und entläßt ihn in heiterm Behagen, nachdem sie knapp vor dem Schluß große, ernste, erschütternde Kriegsbilder entrollt hat. Es ist nur zu bedauern, daß die Grundvoraussetzung der ganzen Fabel ganz unglaublich ist, und daß darum die Geschichte völlig in der Luft hängt; hierin mag auch der Grund liegen, daß Blum sein Thema nicht recht vertiefen konnte.

Die Geschichte ist folgende. Nach den Schlachten von Langensalza und Königgrätz, welche über die Stellung Preußens im deutschen Bunde und über dessen Vorherrschaft endgiltig entschieden, faßt der hannoversche Offizier Wolf Freiherr von Warnecke den Entschluß, mit seinem Diener, dem Unteroffizier Habakuk, nach Amerika auszuwandern. Warnecke will dem tief gehaßten Preußen nicht dienen, so sehr er im übrigen ein braves deutsches Herz hat. Kurz vor der Abreise findet er nun in einem hannoverschen Zeitungsblatte folgende Anzeige: „Staatlos! Ein Grundstück in Mitteldeutschland, an vier deutsche Staaten grenzend, zu keinem Staate gehörig, frei von Steuern, Abgaben, Militärpflicht und Einquartierung, dessen Eigentümer sein eigner Souverän ist, und das aus ansehnlichen Gebäuden, Feld-, Wald- und Wiesenbesitz besteht, und in Viehstand, Vorräten und Inventar gut versehen ist, hat wegen Todesfalls gegen Baarzahlung zu verkaufen Advokat Pfeffermann in Heida." Rasch entschlossen reist Wolf auf dieses Inserat nach Heida zu dem genannten Advokaten, und nachdem er sich aus dem Unterthanenverbande Preußens hat ausscheiden lassen, kauft er das Gut „Staatlos" an, das ihm, ohne Reise in die Urwälder Amerikas, mitten in Deutschland jene vollständige politische Freiheit gewährt, die er sich wünschte. Das Gut ist in vorzüglichem Zustande. Die merkwürdige Staatlosigkeit desselben erklärt der Fabulist damit, daß der Boden ursprünglich das Bett des Flusses war, der seinen Lauf verschoben hatte, und im Wiener Kongreß, wo Deutschland neu verteilt wurde, hatte man das Stückchen Land geringschätzig übersehen. Es war dann von einem mit der Vielregiererei

Digitized by Google

des Vaterlandes unzufriedenen deutschen Gelehrten angekauft worden, der nach gründlichen juristisch-historischen Forschungen die völlige Staatlosigkeit des neuen Bodens festgestellt hatte. Nach dem Tode dieses Einsiedlers kam das Gut „Staatlos" an einen mit der Gestaltung Deutschlands ebenfalls unzufriedenen Achtundvierziger, der hier seine Zuflucht ebenso fand, wie viele seiner Streitgenossen aus der Paulskirche in England oder Amerika. Beide Eigentümer waren ohne Familie, lebten ausschließlich sich selbst, ihrer Landwirtschaft und wurden von den nicht staatlosen Nachbarn sehr geachtet. Jetzt ist Wolf von Warnecke Souverän des kleinsten deutschen Ländchens.

Das Thema des Romans ist nun gegeben, wenn man die unglaubliche, jedenfalls heitere Voraussetzung gelten läßt. Es handelt sich darum, Wolf Warnecke von seinem Preußenhaß zu heilen und sein Bedürfnis nach Staatlosigkeit ad absurdum zu führen. Er muß erkennen, daß einem Staate anzugehören Notwendigkeit sei; daß die Pflichten, die der Staatsbürger übernimmt, ihm auch Rechte gewähren, welche seinen wirtschaftlichen und auch moralischen Bestand überhaupt erst ermöglichen. Rein vom Nützlichkeitsstandpunkte muß Wolf, nach der Absicht Blums, zuvörderst zur Erkenntnis des Wertes der Staatsangehörigkeit an sich gelangen. Ihn zum deutschen Staatsbürger im edleren Sinne zu gestalten, benutzt Blum die großen geschichtlichen Ereignisse, die mit in die Romanhandlung hineinspielen. Den fanatischen Welfen, der mit dem Sturze seines Königshauses auch alle Heimat verloren zu haben wähnt, soll der neue Staat, das auf den französischen Schlachtfeldern geborene deutsche Reich, ohne ihn zur Untreue gegen sich selbst zu zwingen, in sich aufnehmen.

Zu allen diesen inneren Wandlungen wird nun Wolf durch die Liebesgeschichte geführt, in die er gleich beim ersten Eintritt in sein Gut verwickelt wird. Er sieht Fräulein Gertrud Kratz, die Tochter des humoristisch grobianischen Gutsnachbars, und liebt sie auch gleich (eine Bequemlichkeit Blums), indes sein an urwüchsigen Bildern im Ausdruck üppiger Diener Habakuk ebenso geschwind sein Herz an die ererbte Wirtschafterin, Fräulein Minchen, verliert. Die ganze Handlung dreht sich darum, daß Wolf die geliebte Gertrud anstandlos und legitim heiraten könne. Zuerst steht dem Plane der väterliche Grobian Kratz im Wege, der mit dem staatlosen Nachbar nichts zu thun haben will. Kratz macht Wolf auf das Gefährliche seiner Stellung aufmerksam. Als vorsorglicher Landwirt muß sich Wolf doch bei irgend einer Gesellschaft gegen Feuer-, Hagel- und Seuchenschaden versichern. Welche wird aber dies Geschäft mit ihm wagen? Die Gesellschaft muß doch ihrerseits durch die Gesetze des Staates gegen etwaige verbrecherische Absichten des Versicherten geschützt werden; der Staat muß denjenigen, der mit der Spekulation auf die Prämie sein eignes Haus anzündet, bestrafen, sonst wäre ja die Versicherungsgesellschaft die Beute von Dieben. Wolf aber gehört keinem Staate an, er ist keinem Gesetze unterworfen, es findet sich also keine Gesellschaft, die sein Hab und Gut

Digitized by Google

zu versichern willens wäre. Und wie ist es mit der Post? Haben seine Nachbarn irgend welche Pflicht, ihm die unentbehrlichen Briefe und Zeitungen zuzustellen? Er lebt also auf Kosten der Nachbarn, ohne sich durch Gegendienste erkenntlich zu erweisen. Und so ist es auch mit der Polizei, mit der Sicherheit seiner Person und seines Besitzes bestellt. Blum unterläßt nicht, seinen Helden alle diese Bedingungen gutsherrlichen Lebens fühlen zu lassen: eine Reihe heiterer Szenen. Doch schließlich vermag sich Wolf gegen Feuersgefahr durch ein künstliches Wasserwerk, gegen die Unsicherheit durch reichlichen Waffenvorrat, gegen etwaiges Übelwollen der Nachbarn durch eignes großherziges Entgegenkommen zu schützen. Allein, um seine Gertrud heiraten zu können, nützen ihm alle diese Opfer und Tugenden nichts, denn den staatlosen, vogelfreien Mann kann in ganz Deutschland kein Pfarramt aufbieten, kein Standesamt kann seine Ehe gesetzlich anerkennen. Den Vater Kratz gewinnt Wolf durch heldenmütiges Handeln. Ein wütender Mensch, ein Arbeiter, der den Gutsherrn bestohlen hat und der daher entlassen worden ist, hat Kratz meuchlerisch überfallen, nachdem er ihm eine Scheune in Brand gesteckt hat: Wolf schützt den Hof vor größerm Schaden und den Besitzer vor schmählichem Tode. Die Versuche, die er nun macht, um sich die Möglichkeit zu heiraten zu verschaffen, sind eine Reihe belustigender Abenteuer. Endlich ist Wolf entschlossen, in den preußischen Unterthanenverband zu treten, allein den Heimatlosen will keine Behörde aufnehmen. Gertrud wendet sich sogar unmittelbar an den Grafen Bismarck, aber er hat das Gesetz, welches Heimatlose in den Staat aufzunehmen gestatten soll, eben erst in Vorbereitung, es wird noch lange dauern, bis es in Kraft treten kann, und inzwischen — bricht der deutsch-französische Krieg aus. Wolf hat sich in seiner Einsamkeit mit den Schriften Schlözers vertraut gemacht, seiner geliebten Gertrud hat er sogar statt der Liebesbriefe begeisterte Auszüge daraus geschickt. Der Ausbruch des Krieges entzündet deshalb in ihm die feurigste Teilnahme. Staatlos, wie er ist, setzt er sich in den Besitz der Papiere seines Dieners Habakuk, des Unteroffiziers, der sich vorsorglicher Weise nicht aus dem preußischen Staatsverbande hat streichen lassen, und unter dem fremden Namen nimmt Wolf als Unteroffizier an den Schlachten von Weißenburg und Wörth teil. Hier wird er verwundet, der Köter Jack, der ihn immerfort begleitet, bellt Hilfe herbei, und der Bewußtlose wird rechtzeitig ins Lazareth getragen. Durch seine Teilnahme am Feldzuge und durch das gewonnene Eiserne Kreuz hat sich Wolf eo ipso die preußische Staatsbürgerschaft erworben, und nun steht seiner Heirat nichts mehr im Wege. Auch dafür wird gesorgt, daß sein staatloses Gut von einem liebenswürdigen rechten Souverän, der angrenzt, annektirt wird.

Auch hier sind dem Erzähler die Nebengestalten besser gelungen als die Hauptfiguren. An Wolf und Gertrud vermissen wir die feinere Charakteristik, ihre Liebe ist plötzlich, man weiß nicht wie gekommen; der Schilderung ihres

Digitized by Google

Verkehrs fehlt die rechte poetische Wärme. Wolfs innerer Entwicklungsgang wird nur skizzirt, und doch hätte sich gerade hier die Idylle mit dem großen geschichtlichen Hintergrunde bedeutend vertiefen lassen. Auch dieser Hintergrund der Jahre 1867 bis 1870 selbst hätte in kräftigeren Farben gemalt werden können. Der Diener Habakuk aber mit seiner humoristischen Sprache, der gute, grundgescheite Grobian Vater Kratz, das Fräulein Minchen, der Advokat Pfeffermann sind warme, lebensvolle Gestalten. Wenn sich auch der Witz Blums nur allzu häufig zum bloßen Wortwitz, zum Kalauer herabläßt, so ist doch die ganze Geschichte, die etwas an Wilhelm Raabes Art erinnert, eine freundliche Erscheinung deutschen Humors.

Die Kriegsmacht des Friedensbundes und die seiner Gegner.

3.

Denken wir uns nun den Fall, daß der Friedensbund genötigt würde, mit Frankreich und Rußland zu gleicher Zeit Krieg zu führen, so würde er es also mit Gegnern zu thun haben, die ihm in der Zahl der Truppen wahrscheinlich um einige hunderttausend Mann überlegen wären und, was Rußland betrifft, über ein sehr starkes Pferdematerial verfügten, in andern Beziehungen aber teils als unter dem Werte der Mehrzahl der Streitkräfte des Bundes stehend angesehen werden müssen, teils der Tüchtigkeit der letztern ungefähr gleichkommen würden. Die russische Infanterie besitzt noch kein Magazingewehr und scheint sich überhaupt für ein solches nicht zu eignen; im übrigen werden unsre Feinde, wenn die zur Neubewaffnung der Infanterie bewilligten Millionen Verwendung gefunden haben, hinsichtlich dieses Teiles ihrer Truppenmacht etwa ebenso gut ausgerüstet sein wie wir. Als verbürgt kann gelten, daß die Heere des Dreibundes durchschnittlich mehr geschult sind als die russischen und französischen, und daß der Geist, der sie beseelt, ebenfalls besser ist. Die schneller zu ermöglichende Mobilmachung des deutschen Heeres und sein rascher sich vollziehender Aufmarsch gegenüber der französischen Armee sind weitere Vorteile, die auch dem österreichisch-ungarischen Verbündeten bei Beginn des Kampfes mit den Russen zweifellos zu gute kommen würden. Auch Italien würde rasch mit einem großen Teile seiner Kriegsmacht gegen Frankreich vorrücken können. Seine Flotte

Digitized by Google

ist, mit einem österreichischen Geschwader vereinigt, recht wohl imstande, den Schutz der tyrrhenischen und adriatischen Küsten gegen Landungsversuche zu übernehmen, welche die hierzu allein verfügbare Mittelmeerflotte Frankreichs wagen würde, und so dürfte Italien kein Bedenken tragen, die bei weitem größere Hälfte seiner Linientruppen und seiner mobilen Miliz sofort nach der französischen Grenze vorzuschieben. Seine Einrichtungen, namentlich sein gut angelegtes Eisenbahnnetz, würden es befähigen, zwei Wochen nach Ausbruch der Feindseligkeiten dort mit 10 von seinen 12 Linienkorps, 8 Divisionen Mobilmiliz, 3 Kavalleriedivisionen und 40 000 Mann Alpentruppen, zusammen ungefähr 420 000 Soldaten, zu erscheinen. Was die oberste Führung angeht, so beschränken wir uns darauf, den großen Vorzug hervorzuheben, dessen sich der Dreibund darin erfreuen würde, daß seine militärischen Operationen nach ein und denselben Gesichtspunkten, einem und demselben letzten Ziele geleitet, daß der Genius Moltkes und daneben, soweit die Diplomatie bei Kriegen mitredet, der Genius Bismarcks in allen Hauptfragen nach Möglichkeit als maßgebend anerkannt werden würde. Ein solches oder ein ähnliches einheitliches Handeln würde sich bei den Gegnern nicht wohl herstellen lassen, schon weil der eine Teil eine demokratische Republik, der andre eine völlig unbeschränkte Autokratie ist, dann, weil die letzten Ziele beider nicht dieselben sind, endlich weil der eine Staat nicht als unmittelbarer Nachbar neben dem andern steht. Der Selbstherrscher aller Reußen wird sich niemals bereit erklären, die Leitung seiner Heere von den Ansichten und Absichten eines französischen Oberfeldherrn abhängig zu machen, der anderseits sich dem Parlamente mehr oder minder unterzuordnen hätte, und anderseits wird das stark ausgeprägte Selbstgefühl der „großen Nation," der Mutter des Roi Soleil und Napoleons, des Volkes, welches „an der Spitze der Zivilisation einherschreitet," sich lebhaft dagegen sträuben, sich von dem Zaren in Petersburg, dem Gebieter von Halbbarbaren, vorschreiben zu lassen, wie der Krieg zu führen und wann damit aufzuhören sei. Wie wichtig aber Einheitlichkeit der Operationen verbündeter Heere ist, liegt auf der Hand und ist aus den anfänglichen Mißerfolgen der Verbündeten von 1813 und 1814 im Kampfe mit Napoleon erinnerlich.

Ein Krieg Deutschlands und seiner Nachbarn und Bundesgenossen im Süden und Südosten, der nach zwei Seiten hin zu führen wäre, würde auch einen Angriff des Bundes nach zwei Seiten verlangen, also keine Verteidigung nach der einen Richtung hin gestatten, und zwar am wenigsten eine solche nach Frankreich hin. Diese Weise der Kriegführung kann immer nur negative Ergebnisse haben, eine Abwehr, ein Erhalten auf Zeit, einen Aufschub der letzten Entscheidung. Die moderne Kriegführung bedient sich ihrer daher nur im Notfalle, d. h. wenn sie zu schwach ist, um angreifen zu können, und das wird von dem Bunde nach der vorhergehenden Betrachtung niemand im Ernste behaupten können. Nur ein rascher und kräftiger Angriff kann die Vorteile, deren sich namentlich das deutsche Reich sowie sein südöstlicher Verbündeter erfreuen, ganz

Digitized by Google

ausnutzen. Wenn Rußland und Frankreich im Verlaufe eines lange dauernden Kampfes allmählich sehr große Massen von Truppen auf die Beine zu bringen vermögen, so ist es anderseits nicht schwierig, nachzuweisen, daß die Überlegenheit der Zahl in den ersten Wochen, vielleicht auch Monaten des Krieges auf Seiten des Dreibundes sein würde, wie dieser sich in der glücklichen Verfassung befindet, rascher mobil machen zu können und dann mit Sicherheit den Aufmarsch der einzelnen Heeresteile zu vollziehen imstande ist. Unter solchen Verhältnissen ist es aber wahrscheinlich, daß die ersten Zusammenstöße der Verbündeten mit den Feinden zu Niederlagen der letztern führen würden, dann würde die numerische Überlegenheit der Verbündeten selbstverständlich wenigstens noch einige Zeit fortdauern, und inzwischen würden neuere Einrichtungen bewirken, daß sie dann noch länger fortbestünde. Der geniale Griff, den die deutsche Regierung und Heeresleitung mit der Abänderung der Wehrverfassung gethan hat, hat für das Reich den Grund zu einer wesentlichen Ergänzung der Feldarmee gelegt, und das Landsturmgesetz in Österreich und Ungarn wird ähnliches zur Folge haben und im Vereine mit jener Maßregel beinahe so viel bedeuten, als ob sich im Kriegsfalle eine vierte Großmacht mit ihren Streitkräften dem Dreibunde anzuschließen versprochen hätte. Auch wenn wir die Wahrscheinlichkeit, daß Rumänien, Serbien und Bulgarien sowie die Türkei bei Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland einerseits und den beiden mitteleuropäischen Mächten anderseits mindestens eine drohende Haltung gegen das Zarenreich annehmen würden, und die immerhin nicht undenkbare Möglichkeit eines Anschlusses Englands an den Bund und einer Gefährdung der russischen Küsten durch eine englische Flotte nicht in Rechnung bringen, würde Rußland auf dem Kriegsschauplatze in seinen westlichen Provinzen kaum mehr als 54 Infanterie- und 15 Kavalleriedivisionen bereitstellen können. Österreich-Ungarn aber würde, wenn es noch einige Zeit zur weitern Organisation und Ausrüstung seiner Wehrkräfte behält, 32 Linien-, 13 Landwehr- und 6 bis 7 Reservedivisionen, also im ganzen 52 bis 53 Divisionen Infanterie und 6 bis 7 Divisionen Reiterei mobil machen können und dann immer noch über die Landsturmreserve, darunter 172 im Frieden vorbereitete Auszugsbataillone und 90 Schwadronen, verfügen können. Dem deutschen Reiche würde es nicht unmöglich sein, sofort die Hälfte und allmählich ungefähr zwei Drittel dieser Streitkräfte nach dem östlichen Kriegsschauplatze zu senden. Die Überlegenheit der Zahl nach wäre also hier umso mehr gesichert, als Rußland im Weichselgebiete und dem ganzen Polen überhaupt während der ersten zwanzig bis vierundzwanzig Tage nach Beginn der Feindseligkeiten nicht wohl mehr als 33 Divisionen Infanterie und 8 bis 9 Divisionen Kavallerie versammeln kann. Es ist infolge dessen nicht zu begreifen, wenn Militärschriftsteller wie der Verfasser der im ersten Abschnitte dieser Betrachtung erwähnten Schrift „Der europäische Koalitionskrieg“ der Meinung sein können, der Oberbefehlshaber des deutsch-österreichischen Bundesheeres werde hier, an der Westgrenze

Digitized by Google

des Zarenreiches, darauf verzichten müssen, angriffsweise vorzugehen. Das würde ja heißen, er müsse warten, bis die vorläufig verfügbaren russischen Streitkräfte ruhig und ungestört ihren Aufmarsch vollendet, und wohl auch noch, bis sie sich durch Nachschub aus den weiter östlich liegenden Gouvernements verstärkt hätten.

Wenden wir uns dem andern Kriegsschauplatze zu und richten wir die Blicke dabei zuerst nach Südwesten. Italien vermag, wie bereits erwähnt wurde, binnen vierzehn Tagen nach Eröffnung eines Feldzuges ungefähr mit 420 000 Mann (28 Infanterie-, 3 Kavalleriedivisionen des Linienheeres und den Alpentruppen) nach der französischen Grenze vorzurücken und dort den Aufmarsch zu vollziehen. Das deutsche Reich verfügt im ganzen über achtzehn bis neunzehn Jahrgänge gleichmäßig ausgebildeter Soldaten, und es steht ihm für diese eine genügende Menge von Offizieren und Unteroffizieren, die im Felde verwendbar sind, zu Gebote. Frankreich dagegen kann an seiner Ostgrenze, wenn wir die zu Besatzungszwecken erforderlichen Truppen abrechnen und den Umstand berücksichtigen, daß bei der von ihm geplanten Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre ohne Zweifel für eine bedeutende Anzahl von Einheiten das führende Personal mangeln wird, zu Anfang des Krieges schwerlich eine stärkere Operationsarmee aufstellen als etwa 60 Divisionen Infanterie und 7 bis 8 Divisionen Reiterei. Dadurch ist aber der Schluß gerechtfertigt, daß wir in Verbindung mit Italien auch auf dem westlichen Kriegsschauplatze bei Beginn des Kampfes uns eine Überlegenheit der Zahl nach schaffen können, die genügend erscheint, um auch hier der angreifende Teil zu sein. Es geht, wie der Juli des Jahres 1870 zeigt, sehr wohl an, daß man politisch defensiv und zu gleicher Zeit strategisch offensiv verfährt.

Es wäre also nach keiner der beiden Seiten hin durch die Umstände geboten und zweckdienlich, sich auf die Verteidigung zu beschränken. Aber setzen wir auch den Fall, dies wäre in Zukunft nach der einen Richtung hin aus irgend welchen Gründen zu empfehlen, so müssen wir doch entschieden in Abrede stellen, daß die wiederholt genannte Broschüre die rechte Wahl trifft, wenn sie meint, der Bund solle im Westen den Angriff abwarten, gegen Rußland aber angriffsweise vorgehen. Gerade für das Umgekehrte sprechen bei näherer Prüfung der Umstände gute Gründe, immer vorausgesetzt, daß überhaupt wo die Verteidigung dem Angriffe vorgezogen werden müßte, was, wie angedeutet, nur durch Umstände veranlaßt werden könnte, die jetzt nicht vorauszusehen sind. Ein Angriffskrieg gegen Rußland verspricht zwar Erfolg, wird aber jedenfalls längere Dauer haben als ein solcher gegen Frankreich. Schon Polen mit seinen schwer zu überschreitenden Flüssen, seinen dichten und sumpfigen Wäldern und seinen starken Weichselfestungen bietet einem raschen Vordringen große Schwierigkeiten, und sind diese überwunden, so stellen sich dem Angreifenden neue ent-

Digitized by Google

gegen. Das Land ist verhältnismäßig dünn bevölkert, es fehlt an Eisenbahnen, an guten Straßen, an größern Orten, an Mitteln zur Unterbringung und Verpflegung der Truppen. Der Oberbefehlshaber des einrückenden Heeres wäre genötigt, sich nach jedem Erfolge, der den Gegner zum Aufgeben einer Stellung zwänge, für das weitere Vorrücken mühsam und mit Zeitverlust eine neue Grundlage zu schaffen, um nicht wie Napoleon, nachdem er mit seiner Armee über das Weichselland hinausgekommen war, in der Luft zu schweben und schließlich aus Mangel an Nachschub von Mannschaften, Kriegsmaterial und Proviant zu Grunde zu gehen. Im Westen liegen die Dinge wesentlich anders. Die Mobilmachung der französischen Wehrkräfte vollzieht sich allerdings noch nicht so schnell wie die der deutschen, aber immerhin in weit kürzerer Frist als die der russischen. Soll nun die anfängliche Überlegenheit des Bundes in dieser Gegend gehörig ausgenutzt werden, so müssen die ersten entscheidenden Schläge ohne langen Verzug fallen, der Angriff muß also unserseits so schleunig als nur möglich geschehen, was sich schon darum empfiehlt, weil solche Siege moralische Wirkung auf den Gegner ausüben und gegenüber der ersten beiden französischen Linien von Festungen und Sperrforts eine Überraschung darin liegt. Das Hinterland Frankreichs hat nicht die ungeheure Tiefe des russischen im Osten des politischen Grenzgebietes, namentlich dann nicht, wenn der geniale Gedanke Moltkes eines Abdrängens nach Norden in dem neuen Kriege wieder den Gang der deutschen Operation bestimmte, was bei der Stärke des im Südwesten vorrückenden italienischen Heeres und bei der geographischen Gestaltung des Kriegsschauplatzes sehr möglich wäre. Die anfängliche Überzahl ihrer Truppen benutzend, kann die deutsch-italienische Heeresleitung in verhältnismäßig kurzer Zeit den französischen Armeen einige entscheidende Niederlagen beibringen und dann mit Umgehung der einen und der andern Festung weiter im Innern des Landes zu einem Hauptschlage ausholen. Bei dieser Lage der Dinge würde also die militärische Oberleitung des Bundes, falls sie nach einer von beiden Richtungen hin verteidigungsweise zu verfahren hätte, nicht die westliche, sondern die östliche hierzu ersehen. Indes empfiehlt sich die reine Defensive gegen Rußland nicht. Das österreichisch-ungarische Heer und die mit ihm hier zusammenwirkenden Teile des deutschen müßten vielmehr ihre größere Kriegsbereitschaft, ihre Befähigung zu schleunigerem Aufmarsche und die sich aus beiden Vorzügen ergebende anfängliche Überlegenheit hinsichtlich der Zahl ebenfalls benutzen, um den Versuch zu machen, dem in Polen stehenden russischen Heere eine oder einige kräftige Schlappen beizubringen, die als letzte Folge zweckmäßig eingerichteter konzentrischer Operationen dem Festungsdreiecke an der Weichsel seine Hauptbedeutung benähmen. Dann könnte, wenn es nötig erschiene, das vorrückende Heer hinter dem Dnjepr oder einem andern großen Strome so lange in die Defensive treten, bis die französische Kriegsmacht vollständig niedergeworfen wäre und nun bedeutendere Verstärkungen nach Osten gesendet werden könnten.

Digitized by Google

Immerhin wäre eine solche halbe Offensive ein Übelstand, und so haben wir dem Reichskanzler und der deutschen Heeresleitung zu danken, daß der erstere durch Gewinnung starker Bundesgenossen, die letztere durch Reform des Wehrgesetzes uns die Möglichkeit geschaffen haben, den auf die Dauer doch vielleicht nicht vermeidbaren Krieg nach beiden Richtungen hin in positiver Form zu führen.

Einen Vergleich der Seestreitkräfte, welche der Bund aufstellen kann, mit denen der Gegner haben wir in Betreff des Mittelmeeres bereits angestellt, und es hat sich gezeigt, daß die italienische Kriegsflotte im Verein mit der österreichischen Frankreich nicht zu fürchten hat, da dessen Besitzungen in Afrika und Ostasien Deckung durch Geschwader erheischen. Die deutsche Flotte würde es wahrscheinlich mit einer aus französischen, russischen und dänischen Schiffen zusammengesetzten zu thun haben und gegen diese auf hoher See wenig ausrichten, sicher aber Landungsversuche an der Ostseeküste (an der Küste der Nordsee sind solche durch die Watten ausgeschlossen) verhindern können. Hiermit erklärt sichs, wenn beide Parteien den Beistand Englands wünschen, der jedoch für jetzt noch sehr unsicher ist. Allerdings scheint das Ministerium Salisbury den Italienern für gewisse Fälle Hilfe gegen Frankreich zugesagt zu haben, doch wird ein festes Bündnis in Abrede gestellt. Anderseits ist erinnerlich, daß Gladstone mit Rußland liebäugelte, und die Reise Lord Churchills nach Petersburg sah auch bedenklich aus. Letzterer bedurfte eines reichlichen Maßes von Dreistigkeit, um sich dort feiern zu lassen, nachdem er zwei Jahre vorher den Moskowitern im Parlament mit den stärksten Ausdrücken Hohn gesprochen hatte. Noch mehr Dreistigkeit aber bedürften Franzosen und Russen, als sie versicherten, die Engländer hätten von ihnen in Ostasien nichts zu befürchten, wenn sie sich mit ihnen gegen den Friedensbund verbünden wollten, und Salisbury weiß das und hat infolge dessen gegenüber den drei Mächten des letzteren wenigstens eine freundschaftliche Stellung eingenommen. Die öffentliche Meinung in England erlaubt ihm nicht weiterzugehen, sie gestattet aber auch den genannten beiden Exministern nicht, wenn sie wieder ans Ruder kommen sollten, Partei für die Gegner des Bundes zu ergreifen. Übrigens ist alles das mehr Nebensache. England könnte uns nur nützen, wenn es uns durch Entsendung einer Hilfsflotte in deutsche Gewässer und ins Mittelmeer in den Stand setzte, Truppenteile, die zur Bewachung der deutschen, österreichischen und italienischen Küsten zurückbehalten werden müssen, zum Kampfe gegen die Feinde in Polen und jenseits der Vogesen zu verwenden. Die Entscheidung wird nicht durch Siege oder Niederlagen zur See, sondern durch Landschlachten herbeigeführt werden, und hierbei können wir mit guten Hoffnungen die Dinge an uns herankommen lassen.

Trotz alledem wird natürlich der Krieg von den Staatsmännern des Dreibundes so lange als irgend möglich vermieden werden; denn auch der entschiedenste Sieg über beide Gegner könnte nicht Vorteile im Gefolge haben, welche die

Digitized by Google

unvermeidlichen Verluste an Menschenleben und Wohlstand aufwögen, die er auch für uns bedeuten würde. Wir könnten Frankreich niederschmettern, daß ihm die Lust zur „Revanche" auf ein Vierteljahrhundert und länger verginge, und wir könnten ihm durch einen pekuniären Aderlaß größten Stils, sagen wir durch eine Kriegssteuer von zehn oder fünfzehn Milliarden, für ebenso lange die Kraft zu nehmen versuchen, die es bedürfte, wenn jene Lust sich wieder einstellte. Aber seine Reproduktionskraft ist groß, fast wunderbar. Wir könnten ihm auch kein Land mehr abschneiden, weil darauf Franzosen wohnen, und wir davon im deutschen Reiche nicht mehr brauchen können, als wir schon haben. Wir können es nicht in drei oder vier Stücke zerschlagen, weil Europa das nicht gestatten würde, und weil, falls es dies auch erlaubte, die Anziehungskraft von Paris, des Mittelpunktes, die von dort nach der Peripherie gehende Ausstrahlung die getrennten Körperteile über kurz oder lang wieder zusammenfügen würde. Aber Rußland! Nun, ihm könnte man den Weg nach Konstantinopel verlegen, man könnte ihm, wie eine kürzlich erschienene Broschüre von W. Eisenhart „Der nächste Krieg mit Rußland und seine politischen Folgen" (Halle, Frickes Sortiment) vorschlägt, die baltischen Provinzen abnehmen und sie dem deutschen Reiche angliedern, mit dem sie einst in Verbindung gestanden haben. Aber auf wie lange wäre jener Weg zu verbauen, wenn man nicht wenigstens den westlichen Teil der Balkanhalbinsel von der Türkei ablöste und mit Österreich-Ungarn vereinigte, und wäre das so leicht zu bewerkstelligen? Und die baltischen Länder? Niemand kann die Mißhandlung und Vergewaltigung der dortigen deutschen Bevölkerung durch den unduldsamen Tyrannengeist des russischen Panslawismus tiefer empfinden und schmerzlicher beklagen als wir, niemand ihr lebhafter Befreiung von diesem Alp wünschen, aber der Verfasser der Broschüre hat sich wohl nicht klar gemacht, was für Ungeheuerlichkeiten er in aller Ruhe sagt, wenn er meint, diese werde nur möglich und von Dauer sein, wenn zugleich Polen wieder selbständig gemacht würde, und wenn er infolge dessen neben der Eroberung Esthlands, Livlands und Kurlands für das deutsche Reich die Wiederherstellung eines polnischen Reiches fordert, sofern wir Rußland besiegen.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Bald fühlte ſich ſowohl Niels wie Erik völlig heimiſch in dem gaſtfreien Hauſe des Konſuls, und ſchon nach wenigen Tagen hatten ſie ſich vollſtändig in das dolce far niente eingelebt, aus dem ſo recht eigentlich das Ferienleben beſteht und das man nur mit großer Anſtrengung gegen die Eingriffe guter Menſchen zu ſchützen vermag; ſie mußten alles, was ſie an diplomatiſchen Kräften beſaßen, aufbieten, um den vielen langweiligen Abendgeſellſchaften, großen Segelpartien, Sommerbällen und Dilettantenvorſtellungen zu entgehen, die ununterbrochen ihren Frieden bedrohten. Sie wünſchten oft, daß das Haus des Konſuls auf einer einſamen Inſel läge, und Robinſon kann keinen größern Schrecken empfunden haben, als er die Fußſpuren der Wilden im Sande fand, als ſie, wenn ſie fremde Paletots im Vorſaal entdeckten oder wenn unbekannte Arbeitsbeutel ſich auf dem runden Tiſche im Wohnzimmer blicken ließen. Sie wollten weit lieber allein bleiben, denn ſie waren ja, noch ehe die erſte Woche halb verſtrichen war, beide in Fennimore verliebt. Nicht mit jenem reifen Verliebtſein, das ſein Schickſal wiſſen will und muß, das ſich darnach ſehnt, zu beſitzen, zu umfaſſen, ſicher zu ſein; das war es noch nicht, es war noch das Dämmern der erſten Liebe, das wie ein wunderbarer Lenz in der Luft liegt und mit einer Sehnſucht ſchwillt, die Wehmut iſt, mit einer Unruhe, die leiſes, pochendes Glück bedeutet. Der Sinn iſt ſo weich, ſo leicht bewegt, ſo bereit, ſich hinzugeben. Ein Schimmer über der See, ein Säuſeln im Laube, ja nur eine Blume, die ſich entfaltet, das alles hat eine ſo eigne Macht erhalten. Unbeſtimmtes, namenloſes Hoffen taucht plötzlich auf und verbreitet ſeinen Sonnenglanz über alles in der Welt, und dann plötzlich liegt wieder alles ohne

Digitized by Google

Sonne da, eine leise Zaghaftigkeit fährt gleich einer Wolke über den Glanz hin und färbt die Funken der Hoffnung mit dem Grau ihres Kielwassers. Das Herz so mutlos, zerschmelzend mutlos und ergeben in sein Schicksal, voll Mitleid mit sich selbst, voll Zaghaftigkeit, die sich in stillen Klagen spiegelt und in einem Seufzer erstirbt, der halb erheuchelt ist; und dann rauscht es wieder zwischen den Rosen, das Traumland taucht aus dem Nebel auf mit goldigem Schimmer über den weichen Buchenkronen, mit duftreicher Sommerdämmerung unter dem Laube, das sich über den Pfaden wölbt, von denen niemand weiß, wo sie enden.

Eines Abends nach der Theezeit waren sie alle im Wohnzimmer versammelt. Von einem Aufenthalt im Garten oder im Freien konnte nicht die Rede sein, denn es regnete in Strömen vom Himmel herab. Sie waren ans Zimmer gefesselt, waren aber keineswegs unzufrieden damit; das Gefühl, so zwischen den vier Wänden eingeschlossen zu sein, verbreitete die Gemütlichkeit eines Winterabends über das Zimmer, und dann war der Regen so erwünscht, alles schmachtete nach Wasser, und wenn es so recht gründlich herabströmte und die schweren Tropfen an die Scheiben prasselten, so zauberte dieser Laut schöne Bilder vor die Seele, üppig grünende Wiesen und erquickte Laubmassen, und bald sagte der eine, bald der andre leise vor sich hin: Wie es doch regnet! und dabei sah man zu den Fenstern hinüber mit einem Gefühl des Behagens und einem schwachen Funken des Genießens in halbbewußtem Einverständnis mit den Naturmächten da draußen.

Erik hatte seine Mandoline geholt, die er aus Italien mitgebracht hatte, und hatte von Napoli gesungen und von leuchtenden Sternen, und jetzt saß eine junge Dame, die zum Thee da war, am Klavier und begleitete sich selber: Min lille vrå bland bergen, und fügte zu jeder Endung ein A hinzu, damit es recht schwedisch klänge.

Niels, der nicht sonderlich musikalisch war, ließ sich von der Musik weich melancholisch stimmen und fiel in Gedanken, bis Fennimore zu singen begann. Das weckte ihn.

Jedoch nicht auf angenehme Weise; ihr Gesang erfüllte ihn mit Unruhe. Sobald sie sich dem Klange ihrer Stimme hingab, war sie nicht mehr das kleine Provinzmädchen; wie ließ sie sich von diesen Tönen hinreißen, wie atmete sie frei und rückhaltlos auf in ihnen, ja er hatte eine Empfindung, als würfe sie alles Zartgefühl, alle Hüllen ab.

Ihm ward so heiß ums Herz, seine Schläfen pochten, er schlug die Augen nieder. Sah es denn keiner von den andern, was er sah? Nein, sie sahen es nicht. Sie war ja ganz außer sich, fort von Fjordby, weit fort von Fjordbyer Poesie und Fjordbyer Gefühlen. Sie war in eine andre, kühnere Welt versetzt, wo die Leidenschaft auf hohen Bergen üppig wucherte und ihre roten Blüten dem Sturme preisgab.

Digitized by Google

War es vielleicht, weil er so wenig Verständnis für Musik besaß, daß er desto mehr in ihren Gesang hineinlegte? Er konnte es nicht recht glauben, aber er hoffte es, denn er liebte sie weit mehr so, wie sie sonst war. Wenn sie mit ihrer Näharbeit dasaß und mit ihrer sanften, ruhigen Stimme sprach, mit ihren klaren, treuen Augen aufblickte, so fühlte sich sein ganzes Wesen mit der unwiderstehlichen Macht eines starken, stillen Heimwehs zu ihr hingezogen. Er sehnte sich darnach, sich vor ihr zu demütigen, das Knie vor ihr zu beugen und sie eine Heilige zu nennen. Stets empfand er eine so wunderbare Sehnsucht nach ihr, nicht nur nach ihr, so wie sie jetzt war, sondern nach ihrer Kindheit und nach all den Tagen, in denen er sie nicht gekannt hatte; und wenn er mit ihr allein war, brachte er stets die Rede auf die Vergangenheit und ließ sich von ihr erzählen, von ihren kleinen Leiden, ihren kleinen Verirrungen, kleinen Eigentümlichkeiten, an denen ja jede Kindheit reich ist. Und er lebte in diesen Erinnerungen, neigte sich ihnen zu mit unruhigem, eifersüchtigem Schmachten, einem unbestimmten Verlangen, zu ergreifen, zu teilen, eins zu werden mit diesen feinen, mattfarbigen Schatten eines Lebens, das zu reiferen, reicheren Farben erglüht war. Aber nun auf einmal dieser Gesang, der so stark war, der ihm so unerwartet kam, wie uns der Anblick eines unbegrenzten Horizonts bei der Biegung des Weges überraschen kann und uns die lauschige Waldeinsamkeit, die bis dahin unsre ganze Welt gewesen ist, nur als eine die Landschaft begrenzende Ecke erscheinen läßt; die kurzen, gekräuselten Linien des Waldes werden klein und unbedeutend im Vergleich zu den großartigen Zügen der Höhen und der fernen Meere.

Ach, es war ja aber nur eine Fata Morgana gewesen, diese Landschaft, nur eine Phantasterei, in die er sich unter dem Gesange hineingelebt hatte, denn jetzt sprach sie ja wieder, wie sie immer gesprochen hatte, war wieder so schön, wieder ganz die alte Fennimore! Er hatte es ja auch auf hunderterlei Weise erfahren, welch stilles Wasser sie war, ohne Sturm, ohne Wogen, den blauen Himmel mit den Sternen wiederspiegelnd.

So liebte er Fennimore, so sah er sie, und so war sie auch nach und nach in ihrem Benehmen gegen ihm. Nicht daß sie sich absichtlich verstellt hätte, es lag in gewisser Weise sogar viel Wahres darin, und es war so natürlich, daß sie, wenn jedes seiner Worte, jeder seiner Ausdrücke, jeder Traum und Gedanke sich mit seinen Wünschen, Bitten und Huldigungen gerade an diese Seite in ihr wandte, daß sie dann unwillkürlich ihr eignes Ich in das Gewand kleidete, das er ihr gleichsam aufzwang. Wie konnte sie auch darüber wachen, daß jeder Beliebige einen völlig richtigen Eindruck von ihr, so wie sie wirklich war, erhielt, jetzt, wo doch alle ihre Sinne und Gedanken nur von dem einen erfüllt waren, von Erik, dem einzigen, ihrem erkorenen Herrn, ihm, den sie mit einer Leidenschaft liebte, die nicht ihrer eigentlichen Natur entsprach, mit einer abgöttischen Verehrung, die sie selbst erschreckte. Sie hatte geglaubt, daß die

Digitized by Google

Liebe eine süße Würde sei, nicht so eine verzehrende Unruhe voller Furcht, Demütigung und Zweifel. Unzählige male, wenn sie zu sehen meinte, daß sich das Geständnis von Eriks Lippen losringen wollte, konnte sie ein Gefühl überkommen, als sei es ihre Pflicht, ihre Hand auf seinen Mund zu legen, ihn am Sprechen zu verhindern, sich selber ihm gegenüber anzuklagen, ihm zu sagen, daß sie ihn betrüge, ihm zu sagen, wie unwürdig sie seiner Liebe sei, wie irdisch klein, wie kindisch sie sei, so gar nicht edel, nein, so elend und gering, so alltäglich häßlich. Sie fühlte sich so falsch unter seinem bewundernden Blick, so berechnend, wenn sie ihm nicht aus dem Wege ging, so verbrecherisch, wenn sie es nicht übers Herz bringen konnte, Gott in ihrem Abendgebet zu bitten, daß Erik seinen Sinn von ihr wende, auf daß eitel Licht über seinem Schicksal ruhen möge und Hoheit und Herrlichkeit; denn sie hätte ihn ja hinabgezogen durch ihre erdgeborne Liebe.

Es geschah fast mit Widerstreben, daß Erik sie liebte. Sein Ideal war immer vornehm gewesen, groß und stolz, mit leiser Schwermut auf den bleichen Zügen und tempelkühler Luft in den strengen Falten des Gewandes. Aber Fennimores Liebreiz hatte es ihm angethan. Er konnte ihrer Schönheit nicht widerstehen. Es lag so eine frische, unbewußte Sinnlichkeit über ihrer ganzen Erscheinung, wenn sie ging, erzählte ihr Gang flüsternd von ihrem Körper, es lag eine Blöße über ihren Bewegungen, eine träumerische Beredsamkeit über ihrer Ruhe, wogegen sie nichts machen konnte, wie es auch nicht in ihrer Macht gestanden hätte, es zu verbergen oder zum Schweigen zu bringen, wenn sie die leiseste Ahnung davon gehabt hätte. Niemand sah das besser als Erik, und er wußte nur zu gut, einen wie großen Anteil ihre leibliche Schönheit an seiner Neigung hatte; darum kämpfte er dagegen an, denn es lebte ein hohes schwärmerisches Bild von der Liebe in seiner Seele, ein Bild, das nicht Poesie und Überlieferung allein geschaffen hatten, sondern das seinen Ursprung einer tiefern Naturanlage verdankte, als die war, welche für gewöhnlich in seinem Wesen zum Ausdruck kam. Woher dies Bild auch stammen mochte, es mußte das Feld räumen.

Noch hatte er Fennimore seine Liebe nicht gestanden, da geschah es aber, daß der Schooner Berendt Claudy ankam und sich draußen auf der Reede vor Anker legte. Er sollte weiter hinauf an der Küste gelöscht werden, darum kam er nicht in den Hafen, und da der Konsul sehr stolz auf dies Schiff war und es seinen Gästen gern zeigen wollte, so ruderte man einmal gegen Abend hinaus, um am Bord den Thee einzunehmen.

Das Wetter war herrlich, vollkommen windstill, und alle waren in der heitersten Laune. Die Zeit verstrich auch aufs angenehmste. Man trank englischen Porter, knabberte an englischen Biskuits, die so groß waren wie Monde, und aß geröstete Makrelen, die auf der Fahrt durch die Nordsee gefangen waren. Man pumpte mit der Schiffspumpe, bis sie schäumte, spielte mit dem Kompaß, zog mit den großen Blecheimern Wasser aus den Behältern herauf, und lauschte dem Steuermann, der auf einer achteckigen Handharmonika spielte.

Digitized by Google

Es war schon ganz dunkel, als man sich zur Heimkehr anschickte. Man ruderte in zwei Abteilungen zurück, Erik, Fennimore und einige von den ältern Herrschaften in der Schiffsjolle, die übrigen im Boote des Konsuls. Das erste Boot sollte vorausrudern, erst einen kleinen Abstecher machen und sich dann langsam nach dem Lande wenden, während das andre geradeswegs heimruderte. Der Grund zu dieser Verabredung war der, daß man hören wollte, wie der Gesang an einem so stillen Abende über das Wasser schallte. Darum saßen Erik und Fennimore auf der hintersten Bank im ersten Boote; die Mandoline hatten sie mitgenommen. Aber der Gesang wurde eine ganze Weile vergessen, denn als man die Ruder auslegte, gewahrte man ein ungewöhnlich starkes Meerleuchten, und das nahm sie alle völlig in Anspruch. Leise glitt das Boot dahin, und die glanzlose, glatte Fläche erstrahlte in gleitenden Linien und Kreisen in mildem, weißem Lichte, das eine helle Furche hinter dem Boote bildete und nur da, wo sie am stärksten war, einen feinen, matten Schimmer, gleich dem Rauche eines Lichtes, über die Umgebungen verbreitete. Weiß sprühte es unter den Ruderschlägen auf und glitt von dannen in zitternden Ringen, die schwächer und schwächer wurden, und in lichten Tropfen floß es von den Rudern herab gleich einem Phosphorregen, der in der Luft erlosch, das Wasser aber Tropfen auf Tropfen entzündete. Es war ganz still auf dem Wasser, nur der Takt der Ruderschläge teilte das Schweigen in regelmäßigen Zwischenräumen ab. Weich lag die graue Dämmerung über der stillen Tiefe, und das Boot verschwomm mit seinen Insassen zu einer dunkeln Einheit, von der sich im schwachen Scheine des Meerleuchtens nur die fleißigen Ruder abhoben, hin und wieder ein Tau, das über den Rand des Bootes hing, und die gebräunten Gesichter der Matrosen. Niemand sprach. Fennimore fühlte ihre Hand im Wasser, und sie und Erik saßen zurückgewendet da und starrten auf das Phosphornetz, das lautlos hinter dem Boote herfloß und ihre Gedanken in seinem lichten Gewebe fing.

Eine Aufforderung vom Lande her, doch endlich mit dem Gesange zu beginnen, erweckte sie, und so sangen sie ein paar italienische Romanzen zu den Tönen der Mandoline. Dann schwiegen sie abermals.

Endlich legten sie an der kleinen Landungsbrücke an, die sich vom Strandgarten ins Meer erstreckte. Das Boot des Konsuls lag leer an der Brücke, die Gesellschaft hatte sich bereits ins Haus begeben. Die Tante und die andern gingen auch hinauf, während Erik und Fennimore stehen blieben und dem Boote nachblickten, das zum Schiffe zurückruderte. Die Gartenpforte oben fiel ins Schloß, der Schall der Ruder wurde schwächer und schwächer, und die Bewegung des Wassers an der Brücke erstarb. Dann fuhr ein leiser Windhauch durch das dunkle Laub hinter ihnen, gleich einem Seufzer, der sich versteckt hatte und der nun ganz leise die Blätter zerteilte und von dannen flog und die beiden ganz allein zurückließ.

Digitized by Google

Genau in demſelben Augenblicke wandten ſie ſich einander zu, fort von dem Waſſer. Er ergriff ihre Hand, zog ſie langſam, wie fragend, an ſich und küßte ſie dann. Fennimore! flüſterte er, und ſie gingen durch den dunkeln Garten.

Du haſt es ſchon lange gewußt, ſagte er dann. Sie ſagte: Ja. Dann ſchritten ſie weiter, und dann fiel die Gartenthür abermals ins Schloß.

Erik konnte nicht ſchlafen, als er endlich auf ſeinem Zimmer anlangte, nachdem er noch Kaffee mit der Geſellſchaft getrunken und ſich von den Fremden an der Gartenthür verabſchiedet hatte.

Es war ſo beklommen drinnen. Er öffnete die Fenſter, dann warf er ſich aufs Sofa und horchte. Er wollte wieder hinaus.

Wie es im Hauſe ſchallte! Er hörte deutlich das Schlürfen der Morgenſchuhe des Konſuls, und jetzt öffnete Frau Claudy die Küchenthür, um nachzuſehen, ob das Feuer auch erloſchen ſei. Was hatte Niels nur zu ſo ſpäter Stunde noch in ſeinem Koffer zu ſuchen? Horch! was war das? — Eine Maus hinter der Vertäfelung! — Jetzt ging jemand auf Socken über die Diele. — Jetzt gingen da zwei! — Endlich! Er öffnete die Thür zu dem unbewohnten Fremdenzimmer, das hinter dem ſeinen lag, und horchte. Dann öffnete er vorſichtig das Fenſter und ſchwang ſich über das Fenſterbrett hinaus in den Hof. Durch die Rollkammer konnte er in den Strandgarten gelangen. Wenn ihn jemand ſähe, wollte er ſagen, er habe unten an der Brücke die Mandoline vergeſſen und wolle ſie holen, da der Thau ihr ſchaden könne. Deswegen hatte er ſie auf dem Rücken.

Der Garten war jetzt heller, es wehte ein wenig, und ein ſchwacher Mondſchein ſpannte einen zitternden Silberſtreifen von der Landungsbrücke bis zu dem Schooner aus.

Erik ging hinaus auf die Steinmauer, die den Garten ſchützte und die ſich von dort in ſcharfen Winkeln um einen großen, gedämmten Platz herum und bis ans äußerſte Ende der Hafenmauer erſtreckte. Den ganzen Weg balancirte er auf den unbequemen, großen, ſchrägen Steinen entlang.

Ganz erſchöpft gelangte er an die Spitze der Mole und ſetzte ſich dort auf eine Bank.

Hoch über ſeinem Haupte ſchaukelte die rote Signallaterne des Hafens leiſe mit einem ſeufzenden Laut, und die Flaggenleine ſchlug ſanft gegen die Stange.

Der Mond war ein wenig klarer geworden, doch nicht viel, er warf ein vorſichtiges, grauweißes Licht über die ſtillen Fahrzeuge im Hafen und über den Wirrwarr von viereckigen Dächern und weißen, hohläugigen Giebeln der Stadt; und dahinter, alles andre überragend, erhob ſich hell und ruhig der Kirchturm.

Erik lehnte ſich träumend zurück, und ein Meer von unendlicher Wonne und namenloſem Jubel ſchwellte ſein Herz und ließ ihn ſich ſo reich, ſo voller Macht und Lebenswärme fühlen. Es war ihm, als könne Fennimore jeden Liebesgedanken hören, der aus ſeinem Glück hervorſproß, Ranke auf Ranke und

Digitized by Google

Blüte auf Blüte, und er stand auf, fuhr schnell über die Mandoline hin und sang triumphirend der schlummernden Stadt zu:

Wach liegt da droben mein Mädchen,
Sie lauscht wohl auf mein Lied!

Wieder und wieder sang er die Strophen des alten Volksliedes, wie um seinem übervollen Herzen Luft zu machen.

Allmählich wurde er ruhiger. Die Erinnerung an jene Stunden in frühern Tagen, wo er sich am schwächsten gefühlt hatte, am elendsten, am verlassensten, machte sich mit stillem, spannendem Schmerz geltend, der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gefühl hatte, das wir empfinden, wenn uns die ersten Thränen in die Augen kommen; und er setzte sich auf die Bank, und während seine Hand leise über die Saiten der Mandoline hinstrich, starrte er über des blaugrauen Fjords weite Fläche hinaus, auf der sich die blitzende Mondbrücke ausspannte, vorbei an dem dunkeln Schiff bis hinüber zu den feinen melancholischen Linien der Morsöhöhen, die mit himmelblauem Land in einen Nebel von Weiß gezeichnet sind. Und die Erinnerungen mehrten sich, sie wurden süßer und süßer, sie schwangen sich auf in lichtere Gefilde, gleichsam strahlend in einer Morgenröte aus Rosen.

Wach liegt da droben mein Mädchen,
Sie lauscht wohl auf mein Lied.

Er sang es leise vor sich hin. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ein Wörtlein vom Skat. Die außerordentliche, fast nicht mehr zu überbietende Vervollkommnung unsrer Verkehrsmittel hat auch manches Unangenehme im Gefolge, z. B. das Ausstellungsfieber, das zum Glück jetzt etwas zurückzugehen scheint, den Sommerfrischenunfug, den neulich der Kladderadatsch so hübsch geißelte, ferner die Kongreßseuche. Was alles jetzt Kongresse abhält, ist fast nicht zu glauben! Mit das Tollste in dieser Beziehung war wohl der Kegelkongreß in Hamburg. Was für Leute das gewesen sein mögen, denen die „Kegelei“ als ein ausreichendes gemeinsames Interesse erschien, um sie eine Reise nach Hamburg machen und sich dort durch mehrtägige Lustbarkeiten hindurch essen und trinken zu lassen (man könnte unbeschadet der Wahrheit wohl auch stärkere Ausdrücke wählen), darüber gestattet uns schon der Wahlspruch ein Urteil, unter dem dieses „nationale“ Fest begangen wurde.

Im Aug und Arm gut Holz,
Das ist des Keglers Stolz!

Einen größern Blödsinn in zwölf Silben giebt es doch wohl nicht.

Mit noch größerm Gepränge und erheblich anspruchsvoller trat in den letzten Tagen der, wenn ich nicht irre, zweite deutsche Skatkongreß in Dresden auf. Daß die Zeitungen in spaltenlangen Berichten mit dem lächerlichsten Ernste davon erzählten, daß sie über die Beratungen einer allgemeinen deutschen Skatordnung genau in demselbeu Tone berichteten, wie etwa über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich, kann einen füglich nicht mehr wundern; denn der Quark, den die Tagesblätter in ihrer Mehrheit heutzutage ihren Lesern unter den Ueberschriften „Vermischtes,“ „Allerlei,“ „Vereinsleben“ u. dergl. alltäglich vorsetzen, hat einen in dieser Beziehung schon an manches gewöhnt. Aber es thut

Digitized by Google

wahrlich not, daß auch einmal jemand, der von dieser Zeitkrankheit bis jetzt verschont geblieben ist, auftritt und darauf hinweist, welch eine unverantwortliche Zeitvergeudung durch den Skat veranlaßt wird, und daß das Skatspiel geradezu zu einer nationalen Gefahr zu werden droht. Für die Neigung zum Glücksspiele, über die sich schon Tacitus bei den Deutschen wunderte — aleam, quod mirere, sobrii inter seria exercent —, ist die moderne Form der Skat.

Nach meiner Ueberzeugung trägt zur Nervosität der Männer der Skat oder — in weiterm Umfange — das mit durch ihn veranlaßte gewohnheitsmäßige stundenlange Kneipensitzen, der Aufenthalt in den meist unzureichend gelüfteten, qualmerfüllten Zimmern, ganz abgesehen vom Biertrinken, mehr bei, als die Last der Berufsarbeit.

Alle Stände sind von der Krankheit ergriffen: des Bauern, des Arbeiters Sonntagsvergnügen (blauer Montag und gelegentlich andre Tage auch mit eingeschlossen), was ists? der Skat. Junge Kaufleute haben kaum den letzten Bissen ihrer Mittagsmahlzeit hinunter, so rufen sie den Kellner: Abräumen! Skatkarte! Die Zeit bis zum Anfang des Nachmittagsdienstes muß doch würdig ausgefüllt werden. Die Soldaten in den Kasernen, die Offiziere in den Kasinos, womit pflegen sie ganz vorzugsweise die Kollegialität? mit dem Skat! Wenn in einem Bahnwagen drei Leute zusammensitzen — nicht lange, so zieht der eine die Karte hervor, und ein Plaid wird über die Kniee gebreitet — es wird ein Skätchen gemacht. Mir ist von einem Gymnasiallehrer glaubwürdig versichert worden, daß auf den Ausflügen, die Lehrer mit höhern Klassen unternehmen, bei einer längern Einkehr die Erlaubnis des Skatspielens das sicherste Mittel sei, die Bürschchen davon abzuhalten, daß sie einen regelrechten Kommers in Szene setzen. Ja derselbe Lehrer sagte mir, daß es nicht selten vorkomme, daß die Schüler gleich im Bahnwagen, kaum daß er die Abfahrtsstation verlassen hat, Skat zu dreschen anfangen, wenn der Lehrer nicht rechtzeitig dazwischen fährt und sie entschieden darauf aufmerksam macht, daß dies wohl kaum der Naturgenuß und die Reisefreude sei, um deretwillen solche Schulreisen von den Behörden und Bahnverwaltungen so bereitwillig unterstützt werden. Und dabei pflege sich, so sagte man uns, herauszustellen, daß fast niemand in der Klasse sei, der den Skat nicht kenne; die sogenannten Dummen seien sogar meist die gewitzigtsten Skater. Da es nicht wohl auf einem Naturgesetze beruhen kann, daß die Begabung für den Skat einen gewissen Grad von Dummheit voraussetzt, so ist wohl anzunehmen, daß diese sogenannten dummen Schüler ihre geistige Kraft eben auf den Skat verwenden, die sie hochnötig zu andern wichtigen Dingen brauchten. Die Skatfrage ist für die Verhandlungen von der Ueberbürdung der Schuljugend wichtiger, als man denkt. Statistische Erhebungen darüber, wie weit in die untern Klassen der Skat hinabreicht, würden staunenswerte Ergebnisse zu Tage fördern!

Ich kam einmal in ein thüringisches Walddorf, um den Pfarrer zu besuchen. Ich war sehr staubig vom langen Wege, suchte darum erst das recht bescheidene Wirtshaus auf, und wer sitzt, am Sonntag Nachmittag, bei prächtigstem Wetter, in dem engen, niedrigen Wirtszimmer? Mein Freund, der Pfarrer, dazu der Lehrer, der Förster und der Schultheiß — am Skattisch! Der alte Standpunkt, der in der Karte des Teufels Brevier sah, mag ja meinethalben nicht mehr zeitgemäß sein. Aber daß der Pastor sich mit seinen Bauern zum Skate zusammensetzt, das nenne ich doch unwürdig! Ja ich gehe noch weiter: es ist für jeden Höhergebildeten, Pfarrer und Lehrer, Juristen und Arzt u. s. w., unwürdig, sich öffentlich in der Kneipe hinzusetzen und Skat zu dreschen! Oder findet es etwa jemand

Digitized by Google

anständig und passend, wenn ein Schuldirektor mit seinen drei Lehrern, wie ich es selbst in einer kleinen Stadt gesehen habe, nach dem Nachmittagsunterrichte sogleich in die Kneipe läuft und dort ohne Säumen zum „Skat selbst“ übergeht, um dieser edeln Beschäftigung dann bis zum Abend obzuliegen? Ein Bekannter sagte mir, in großen Städten komme das alle Tage vor, und niemand finde darin etwas; das ist denn aber doch wohl nicht wahr!

Ein unsäglich lächerlicher Anblick war es immer für mich — ich habe es als Student in Leipzig unzähligemale erlebt —, in einem Wirtshause an einem Tische vier Männer skaten zu sehen und am benachbarten Tische ihre vier zugehörigen Ehehälften in eifrigster Unterhaltung. Hier klatschen mit der Karte, dort mit den Zungen — vielleicht hat sich mittlerweile der Skat schon so weit entwickelt, daß die Weiber auch ihrerseits mit den Karten klatschen; für möglich halte ich es.

Man sagt: Wovon soll man denn immer sprechen? An der Kannegießerei, wie sie sonst auf den Bierbänken zu Hause war, ist doch nichts verloren. Gewiß! aber man sollte eben auf andre Erholung bedacht sein und das leidige Kneipen etwas beschränken! Man bilde sich doch nur nicht ein, daß das Skatspiel eine geistige Erholung sei! Seht sie euch nur an, wie sie sich erhitzen, wie erbost sie werden, wenn sie durchaus kein Spiel in die Hand bekommen, wie sie den Partner anfahren, der ihrer Meinung nach einen Fehler gemacht hat! Das soll Spiel, das soll Erholung sein?

Vor allem ist beklagenswert, daß der Skat jetzt schon in Kreisen beliebt und angesehen nicht nur, sondern, wie es scheint, unentbehrlich geworden ist, die ihrer ganzen Bildung und Lebensstellung nach ihre Zeit, auch die Erholungszeit, besser anwenden könnten, sollten und müßten. Munkelt man doch sogar davon, daß der Skat bereits an den Höfen eine nicht ganz nebensächliche Rolle unter den zum Zeitvertreib der Kavaliere dienenden Beschäftigungen spiele.

Es wäre noch manches zu sagen: vom Bierskat der Studenten, von dem Schaden, der dem Ehrgefühle geschieht durch den Geldskat (ich kannte einen Studenten, der erspielte sich seine tägliche, nicht unbeträchtliche Zeche) und so manchem andern. Aber genug für diesmal! Ich bleibe dabei: der Skat in seiner heutigen Ausdehnung und in seinem unaufhörlichen Wachstum ist eine nationale Gefahr, und diejenigen, die sich von dem allgemeinen deutschen Skatvereine mit Würden und Aemtchen schmücken lassen und kein Bedenken tragen, damit zu prunken, sind nicht bloß lächerliche Figuren — das versteht sich ja von selbst —, sondern sie sind gefährliche Leute. rb.

Litteratur.

Zwei Seelen. Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1888.

Eigentlich müßte man dieses Buch als Novelle bezeichnen, denn bei der schwülen Liebesgeschichte, die darin erzählt wird, bilden die großen Welthändel nur den Hintergrund, das Interesse des Lesers wird nur von den seltsamen „zwei Seelen“ gefesselt, die sich lieben, ohne einander fürs Leben angehören zu können. Der Hintergrund ist allerdings, wie sich bei dem vielgewanderten Verfasser nachgerade von selbst versteht, von ausgiebiger geographischer Weite geraten. Paris ist der Hauptschauplatz der Handlung, aber wir werfen auch flüchtige Blicke nach Berlin, erhalten ein meisterhaftes Kabinetbild kalifornischen Familienlebens, blicken in das stille Leben auf einem norddeutschen Adelsgute, und sogar Italien taucht im Verlauf der Geschichte vor uns auf. Die Hauptsache bleibt aber die traurige

Digitized by Google

Liebesgeschichte des preußischen Freiherrn Günther von Wildhagen mit der schönen jungen Witwe Marquise Irene von Brö, einer echter Pariserin, wenn auch korsisches Blut in ihren Adern fließt. Beide sind typische Gestalten, Günther schlicht, treuherzig, unverdorben, tapfer, empfindsam, wohlgebildet an Leib und Seele, ein echter Deutscher, Irene dagegen maßlos stolz auf ihre Schönheit, ihre Macht, ihren Reichtum, verschlossen, berechnend, Herrin ihrer selbst, gleichgiltig gegen alles, was nicht sie persönlich betrifft, nicht aus Tugend, sondern aus Hochmut unempfänglich für Schmeicheleien verliebter Hausfreunde. Und diese zwei so ganz verschieden gearteten Seelen lieben einander! Sie wird angezogen von seiner deutschen Empfindsamkeit, Schlichtheit und soldatischen Erscheinung; er wird dämonisch von ihrer Schönheit und Sprödigkeit gefesselt.

Im Winter 1866 hat er sie in ihrem Hotel de Brö zu Paris kennen lernen. Als jedoch der deutsche Krieg ausbrach, ließ er sich selbstverständlich durch keine ihrer Bitten abhalten, heim zu seiner Fahne zu eilen. Dieses Pflichtgefühl verstand sie gar nicht und zürnte dem Entfernten, auch dann noch, als er ihr nach Monaten von seiner schweren Verwundung schrieb, von der er endlich glücklich genesen war. Günther hielt durch ihr Schweigen das Verhältnis für gelöst. Im nächsten Jahre machte er eine Vergnügungsreise um die Erde, um sich die Welt anzuschauen, ehe er sich endgiltig ins Philisterium des verheirateten Landwirts, wie es der Wunsch seines Vaters war, zurückzöge. Von dem, was Günther auf dieser Rundfahrt gesehen hat, wird uns das Familien- und Gesellschaftsleben von San Franzisko geschildert. Denn dort lernte Günther in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie ein junges, eben flügge gewordenes schönes Mädchen kennen und lieben, er verlobte sich sogar mit der zarten und naiven Florence, und im Oktober 1869 schiffte er sich nach Europa ein, um hier seine Hochzeit vorzubereiten. Zum Unglück reiste er über Paris, um Einkäufe für seine Braut zu besorgen. Die wohlbekannten Plätze und Straßen, die wiederbezogene alte Junggesellenwohnung weckten Erinnerungen an Irene, die er auch an Florencens Seite nicht hatte vergessen können: gerade der Kontrast der beiden weiblichen Wesen hielt in ihm jene Erinnerungen wach. Und nun will es der Zufall oder das Schicksal, daß ihn Irene wiederfindet, als er nachdenklich in den Champs Elysees dasitzt, und daß sie ihn wieder zu sich einlädt. Mehr als je beherrscht ihn nun die Leidenschaft für die glutäugige Marquise, Günther verrät und verläßt seine kindliche Braut im fernen Amerika, er schreibt ihr ab, da er in seiner deutschen Geradheit nicht das Doppelspiel mit beiden Frauen zu spielen vermag. Aber er hat seine Ruhe verloren, die Reue nagt in ihm, er schämt sich vor sich selbst und ist doch ohnmächtig, seiner Leidenschaft Herr zu werden. Irene hat nach den ersten verliebten Wochen ihre Tonart geändert; sie heuchelt Gleichgiltigkeit, sie quält ihren Geliebten durch Kälte, denn sie will ihm nicht, wie er wünscht, als Gattin in den fernen, grauen Norden folgen, sie kann Paris nicht entbehren. Der Deutsche und die Französin verstehen einander nicht. Da bricht 1870 wieder der Krieg aus, und Günther ist in seiner unmännlichen Schwäche aufrichtig froh, von außen gezwungen zu sein, sich der Sklaverei im Hotel de Brö zu entreißen, nachdem er von selbst keine Kraft dazu hätte finden können. Auch diesmal zürnt Irene — aber sie sehen sich nicht wieder. Günther ist zwar heil an Gliedern, aber mit krankem Herzen aus dem Kriege zurück auf sein väterliches Gut gekehrt: ein weltscheuer Junggeselle. Irene stirbt wenige Jahre darauf mit der Sehnsucht nach dem leichtfertig gequälten Manne; Florence stirbt aus Gram über seinen Verrat.

Man kann diese „Zwei Seelen" mit dem jüngsten Romane Spielhagens:

Digitized by Google

Noblesse oblige vergleichen, in beiden ist die Gegenüberstellung deutschen und französischen Nationalcharakters angestrebt. Spielhagen hat die Aufgabe in der elegischen Tonart des trauernden Idealisten behandelt. Lindau ist Realist: nicht mit historisch-politischen Motiven, sondern mit den ursprünglichen Elementen des angeborenen gegensätzlichen Nationalcharakters begründet er seine Darstellung der Unmöglichkeit eines Bündnisses zwischen einem Vollblutdeutschen und einer echten Französin. Beide Romane sind Werke der nationalen Stimmung der Gegenwart. Vom Standpunkte der Unterhaltungslektüre steht Lindaus spannende und stimmungsvolle Erzählung über Spielhagens Roman, wenn sie auch einen bescheideneren Apparat in Bewegung setzt. Sie hat den Adel künstlerischer Vornehmheit für sich; Lindau tritt nicht aus der epischen Objektivität heraus, und nur wer fein aufhorcht, hört, was er mit seiner Geschichte eigentlich sagen will.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Berlin, Walther & Apolant, 1888.

Dieses langtitelige Buch ähnelt den sogenannten musikalischen Potpourris. Anekdoten und Auszüge aus einigen Memoirenwerken und Zeitungsfeuilletons sind bunt aneinandergereiht und durch Sätze verbunden, die eben so banal sind, wie gewöhnlich die musikalischen Phrasen zwischen Opern und Tanzmelodien. Falls der Verfasser nicht eigentlich eine Verfasserin sein sollte, muß ihm bezeugt werden, daß er den Stil der Durchschnittsschriftstellerinnen genau zu treffen versteht. Häufig sieht er sich in der Lage, für eine „Abschweifung“ um Entschuldigung zu bitten: augenscheinlich wird es ihm schwer, einen vorrätigen Ausschnitt unbenutzt zu lassen, wenn er auch gar nicht zur Sache paßt. So wird uns „am Hofe der Bourbons“ eine Geschichte des französischen Porzellans erzählt, aus der freilich niemand etwas lernen wird; „am Hofe des großen Napoleon“ werden Knabenbriefe aus Brienne, dann Briefe von Blücher und Gneisenau vollständig abgedruckt; in dem Abschnitte „Frankreich unter der dritten Republik“ hat eine Beschreibung des Mausoleums der Familie Thiers (einer „Kapelle in korinthischem Stil“ mit rundbogigem Portal!) und ein Artikel über Lesseps' Aufenthalt in Berlin, sein Gespräch mit Bismarck u. dergl. m. Platz gefunden. Das den Tagesblättern entlehnte scheint meistens unverändert aufgenommen worden zu sein, und der fremde Ursprung andrer Mitteilungen verrät sich durch das schönste Ueberseţerdeutsch: „Denn, sagte man sich, mag auch China noch so reich sein an dieser Porzellanerde, warum sollte sie sich nicht auch in Frankreich finden.“ — „Er gleicht in das Haus Mecklenburg“ u. s. w. Deshalb ist es fraglich, wer für die vielen Schnitzer und Lächerlichkeiten verantwortlich gemacht werden muß. Lucian Bonaparte wird zum König von Holland gemacht, Hebel mit Matthias Claudius verwechselt; „erst unter Ludwig XIV. bauten einige Grandseigneurs Rokokohotels“; Sebald Behams Tischplatte im Louvre „ist vielleicht das als historisches Dokument wichtigste [Bild], welches die deutsche Malerei hervorgebracht hat, denn es zeigt uns nicht allein die Porträtfigürchen des Malers und des Bestellers . . ., sondern auch noch sechzehn Wappenschilder.“ Zwei Druckfehler sind berichtigt, eine Schaar viel wesentlicherer nicht. Zumal mit den Eigennamen wird barbarisch umgesprungen, Turgot heißt Tourgot (mehrmals), Beham — Behan (ebenso), Ecouen — Econen, Hannong — Hanony u. s. w. Welchen Zweck solche Bücher haben, wissen wir nicht, doch müssen sie wohl einem Bedürfnis entsprechen, da von diesem schon eine zweite Auflage nötig geworden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die Kaiserfahrt nach Rußland.

Der Besuch, den unser Kaiser dem Hofe von St. Petersburg abgestattet hat, hat, wie zu erwarten war, vom ersten bis zum letzten Tage allenthalben reichlich Anlaß zu Vermutungen über seine Natur und seinen Zweck gegeben, wobei die ausländische Presse mitunter sehr seltsame Dinge zu Tage förderte. Wir haben uns derartiger Gedankenspiele enthalten und sehen auch jetzt davon ab, indem wir es für sicherer halten, zunächst uns den auf der Hand liegenden Charakter des Ereignisses zu vergegenwärtigen. Der Besuch war eine Kundgebung freundlicher und friedliebender Gesinnung, die das neue Oberhaupt der Deutschen gegenüber einem benachbarten und zugleich verwandten Herrscher ausdrückte, dessen Verhalten zur deutschen Politik in den letzten Jahren zuweilen Zweifeln und Bedenken unterlegen hatte.

Statt des Versuches, weiter zu spüren und zu lüften, thun wir einen Rückblick auf den Wechsel der Beziehungen Preußens und später des deutschen Reiches zu Rußland von der Zeit an, wo die heilige Allianz die drei nordischen Großmächte zum Widerstande gegen das Übergewicht Frankreichs und dessen Herrschsucht und Eroberungstrieb vereinigte. Dieser Friedensbund zerging an verschiedenen Ursachen, vorzüglich an dem Widerstreite der Interessen Rußlands und Österreichs auf dem Gebiete der orientalischen Frage, und an dem Bedürfnisse Deutschlands, sich einheitlich um Preußen zu gestalten, was das Ausscheiden der halbdeutschen Großmacht Österreich aus dem deutschen Bunde erforderte. Als Rest blieben lange Zeit gute Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, die nur vorübergehend, während der Revolution von 1848, den Charakter einer gebieterischen Bevormundung und unbequemen Gönnerschaft Rußlands Preußen gegenüber trugen, während des Krimkrieges aber und im

Digitized by Google

Verlaufe des polnischen Aufstandes von 1863 sich für Rußland sehr nützlich erwiesen und anderseits, als König Wilhelm die Lösung der deutschen Frage, erst Österreich, dann Frankreich gegenüber, in die Hand nahm, auch Preußen zu gute kamen. Preußen fand noch während des Krieges mit Frankreich Gelegenheit, sich für das russische Wohlwollen dankbar zu zeigen, indem es dem Zarenreiche die 1856 verlorne Freiheit des Schwarzen Meeres wiedergewinnen half. Und nicht geringere Freundschaftsdienste leistete die deutsche Politik der russischen während des letzten Türkenkrieges und bei Abschluß des Berliner Friedens. Rußland hatte den Kongreß erstrebt und durch Vermittlung des deutschen Reichskanzlers herbeigeführt. Der Kanzler bekämpfte die russischen Anträge während der Verhandlungen niemals, unterstützte sie vielmehr in allen Fällen nach Möglichkeit. Einigemale befand sich die Vertretung Deutschlands auf dem Kongresse mit derjenigen Rußlands in der Minderheit, bei den meisten Fragen aber, wo Meinungsverschiedenheit in Betreff russischer Wünsche eintrat, gelang es dem deutschen Einflusse, diesen Wünschen Befriedigung zu verschaffen. Mitunter und zwar gerade bei den wichtigsten Meinungsverschiedenheiten über Abtretung von Gebiet an Rußland hatte Fürst Bismarck hierbei erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, und diese wurden dann mehrmals nur durch die Erklärung beseitigt, daß Deutschland auf weitere Beteiligung am Kongresse verzichten werde, wenn man die russischen Forderungen ablehne. Den berechtigten Interessen der Russen war also von seiten Deutschlands jede Förderung widerfahren, die sich mit denen der Österreicher vertrug, und der Kanzler hatte dem durch den Krieg mit den Türken erschöpften alten Verbündeten einen Weg zwischen Demütigung und einem schwereren Kampfe mit Österreich-Ungarn und England geöffnet. Daß er nicht mehr thun, nicht alle Ansprüche der russischen Politik vertreten und unterstützen konnte, weil er sich und Deutschland dadurch mit dem übrigen Europa verfeindet hätte, war selbstverständlich. In den panslawistischen Lagern zu Moskau und St. Petersburg aber wollte man das nicht verstehen. Man hatte hier in seiner Begehrlichkeit und seinem Hochmut nicht Freundes-, sondern Vasallendienste verlangt.

Immer seit König Wilhelms Thronbesteigung war das politische Ideal der preußischen Politik ein möglichst gutes Einvernehmen der drei östlichen Großmächte gegenüber Frankreich gewesen, eine Rückkehr zu der Vereinigung derselben, wie sie von 1815 bis zum Krimkriege bestanden hatte. Die Ereignisse von 1854 hatten Österreich von Rußland, die von 1866 hatten es von Preußen und Deutschland getrennt. Aber sofort nach der Bildung des neuen Deutschlands in seiner anfänglichen Gestalt wurden von Berlin Versuche zur Verwirklichung jenes Ideals unternommen, und kaum war der Norddeutsche Bund zum deutschen Reiche geworden, so wurde diese Arbeit der Versöhnung, die sich bisher nur auf Österreich erstreckt und hier wenigstens ein leidliches Ergebnis gehabt hatte, thatkräftig wieder begonnen und auch auf das Verhältnis Öster-

Digitized by Google

reichs zu Rußland ausgedehnt, das mit seinen Absichten auf die Türkei die Interessen des Kaiserreiches an der Donau gefährdete, aber zunächst noch wie dieses und Deutschland der Ruhe bedurfte. So kam es zu den Verhandlungen, die zu dem Dreikaiserbunde von 1872 führten. Gortschakoff ging indes auf diesen Gedanken Bismarcks unzweifelhaft nur mit dem Hintergedanken ein, Deutschland werde sich, wenn die orientalischen Pläne der russischen Politik einmal zur Ausführung gereift seien, zur Förderung derselben bestimmen lassen. Das Reifen derselben hätte aber geraume Zeit währen können, wenn die rasche Ausbreitung der panslawistischen Bestrebungen und die Notwendigkeit, dem Krankheitsstoffe, der sich im russischen Volkskörper während der letzten Jahrzehnte angesammelt hatte, Abfluß zu verschaffen, verbunden mit dem Bedürfnisse Gortschakoffs, populär zu bleiben und der Welt als großer Stern am politischen Firmamente zu erscheinen, den Gang der Dinge nicht beschleunigt hätte. So zeigten sich schon 1875 im Nordwesten der europäischen Türkei die Vorboten eines neuen russischen Angriffes auf die Pforte, und diese nahmen bald einen so ernsten Charakter an, daß sich daraus ein Weltkrieg entwickeln konnte. Zunächst hielt doch der Bund der Ostmächte vor der Gefahr zusammen, und sie verständigten sich über ein Reformprogramm, nach welchem das Nebeneinanderbestehen der christlichen und der muhammedanischen Unterthanen des Sultans durch rechtliche Gleichstellung des Christentums mit dem Islam ermöglicht werden sollte. Im Mai 1876 verhandelten Bismarck, Gortschakoff und Andrassy zu Berlin über die Angelegenheit, und es kam das Berliner Memorandum zu stande, welches ein gemeinsames Einwirken Europas auf die Pforte, sowie anderseits auf die Aufständischen in der Herzegowina und Bosnien vorschlug und zu diesem Zwecke den andern drei Großmächten mitgeteilt wurde. Italien und Frankreich schlossen sich an, England nicht, weil das Memorandum für den Fall, daß sein Vorschlag ohne Ergebnis bliebe, gemeinsame Zwangsmaßregeln der drei Ostmächte androhte. Die Bedeutung der Berliner Besprechungen fand Andrassy zufolge seiner Erklärung in der österreichisch-ungarischen Reichsratsdelegation „in der vollständigen Einigung der drei Kaisermächte über die Ziele in der Sache und über die nach Maßgabe der gegenwärtigen Verhältnisse anzuwendenden Mittel," sowie „in deren Vorhaben, sich auch ferner von Fall zu Fall zu verständigen." Diese Einigung erhielt sich zunächst. Im Juni waren die Kaiser von Deutschland und Rußland in Ems beisammen, und im Juli trafen sich die Kaiser Alexander und Franz Josef in Reichstadt, wo sie beschlossen, unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu interveniren und nur, wenn es andre Verhältnisse erforderten und ein konkreter Fall vorläge, mit den übrigen christlichen Mächten vertraulich sich über weiteres zu vereinigen. Jene andern Verhältnisse traten mit der greuelvollen Unterdrückung des bulgarischen Aufstandes durch türkische Irreguläre und mit der unglücklichen Wendung, die der Krieg der Serben mit der Pforte nahm, sowie damit ein, daß die Türkei

Digitized by Google

Zugeständnisse zur Verhütung weiterer Kämpfe auf der Balkanhalbinsel verweigerte, welche dem Zusammentritte einer Konferenz in Konstantinopel vorausgehen sollten. Rußland begann jetzt zu rüsten, und am 31. Oktober 1876 überreichte sein Vertreter in Konstantinopel ein Ultimatum, das einen bedingungslosen Waffenstillstand für die wiederholt geschlagenen Serben forderte. Bald nachher äußerte Kaiser Alexander in Livadia gegen den englischen Botschafter, die Pforte habe durch verschiedne Manöver die Versuche Europas zur Beendigung des Krieges und zur Sicherstellung des allgemeinen Friedens vereitelt, und wenn die übrigen Mächte sich das gefallen lassen wollten, so vermöge er das nicht mehr zu dulden. Zugleich verpfändete er sein Ehrenwort, daß eine Erwerbung Konstantinopels ihm fern liege, und daß er, wenn eine Besetzung Bulgariens nötig werden sollte, sie nicht länger dauern lassen werde, als bis der Friede hergestellt und die Sicherheit der christlichen Bevölkerung erreicht sei. Ein Beweis dafür sei der inzwischen von russischer Seite in London gemachte Vorschlag, Rußland solle Bulgarien und Österreich Bosnien und die Herzegowina besetzen. Schließlich faßte der Kaiser seine Forderungen in folgende Punkte zusammen: Waffenstillstand, sofortiger Zusammentritt einer Konferenz zur Einführung von Reformen in den betreffenden türkischen Provinzen und Bürgschaften der Pforte für Durchführung derselben. Alles das paßt, wie man sieht, sehr wohl in den Rahmen des Dreikaiserbundes. Österreichs Interesse war durch die Besetzung Bosniens gewahrt. Deutschland aber nahm darin eine Stellung ein, die Bismarck im Reichstage folgendermaßen bezeichnete: „Mein Bestreben und die mir von Sr. Majestät dem Kaiser gestellte Aufgabe ist: im diplomatischen Verkehr dahin zu wirken, daß womöglich die guten Beziehungen, in denen wir zu den nächstbeteiligten Mächten stehen, ungetrübt aus dieser Krisis hervorgehen. Diese Aufgabe könnte uns nur dadurch verdorben und gestört werden, daß einer unsrer Freunde verlangte, unsre stärkere Freundschaft zu ihm dadurch zu bethätigen, daß wir den andern Freund, der uns ebenfalls nichts gethan hat, der im Gegenteil unser Freund bleiben will, feindlich behandeln. ... Jedenfalls wird unser Bestreben dahin gerichtet sein, in erster Linie, daß wir uns den Frieden und die Freundschaft mit unsern bisherigen Freunden bewahren; in zweiter Linie werden wir, soweit es durch freundschaftliche, von allen Seiten bereitwillig aufgenommene Vermittelung möglich ist, unter absolutem Ausschluß aber jeder drohenden Haltung von unsrer Seite, uns bestreben, den Frieden unter den europäischen Mächten nach Möglichkeit zu erhalten.“ Dieser Politik blieb der Kanzler während des Krieges der Russen auf der Balkanhalbinsel treu, und er beobachtete sie auch während der Berliner Friedensverhandlungen. Die Panslawisten aber und, von ihnen angeseckt, die russische öffentliche Meinung überhaupt waren damit nicht zufrieden, und in der Folge schien sich auch innerhalb der Regierungskreise eine Stimmung ausgebildet und festgesetzt zu haben, der der „Weßtnik Jewropa,“ die verständigste

Digitized by Google

und maßvollste aller Monatsschriften Rußlands, schon bei Besprechung des Berliner Friedensvertrages mit den Worten Ausdruck gegeben hatte: „Das Dreikaiserbündnis besteht nicht mehr, und das entspricht vollständig unsrer Meinung, nach welcher Rußland im Einvernehmen mit Deutschland und Österreich eine ihm wünschenswerte Lösung der orientalischen Frage überhaupt nicht erreichen kann. Der eine von den Teilnehmern des Dreibundes hat nicht alles, was er für Rußland zu thun vermocht hätte, gethan, der andre hat gegen Rußland gearbeitet, soviel er imstande war. Die daraus für unsre zukünftige Politik zu ziehende Schlußfolgerung ist außerordentlich einfach: wir müssen entweder auf die Lösung jener Frage überhaupt verzichten oder für sie andre Verbindungen ins Auge fassen." Andre russische Preßstimmen gingen noch viel weiter, und mit besondrer Heftigkeit begann fast die gesamte moskowitische Journalistik mit Einschluß der halbamtlichen Blätter Deutschland anzufallen, als es im Sommer 1879 die Ausführung der einzelnen Bestimmungen des Berliner Vertrages galt, zu denen in erster Reihe der Abzug des russischen Heeres vom türkischen Gebiete gehörte, und bei denen Rußland ebenfalls die unbedingte Unterstützung von deutscher Seite vermißte, zu der es berechtigt zu sein glaubte. Neben diesem Preßfeldzuge gingen auf diplomatischem Wege Äußerungen erst in dringendem, dann in gebieterischem, zuletzt in drohendem Tone her, und dazu gesellte sich eine sehr bedeutende Verstärkung der russischen Armee, und in den westlichen Gouvernements wurden Ansammlungen von Truppen, besonders von Reitermassen, bemerkt, während man in Berlin bestimmte Berichte hatte, wonach ein russischer General die maßgebenden Kreise in Paris wegen eines Bündnisses mit Frankreich sondirt hatte. Österreich und Deutschland waren von dem sich zusammenziehenden Sturme gleich sehr bedroht, und es erschien für beide Mächte hohe Zeit, sich dagegen zu decken oder ihn überhaupt am Losbruche zu verhindern. Das geschah am besten durch näheres Zusammentreten beider, und so entstand an Stelle des zergangenen Dreikaiserbundes, in welchem Deutschland und Rußland sich näher gestanden hatten als der dritten Macht, durch den deutschen Reichskanzler das durch frühere Bemühungen desselben vorbereitete und allmählich gereifte österreichisch-deutsche Bündnis vom Spätsommer 1879. Dieses blieb bis heute in ungeschwächter Kraft und Festigkeit, wurde durch Hinzutritt Italiens ergänzt und erwies sich dem Übelwollen Rußlands gegenüber als das, was mit ihm in erster Reihe beabsichtigt war, als Bürgschaft für den Frieden beider Kaiserstaaten und ganz Europas. Man machte in Petersburg vor ihm Halt und begann darauf einzulenken, so weit es sich vor der Stimmung im Lande thun ließ. Der Tod Alexanders II. und der Regierungsantritt seines Sohnes änderten zunächst hieran nichts. Auch Alexander III. war im Grunde friedfertig gesinnt, und sein Wille erwies sich stärker als der des Panslawismus, der Deutschland zu grollen und mit Frankreich zu liebäugeln fortfuhr. Er brachte von

Digitized by Google

der Danziger Zusammenkunft, die seinen Wunsch bezeugte, dem Berliner Hofe wieder näherzutreten, Vertrauen zu Bismarcks Ehrlichkeit mit, und er besaß in Giers einen Minister, der ihn verständig beriet. Trotzdem trübte sich in der letzten Zeit das Verhältnis Rußlands zu Österreich und zu dessen deutschem Bundesgenossen wieder, und es wiederholte sich im Westen Rußlands das Schauspiel von 1879, es schien, als bereite sich hier auf polnischem Boden ein Krieg zur Entscheidung der Balkanfrage vor. In Berlin aber hatte man niemals aufgehört, das gute Verhältnis zu Rußland zurückzuwünschen und, soweit es die Rücksicht auf die Würde Deutschlands und das Interesse des österreichischen Bundesgenossen gestattete, zurückzuerstreben. Zwar „fürchten wir außer Gott niemand," aber auch ein voraussichtlich für uns siegreicher Krieg ist und bleibt trotz all seines Ruhmes ein großes Unglück. Noch auf seinem Totenbette legte der greise Kaiser dem Enkel, der bald seine Krone erben sollte, die Pflege der Beziehungen Deutschlands zu Rußlands ans Herz, und wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir die Kaiserfahrt nach Petersburg als Erfüllung dieses Wunsches betrachten. Es war der erste Besuch an fremdem Hofe, den das neue Oberhaupt der Deutschen machte. An die Bundesgenossen wird später die Reihe kommen können, sie werden darin keine Zurücksetzung erblicken, sie wissen, was sie an uns haben, und sie brauchen nicht gewonnen zu werden.

Ob sich an den Besuch Verhandlungen geknüpft haben, wissen wir nicht. Sie könnten nur Bulgarien betroffen haben und auf eine Vermittelung gerichtet gewesen sein, die Rußlands wohlgegründete Ansprüche auf Einfluß in diesem Lande mit Österreichs Interessen zu versöhnen versucht hätte. Eine solche Versöhnung ist nicht leicht, aber doch nicht unmöglich. Rußland hat seine Forderungen in dieser Richtung noch nicht ausgesprochen. Wir wissen nur, daß es das Fürstentum nicht sich einverleiben will, daß es die Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens nicht anerkennt, und daß es dort keinen Fürsten an der Regierung zu sehen wünscht, der wie der Battenberger englische oder überhaupt russenfeindliche Interessen vertritt. Es wäre daher nicht undenkbar, daß die deutsche Politik in der Sache eine russisch-österreichische Verständigung wo nicht schon vermittelt, doch angebahnt hätte, die zu einem modus vivendi führte, welcher keinem von beiden Teilen Opfer an Interesse und Ansehen auferlegte. Wäre das der Fall, so stünde einem Wiederaufleben des Dreikaiserbundes oder vielmehr der Entstehung eines Vierbundes mit Einschluß Italiens wohl nichts im Wege, und das gäbe eine Macht, die geradezu unwiderstehlich wäre, und vor der Frankreich genötigt sein würde, endgiltig und rückhaltslos die vollendeten Thatsachen anzuerkennen und auf die Rückeroberung der 1871 zu Gliedern des deutschen Reiches gewordenen Provinzen zu verzichten. Die Sache wäre zu schön, als daß wir sie zu hoffen wagten: Friede am Balkan und Friede am Wasgau! Indes haben wir Deutschen in den letzten Jahrzehnten vieles geschehen sehen, was wir auch nicht hoffen zu dürfen meinten.

Digitized by Google

Das nachgelassene Werk Immanuel Kants.

Von A. Classen.

Vom Übergange von der Metaphysik zur Physik — so, nur noch etwas ausführlicher, lautet der Titel des nachgelassenen Werkes von Immanuel Kant, welches jetzt, populär-wissenschaftlich dargestellt von Albrecht Krause, als stattlicher Band vor uns liegt.*) Man wird sich erinnern, daß vor etwa vier Jahren, als Krause die Handschrift Kants eben käuflich an sich gebracht hatte, in den Zeitungen viel Staub aufgewirbelt wurde, und daß schließlich von Sr. Exzellenz dem Herrn Kuno Fischer eine ungewöhnlich leidenschaftliche Philippika gegen Krause losgelassen wurde. Auf Fernerstehende mußte die Sache schon damals mindestens den Eindruck machen, daß Krause doch wohl nicht ganz Unrecht haben könne, denn eine ganz unbedeutende Kraft würde schwerlich einen so vornehmen Mann zu einer solchen Berserkerwut aufgeregt haben, die sich geradezu in einem Versuche, den Gegner litterarisch und moralisch totzumachen, offenbarte. Umso berechtigter war aber die allgemeine Erwartung, daß man endlich einmal erführe, was es denn in Wahrheit mit der lange verloren geglaubten und nun wiedergefundenen Handschrift auf sich habe, die Kant selbst bei Lebzeiten als sein Hauptwerk und den Schlußstein seines ganzen Systems bezeichnet hatte. Zwar lagen schon seit 1882 eine Reihe von Bruchstücken durch den Bibliothekar Dr. Reicke in Königsberg, in der „Altpreußischen Monatsschrift" veröffentlicht, zu jedermanns Einsicht vor. Aber gerade die unzusammenhängende Form dieser Veröffentlichungen aus der Handschrift machte das eingehende Studium derselben so schwierig, daß sich bei weitem die Mehrzahl der eigentlichen Philosophen von Fach vollständig ablehnend dagegen verhielt, zumal da diejenigen, die sich am meisten für berufene Kantkenner und -Ausleger hielten, mit Emphase wiederholten, daß der alte Königsberger Weise in seinen letzten Lebensjahren fast ganz stumpfsinnig gewesen sei und nichts mehr habe leisten können; auch sei ja sein System so voll-

*) Das nachgelassene Werk Immanuel Kants: Vom Übergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik. Mit Belegen populär-wissenschaftlich dargestellt von Albrecht Krause. Frankfurt a. M. und Lahr, M. Schauenburg, 1888.

Digitized by Google

endet und in sich abgeschlossen, daß man gar keine Lücke darin finden könne, die etwa noch auszufüllen wäre. Krause allein war andrer Ansicht, und das wurde der Grund zu einem Streite, der schließlich in wilden Kampf ausartete. Krause hatte schon lange vorher in mehreren Schriften behauptet, daß unser ganzes Jahrhundert hindurch der wahre Kant in seinen Hauptlehren falsch aufgefaßt und falsch dargestellt worden sei, und daß das der Hauptgrund sei, warum in unsern Tagen die Philosophie in so tiefen Mißkredit geraten sei. Solche Vorwürfe brachten dem Verfasser natürlich wenig Gunst bei den Fachphilosophen. Aber die Sache sollte sich noch schlimmer gestalten. Während jene das neu ans Licht gezogene Werk Kants auf den Mahnruf ihrer höchsten Autoritäten hin durchgängig für ein Produkt des Stumpfsinns hielten, behauptete Krause gerade im Gegenteil, es sei das tiefsinnigste und größte Werk, das je von Kant geschrieben worden sei, freilich würde zu seinem richtigen Verständnis erfordert, daß man sich gründlich frei mache von den Vorurteilen der berühmten Ausleger Kants. Seine eigne, schon früher von ihm vertretene Auffassung Kants fand Krause in der Handschrift bestätigt.

Um kurz den Hauptpunkt anzudeuten, um den sich der Streit dreht, so ist es die Lehre vom „Ding an sich“ und dem, was wir Erscheinung zu nennen haben. Kant hatte gesagt, daß wir ein „Ding an sich,“ d. h. so, wie es ganz unabhängig von den Formen unsrer Sinnlichkeit und unsers Verstandes sei, niemals erkennen könnten. Denn alle unsre Erkenntnis der Welt hebt mit der sinnlichen Wahrnehmung an. Diese wird uns aber nicht einfach von den Dingen überliefert, sondern sie wird von uns selbst gemacht gemäß den Kräften und Formen, die wir dazu in unserm Geiste besitzen. Also sind die Dinge, die wir wahrnehmen, keineswegs unabhängig von den transzendentalen Formen unsers geistigen Vermögens, sie können daher nur Erscheinungen heißen, nicht „Dinge an sich.“ Das Wirkliche in der Welt um uns ist im metaphysischen Sinne nur Erscheinung für uns und kann nur als solche Gegenstand für unsre Erfahrung werden, während „Dinge an sich“ wohl von uns gedacht, aber nicht wahrgenommen und erfahren werden können. Darauf gründete Kant seine Theorie der Erfahrung, die nach seiner Meinung vor allem den Naturwissenschaften den größten Dienst leisten sollte, indem sie die Methode angab, wie die Erkenntnisse derselben absolut sicher zu machen seien, sodaß sie nicht nur auf Wahrscheinlichkeiten beruhen.

Man kennt ja nun im allgemeinen den Verlauf der Entwicklung unsrer Philosophie in unserm Jahrhundert. Kein Geringerer als Fichte brachte in die festgefügten Gedankenreihen Kants die erste schwer wiegende Verwirrung. Zwar wies Kant noch bei Lebzeiten den Idealismus Fichtes aufs schärfste zurück und leugnete schlechterdings jede Gemeinschaft mit ihm. Aber die Welt glaubte doch mehr an Fichte und bedauerte die Stumpfsinnigkeit des altwerdenden Königsbergers, der nicht begreifen wollte, daß das große Fichtesche Ich das

Digitized by Google

Nichtich, d. h. die Welt, geschaffen habe. So erreichte der idealistische Schwärmer wirklich, was er wollte. Man glaubte ihm, was er behauptete, daß er den eigentlichen Sinn Kants besser verstanden habe, als dieser sich selbst, und das Fichtesche System die folgerichtige Weiterentwicklung des Kantischen sei. Aber nun war die reale Welt im Sinne der Philosophen in bloßen Schein aufgelöst. Kant sollte diese Auflösung begonnen haben, da er das „Ding an sich" für unerkennbar erklärt habe, und Erscheinung war im Sinne seiner Nachfolger nichts als oberflächlicher Schein. Nun schien es den Gelehrten, als wäre uns das Innere der Natur überhaupt verschlossen, als sollte uns durch die Philosophie verboten werden, irgend etwas Festes, Wirkliches zu erkennen; nur die Oberfläche der Dinge, ihr die Sinne täuschender Schein sollte uns zugänglich sein. In diesem Sinne haben die berühmten Wortführer der Philosophie von Fichte, Schelling und Hegel bis auf unsre Tage alle gelehrt. Weil Kant unsrer Erkenntnis das Wirkliche in der Welt verschlossen habe, fühlten alle das Bedürfnis, andre Wege zu suchen, um doch auf irgend eine Weise hinter das Geheimnis zu kommen, und den eigentlichen Grund der Welt, das wahre „Ding an sich," zu erkennen. Anfänglich gaben sie ihm schönere, volltönendere Namen, wie das Absolute, oder den Weltgeist, den Realgrund der Welt, den Urwillen, das Unbewußte u. a. m., bis wir in neuester Zeit wieder als Ziel aller Zukunftsphilosophie die Erkenntnis der Entwicklung des „Dinges an sich" haben anpreisen hören.

Selbstverständlich gab es für den ernsten und nüchternen Denker, der alle Schwärmerei vermeiden wollte, keine Verbindung zwischen der Naturwissenschaft und einer solchen bodenlosen Philosophie. Wenn gleichwohl von berühmten Philosophieprofessoren Gewaltiges in Naturphilosophie geleistet wurde, so kann man heutzutage nur darüber erstaunen, wie dergleichen unverständliche Phrasen von den Zeitgenossen haben bewundert und für tiefsinnige Weisheit gehalten werden können. Aber was war in Deutschland nicht alles möglich, so lange wir ein unpolitisches und unpraktisches Volk waren! Alexander von Humboldt hat sich bekanntlich mit der Philosophie seiner Zeitgenossen niemals beschäftigt, weil er sie für die Erfahrungswissenschaften mit vollem Rechte für unfruchtbar hielt. Nur über Kants Kritik der reinen Vernunft äußerte er gelegentlich, daß er sie als eine gute Verstandesgymnastik schätze. Daß sie aber thatsächlich der Naturwissenschaft unter die Arme greifen könne, dachte er nicht. Man kannte sie ja bis auf unsre Tage von keinem andern Standpunkte als dem der berühmten Professorenphilosophie. Die Naturforscher wollten wirkliche Thatsachen erfahren und freuten sich auf diesem Gebiete fortschreitender Erfolge. Dazu schien keine Philosophie helfen zu können, sondern im Gegenteil, so wie sie sich in Deutschland entwickelt hatte, schien sie nur als Hemmnis zu wirken, das die Fortschritte der Erfahrung zurückhielt. Sobald der Nimbus Schellings und Hegels zu erblassen begann, wandte sich die Naturwissenschaft von aller Philo-

Digitized by Google

sophie ab, in den Hörsälen der Physiker und Chemiker wie der Physiologen wurde geradezu gewarnt vor der Beschäftigung mit philosophischen Studien; man glaubte an die Stelle aller Metaphysik den englischen Empirismus nach Baco und Hume setzen zu können, und selbst in der Berliner Akademie hörten wir von berufenster Seite in einer Festrede die Ermahnung für die Naturwissenschaft aussprechen, sich jeder philosophischen Spekulation zu enthalten, weil selbst bei demjenigen Philosophen, der noch am meisten von der Naturwissenschaft verstanden habe, bei Kant, die Spekulation völlig unfruchtbar geblieben sei.

Wenn so die deutsche Philosophie öffentlich fast dem Hasse und der Verachtung preisgegeben wurde, so war das Los der offiziellen Vertreter derselben nicht gerade beneidenswert. Das Traurigste an diesem Verlaufe der Dinge aber war und ist noch heute, daß infolge der bodenlosen Spekulation der sogenannten großen Idealisten fortwährend der Vorwurf gegen Kant erhoben wurde und noch erhoben wird, daß er uns den Zugang zur Erkenntnis des Wirklichen in der Natur verschlossen habe. Kant hatte es selbst schon erfahren, welche Mißverständnisse aus seiner Kritik der reinen Vernunft entsprangen; denn sehr bald nach dem Erscheinen des großen Werkes wurden schon dieselben Vorwürfe gegen ihn laut. Das veranlaßte ihn zunächst zu mehreren kleinen Gegenschriften und einigen Zusätzen in der zweiten Auflage seiner Kritik, dann aber ging er daran, die Prinzipien der Erfahrung, die er gefunden hatte, auf die Naturwissenschaft im weitesten Umfange anzuwenden, wodurch die Vorwürfe seiner kurzsichtigen Gegner ein für allemal ins Nichts zurückgewiesen werden sollten. Dieses große Werk hat er leider nicht mehr druckfertig vollenden können, wenn es auch dem Inhalt nach vollständig ausgearbeitet wurde. Es blieb verborgen, bis im Jahre 1882 die ersten Bogen durch Reicke veröffentlicht wurden. Jene kleineren Abwehrversuche aber, die Kant selber veröffentlichte, brachten ihm bei unsern großen Philosophen nur den Ruf ein, daß er sich selbst widersprochen und aus Furcht, die reine Wahrheit vor den Menschen zu sagen, seine eignen Ansichten teils verschwiegen, teils entstellt habe, bis er überhaupt vor Altersschwäche nicht mehr zurechnungsfähig gewesen sei. Das ist nicht etwa von erbitterten Gegnern, sondern von solchen Philosophen ausgesprochen, die sich, wie Schopenhauer und Kuno Fischer, ganz besonders rühmen, seine Jünger und Verehrer zu sein.

So sind denn die Aussichten, unter denen die Darstellung des nachgelassenen Kantwerkes erscheint, vorläufig sehr ungünstig. Ganze Berge von Vorurteilen und Mißverständnissen müssen überwunden werden, ehe das richtige Verständnis gelingen kann. Die Naturforscher, denen es die größten Dienste leisten will, werden sich schwer dazu entschließen, es zu lesen, weil sie in der Regel nicht die geringste philosophische Vorbildung haben, und gar nicht wissen, wie dringend nötig ihnen ein sicherer Leitfaden wäre, um sich aus dem Chaos der Hypothesen, die sich jeder nach Belieben macht, herauszufinden.

Digitized by Google

Die Philosophen aber werden wahrscheinlich zum Teil sogar mit bösem Willen der Sache gegenüber treten, weil sie fürchten, daß ihr eigner Nimbus dabei sich verlieren könnte. Wie wenig wirksame Unterstützung der auch von mir versuchten Erneuerung der echten Kantstudien zu teil geworden ist, haben wir reichlich erfahren. Aber wie es im Liede heißt, das rechte Burschenherz kann nimmermehr erkalten, zumal wo es den Kampf für die Wahrheit gilt. Und so will ich denn nochmals versuchen, die Aufmerksamkeit auf die Sache zu lenken, indem ich kurz den Inhalt des Ganzen skizzire.

Da sich die Handschrift, wie man auch aus den Veröffentlichungen von Reicke (Altpreußische Monatsschrift Bd. XIX ff.) ersehen kann, durchaus in ungeordnetem Zustande befindet, so hat es der Herausgeber für nötig gehalten, den Inhalt des Ganzen dadurch übersichtlich zu machen, daß er auf der einen Seite seine eigne populär-wissenschaftliche Darstellung und auf der andern daneben fortlaufend nummerirte Belegstellen aus dem Original abdrucken ließ. Gegen den Schluß hin verzichtete er an vielen Stellen auf die eigne Darstellung zu Gunsten der ursprünglichen Worte Kants. In dieser Form ist das Ganze nicht leicht zu lesen, doch das darf man von einem tief philosophischen Werke überhaupt nicht erwarten. Die Darstellung Krauses ist etwas oratorisch in der Weise eines lebhaft Vortragenden gehalten, während der Kantische Text immer den Eindruck ruhigster Überlegung macht, nur daß man an den mancherlei Schreib- und Interpunktionsfehlern sieht, daß ihm die letzte Überarbeitung gefehlt hat. Das Aneinanderreihen und Hineindrängen vieler Begriffe in einen Satz erinnert lebhaft an die frühern Arbeiten Kants über naturwissenschaftliche und philosophische Gegenstände, so lange es ihm weniger auf die Form der Darstellung als auf den Inhalt derselben ankam.

In der Vorrede setzt Kant auseinander, welche Aufgaben die Metaphysik und welche die Physik zu lösen habe, und daß die Vernunft einen Übergang von dem einen Gebiet zum andern fordere. Unter dem Namen Physik begreift er die ganze Naturwissenschaft im weitesten Sinne, die Chemie und Physiologie mit eingeschlossen. Sie sammelt Thatsachen in unbegrenzter Fülle, indem sie von der sinnlichen Wahrnehmung ausgeht, darauf Beobachtungen anstellt, diese dem Experiment unterwirft, um schließlich sichere Erfahrung zu gewinnen. Da aber die verschiedenen Sinne, Gesicht, Gehör, Gefühl u. s. w., uns so verschiedene Gebiete von Erscheinungen liefern, so gelingt es der empirischen Methode, der Beobachtung allein nicht, zu einem einheitlichen, d. h. echt wissenschaftlichen System der Erfahrung zu kommen. Aus einem Aggregat von unzähligen verschiedenen Thatsachen der Beobachtung kann niemals eine einheitliche Erfahrung hervorgehen, wenn man nicht die Bedingungen der Erfahrung überhaupt in Betracht zieht und diese mit den Thatsachen der Erfahrung in Verbindung setzt. Nur so, d. h. in Zusammenhang mit der Metaphysik, kann die wissenschaftliche Einheit der Erfahrung gefunden werden.

Digitized by Google

Nun hatte Kant in ſeiner Kritik der reinen Vernunft die Metaphyſik vollſtändig umgeſtaltet. Er hatte ein für allemal nachgewieſen, daß es thöricht ſei, als das Ziel der Unterſuchung ein „Ding an ſich" oder den letzten von unſerm eignen Geiſte unabhängigen Grund der Welt hinzuſtellen. Wenn auch die Metaphyſik eine Wiſſenſchaft aus reinen Begriffen ſein will und der Anſchauung entbehren zu können glaubt, ſo kann ſie doch ihre Begriffe auf keine andre Weiſe finden als auf Grund unſers eignen Bewußtſeins, und als Probirſtein für die Richtigkeit ihrer Ergebniſſe kann ſie nichts andres als die Erfahrung zu Hilfe ziehen, die auf Anſchauung beruht und von der ſinnlichen Wahrnehmung anhebt. So hatte Kant als die erſte unumgänglich notwendige Vorbedingung für jede Metaphyſik die Zergliederung des menſchlichen Erkenntnisvermögens hingeſtellt, und als unveräußerliche Beſtandteile desſelben die reinen Formen der Anſchauung, Zeit und Raum und die Funktionen des Denkens (Kategorien genannt) nachgewieſen. Dieſe Formen und Kräfte oder Fähigkeiten, die a priori dem menſchlichen Geiſte eigen ſind, ſetzen uns allein in den Stand, nicht nur ein Chaos ungeordneter Wahrnehmungen durch die Sinne aufzunehmen, ſondern beſtimmte Gegenſtände der Erfahrung zu erkennen. Da dieſe aber immer auf Anſchauung beruhen, ſo ſind es nicht bloße Gedanken oder Phantaſieprodukte von uns (nicht Dinge an ſich), ſondern Gegenſtände an ſich, d. h. unabhängig von der zufälligen Wahrnehmung eines Einzelnen, und für alle gleichmäßig erkennbar, die einen geſunden Verſtand haben. Ein Gegenſtand der Erfahrung iſt kein bloßer Gedanke von uns, ſondern von uns empfangen in den reinen Formen der Sinnlichkeit, und durch Denken beſtimmt als die zuſammengefaßte Einheit aller ſeiner Eigenſchaften. Nur ſo iſt es möglich, daß aus dem Chaos verſchiedner Thatſachen ein Kosmos, d. i. eine einheitlich geordnete Weltanſchauung wird.

Aus dieſen grundlegenden Vorbedingungen für alle Metaphyſik ergiebt ſich mit Notwendigkeit, daß die oberſten Geſetze aller erfahrbaren Gegenſtände abgeleitet werden müſſen aus den Geſetzen unſers eignen Anſchauens und Denkens, und wenn die Natur der Inbegriff aller Gegenſtände möglicher Wahrnehmung iſt, ſo müſſen die Naturgeſetze den Geſetzen unſers Erkenntnisvermögens unterworfen ſein. Daher hatte Kant ſchon in der Kritik der reinen Vernunft als die oberſten Grundſätze aller möglichen Erfahrung gefolgert: 1. Daß alle Erſcheinungen extenſive Größen und daher den Geſetzen der Geometrie unterworfen ſein müſſen; Atome können daher nie Gegenſtände der Wahrnehmung ſein. 2. Alle Erſcheinungen haben einen Grad der Intenſität und müſſen deshalb auch den Geſetzen der Arithmetik gehorchen; leere Räume können nie wahrgenommen werden. 3. Die Summe der Subſtanz in der Welt kann weder vermehrt noch vermindert werden. 4. Jede Veränderung in der Natur hat eine Urſache, die ihr vorausgeht. 5. Alle Subſtanzen ſtehen in Wechſelwirkung untereinander. 6. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung über-

Digitized by Google

einkommt, ist möglich. 7. Was mit der Empfindung zusammenhängt, ist wirklich. 8. Das Wahrgenommene, welches nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung (besonders nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung) bestimmt ist, ist notwendig.

Diese Grundsätze hatte Kant als unumstößlich sicher hingestellt, weil sie aus der von ihm gefundenen Eigentümlichkeit unsers Erkenntnisvermögens entsprangen. Das war aber kein Grund für die Naturwissenschaft, sie anzuerkennen, denn nach der allgemeinen Meinung sollte Kant dabei überhaupt nicht von wirklichen naturwissenschaftlichen Thatsachen, sondern nur von oberflächlichen Erscheinungen geredet haben, die für die exakten Naturforscher wenig oder gar kein Interesse hatten. Das Einzige, was man gelegentlich gern hörte und anführte, war die aus den beiden ersten Grundsätzen entnommene Behauptung Kants, daß eigentlich nur so viel echte Wissenschaft in der Naturkunde vorhanden sei, als Mathematik darin vorkomme. Im übrigen kehrte man sich nicht an ihn und gründete die umfassendsten Hypothesen auf Atome und leere Räume, deren Existenz doch niemals bewiesen werden konnte. Ja man ging in den kantfeindlichen empiristischen Bestrebungen so weit, die Zeit und den Raum als erfahrungsmäßig entwickelt anzusehen und Fragen aufzuwerfen, ob es nicht andre Zeiten und Räume als unsre Anschauungsformen geben könne, oder ob es nicht andre mathematische Lehrsätze geben könne als die unsern, oder ob es nicht Körper geben könne, die nicht den Gesetzen der Mathematik unterworfen seien. Diese sonderbaren Ausschweifungen der Phantasie, die wir auch noch in unsern Tagen sich haben erneuern sehen, haben alle das Eigentümliche, daß die Erfinder derselben keine Ahnung davon hatten, daß sie von etwas redeten, was gar nicht in unsrer Welt vorkommen kann, und daher für die Wissenschaft unsrer Welt absolut unfruchtbar sein mußte.

Allen diesen Verirrungen der Wissenschaft wird nun ein Riegel vorgeschoben, wenn Kant das Wesen der Materie nicht allein, wie in den metaphysischen Anfangsgründen von 1786, nach mathematischen, sondern auch nach dynamischen Prinzipien, d. h. in Verbindung mit der Empfindung durch die Sinne, behandelt. Das ist die Bedeutung des hinterlassenen Werkes: „Vom Übergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik.“ Die Physik wird hier definirt als die Lehre von den bewegenden Kräften, die der Materie eigen sind. Die Gegenstände der Physik sind der Inbegriff aller Gegenstände möglicher Wahrnehmung. Da nun aber Wahrnehmung nicht möglich ist ohne eine aktive Beteiligung unsers Bewußtseins, so folgt daraus die Möglichkeit, aus dem System der Thätigkeiten unsers Bewußtseins die Prinzipien zur Klassifikation und Spezifikation aller Gegenstände der Wahrnehmung und daher der Physik zu finden. Die Unterordnung der Fülle der Gegenstände der Physik unter die Systematik der Bedingungen der Erfahrung überhaupt, das ist der Übergang von der Metaphysik zur Physik. Die Bedingungen der Erfahrung enthalten die Weltgesetze, welchen sich alle er-

Digitized by Google

fahrbaren Gegenstände fügen müssen. Daher ist sicher nur eine Welt, ein Raum, eine Zeit und eine Materie, weil es nur eine Form des Bewußtseins giebt.

Es folgt nun eine wunderbar tiefsinnige Untersuchung über die Erkennbarkeit und das Wesen der Materie. Alle Gegenstände in der Physik sind Gestaltungen einer Materie; diese ist aber selbst nicht Gegenstand der Physik, weil sie nicht einfach durch die Sinne wahrzunehmen ist, sondern nur aus den wahrnehmbaren Thatsachen erschlossen werden kann. Die Physik beruht auf Wahrnehmung und findet an der Grenze derselben etwas Nichtwahrnehmbares, sie macht daher Hypothesen über Atome und Imponderabilien, ohne nachweisen zu können, was das Wesen derselben sei. Die Metaphysik beruht auf Denken und findet einen Gegenstand, der mehr ist als Gedanke — die Materie. Die Materie existirt notwendig als Gegenstand der Wissenschaft vom Übergang ꝛc. Als solcher ist sie die Einheit der Synthesis oder die zusammengefaßte Einheit aller ihrer Eigenschaften. Diese Eigenschaften sind bewegende Kräfte, und diese werden erfahren durch die eignen Kräfte des Subjekts. Wir können in unserm Bewußtsein die Kraft wahrnehmen, die wir selbst ausüben, entweder um ein Gewicht zu heben oder um einen Druck abzuwehren, d. i. um anzuziehen oder abzustoßen, also existiren anziehende und abstoßende Kräfte ebenso gewiß wie unser eignes Bewußtsein.

Kraft ist Ursache einer Bewegung; da man nun den Begriff einer Ursache nicht sehen, sondern nur denken kann, so ist der Begriff der Kraft aus der Physik allein, da sie auf Wahrnehmungen beruht, nicht abzuleiten, und ist daher den Physikern von jeher verdächtig gewesen. Wenn sie auch vorgeben, das Gesetz der Erhaltung der Kraft auf empirischem Wege gefunden oder mindestens höchst wahrscheinlich gemacht zu haben, so hört man doch von folgerichtigen Denkern die Ansicht verteidigen, daß es eigentlich nur das Gesetz der Erhaltung der Bewegung genannt werden müsse, da die Existenz einer Kraft, zumal einer in die Ferne wirkenden (wie die Gravitation), nicht zu beweisen sei, und nur die Bewegung das einzige sei, was man der mathematischen Berechnung unterwerfen könne. Anders spricht Kant. Weil wir im Bewußtsein die eigne Anstrengung als eine von uns selbst geleistete reaktive Kraft wahrnehmen, welche Ursache einer Bewegung ist, so existiren wirklich anziehende und abstoßende Kräfte als Bewegungsursachen, denn nach dem oben angeführten Grundsatze aus der Erkenntnistheorie (zweites Postulat des empirischen Denkens überhaupt) ist dasjenige wirklich, was mit der Empfindung zusammenhängt.

Nun geht er aber weiter. Das Bewußtsein ist nicht immer vorhanden in jedem Menschen, im Schlafenden z. B. nicht. Die Thätigkeiten des Bewußtseins wie Wahrnehmen und Denken sind nicht transzendental. Diese Bezeichnung kommt nur den Vorbedingungen des Bewußtseins im Subjekt zu. Diese reinen Formen und Fähigkeiten, die erst das Anschauen und Denken möglich machen, sind nicht wahrnehmbar, sondern nur erschlossen, *νοούμενα*, nicht *φαινόμενα*,

Digitized by Google

gedacht, nicht Erscheinung. Aber das Anschauen und Denken, die Thätigkeit des transzendentalen Subjekts, diese sind *φαινόμενα*, d. i. Erscheinung für den innern Sinn. Wir unterscheiden nach Kant den innern Sinn vom äußern. Ersterer ist die Empfänglichkeit für Erscheinungen, die nur in der Zeit verlaufen, wie z. B. alle psychologischen Prozesse in uns, wogegen der äußere Sinn uns befähigt, Dinge in Zeit und Raum, d. i. außer uns (außer dem Subjekt), wahrzunehmen. Dazu gehören natürlich Gesicht, Gehör, Gefühl u. s. w. Daß nun aber Erscheinungen des äußern Sinnes Erscheinungen des innern Sinnes hervorrufen, ist nicht rätselhafter, als daß zwei Erscheinungen im Raume einander bestimmen oder hervorrufen. Wenn eine Bewegung die andre hemmt oder verstärkt oder erregt, so kann auch eine materielle Bewegung im Raume, z. B. Erschütterung der Gehirnsubstanz, Thätigkeiten geistiger Art hervorrufen, denn diese sind auch Erscheinungen, und die Zeit ist für beide Arten der Thätigkeit die verbindende Form. Thatsache ist es jedenfalls, daß durch materielle Bewegungen, wie alle Sinnesreize und die Erschütterungen der Nervensubstanz es sind, unser Bewußtsein hervorgerufen und zum Anschauen und Denken erregt wird. Daraus folgt mit Notwendigkeit die Existenz der Materie, welche durch auf uns eindringende erregende Kräfte die reaktiven Kräfte unsers Bewußtseins wachruft; denn ohne ein bewegtes Etwas ist eine Bewegung undenkbar. Für den Physiker ist das Zentralorgan für alle Sinne (das Gehirn) als Organ nachzuweisen, durch welches die Materie als etwas Existirendes bewiesen wird. Für den Metaphysiker ist die Thatsache des Bewußtseins der Beweis für die Existenz der Materie als erregender Ursache. (Schluß folgt.)

L'Immortel.

Angriffe auf die Akademie, auf ihren Wert, ihre Zweckmäßigkeit, ihre Leistungen, ihren Geschmack, ihre Autorität sind beinahe während der ganzen Dauer ihres zweihundertjährigen Bestehens in Frankreich gemacht worden. Man kann sagen, die Entwicklung der neuern französischen Litteratur ging fast ganz in der Form des Kampfes des nachwachsenden Geschlechtes mit dem ältern, welches die vierzig Stühle der Unsterblichen innehatte, vor sich. Und natürlich siegte die Jugend, insofern sie sich gegen den Zopf, gegen die Beschränktheit, gegen die Verknöcherung der Alten auflehnte, jedesmal; sie siegte, nicht bloß weil sie die Jugend, sondern weil sie die fruchtbareren Grundsätze für sich hatte; und sie hatte gegen

Digitized by Google

die Akademie gekämpft, nicht weil es die Akademie, sondern weil es die alte unfruchtbare war. Das Institut selbst anzugreifen, grundsätzlich anzugreifen, fiel früher einem Franzosen nicht so leicht ein. Die Romantiker mit Viktor Hugo an der Spitze hatten im zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in dieser Weise die Akademie — zugleich die Hüterin der wortarmen altklassischen französischen Sprache — bekämpft, aber nur so lange, bis sie die Palmenzweige selbst anlegen durften. Bis in die tiefsten Schichten des französischen Volkes, das doch so viel auf äußere Ehrenzeichen hält, ist der Respekt vor der Akademie im Laufe der Zeiten gedrungen. Wie jeder Rekrut den Marschallstab im Tornister zu haben wähnt, so stand ein Stuhl bei den vierzig Unsterblichen jedem französischen Dichter als höchstes Ziel litterarischen Ehrgeizes von Jugend auf vor Augen.

Man kann nun über den Wert dieses Instituts im allgemeinen denken wie man will; bei uns in Deutschland haben sich immer zwei Parteien, eine dafür und eine dagegen, gebildet; zuletzt hat Du Bois-Reymond in Berlin den Plan zur Gründung einer der Académie française ähnlichen deutschen Anstalt entworfen, und Wilhelm Scherer schloß sich ihm aus philologischen Gründen mit Wärme an. Thatsächlich haben die Franzosen von ihrer nationalen Akademie weitaus mehr Vorteile als Nachteile gehabt. Nicht bloß fand die Pflege der französischen Sprache ihren staatlichen Schutz, was wir Deutschen, die wir noch immer an der Zerfahrenheit unsrer Orthographie und einer traurigen Unwissenheit und Hilflosigkeit in grammatischen und stilistischen Dingen leiden, besonders zu schätzen wissen; sondern ihr Dasein hatte auch nicht genug zu beachtende Vorteile für die Stellung der schönen Litteratur innerhalb der andern Künste und Wissenschaften, die von der Nation gepflegt wurden. Wie lange ist es denn her, daß der Dichter und Schriftsteller bei uns seine anerkannte gesellschaftliche Geltung hat? Noch nicht ein Jahrhundert. In Frankreich war die Litteratur durch die Akademie sozial zu dem ihr gebührenden Range erhoben; durch dieselbe so oft angefeindete und doch mit allen Opfern aufrecht erhaltene Akademie blieb die Litteratur eine Macht im Staate, selbst unter dem Despotismus Napoleons, der alle „Ideologie" so haßte.

Daran muß man denken, wenn man Daudets ohne Zweifel glänzende Satire auf die „Unsterblichen" beurteilen will, die sein neuester Roman, oder vielmehr seine neueste Schilderung der mœurs parisiennes: L'Immortel (Paris, Lemerre, 1888) enthält. An beides muß man denken: an die litterarische Gattung, die mit dem Untertitel des Buches bezeichnet wird, und an die geschichtlich denkwürdige Stellung der Académie française im nationalen Leben der Franzosen. Denn gerade hier, nämlich in dem Abstande zwischen dem Standpunkte, welchen Daudet zur Welt, die er mit scharfen Augen beobachtet, einnimmt, und jenem Standpunkte, von dem aus ein Institut wie die Akademie beurteilt werden soll liegt der Angelpunkt des Gegensatzes zwischen Verfasser und Gegenstand.

Digitized by Google

Auch eine Akademie ist Menschenwerk und als solches mit manchen Mängeln behaftet. Auch ein solches Institut kann in der Idee von aller Welt gutgeheißen werden und thatsächlich, in seiner praktischen Wirksamkeit und seiner realen Erscheinung, Tadel verdienen. Den einen Vorwurf, daß es der Bildung des nationalen Geistes engherzig bestimmte Bahnen vorschreibe, widerlegt die Geschichte selbst. Der Bestand der Akademie hat die französische Litteratur durchaus nicht daran gehindert, so mannichfaltig zu werden, wie sie in Wahrheit ist; ein Molière, ein Diderot, ein Montesquieu, ein J. J. Rousseau, ein Alfred de Musset, ein Beranger und so viele andre Genien sind groß und berühmt geworden, ohne je Mitglieder der Akademie gewesen zu sein. Daudet ist zufällig unter ihrem Schutze groß und berühmt geworden. Erst seit dem Preise, den sein „Jack" von der jetzt so boshaft angegriffenen Akademie erhalten hat, ging Daudets Ruhm und Verbreitung über Frankreichs Grenzen hinaus. Aber freilich sind die vierzig Stühle zuweilen auch im Besitze von Männern gewesen, deren Unsterblichkeit nicht übers Grab hinaus dauerte, deren Werke in den Kellerräumen der Antiquare und Staatsbibliotheken modernd liegen blieben. Und ebenso konnte es nicht ausbleiben, daß eine Gesellschaft von vierzig Männern sich als eine einheitliche Macht fühlte und diese nicht minder zu eignem Vorteile als zu dem der Litteratur ausnutzte. Es wäre gegen die wohlbekannte menschliche Schwäche ein Irrtum, anzunehmen, daß die Akademiker ihre anerkannte Bedeutung in der geistigen Welt nicht auch in der materiellen des täglichen Lebens durchsetzen wollten, und so eröffnete sich eine Quelle der mannichfaltigsten Mißklänge, Gegensätze, Kämpfe, Intriguen, Kleinlichkeiten, an die sich ein satirischer Sittenmaler von der Art Daudets mit ingrimmigem Behagen heften kann. Welch ein lächerliches Bild des Gegensatzes bietet schon der Durchschnittsgelehrte, der auf dem Papiere oder im Hörsaal mutig wie ein Achilles, persönlich aber, im Salon oder auch nur im Zwiegespräch oft einsilbig, ja schüchtern, tappend, ungeschickt, in den jedem Handlungsgehilfen festanliegenden Umgangsformen gleichsam schlotternd erscheint! Und vollends wieviel Satire fordern häufig die Eitelkeit, die Ruhmsucht, der Geiz, die Habsucht, das Cliquentum, der Neid, die Eifersucht selbst von solchen Gelehrten heraus, deren Leistungen für immer anerkannt sind, und die nicht befürchten müssen, so leicht entthront zu werden! Da breitet sich ein unerschöpfliches Gebiet für den Sittenschilderer aus.

Und darin liegts, an dieser Doppelseite der menschlichen Natur im allgemeinen und der Gelehrtennatur im besondern, daß ein Buch wie die mœurs parisiennes von Daudet notwendig ungerecht werden muß, ungerecht, weil es einseitig ist. Denn im Wesen dieser realistischen Kunst liegt es, daß sie von allen geschichtlichen Bedingungen der sich ihr darbietenden sittlichen Erscheinungen und gesellschaftlichen Zustände absieht und nur das als wirklich anerkennt, was sie unmittelbar mit ihren Augen erfaßt. Und dieses Auge wieder ist nur ein-

Digitized by Google

geübt auf die Beobachtung der gewöhnlichen, die Salons und das Straßenpflaster füllenden und betretenden Menschen. Ein solcher Realist versteht es sehr gut, eine Aufsehen machende Schauspielerin, eine verliebte Herzogin, einen geckenhaften Streber u. s. f. zu schildern, nicht aber diejenigen Menschen, deren ganzes Dasein in stiller, innerlicher Geistesarbeit oder in verschwiegenem Seelenleiden aufgeht. Glänzende Farben sieht der Realist, und die allein kann er wiedergeben, also nur die Außenseiten. Von jenem zweiten Kosmos des Geisteslebens, der sich, unabhängig von der Zeit, Geschlechter überdauernd, erhebt über unser materielles Leben, von dem will er nichts wissen, wenn er ihn überhaupt hat kennen lernen. Darum ist der Realist von Haus aus ironisch gestimmt gegen alle jene wissenschaftliche Thätigkeit, die unmittelbar kein sicheres Ergebnis, keine praktischen Erfolge bietet. Alle Philologie, alle Geschichtswissenschaft verachtet er im Stillen und lacht über die Schwärmer, die sich in entlegene Zeiten vergraben, um Bücher zu schreiben, die in ganz Europa nur ein ganz, ganz geringes Publikum finden werden. Denn er kennt andre litterarische Erfolge, solche, die gleich in die Massen gehen — jede andre Art von Erfolg erscheint ihm lächerlich. Ist nun ein solcher Mann berufen, über eine wissenschaftliche Akademie abzuurteilen? Nein. Er hat ja gar kein Organ für ihre Würdigung! Er hält sich an die kleinen Äußerlichkeiten, er zerrt an dem weitfaltigen Mantel der Akademie und glaubt schon in ihr Fleisch zu schneiden: er kennt eben ihr Wesen nicht. So ist es mit Alphonse Daudets Satire bestellt.

Daudet stellt das ganze Treiben der Akademiker teils als lächerlich, teils als gemein, teils als jämmerlich hin, das Ganze eine Weiberrockwirtschaft. Frauen vergeben die Würden und vergöttern dann, nach Art der Wilden, die Götzen, die sie sich geschaffen haben. Die naive Jugend aus der Provinz, die sich, nachdem sie sich rein idealistisch um die Gunst der Musen bemüht, nach nationaler Sitte bestrebt hat, in die heiligen Hallen, unter die berühmte Kuppel der Unsterblichen zu gelangen, muß sich die Füße wund laufen, muß Stunden, Tage, Wochen lang antichambriren und intriguiren und buhlen und schmeicheln bei den übrigen 39 stimmberechtigten Akademikern, wenn sie so eitel ist, einen Stuhl erobern zu wollen. Alle diese Unsterblichen sind aber — soweit geht Daudet in seinem Zorn zu behaupten — zumeist Nichtswisser, die alle zusammen einem plumpen Dokumentenschwindel in leichtsinnigster Weise in die Falle gehen können. Es sind Männer, die nur eine Sinekure in ihrer Würde sehen, aber nicht die geringste Pflicht, irgend etwas zu leisten. Es sind faule Menschen, welche selbst die kleine Arbeit scheuen, die Bücher der neuen Kandidaten um den erledigten Platz zu lesen. Es ist eine Gesellschaft der gegen das wahre Talent verschworenen Mittelmäßigkeit. Je weniger der Kandidat geleistet hat, umso willkommener ist er ihnen. Es sind Scholastiker, die gar kein Verständnis für das freie, frische Leben der Litteratur und der Kunst haben. Sie hassen sich unter einander und sind nur einig darin, die „Akademie," einen Begriff, der wie

Digitized by Google

eine leibhafte Persönlichkeit unter ihnen weilt, nach außen hin vor der Blamage zu bewahren. Komödianten sind sie, glücklich, wenn sie ihre grasgrünen Fräcke bei prunkhaften Leichenfeiern dem Pöbel zeigen können. Das liebe Geld giebt auch hier, wie überall, den Ausschlag bei der Wahl eines neuen Unsterblichen, der ja ebenbürtig auftreten, gesellschaftlich repräsentiren können muß. Feil und feig ist die ganze Gesellschaft, orleanistisch unter der Republik, höfisch katzenbuckelnd unter der Demokratie. Einem Großfürsten zu Ehren halten sie Festsitzungen, einer Herzogin zuliebe machen sie einen Taugenichts „unsterblich." Sie sind von einer unglaublichen Schmutzerei. Die sechs Franks, die jedes Mitglied der Akademie nach einer alten Stiftung für die Teilnahme an einer Sitzung empfängt, lassen sie sich um keinen Preis entgehen; im Fiaker fahren sie vor, um sie einzukassiren, und streiten sich noch mit dem Kassirer um zwei Franks herum, wenn sie sich verkürzt glauben. Dieser, der Kassirer, der kennt sie am besten, der behandelt sie von oben herab — wie der Kammerdiener, fügen wir hinzu, seinen Fürsten am besten nehmen zu können glaubt.

So schwarz hat Daudet die Akademie gemalt. Kein einziger anständiger Mensch sitzt demnach darin. Daß Gelehrte von dem Range eines Ernest Renan, Claude Bernard, Paul Bert, Hippolyt Taine, daß Dichter wie Dumas, Pailleron, Feuillet, liebenswürdige Naturen wie ein Labiche noch gegenwärtig oder doch im letzten Jahrzehnt ihr angehörten, fällt für Daudet nicht ins Gewicht. Es ist gar kein Zweifel, daß er sich auch hier, wie in seinen andern Sittenschilderungen, an geschichtliche Wahrheit gehalten hat, daß die Einzelzüge derselben nachgebildet sind. Die Geschichte mit dem Manuskriptenschwindel ist im Jahre 1867 thatsächlich vorgefallen. Der Geometer Michel Chasles glaubte Briefe von Pascal an Newton gefunden zu haben, wonach dem erstern die eigentliche Entdeckung der Gravitationsgesetze hätte zugeschrieben werden müssen, und die gesamte Akademie erkannte nicht sofort die Unechtheit der plump gefälschten Briefe, weil sie die französische Eitelkeit verblendete. Und dennoch, wenn Daudets Charakteristik der Akademiker zur Grundlage ihrer Beurteilung dienen sollte, so wäre es nur ein höchst ungerechtes Urteil, das über sie gefällt würde. Es ist ein von persönlicher Gehässigkeit erfülltes Zerrbild der Akademie, die viele der vorgeworfenen Schwächen besitzen mag, ohne ihre Bedeutung für die Nation einzubüßen. Denn diese Bedeutung liegt ganz anderswo, als Daudet meint, und er, dem sogar die Vie parisienne den bösen Lapsus nachwies, das Grab der Scaliger von Verona nach Florenz verlegt zu haben, ist wohl nicht der Mann, sie zu würdigen. Wohl aber ist sein Werk sehr dazu geeignet, das Ansehen der Akademie in der Heimat wie im Auslande tief zu schädigen. Denn es enthält neben der Satire eine sehr unterhaltende Lustspielhandlung, eine Fülle der köstlichsten Pariser Typen aus der sogenannten guten Gesellschaft, drastische Situationen, pikante Verwicklung und läßt den Leser nicht einen Augenblick aus der Spannung.

Digitized by Google

Die große Menge der Leser wird sich natürlich daran ergötzen und dem Verfasser auch dort Glauben schenken, wo er karikirt hat.

Der „Unsterbliche" im Mittelpunkte der Handlung, Mr. Leonard Astier-Rehu, wird als ein Schwachkopf und Pantoffelheld erster Sorte dargestellt. Nur durch seine Heirat mit der Tochter eines einflußreichen Akademikers, des gegenwärtig mehr als achtzigjährigen Rehu, ist er in das Institut gekommen, nachdem er bis dahin ein bescheidener Gymnasiallehrer in der Provinz gewesen war. Er war dann zugleich in einem Ministerium angestellt und hat diese Stellung durch eine unvorsichtige Äußerung gegen die Republik zu Gunsten des Orleans verloren. Damit einen großen Teil der Einkünfte. Nun wartet er auf den Tod des ständigen Sekretärs der Akademie: eine abscheuliche Erwartung, die Daudet nicht wenig boshaft beleuchtet. Zum Unglück hat Leonard an dem buckligen Buchbinder Fage einen Parasiten eigner Art gefunden. Dieser pumpt ihn mit den gefälschten Briefen von Karl V. und Rabelais jämmerlich aus, 140 000 Franks hat er ihm schon herausgelockt und spät erst, nachdem Astier die Sekretärstelle gewonnen hat, und die gesamte Akademie durch seine vermeintliche Entdeckung bloßgestellt ist, wird der Betrug entdeckt. Die Gerichtsszene mit dem rohen Gelächter des Publikums und der bissigen Ironie des Verteidigers ist eines der kostbarsten Kapitel des Buches. Astier aber wird auch von andrer Seite fortwährend um Geld gepreßt, wogegen er sich nur mit hausväterlicher Grobheit wahren kann. Sein Sohn Paul, der zu seinem tiefsten Leid nicht Gelehrter, sondern Architekt geworden ist, ein flotter, leichtsinniger, auf großem Fuße lebender, künstlerisch impotenter Streber, der die wenigen Erfolge nur der uneigennützigen Hilfe des Universalkünstlers Vedrine zu verdanken hat, ist in ständiger Geldverlegenheit. Er wendet sich immer an die Mutter, die ihm Geld giebt, so lange es überhaupt möglich ist, ja die sogar die kostbarsten Stücke aus der Autographensammlung ihres Gatten stiehlt, um dem Jungen Geld zu schaffen. Dieser Diebstahl führt zur Entdeckung der Fälschungen. Aber schließlich geht auch der Madame Astier der Faden aus, und da verlegen sich Mutter und Sohn auf Heiratssachen. Sie will nämlich dadurch Geld gewinnen, daß sie eine Ehe zwischen zwei ihr bekannten Leuten stiftet, wenn sie auch dabei eine vertraute Freundin in gemeinster Weise verletzt; Paul will eine ungeheuer reiche, junge und schöne Witwe erobern. Diese Witwe ist wieder ein kostbares Original. Ihre Trauer ist maßlos und lächerlich überspannt. Sie hat sich die Haare scheren lassen, geht nirgends hin, betet den ganzen Tag, läuft täglich auf den Père la Chaise, zerfließt in Thränen, das Gedeck ihres Verstorbenen muß immer noch so auf den Tisch gebracht werden, als wenn er mitäße, es soll überhaupt so sein, als wenn er wiederkäme, sein Hut, seine Handschuhe und sein Spazierstock liegen an derselben Stelle unberührt im Vorzimmer, wo er sie hinzulegen pflegte, und doch ist die Wohnung düster wie ein Grab gemacht. Um diese Fürstin Colette de Rosen bemühen sich Mutter und Sohn

Digitized by Google

Astier. Dem schmucken Paul gelingt es allmählich, sich ins Herz Colettens einzustehlen. Interessant ist dieses Wiedererwachen der Lebenslust und des Liebebedürfnisses in der jungen Witwe dargestellt. Paul ist ihr Architekt für das Mausoleum des Betrauerten. Und schließlich geschieht es, daß er auf dem Grabe des Gatten selbst die Witwe zum Geständnis ihrer Liebe bringt, ganz nach dem Muster der Matrone von Ephesus. Inzwischen hat aber Madame Astier Colettens Auge auf den Grafen Athis gelenkt. Ohne von den Bemühungen ihres Sohnes um die Gunst der Witwe etwas zu wissen, hat die Mutter ungeschickterweise ihm das Spiel verdorben. Denn Colette, dem Leben wiedergewonnen, will nicht durch eine Verbindung mit dem simpel bürgerlichen Architekten den Fürstentitel verlieren, und obwohl sie Paul liebt, zieht sie vor, Athis des Titels und seiner Stellung wegen zu heiraten. Es verschlägt nichts, daß Athis einer der erbärmlichsten Gesellen ist und Rang, Geld, Stellung der Herzogin Padovani zu verdanken hat, die ihn liebt und mit Sicherheit darauf rechnet, daß er sie nach dem täglich erwarteten Tode ihres getrennt von ihr lebenden Gatten heiraten werde. Auch diese Herzogin ist ein satirisches Original. Sie ist nicht mehr jung, aber noch immer eine schöne Frau. Ihr Reichtum schafft ihr Macht und Einfluß: sie herrscht auch über die Akademie. In ihrem gastfreien Hause kommt die ganze Gesellschaft zusammen. Sie unterstützt Madame Astier dadurch, daß sie ihr von Zeit zu Zeit einen neuen Hut oder ein elegantes Kleid schenkt, das diese sich selbst nicht gönnen darf. Und doch ist Frau Astier so bodenlos perfid, aus Eigennutz ihr den Grafen Athis abspenstig zu machen und mit Colette zu verbinden, denn sie erwartet ein fürstliches Ehevermittlungsgeschenk dafür. Als ihr der Streich gelungen ist, entdeckt sie zu spät, daß sie auch den eignen Sohn getroffen hat. Paul in seiner Wut fordert Athis, und die Ironie des Schicksals will es, daß Paul, der berühmte Fechter, von dem Stümper schwer verwundet wird. Aber so viel Geistesgegenwart hat Paul noch, vom Kampfplatze aus einen raffinirt verlogenen Zettel an die Herzogin zu schreiben: er habe sie rächen wollen, und es sei mißlungen. Bei der alten Koketten gewinnt er dadurch sein Spiel, und schließlich heiratet er sie mit ihrem großen Vermögen, so viel auch der alte Leonard Astier dagegen wettern mag.

Um diese Haupthandlung reiht sich noch eine Menge episodischer Nebenfiguren, die jede für sich interessant sind und der Wiedergabe wert wären. Doch begnügen wir uns mit der Andeutung. Die große Herrschaft Daudets über die Form steht außer Zweifel. Daher rührt es, daß er auf einem im Grunde mäßigen Raume eine solche Menge von Bildern entfalten konnte. Daß sie alle im Dienste nicht bloß des Pessimismus, sondern sogar der persönlichen Gehässigkeit stehen — denn man weiß ja, woher Daudets Zorn gegen die Akademie stammt —, das ist das Fatale an dem Buche. Es vergällt einem ernsten Leser die Freude an dem glänzenden Kaleidoskop.

Wien. Moritz Necker.

Digitized by Google

Richard Wagners Feen.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert, in den letzten Monaten des Jahres 1833, verfertigte der junge, zwanzigjährige Richard Wagner in Würzburg, wo er seine theatralische Laufbahn als schlecht bezahlter Chordirektor begann, den Text zu einer umfangreichen, dreiaktigen Oper und machte sich alsbald daran, ihn „nach den Eindrücken Beethovens, Webers und Marschners auf sich“ auch in Musik zu setzen. Nachdem die ersten Hoffnungen, sie auf die Bühne zu bringen, gescheitert waren, hatte sie der junge Dichter zurückgelegt und über den neuen Zielen und Entwürfen wohl halb vergessen. Im Jahre 1866 schenkte er sie dem König Ludwig II. von Baiern, der den Wunsch hegte, die künstlerische Entwicklung seines verehrten „Meisters“ von ihren Anfängen an kennen zu lernen, und aus dem geheimen Gewahrsam, in den dieser sie verschloß, kam sie endlich nach dem Tode des unglücklichen Fürsten wieder ans Tageslicht und, infolge eigentümlicher Verhältnisse, auch an das gefährlichere Licht der Bühne. Am 29. Juni 1888 hat das Werk — „Die Feen“ betitelt — auf dem Münchner Hoftheater seine erste Aufführung erlebt.

Es kann kein Zweifel sein, daß Richard Wagner über diese letzte Wendung im Geschicke seines Erstlings nicht absonderlich erbaut wäre. Er, der selbst den sorgfältig ausgeführten, reifern Werken seiner ersten Entwicklungsperiode, obwohl sie seinen Ruhm begründet hatten, später nur noch wenig Teilnahme entgegenbrachte, er, der in dem Wunsche, seine Stellung in der Kunstgeschichte nur durch das seiner eigensten Art entsprossene „Musikdrama“ bezeichnet zu sehen die „Opern,“ die seinen Zusammenhang mit der frühern Kunstübung bekunden, nach Möglichkeit hintansetzte, würde jedenfalls bei Lebzeiten sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Aufführung dieser „Jugendsünde“ gewehrt haben. Das weiß alle Welt, und die Aufführung dieses unreifen Erstlingswerkes bleibt daher auf alle Fälle eine arge Rücksichtslosigkeit gegen den „Meister,“ den man angeblich dadurch ehren wollte. Dieser Vorwurf trifft aber nicht die Leitung des Münchner Hoftheaters, die durch eine mustergiltige Aufführung und glanzvolle Ausstattung das Unrecht einigermaßen gesühnt hat, sondern die Familie Wagner, insbesondre Frau Cosima Wagner und deren Bayreuther Berater, die, lange bevor München Ansprüche auf das Werk erhob, dem Theaterdirektor Angelo Neumann das Recht zur Aufführung der vom Kom-

Digitized by Google

poniſten ſo ſorgſam verborgenen Jugendoper „verquantet“ hatten. Das iſt ſchlimmer als Rückſichtsloſigkeit, das iſt Impietät. Man verſuche nicht, dieſen Mangel an Ehrfurcht, der ſich ſchon einmal in dem abſonderlichen Geſchäft, das mit der C-dur-Symphonie aus dem Jahre 1832 getrieben wurde, deutlich offenbarte, durch die Liebe für Wagners letztes Werk zu entſchuldigen, das man durchaus vor den profanen Bühnen zu bewahren und für Bayreuth „retten“ zu müſſen geglaubt hat, denn es kann doch nicht zweifelhaft ſein, daß es für einen Künſtler beſſer und ehrender iſt, wenn das nach ſeiner Meinung reifſte, als wenn das unreifſte ſeiner Werke der Welt preisgegeben wird.

Die „Feen“ aber ſind ein durch und durch unreifes Werk, und man muß ſich immer und immer wieder gegenwärtig halten, daß fünfundfünfzig Jahre ſeit der Abfaſſung dieſer Oper verfloſſen ſind und daß es ein zwanzigjähriger Jüngling war, der damals damit ſeinen erſten dramatiſchen Verſuch machte, ſonſt iſt es ganz unmöglich, über dieſe alte „Novität“ nach Gebühr zu urteilen. Die ganze, reiche und glänzende Entwicklung der großen hiſtoriſchen Oper und deren weniger erfreuliche Nachwehen, der langjährige Kampf um das „Kunſtwerk der Zukunft,“ der Sieg und die geräuſchvolle Herrſchaft des neuern Muſikdramas, das alles, alſo auch Wagners eignes bedeutſames Wirken, muß man zu vergeſſen ſuchen. Man muß ſich in die Geſchmackswelt jener Zeit zurückverſetzen, wo auf der deutſchen Opernbühne der ewig trillernde Roſſini die Nachwirkungen der klaſſiſchen Oper lähmte und wo dem feinfühligen Weber der mit gröbern Mitteln arbeitende Marſchner, dem „Freiſchütz“ und „Oberon“ der „Vampyr“ gefolgt war, um in dieſem Textbuch nicht gar zu vieles läppiſch und abgeſchmackt und in der Muſik nicht das meiſte ſeicht oder unſelbſtändig, veraltet und langweilig zu finden.

Es iſt alſo weniger ein Kunſtgenuß als eine kunſtgeſchichtliche Merkwürdigkeit, was mit den „Feen“ dem Zuhörer geboten wird, allein es iſt eine Merkwürdigkeit von mehr als perſönlichem Intereſſe, und jeder, der den Entwicklungsgang eines Künſtlers zu verfolgen vermag, wird ſie feſſelnd und belehrend finden. Die „Feen“ erweiſen nämlich nicht nur den Zuſammenhang Wagners mit den Werken ſeiner Vorgänger und der Kunſtübung ſeiner Zeit, ſondern auch das frühzeitige Vorhandenſein ſeiner Eigenart und die ununterbrochene Entwicklung ſeiner perſönlichen Gedanken- und Formenwelt von der Jugend bis ins Alter. Bis jetzt war „Rienzi,“ geſchrieben in den Jahren 1838 bis 1840, die älteſte Oper Wagners, die allgemeiner Kenntnisnahme zugänglich war, und nur mit Mühe vermochte man in dem großen Spektakelſtücke die Keime und erſten Anſätze jener eigentümlichen Empfindungs- und Ausdrucksweiſe zu finden, die den „Fliegenden Holländer“ (1841 komponirt), „Tannhäuſer“ (1842 bis 1845) und „Lohengrin“ (1846 bis 1847) kennzeichnen. Schöpfung und Weſen dieſer Werke war ſchwer zu begreifen, wenn man die große Oper als Ausgangspunkt, den „Rienzi“ als den erſten und wahren Ausdruck der künſtleriſchen Eigentümlichkeit Wagners faßte.

Digitized by Google

Die „Feen“ haben uns auch über die „Frühzeit“ des „Meisters“ völlig aufgeklärt, und was er selbst in seinen Schriften wiederholt versichert, wird durch sein Jugendwerk vollauf bestätigt: Beethoven und Weber, der Vollender der Symphonie und der Schöpfer der deutschen, romantischen Oper, sind die großen Vorbilder, die von ihnen ausgebildete Formensprache und Technik die feste Grundlage seines künstlerischen Schaffens.

Wie in seinen spätern Werken, so tritt Wagner auch in seinem ersten gleich als Dichter und Tonsetzer auf, zeigt sich aber, wie leicht begreiflich, sowohl als Dramatiker wie als Musiker in höherm Maße von seinen Vorlagen abhängig als später. Die „Feen“ sind nicht nur dem Stoffe nach, sondern zum größten Teile auch in der dramatischen Anlage der burlesken Märchenkomödie La donna serpente (Die Frau als Schlange) des Carlo Gozzi nachgedichtet. Die phantastischen Stücke dieses Venetianers, der durch Schillers Bearbeitung seiner „Turandot“ (1802) schon einmal Einlaß auf der deutschen Bühne gefunden hatte, scheinen den nachhaltigsten Einfluß auf die Einbildungskraft des jungen Künstlers ausgeübt zu haben, denn selbst dort, wo er sich von der Vorlage entfernt, um seinem Texte einen passenderen, namentlich theatralisch leichter ausführbaren Schluß zu geben, wird seine Erfindung von der Erinnerung an Zaubertheatermotive Gozzis geleitet.

Gozzis Fiaba teatrale tragicomica (von 1762) zerfällt in drei Akte, mit denen sich die drei Aufzüge der Wagnerschen Oper, was Aufbau und Szenenfolge betrifft, im allgemeinen decken. Namentlich der erste, sehr unbeholfene Expositionsakt ist mit schülerhafter Ängstlichkeit der tollen italienischen Komödie nachgearbeitet, und wo sich hier und in den folgenden Akten Abweichungen vom Original finden, da sind sie in der Regel weniger auf reifere dramaturgische Absichten zurückzuführen als auf die Schwierigkeiten, die dem Bearbeiter aus der Weglassung der zahlreichen für die Stegreifkomödianten berechneten possenhaften Intermezzoszenen des Brighella, Truffaldino, Pantalone und Tartaglia erwuchsen. Die wesentlichste Abänderung des jungen Textschreibers betrifft den Schluß, da der Fluch des Gatten die unglückliche Fee nicht in eine Schlange, sondern nach dem Vorgang in einem andern Stücke desselben Verfassers, im „Raben,“ zu Stein verwandelt. Dagegen ist die Erhebung des Helden zum Bürger der Feenwelt aus Anerkennung für die Kraft seiner Liebe ein echt Wagnerscher Zug, und auch in den Namen, auf die der junge Librettist die Gozzischen Figuren umtaufte: Ada (Cherestani), Arindal (Farruscad), Lora (Canzade), Gunther (Pantalone), Gernot (Truffaldino), Morald u. s. w., wird man leicht den Sinn des Mannes erkennen, der einst den germanischen Mythus auf die Bühne bringen sollte. In Bezug auf die Herkunft dieser Namen ist es nicht ohne Interesse, daß Wagner die der drei Hauptpersonen: Ada, Arindal und Lora offenbar aus seinem allerersten, nicht über den Entwurf hinausgediehenen Opernplan „Die Hochzeit“ (März 1833) herübergenommen hat.

Digitized by Google

Die Oper beginnt, wie die Tragikomödie, im Feenreiche, wo uns Farzana und Zemina (die einzigen Namen, die Wagner aus Gozzis Personenverzeichnis beibehalten hat) mit dem Geschick ihrer Gefährtin Ada bekannt machen. In heißer Liebe zu einem Sterblichen entbrannt, hat die Unselige freiwillig der Unsterblichkeit entsagt und lebt bereits acht Jahre an der Seite des Geliebten. Allein der Ausspruch des Feenkönigs droht ihrem Glücke ein nahes Verderben. Acht Jahr — so erzählt sie selbst später — war es Bedingnis, dir zu verschweigen, wer ich sei,

Und dann den letzten Tag auf dich so viel
Der Qualen und der Schrecken aufzuhäufen,
Als dich verleiten könnte, mir zu fluchen.
Nur, wenn dein Herz standhaft aus Liebe sei,
Soll ich das Loos der Sterblichkeit erhalten,
Wenn nicht, so sollte ich unsterblich bleiben
Und dann noch mein Begehren dadurch büßen,
Daß ich auf hundert Jahr' in einen Stein verwandelt sei!

Schon hat das Verhängnis seinen Anfang genommen, denn Arindal hat die verbotene Frage nach der Herkunft der Geliebten gethan, und zur Strafe ist sie ihm sogleich entschwunden, ihn aber hat höhere Macht in eine wilde Einöde entrückt. Hier finden ihn und seinen Knappen — aus dem Spaßmacher Truffaldino ist ein recht philisterhafter deutscher Ritter Gernot geworden — die Abgesandten seiner vom Feinde hart bedrängten Schwester Lora, die nach dem Tode des alten Königs in Abwesenheit des Thronerben Reich und Herrschaft übernommen hat. Es hält natürlich schwer, den trostlosen, im Liebeswahnsinn herumirrenden Arindal zur Heimfahrt zu bestimmen, und die Hilfe eines Zauberers Groma, der die beiden Boten als Eremiten und als des alten Königs Geist erscheinen läßt, soll dies veranschaulichen. Leider fällt dieser ungeschickt eingeführte Zauberspuk und seine Vereitelung durch Adas Macht auf der Bühne so läppisch aus, daß man sich in München schon bei der vierten Vorstellung entschloß, ihn wegzustreichen und dem König gegen alle Psychologie das Scheiden leicht zu machen. Nachdem er kurz von den Gefahren seines Reiches unterrichtet worden ist, verspricht nun Arindal, das vergebliche Suchen nach seiner entschwundenen Gattin aufzugeben und in sein Land zurückzukehren. Zuvor aber legt er sich noch zur Ruhe nieder, und da versetzt ihn denn während des Schlummers Feenmacht wieder in das Reich der Unsterblichen, dem Erwachenden steht wieder die geliebte Gattin zur Seite, und alle guten Vorsätze wären vergessen, wenn nicht Ada selbst auf die Rückkehr des Königs dränge und dem Scheidenden ihren baldigen Besuch wie die bevorstehende endgiltige Entscheidung über ihr Schicksal verkündete.

Der zweite Akt spielt in Arindals Hauptstadt, bei Gozzi ist es Tiflis. Vom Feinde hart bedrängt, sehen wir Bürger und Krieger in der Vorhalle des

Digitized by Google

Königspalastes Rat und Hilfe suchen. Da, in der höchsten Not, erscheint ein Bote mit der Meldung, daß der König und mit ihm, nach dem Spruche des Zauberers Groma, die Siegeszuversicht seinem Volke wiederkehrt. Allein nur kurz ist die Freude des Wiedersehens. Arindal ist ob der Trennung von seiner Ada trübsinnig geworden und verzichtet auf die Leitung des Kampfes. Während der Bräutigam seiner Schwester Lora für ihn aufs Feld der Ehre zieht, naht Ada, der es auferlegt ist, in dieser ernsten Stunde den Gatten den vom Feenkönig befohlenen schicksalsschweren Liebesproben zu unterziehen. Die erste besteht darin, daß sie ihre und Arindals Kinder in einen feurigen Schlund wirft, der sich auf ihren Wink geöffnet hat, die zweite, daß sie sich, als nun dem jammernden Vater auch noch die Kunde von einer gänzlichen Niederlage im Kampfe gebracht wird, als Verräterin und Anstifterin seines Unheiles zu erkennen giebt. Arindal besteht die Probe nicht und verflucht, seinem Eide zu Trotz, sein Weib. Nun folgt die Enthüllung; die Kinder werden unversehrt zurückgebracht, des Königs Feldherr kehrt siegreich aus der Schlacht zurück, Ada aber verkündet dem Meineidigen die schreckliche Folge seiner That: ihre Verwandlung in Stein, und dann versinkt sie unter Blitz und Donner.

Der dritte Aufzug ist mit Ausnahme der ersten zwei Szenen, die Arindals Wahnsinn und seines Volkes Trauer um ihn schildern, ganz den Prüfungen gewidmet, denen sich der Held zur Erlösung seiner Ada unterworfen hat. In einem unterirdischen Gelüfte, in das ihn die beiden Feen geführt haben, hat er zunächst einen schweren Kampf mit wilden Geistern in tierischer Gestalt zu bestehen, dann, nachdem er diesen mit Hilfe Gromas und seines Zauberschildes ausgefochten hat, muß er sich mit einer Schar eherner Männer messen, und nachdem ihm das Zauberschwert auch hier den Sieg verliehen hat, wird ihm die Aufgabe, durch die Allgewalt seines Gesanges den Stein, in den Ada verwandelt ist, zu entzaubern. Mit Hilfe einer ihm von Groma verliehenen Harfe gelingt es ihm, das Wunder zu vollbringen, Ada ist erlöst, und der Feenkönig, dessen Palast im Hintergrunde sich glänzend öffnet, vereint die Liebenden für ewig, indem er Arindal die Unsterblichkeit verleiht.

Diese Schlußwendung erschien Wagner später als etwas besonders Bezeichnendes und mit Recht wies er auf das in diesem Zuge sich offenbarende poetische Motiv von der erlösenden Kraft reiner Liebe als auf etwas ihm durchaus Eigentümliches hin. Dem Zuhörer aber tritt noch deutlicher die Verwandtschaft der Feenfabel mit dem dramatischen Probleme des „Lohengrin" entgegen. Hier wie dort wird der Mangel an Vertrauen, das Unvermögen, sich ganz und rückhaltslos hinzugeben, zur tragischen Schuld, und wie Lohengrin der Elsa, so verbietet Ada ihrem Arindal die Frage nach ihrer Herkunft, und der Bruch des Verbotes und Versprechens wird der Anlaß zum Zusammensturze ihres Glückes. Die Erinnerung an die Schwanenritteroper wird auch noch durch ein andres poetisches Motiv wachgerufen; in der sehr dürftigen Ballade von der Hexe

Digitized by Google

Dilnovaz findet sich bereits jener Aberglaube verwertet, wonach die Verletzung des kleinsten Fingergliedes zauberhafter Wesen Aufschluß über deren Herkunft und Art zu geben vermag, wie dies Ortrud dem Telramund und dieser der Elsa berichtet. Viel interessanter aber ist es, daß, wie der Grundgedanke des „Lohengrin," so auch eine der wesentlichsten geistigen Anschauungen des „Fliegenden Holländers" in den „Feen" vorgedeutet ist. Uns wenigstens erschien bei den Worten der Ada:

Was ist dir Unsterblichkeit?
Ein grenzenloser, ew'ger Tod

sogleich die rührende Gestalt des bleichen Seemanns vor dem Auge, und in gleicher Weise dürfte Arindals Bemerkung:

O seht, das Tier kann weinen,
Die Thräne glänzt in seinem Aug'!

manchen an den spätesten Wagner, den greisenhaften Schöpfer des „Parsifal" erinnert haben.

Damit ist aber alles erwähnt, was auf die spätere Entwicklung des jugendlichen „Meisters," auf die Gedankenwelt seiner berühmten Opern und seiner nachfolgenden eigentümlichen Schöpfungen hinweist, im übrigen erscheint der Text der „Feen" in der Anlage wie in der Ausführung durchaus als etwas Unfertiges und Unselbständiges, und mehr als einmal dürfte, um uns eines Wagnerschen Ausdruckes zu bedienen, „der gewohnte Opernanblick" bei der Gestaltung der Szene bestimmend eingewirkt haben. Der junge Librettist arbeitet gern mit erprobten dramatischen oder besser gesagt theatralischen Motiven. So ist die erste Szene frei nach „Oberon," die Schlußszene desselben Aktes nach „Armida" gestaltet, und der dritte Akt erinnert auffällig an die Feuer- und Wasserprobe der „Zauberflöte" und an die Furienszene des „Orpheus."

In noch höherm Grade als vom Text gilt von der Musik zu den „Feen" das, was Richard Wagner selbst in der berühmten Mitteilung an seine Freunde (1851) von seinen frühesten künstlerischen Arbeiten sagt: „Sie waren die gewöhnlichen Versuche einer noch unentwickelten Individualität, sich gegen das Generelle der Kunsteindrücke, die uns von Jugend auf bestimmen, im allmählichen Wachstum zu behaupten. Der erste künstlerische Wille ist nichts andres als die Befriedigung des unwillkürlichen Triebes der Nachahmung dessen, was am einnehmendsten auf uns wirkt." Weitaus das meiste in der Partitur der „Feen" trägt den Stempel der Nachahmung, und zwar tritt diese Unselbständigkeit hier viel störender zu Tage als beim Libretto, weil das Werk im einzelnen eine Kenntnis der Kunstmittel und eine Beherrschung der damaligen musikalischen Operntechnik verrät, die den Mangel an eignen Gedanken und Ausdrucksformen um so befremdender erscheinen lassen. Die „Feen" leiden an dem schlimmsten Gebrechen, an dem ein Erstlingswerk leiden kann: sie erscheinen nur zu oft leer

Digitized by Google

und phrasenhaft. Gerade diejenigen Nummern, welche formal am besten gelungen sind, sind in Bezug auf Ursprünglichkeit und Gedankenfülle die schwächsten. Hin und wieder erhebt sich aber doch die Komposition, die im ersten und letzten Akte meistens den Eindruck der Langeweile hinterläßt, über diese bescheidene Höhe sogenannter Kapellmeistermusik, und vereinzelt lassen sich sogar Spuren der nachmals so schroff ausgebildeten Eigentümlichkeit des „Zukunftsmusikers" finden. Böse Zungen werden dazu in erster Linie die übermäßigen Längen und die übermenschlichen Anforderungen an die Stimmkraft der Sänger rechnen; wir möchten außer auf die leicht erkennbaren, zum Teil auch in den spätern Opern in verbesserter Gestalt aufgenommenen Wagnerschen Melismen und Motive, namentlich auf die für ihn nachher so bezeichnend gewordene Verwendung des Paukensolos nach einer wichtigen Entscheidung, z. B. nach dem Schwur im ersten Akt, auf die Vorliebe für Geigentremolos in hoher Lage bei der feierlichen Verkündigung bedeutsamer Worte und auf das Vorherrschen der rezitativischen Gestaltung hinweisen. Wagners Neigung zum Unschönen, Naturalistischen giebt sich hier, in dem kleinen Schreichor bei der Ankunft des Harald (zweiter Akt), schon ziemlich unangenehm kund. Im allgemeinen läßt sich bereits hier der Charakter seiner Melodie als vorwiegend instrumental bezeichnen, und wie in seinen spätern Werken äußert sich seine musikalische Erfindungskraft mehr und besser in kleinen, aber charakteristischen Motiven als in voll ausgewachsenen Melodien. Was die Jugendoper an breiten, entwickelten, melodischen Sätzen bietet, erinnert, wenn sich nicht der Einfluß der Weberschen Cantilene heilsam geltend machte, oft bedenklich an Weisen, wie man sie auf der Straße hören kann. Dagegen tritt in Nummern wie Adas verzweiflungsvollem Monolog vor der Entscheidung ihres Geschickes und Arindals Wahnsinnsszene bereits Wagners eigenstes Können zu Tage; mangelt auch durchweg die Größe der Form, so erheben sich diese Stücke doch zu beträchtlicher Höhe in der Wahrheit des Ausdruckes. Sein bestes Können, seine große Herrschaft über die Kunstmittel verraten aber, wie schon bemerkt, diejenigen Stücke, welche mehr oder weniger stark seinen Vorbildern nachempfunden sind. Dahin gehört namentlich eine ganz im Weberschen Zuschnitte gehaltene Cavatine der Lora, ein gut geführtes und sehr wohlklingendes a cappella-Quintett mit Chor und das vom Publikum am beifälligsten aufgenommene komische Liebesduett der Drolla und des Gernot, das in seiner leichten, zungenfertigen Weise unverkennbar auf Einflüsse der französischen Spieloper zurückzuführen ist. Meist aber sind es, wie Wagner später selbst erzählte, Beethoven, Weber und Marschner, die die musikalische Ausdrucksweise des jungen Komponisten bestimmten, und zwar war es von den drei Meistern wieder Weber, der am nachhaltigsten wirkte. Vor allem die Gestaltung der Melodik und der Charakter der Figuration weisen auf den Schöpfer der romantischen Oper als Vorbild zurück, und im Bau der großen Solonummern läßt sich das eingehende Studium

Digitized by Google

der großen Agathenarie und der Szene des Max im „Freischützen“ deutlich erkennen. Dagegen scheint Beethoven nur bei der Komposition der Ensembleschlußsätze, namentlich des ersten, durch das zweite Finale seines „Fidelio,“ Marschner bloß in Einzelheiten der Instrumentation vorbildlich gewesen zu sein. Daß auch die italienische Oper der Zeit nicht ohne Wirkung auf den jungen Tonsetzer blieb, bezeugt die ziemlich häufige Verwendung der „Stretta“ als Abschluß einzelner Nummern; auch die sehr lose gefügte und übermäßig sich verbreitende Ouvertüre schließt mit einem solchen mehr geräusch- als gehaltvollen Trumpf ab.

Trotz dieser Unselbständigkeit, die sich aber mehr als Anlehnung an fremde Muster denn als Entlehnung aus solchen kundgiebt, wohnt der Musik dieses Jugendwerkes doch eine Macht und stellenweise — namentlich im zweiten Akt — auch ein Reiz inne, der nicht nur über die unsinnige, oft sogar läppische Phantastik der Handlung hinwegtäuscht, sondern auch die Phrasenhaftigkeit dieser erlernten musikalischen Formensprache vergessen läßt. Es geht eben doch ein großer Zug durch diese Arbeit des jugendlichen Künstlers, und dies versöhnt auch schließlich, obwohl manche umfangreichen Teile durch ihre Leerheit und Seichtigkeit langweilig wirken, den modernen Zuhörer mit all dem Unreifen und Unselbständigen, Unschönen und Unmöglichen, das dem Werke anhaftet.

So erging es auch den Besuchern der ersten Aufführung. Das Werk, gehoben durch die hervorragenden Leistungen unsrer ersten Kräfte, durch das herrliche Spiel unsers berühmten Orchesters und durch die wirklich „feenhafte“ Ausstattung, gewann den Beifall des wohlgefüllten Hauses. Reiflicher Überlegung freilich wird der Beifall, der namentlich den Leistungen unsrer Sänger und Sängerinnen und den Künsten und Lichterspielen unsers Maschinenmeisters zu danken war, als nicht absonderlich schmeichelhaft für den Schöpfer des „Musikdramas“ erscheinen, und manchen wird es auch eine seltsame Fügung des Schicksals dünken, daß es Wagner bestimmt war, wenige Jahre nach seinem Tode mit seinem ersten Werke noch einen „Dekorationserfolg“ zu erringen.

München. Heinrich Welti.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

rei Jahre sind verstrichen, Erik und Fennimore sind zwei Jahre verheiratet und wohnen in einem kleinen Landhause am Mariagerfjord. Niels hat Fennimore seit jenem Sommer in Fjordby nicht gesehen. Er wohnt in Kopenhagen und hat viel Verkehr, doch steht er zu niemand in freundschaftlichen Beziehungen, ausgenommen zu Doktor Hjerrild, der sich alt nennt, weil sich bereits weiße Silberfäden zwischen seinem dunkeln Haar zeigen.

Die unerwartete Verlobung Eriks war ein harter Schlag für Niels gewesen, er ist infolge dessen ein wenig stumpf geworden, auch ein wenig bitterer und nicht mehr so vertrauensvoll, er hat auch Hjerrilds Mißmut gegenüber nicht mehr so viel Begeisterung. Er setzt seine Studien unverdrossen fort, doch sind sie planloser geworden, und der Gedanke, fertig zu werden, um vortreten und zugreifen zu können, fristet nur noch ein schwaches, flackerndes Leben. Er lebt viel mit andern, aber er lebt eigentlich nicht mit ihnen; sie interessiren ihn wohl, aber es ist ihm völlig gleichgiltig, ob sie irgend welches Interesse für ihn haben oder nicht, und das eine fühlt er: die Kraft in ihm, die ihn dazu hätte anspornen können, sein Teil in der Welt zu leisten, im Verein mit andern oder im Kampf mit andern, diese Kraft wird schwächer und schwächer. Er kann ja warten, sagt er sich, und sollte er selbst so lange warten, bis es zu spät geworden ist. Wer glaubt, der hat keine Eile, das ist sein Trost. Denn er besitzt Glauben genug, das fühlt er, wenn er nur auf den Grund seines Herzens geht, Glauben genug, um Berge zu versetzen; er kann sich nur nicht überwinden, die Schulter dagegen zu stemmen. Hin und wieder erfaßt ihn wohl ein Drang,

Digitized by Google

zu schaffen, eine Sehnsucht, wenigstens einen Teil seines Ichs durch die Arbeit befreit zu sehen, und ganze Tage lang kann sich sein Wesen gehoben fühlen durch frohe, titanische Anstrengungen, den Thon zusammenzufahren, aus dem er seinen Adam bilden will; aber es gelingt ihm nie, ihn nach seinem Bilde zu schaffen; er hat nicht Ausdauer genug, um die Selbstkonzentrirung, die hierzu erforderlich ist, aufrecht zu erhalten. Er trägt sich wochenlang mit dem Gedanken umher, die Arbeit aufzugeben, und schließlich giebt er sie wirklich auf und fragt sich gereizt, weshalb er sie denn auch fortsetzen solle, was er denn im Grunde dabei gewinnen könne? Er hat das Glück der Empfängnis genossen, die Beschwerden des Großziehens stehen ihm noch bevor, dies Hegen und Nähren, dies bis zur Vollendung in sich Herumtragen. Und wozu? für wen? Er ist kein Pelikan, sagt er sich selber. Aber er mag nun sagen, was er will, er ist doch unbefriedigt und fühlt, daß er sich nicht den Forderungen gegenüber, die er an sich selber stellen muß, verantworten kann, und es hilft ihm nichts, daß er mit diesen Forderungen ins Gericht geht und sich bemüht, die Berechtigung der Ansprüche an ihn in Zweifel zu ziehen. Er sieht sich vor eine Wahl gestellt, und er muß wählen; denn das ist ja nun einmal so, daß, wenn die erste Jugend vorüber ist, früher oder später, je nachdem der Naturboden in einem Menschen ein früher oder ein später ist, daß dann ein Tag hereinbricht, wo der Verzicht wie ein Versucher an uns herantritt und uns dazu verleiten will, dem Unmöglichen Lebewohl zu sagen und uns zu begnügen. Und solche Resignation hat so viel für sich; denn wie oft sind nicht die idealen Forderungen der Jugend zurückgewiesen, ihre Begeisterung beschämt und ihre Hoffnung vernichtet worden! Die Ideale, die lichten, lieblichen, haben zwar noch nichts von ihrem Glanz eingebüßt, aber sie weilen nicht mehr auf der Erde mitten unter uns wie in den ersten Tagen unsrer Jugend; auf der breit angelegten Treppe der Weltklugheit sind sie Stufe um Stufe zurückgeführt worden in den Himmel, aus welchem unser einfältiger Glaube sie heruntergeholt hatte, und dort sitzen sie, strahlend aber fern, lächelnd aber müde in göttlicher Unthätigkeit, während der Weihrauch einer thatenlosen Anbetung in festlichen Windungen zu ihrem Throne aufwirbelt.

Niels Lyhne war müde; diese eifrigen Anläufe zu einem Sprunge, der niemals ausgeführt wurde, hatten ihn ermattet. Alles war ihm hohl und wertlos geworden, verdreht und verwirrt und auch so kleinlich; es schien ihm so natürlich, seine Ohren und seinen Mund zu verstopfen und sich in Studien zu versenken, die nichts mit dem Staube der Erde zu schaffen hatten, die abgesondert für sich selber waren, gleich einer stillen Meerestiefe mit friedlichen Tangwäldern und merkwürdigem Getier.

Er war müde, und um die vernichteten Liebeshoffnungen schlangen sich die Wurzeln dieser Müdigkeit; von dort aus hatte sie sich schnell und sicher seinem ganzen Wesen mitgeteilt, hatte sie alle Fähigkeiten, alle seine Gedanken ergriffen.

Digitized by Google

Jetzt war er kalt und leidenschaftslos genug, aber in jener ersten Zeit, als ihn der Schlag getroffen hatte, war seine Liebe von Tag zu Tag mit der unhemmbaren Macht eines schleichenden Fiebers gewachsen, und es hatte Stunden gegeben, in denen seine Seele, von wahnsinniger Leidenschaft getrieben, in unsäglichem Sehnen und schäumendem Verlangen zu einer Woge angeschwollen war, höher und höher steigend, sodaß jede Fiber seines Hirns, jede Saite seines Herzens bis zur äußersten Grenze angespannt war. Und dann war die Müdigkeit über ihn gekommen, abstumpfend und heilend, sie hatte seine Nerven taub gemacht gegen den Schmerz, sein Blut zu kalt für Begeisterung und seinen Puls zu schwach zum Handeln. Und mehr als das, sie hatte ihn vor einem Rückfalle geschützt, indem sie ihn mit der ganzen Vorsicht und dem Egoismus eines Rekonvaleszenten ausstattete. Und wenn er jetzt an die Tage in Fjordby zurückdenkt, so geschieht es mit demselben Gefühle der Sicherheit, welches derjenige, der eben eine schwere Krankheit überstanden hat, bei dem Gedanken empfindet, daß jetzt, nachdem er seine Leiden ausgelitten, nachdem sich das Fieber in seinem Körper selbst zu Asche verzehrt hat, daß er jetzt auf lange, lange Zeit frei sein wird.

Da geschah es denn, als Erik und Fennimore, wie schon gesagt, ungefähr zwei Jahre verheiratet waren, daß er eines Sommertags einen halb kläglichen, halb prahlenden Brief von Erik erhielt, worin dieser sich selbst anklagte, seine Zeit vergeudet zu haben; woran es eigentlich liege, wisse er nicht, aber er habe gar keine Ideen mehr. Sein Umgang bestehe aus frischen, muntern Leuten, die weder prüde noch schwerfällig, aber was die Kunst betreffe, die gräßlichsten Dromedare seien. Da sei auch nicht ein Mensch, mit dem er sich einmal gründlich aussprechen könne, und es habe ihn ein lähmender Zustand von Trägheit und Unaufgelegtheit überfallen, von dem er sich nicht mehr befreien könne, denn nie sehe er eine Idee oder eine Stimmung so wie früher, er sei wirklich oft besorgt, daß seine Fähigkeiten versiegt seien, daß er niemals wieder etwas leisten würde. Aber das könne doch unmöglich so weiter gehen, es müsse doch wieder kommen, er sei zu reich gewesen, als daß es so enden könne; und dann wolle er ihnen zeigen, was Kunst sei, jenen andern, die ununterbrochen weiter malen, als sei das etwas, was sie auswendig gelernt hätten. Vorläufig habe er jedoch das Gefühl, als liege ein Bann über ihm, und es würde ein großer Freundschaftsdienst von Niels sein, wenn er nach Mariagerfjord kommen wollte; er sollte es so gut haben, wie es die Verhältnisse gestatteten, und er könne ja den Sommer ebenso gut dort verbringen wie anderswo. Fennimore lasse grüßen und freue sich sehr auf seinen Besuch.

Dieser Brief sah Erik gar nicht ähnlich, es mußte wirklich etwas Ernsthaftes vorliegen, da er so klagen konnte. Das sah Niels sofort ein, und er wußte auch nur zu gut, wie schwach im Grunde die Quelle von Eriks Produktion war, ein spärlicher Bach, den ungünstige Verhältnisse leicht austrocknen

Digitized by Google

konnten. Er wollte sofort abreisen, was auch zwischen ihnen liegen mochte, Erik sollte einen treuen Freund in ihm finden, und hatten auch die Jahre das Band gelockert, waren auch die Illusionen im Laufe der Zeit verblaßt, jene Freundschaft aus der Kinderzeit wollte er doch zu wahren wissen. Er hatte Erik früher gestützt, er wollte ihm auch jetzt eine Stütze sein. Ein leidenschaftliches Freundschaftsgefühl überkam ihn. Er wollte der Zukunft entsagen, dem Ruhme, den ehrgeizigen Träumen, um Eriks willen. Alles, was er an glimmender Begeisterung, an gährender Schaffenskraft besaß, wollte er Erik einflößen, er wollte völlig in Erik aufgehen; sein eignes Ich, seine Ideen, das war alles bereit, nichts wollte er für sich zurückbehalten, und er träumte sich den groß, der so unsanft in sein Leben eingegriffen hatte; er selber kam sich ausgelöscht vor, übersehen, arm, ohne geistiges Eigentum, und er träumte weiter, wie das, was Erik erhalten hatte, allmählich nichts Geliehenes mehr war, sondern wirklich sein Eigen und zwar durch den Stempel, den er ihm aufdrückte, indem er es zu Thaten und Werken prägte, Erik hoch und geehrt, und er selber nur einer der vielen, vielen Durchschnittsmenschen; schließlich zur Armut gezwungen, nicht freiwillig, ein wirklicher Bettler, kein Prinz in Lumpen, und es war so süß, sich so bitter, elend und gering zu träumen.

Aber Träume sind Träume, und er lachte über sich selber und dachte daran, daß Leute, die ihre eignen Angelegenheiten versäumen, stets imstande sind, ein unerschöpfliches Interesse für die Arbeit andrer zu verwenden, und er dachte auch daran, daß Erik, wenn sie einander gegenüberstünden, natürlich seinen Brief verleugnen, das Ganze als einen Scherz hinstellen und es ungeheuer komisch finden würde, wenn er wirklich zu ihm käme und sich bereit erklärte, ihm wieder zu seinem Talent zu verhelfen. Aber trotzdem reiste er; im Innersten seiner Seele glaubte er doch, daß er Nutzen stiften könne, und wie er sich auch bemühte, es wegzuerklären und in Zweifel zu ziehen, er konnte sich doch nicht von dem Gefühle frei machen, daß es wirklich die alte Knabenfreundschaft sei, die in ihrer ganzen Wärme und Natürlichkeit wieder erwacht war, den Jahren und ihrem Einflusse zum Trotz.

Das Landhaus am Mariagerfjord gehörte einem ältern Ehepaare, das durch Gesundheitsrücksichten gezwungen war, seinen Wohnsitz auf unbestimmte Zeit im Süden zu nehmen. Es war ursprünglich nicht ihre Absicht gewesen, das Haus zu vermieten, denn damals, als sie reisten, glaubten sie, daß sie nur ein halbes Jahr lang bleiben würden, und sie hatten deswegen alles stehen lassen. Als nun Erik das Haus vollständig möblirt mietete, war dies in so buchstäblichem Sinne der Fall, daß er es samt Nippfiguren, Familienporträts und allem bekam, sogar eine Bodenkammer mit altem Rumpelzeug war da, und in den Schiebladen der Schreibtische fand sich eine Menge alter Briefe vor.

Erik hatte das Landhaus entdeckt, als er nach seiner Verlobung Fjordby verlassen hatte, und da sich hier alles beisammen fand, was sie brauchten, und

Digitized by Google

mehr als das, und da er die Absicht hatte, sich nach Verlauf einiger Jahre in Rom niederzulassen, so hatte er es von dem Konsul zu erreichen gewußt, daß dieser keine Aussteuer für Fennimore anschaffte. Das junge Paar war in Marianenlund eingezogen, wie man in ein Hotel einzieht, nur mit dem Unterschiede, daß sie einige Koffer mehr bei sich hatten, als gewöhnliche Reisende zu haben pflegen.

Die Fassade lag nach der See hinaus, keine zehn Ellen vom Wasser entfernt. Das Gebäude hatte ein ganz gewöhnliches Aussehen, oben einen Balkon und unten eine Veranda, dahinter lag ein erst vor kurzem angelegter Garten, dessen Bäume nicht viel dicker waren als Spazierstöcke, dafür hatte man aber von dort aus einen herrlichen Blick auf einen prächtigen Buchenwald mit weiten Haideflächen und tiefliegenden Klüften zwischen grünbewachsenen Höhen.

So war Fennimores neues Heim, und eine Weile war es so licht, wie das Glück es nur machen konnte, denn sie waren ja jung und verliebt, frisch und gesund, ohne jegliche Sorgen in geistiger wie in leiblicher Beziehung.

Aber jedes Glücksschloß, das sich erhebt, hat in dem Grunde, auf dem es ruht, Sand, und der Sand sammelt sich und rinnt unter den Mauern fort, langsam vielleicht, unmerklich, aber er rinnt und rinnt, Korn auf Korn. Und die Liebe? Auch sie ist kein Fels, wie gern wir es auch glauben möchten.

Sie liebte ihn von ganzer Seele, mit der Heftigkeit der Angst, mit zitternder Glut; er war ihr mehr als ein Gott, weit mehr; ein Abgott, den sie anbetete ohne Rückhalt und über alle Maßen.

Seine Liebe war stark wie die ihre, aber sie ermangelte der feinen, männlichen Zärtlichkeit, welche die Geliebte vor sich selbst behütet und über ihrer Würde wacht. Wohl mahnte es ihn wie eine dunkle Pflicht, wohl rief es ihn mit leiser Stimme, aber er wollte nicht hören, denn sie war so bezaubernd in ihrer blinden Liebe, und ihre Schönheit, die der unbewachten Üppigkeit und dem demütigen Liebreiz einer Sklavin glich, reizte und entflammte ihn zu einer Leidenschaft ohne Grenzen und ohne Gnade.

Steht nicht irgendwo in dem alten Mythus von Amor geschrieben, daß er seine Hand auf Psychens Augen legt, ehe sie im süßen Liebestaumel durch die glühende Nacht dahin fliegen?

Arme Fennimore! Wenn das Feuer ihres eignen Herzens sie hätte verzehren können, so würde der, welcher sie hätte schirmen sollen, in die Flammen geblasen haben, denn er glich jenem trunkenen Herrscher, der mit der Brandfackel in der Hand bei dem Anblicke seiner brennenden Königsstadt jubelte, denn der Schein der flackernden Gluten steigerte seinen Rausch, bis ihn die Asche ernüchterte.

Arme Fennimore! Sie wußte nicht, daß die brausende Hymne des Glückes so oft gesungen werden kann, daß schließlich weder Worte noch Melodie zurückbleiben, sondern nur ein Schwulst von Trivialität; sie wußte nicht, daß der

Digitized by Google

Rausch, der heute himmelhoch steigt, seine Kraft den Flügeln des kommenden Tages entlehnt; und als endlich die Nüchternheit bleischwer zu dämmern begann, da begann sie mit Zittern einzusehen, daß sie sich in ihrer Liebe zu einer süßen Verachtung vor sich selber wie vor einander erniedrigt hatten, zu einer süßen Verachtung, deren Süßigkeit sich aber von Tag zu Tag verringerte, bis sie schließlich einen bittern Beigeschmack erhielt. Da entfernten sie sich von einander, so weit es nur möglich war, er, um von einem treulos verlassenen Ideal voll höhnender Hoheit und kühlen Liebreizes zu träumen, sie, um in verzweiflungsvollem Sehnen nach der blassen, stillen, jetzt so unendlich fernen Küste ihrer Mädchentage hinüberzustarren. Von Tag zu Tage ward es unerträglicher für sie, die Scham brannte wild in ihren Adern, und ein erstickender Abscheu vor sich selber machte alles für sie hoffnungslos, machte sie tief unglücklich.

Es befand sich im Hause eine kleine, entlegene Kammer, in der nichts stand als die Koffer, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Dort saß sie oft, Stunde auf Stunde, bis die Sonne draußen über der weiten Welt herabsank und die Kammer mit rötlichem Licht erfüllte; dort marterte sie sich selber mit Gedanken, die spitziger waren als Dornen, schlug sich selber mit Worten, die schärfer waren als Geißeln, bis sie, von Schmerz und Qual verwirrt, einen betäubenden Trost darin suchte, sich wie einen wertlosen Gegenstand an den Boden zu werfen, sich selber zu widerlich, um der Sitz einer Seele zu sein. Die Buhlerin ihres eignen Mannes! Der Gedanke verließ sie nie, mit diesem Gedanken warf sie ihr eignes Selbst verächtlich in den Staub unter ihre Füße, mit diesem Gedanken schloß sie jede Hoffnung an eine Wiederherstellung ihrer Ehre aus, mit ihm steinigte sie jede Erinnerung an ein früheres Glück.

Allmählich überkam sie eine starre Gleichgiltigkeit, sie hörte auf, zu verzweifeln, wie sie aufgehört hatte, zu hoffen, ihr Himmel war zusammengestürzt, und sie fühlte kein Bedürfnis, ihn wieder zusammenzuträumen, sie machte keine Ansprüche mehr auf Seligkeit, sie war nicht mehr zu gut für die Erde, wie auch die Erde nicht mehr zu gut für sie war, sie waren einander wert. Sie warf keinen Haß auf Erik, zog sich auch nicht voller Abscheu von ihm zurück, im Gegenteil, sie nahm seine Küsse ruhig hin, denn sie empfand viel zu viel Verachtung vor sich selber, um sich ihnen entziehen zu können, sie war ja nun einmal sein Weib, das Weib eines Mannes!

Auch für Erik war das Erwachen bitter, obgleich er es sich mit dem prosaisch klaren Blick eines Mannes gesagt hatte, daß es notwendigerweise einmal so kommen würde. Als es aber kam, als die Liebe nicht mehr ein Ersatz für alle Mängel war, als der goldenschimmernde Schleier, in welchem sie zu ihm herab auf die Erde gestiegen war, davongeweht war, da empfand er es als ein Erschlaffen aller Lebensgeister, ein Sinken aller seiner Fähigkeiten, das ihn besorgt machte und ihn mit Reue erfüllte, sodaß er sich mit fieberhaftem Eifer

Digitized by Google

wieder seiner Kunst zuwandte, um sich zu vergewissern, daß er nicht noch etwas andres eingebüßt habe als das Liebesglück. Aber er erhielt nicht die Antwort, auf die er gehofft hatte, er ließ sich auf ein paar unglückliche Ideen ein, mit denen er nicht vorwärts kam und die aufzugeben er sich auch wieder nicht entschließen konnte. Obwohl er nichts Rechtes daraus zu machen wußte, beschäftigten sie ihn doch fortwährend und hinderten andre Ideen daran, aufzukommen und ihn an sich zu ziehen; er wurde mutlos und verstimmt und verfiel in einen grübelnden Müßiggang, weil die Arbeit ihm so ermüdend widerspenstig war, und weil er dachte, daß er nur zu warten brauche, dann würde wohl der Geist wieder über ihn kommen. Aber die Zeit verging, sein Talent blieb nach wie vor unfruchtbar, und hier an der stillen Meeresbucht fand sich kein Umgang, der befruchtend auf ihn hätte einwirken können; auch waren hier keine Kunstgenossen, deren Siege ihn zur Nacheiferung oder zum schöpferischen Widerspruch hätten anspornen können. Diese Unthätigkeit wurde ihm unerträglich, er sehnte sich glühend darnach, sich selber zu fühlen, gleichviel wie oder wodurch, und da sich ihm nichts andres darbot, fing er an, sich einem Kreise jüngerer und älterer Landleute anzuschließen, die sich unter Anführung eines sechzigjährigen Jagdjunkers die Öde und Einförmigkeit des Landlebens durch solche Ausschweifungen zu versüßen suchten, auf die ihre nicht allzu reiche Phantasie verfiel. Der Kern ihrer Zerstreuungen bestand im Trinken und Kartenspielen, und es war ziemlich gleich, ob die Schale, welche diese Vergnügungen umgab, eine Jagdpartie oder eine Marktreise genannt wurde. Auch machte es keinen weitern Unterschied, daß man die Szene hin und wieder nach einer der zunächstgelegnen Provinzialstädte verlegte und dort im Laufe eines Nachmittags wirkliche oder eingebildete Geschäfte mit den Kaufleuten erledigte. Der Schluß dieser Geschäfte fand stets am Abend im Wirtshause statt, dessen Inhaber mit bewundernswürdigem Takt alle Leute von der richtigen Farbe ihrem Klub zuführte. Waren reisende Schauspieler im Städtchen, so ließ man die Kaufleute links liegen, denn die Schauspieler waren weit umgänglicher, der Flasche gegenüber nicht so zurückhaltend, und sie hatten im allgemeinen nichts dagegen, sich der leider selten mit durchschlagendem Erfolg ausgeführten Wunderkur des sich Nüchterntrinkens zu unterziehen, nämlich in Genever, nachdem man sich in Champagner betrunken hatte.

Der Hauptstamm des Kreises bestand aus Gutsbesitzern und Landleuten jeglichen Alters, aber es gehörte auch noch ein Branntweinbrenner dazu, ein massiver junger Laffe, sowie ein weißhalsiger Hauslehrer, der in den letzten zwanzig Jahren kein Hauslehrer mehr gewesen war, sondern sich besuchsweise auf den verschiedenen Gütern herumgetrieben hatte, mit einer Reisetasche aus Seehundsfell und einer grauen Kracke, von der man allgemein im Scherz behauptete, daß er sie einem Pferdeschlächter gestohlen habe. Er war ein stiller Säufer, ein großer Virtuose auf der Flöte, und es ging die dunkle Sage, daß

Digitized by Google

er Arabisch verstehe. Zu der Gesellschaft, die der Jagdjunker seinen Stab nannte, gehörte ferner ein Prokurator, der immer neue Geschichten erzählte, sowie ein Doktor, der nur eine einzige Geschichte wußte und zwar von Anno Sechs, von der Belagerung Lübecks.

Dieser Kreis erstreckte sich sehr weit, und es kam fast niemals vor, daß sie alle versammelt waren; vernachlässigte aber einer die Gesellschaft allzu lange und wußte man, daß er zu Hause war, so ließ der Jagdjunker einen Aufruf an seine Getreuen ergehen, und man machte sich in pleno auf, um die Ochsen des Abtrünnigen zu besehen. Das bedeutete, daß man sich zwei bis drei Tage auf dem Hofe des Unglücklichen einquartierte und dort, soweit es möglich war, alles auf den Kopf stellte durch Spiel und Gelage und andre ländliche Scherze, zu denen die Jahreszeit gerade einlud. Während eines solchen Strafbesuches geschah es einmal, daß die Gesellschaft so gründlich einschneite, daß dem Wirt schließlich der Kaffee, der Rum und der Zucker ausging, und man sich zuletzt mit einem Kaffeepunsch begnügen mußte, der aus Cichorie gekocht, mit Syrup gesüßt und mit Branntwein vermischt war.

Es war im ganzen eine schlimme, zügellose Bande, in die Erik hineingeraten war; aber Menschen mit einer so unverwüstlichen Lebenskraft konnten sich in zivilisirteren Vergnügungen kaum genügend Luft schaffen, auch trug der unerschöpfliche Humor, den sie besaßen, sowie ihre breite, urwüchsige Gemütlichkeit nicht wenig zur Milderung der Rohheit bei. Wäre Eriks Talent dem eines Brower oder Ostade verwandt gewesen, so würde diese auserlesene Sammlung von Zechgenossen eine wahre Goldgrube für ihn geworden sein; so aber, wie die Sachen lagen, hatte auch er keine weitere Ausbeute als die andern, sie vergnügten sich alle vortrefflich, ja nur zu gut, denn bald ward dies wilde Leben ihm ganz unentbehrlich und nahm nach und nach seine ganze Zeit in Anspruch. Wenn er sich auch hin und wieder seiner Unthätigkeit wegen Vorwürfe machte und sich ernstlich sagte, daß dieser Zustand ein Ende haben müsse, so trieben ihn doch die Leere und die Ohnmacht, die er jedesmal empfand, wenn er zu arbeiten versuchte, wieder und wieder zu dem alten Leben zurück.

Den Brief, den er an Niels geschrieben hatte, eines Tages, als seine ewige Unfruchtbarkeit, die nie ein Ende nehmen wollte, den Eindruck auf ihn gemacht hatte, als sei sie ein zehrendes Fieber, das sein Talent ergriffen habe, diesen Brief bereute er, sobald er abgeschickt war, und er hoffte, Niels würde seine Klagen in das eine Ohr hinein- und aus dem andern wieder herausgehen lassen.

Niels jedoch kam, der wandernde Ritter der Freundschaft in höchsteigner Person, und ihm wurde denn auch jene halb abweisende, halb mitleidige Bewillkommnung zuteil, die wandernde Ritter stets von denen erhalten, um deretwillen sie die Rosinante aus dem warmen Stall gezogen haben.

Da Niels jedoch vorsichtig war und wartete, thaute Erik bald auf, und die alte Vertraulichkeit zwischen ihnen erwachte zu neuem Leben. Und Erik

Digitized by Google

empfand ein Bedürfnis, sich auszusprechen, zu klagen und zu bekennen, es war fast ein physisches Bedürfnis, das er empfand.

Eines Abends — es war längst über die Schlafengehenszeit hinaus, und Fennimore hatte sich bereits zur Ruhe begeben — saßen die beiden bei ihrem Glase Grog in dem dunkeln Wohnzimmer. Nur das Glimmen ihrer Zigarren zeigte, wo sie waren, und hin und wieder, wenn Niels sich ganz in seinen Stuhl zurücklehnte, hob sich sein aufwärtsstarrendes Profil ganz schwarz gegen das dunkle Fenster ab. Sie hatten ziemlich viel getrunken, besonders Erik, während sie von alten Tagen auf Lönborggaard sprachen, von jenen Zeiten, da sie noch Knaben waren. Jetzt war durch Fennimores Weggehen eine Pause entstanden, die scheinbar keiner von ihnen gern unterbrechen wollte, denn die Gedanken in ihnen rollten so angenehm weich, während sie träumerisch dem Blute lauschten, das, warm von dem aufsteigenden Rausch, vor ihren Ohren sang.

Wie einfältig ist man doch mit zwanzig Jahren! ertönte schließlich Eriks Stimme. Gott mag wissen, was man eigentlich erwartete und wie man es sich nur in den Kopf hatte setzen können, daß so etwas möglich sei! Wir nannten die Dinge ja freilich bei ihren rechten Namen, aber das, was wir darunter verstanden, lag doch völlig außerhalb eines Vergleichs mit dem zahmen Gottessegen, der uns zu teil geworden ist. Es ist im Grunde nicht viel am Leben, meinst du nicht auch?

Ach, ich weiß nicht recht, ich lasse es so gehen, wie es gehen will. Im allgemeinen lebt man ja nicht so weiter. Den größten Teil der Zeit existirt man nur. Wenn man das Leben wie einen ganzen, großen, appetitlichen Kuchen bekommen könnte, und wenn man dann einhauen könnte! Aber so bissenweise! — das ist nicht ergötzlich —

Sag mir einmal, Niels — man kommt eigentlich nur mit dir dazu, über so wunderbare Dinge zu reden —, aber ich weiß nicht, es geht so gut mit dir. Sag einmal — hast du auch noch etwas in deinem Glase? Gut! — hast du wohl jemals über den Tod nachgedacht?

Ich? — Ach ja — und du?

Ich meine nicht bei Beerdigungen oder wenn man krank ist, nein, im Gegenteil, gerade wenn man sich am allerwohlsten fühlt, dann kann es oft so über mich kommen, gleichsam wie eine — ja, wie eine Verzweiflung. Ich sitze da und grüble und kann nicht das Geringste zu stande bringen, ja es ist mir völlig unmöglich, und dann fühle ich, wie die Zeit mir entgleitet, Stunden, Wochen, Monate! Ohne Inhalt fliehen sie an mir vorüber, und ich kann sie nicht mit meiner Arbeit an den Fleck nageln. Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich meine, es ist ja nur so ein Gefühl von mir, aber ich möchte die Zeit aufhalten können durch etwas, was ich ausgerichtet hätte. Siehst du, wenn ich ein Bild male, so bleibt die Zeit, während deren ich es male, stets mein Eigentum, oder ich habe wenigstens etwas davon, sie ist nicht vorüber, weil sie

Digitized by Google

entschwunden ist. Ich kann ganz krank werden, wenn ich daran denke, wie die Tage dahin gehen, unaufhaltsam. Und ich habe nichts oder ich kann nicht dazu gelangen. Es ist eine Angst, ich kann so rasend werden, daß ich im Zimmer auf- und abgehen und ganz Unsinniges vor mich hinsingen muß, nur um nicht vor lauter Wut zu weinen, und dann bin ich nahe daran, den Verstand zu verlieren, wenn ich innehalte und daran denke, daß die Zeit inzwischen weitergeschritten ist und daß sie weiterschreitet, während ich denke, weiter und immer weiter. Es giebt nichts so Elendes, als Künstler zu sein; hier stehe ich, kräftig und gesund; ich kann sehen, mein Blut ist warm und reich, mein Herz schlägt, ich bin bei vollem Verstande und ich will arbeiten. Aber trotz alledem kann ich nicht, ich kämpfe und greife nach etwas Unsichtbarem, das sich nicht greifen läßt, zu dem mir keine Anstrengungen verhelfen können, und wenn ich arbeiten wollte, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Was soll man thun, um eine Eingebung zu erlangen, eine Idee? Ich kann mich zusammennehmen, soviel als ich will, ich kann mich bemühen, zu thun, als sei nichts geschehen, kann ausgehen und mich umsehen, ohne zu suchen, aber nein! Niemals, niemals auch nur das Geringste, nur das Gefühl, daß jetzt die Zeit da draußen in der Ewigkeit mitten im Leben steht und die Stunden an sich zieht, sodaß sie vorüberfliegen ohne Aufenthalt, zwölf weiße und zwölf schwarze ohne Aufenthalt. Was soll ich nur thun, es muß doch etwas geben, was man thun kann, wenn es so mit einem steht, ich kann doch nicht der erste sein, dem es so ergeht? Weißt du nicht etwa ein Mittel dagegen?

Du mußt reisen!

Nein, nur das nicht! Wie kommst du auf den Gedanken? Du glaubst doch nicht, daß es aus sei mit mir?

Daß es mit dir aus sei? Nein! Aber ich meinte, die neuen Eindrücke —

Die neuen Eindrücke! Das ist es ja gerade! Hast du niemals von Leuten gehört, die vollauf Talent besaßen, so lange sie in ihrer ersten Jugend standen, so lange sie frisch waren, voller Hoffnungen und Pläne, aber dann, als sich das verlor, war auch ihr Talent weg und kehrte nie wieder zurück.

Er schwieg lange.

Die reisten, Niels, um neue Eindrücke zu sammeln. Das war wenigstens ihre fixe Idee. Aber der Süden, der Orient, es war alles vergebens, es glitt spurlos an ihnen vorüber wie an einem Spiegel. Ich habe ihre Gräber in Rom gesehen. Wenigstens die von zweien, aber es giebt viele — unendlich viele. Der eine verlor seinen Verstand.

Ich habe das bis jetzt niemals von Malern gehört.

Freilich! Was glaubst du wohl, was es sein kann? Ein heimlicher Nerv, der zerstört ist? Oder trägt man etwa selbst die Schuld daran? Etwas, dem man treulos geworden ist, ein Unrecht, das man begangen hat? Eine Seele ist ein gar gebrechliches Ding, und niemand weiß, wie lange so

Digitized by Google

eine Seele in dem Körper wohnt. Man sollte gut gegen sich selber sein. Nun — und seine Stimme wurde leise und weich — ich habe auch zuweilen diese Sehnsucht — zu reisen, weil ich mich so leer fühle; ich sehne mich oft in einer Weise, von der du dir keine Vorstellung machen kannst, aber es ist mir, als dürfte ich den Versuch nicht wagen; denn, setze einmal den Fall, daß es nichts hälfe und daß ich einer von denen wäre, von denen ich dir vorhin erzählte — was dann? Denke dir, wenn ich der nackten Gewißheit gegenüberstünde, daß es mit mir aus wäre, daß ich nicht das Geringste besäße, daß ich nichts, gar nichts könnte, denke dir — nichts zu können: ein Lump zu sein, ein Krüppel, ein elender Kapphahn. Was sollte nur aus mir werden? Sage mir das doch! Und siehst du, so ganz unmöglich wäre es doch nicht; die erste Jugend ist vorüber, von Illusionen und allem, was dahin gehört, ist — bei Gott — nicht viel übrig geblieben. Es ist merkwürdig, wie viel man davon verbrauchen kann, und ich habe doch niemals zu den Leuten gehört, die sich freuen, ihre Illusionen loszuwerden, mit mir war es nicht so wie mit euch andern, die ihr bei Frau Boye verkehrtet; ihr waret gar zu geschäftig, euch die Schmuckfedern auszurupfen, und je kahler ihr wurdet, je übermütiger waret ihr. Aber im Grunde bleibt es sich ja völlig gleich, einmal muß man doch seine Federn hergeben.

Sie schwiegen. Die Luft war bitter von dem Tabaksrauch, widerlich von Cognac, und sie seufzten tief auf wegen des Qualmes, der da drinnen herrschte, und dann, weil das Herz ihnen beiden so schwer war.

Da saß nun Niels, der sechzig Meilen gereist war, um zu helfen, da saß er und mußte sich vor dem kältern Teil in seiner Natur schämen. Denn was konnte er nur thun, wenn es schließlich drauf ankam? Sollte er anfangen, malerisch mit Erik zu sprechen, sollte er viele Worte machen, mit Purpur und Ultramarin, triefend von Licht und in Schatten getaucht? Damals, als er reiste, hatte ihm ein ähnlicher Traum vorgeschwebt. Wie war es doch lächerlich! Helfen! Man kann ihm ja bei seinen Schöpfungen nicht mehr helfen, als man ihm, wenn er gelähmt wäre, dazu verhelfen könnte, den kleinen Finger von selber aufzuheben. Und wenn man noch so voll von Herz und Mitgefühl und Opferfreudigkeit und allem wäre, was edel und hochherzig ist. Vor seiner eignen Thür kehren, das sollte man, das wäre gesund und nützlich! Leichter war es ja natürlich, ein Gefühlsmensch zu sein, ins Blaue hinein bis hoch hinauf in den höchsten Himmel. Wenn es nur nicht so grenzenlos unpraktisch, so betrübend zwecklos gewesen wäre! Für sich selber sorgen, und zwar gründlich für sich sorgen, davon wurde man zwar nicht selig, aber man brauchte auch vor niemand die Augen niederzuschlagen, weder vor Gott noch vor den Menschen.

Niels hatte vollauf Gelegenheit, mißmutige Betrachtungen über die Ohnmacht des guten Herzens anzustellen, denn der ganze Nutzen, den er stiftete, bestand darin, daß er ungefähr einen Monat lang Erik mehr an das Haus

Digitized by Google

fesselte. Er hatte indessen keine Lust, gerade in der wärmsten Zeit wieder nach Kopenhagen zurückzukehren, aber er wollte auch nicht so bis ins Unendliche der Gast seiner Freunde sein; deshalb mietete er sich bei einer Familie auf der andern Seite der Meeresbucht ein, nahe genug, um in einer Viertelstunde nach Marianenlund hinüberrudern zu können. Warum sollte er nicht ebenso gut hier sein als anderwärts? Er hatte sich hier an die Gegend gewöhnt, und er gehörte zu den Menschen, auf die ihre Umgebung leicht Einfluß gewinnt; und dann hatte er seinen Freund hier und seine Cousine Jennimore; das waren Gründe genug, zumal da es in der weiten Welt nicht eine Menschenseele gab, die auf ihn wartete. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Wolfmenschen in Englisch-Indien. Im Jahre 1883 habe ich die in demselben Jahre unter dem Titel Homo sapiens ferus L. erschienene Schrift Rauber's in dieser Zeitschrift besprochen. Diese Schrift enthielt einen teilweise ausführlichen geschichtlichen Nachweis über sechzehn in dem Zeitraume von 1340 bis 1800 bekannt gewordene verwilderte Jungen, von welchen schon Linné neun aufgeführt hatte. In der Schlußbetrachtung über diese Wildlinge gedachte ich, nicht ohne meinem Bedauern herbe Worte zu leihen, der zweifelnd wegwerfenden Beurteilung, die diese hochinteressante Erscheinung bei drei hervorragenden Naturwissenschaftern, bei Blumenbach, Schreber und Rudolphi, gefunden hat. Heute bin ich in der glücklichen Lage, über ähnliche Vorkommnisse unsrer Tage berichten zu können, die ein beglaubigendes Licht auf jene ältern Fälle werfen und den oberflächlichen Zweifel jener Gelehrten beschämen. Sie stammen aus Englisch-Indien, und ich verdanke sie der Güte des Herrn Dr. H. Wildermuth, des ärztlichen Vorstandes der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige in Stetten (Württemberg). Es ist eine von einer deutschen Dame in dem Waisenhause des Missionars Wolf in Sekundra herrührende schriftliche Nachricht, die mir zur unbedingten Verfügung gestellt wurde und genau wiedergegeben folgendermaßen lautet:

„In der Nähe des Flusses Jumna, etwa eine Stunde von Jumna Ockundra, dem Missionssitz, wird die Ebene durch wilde Schluchten unterbrochen, die in der Regenzeit durch das Wasser entstanden sind. Einst kam ein Polizist dieses Weges und entdeckte in einer der Schluchten eine Wolfshöhle, welche sofort von den herbeigerufenen Kameraden ausgeräuchert wurde. Nicht lange, nachdem ein Feuer vor der Höhle angezündet worden war, kam eine Schaar junger Wölfe heraus und mitten unter ihnen ein Knabe von 6 bis 7 Jahren. Bedeckt mit Brandwunden, wurde er 1874 nach Ockundra zum Missionar Wolf gebracht. Man nahm an, daß ihn eine säugende Wölfin als kleines Kind fortgeschleppt habe. Werden doch in dieser Gegend Hunderte (!) von kleinen Kindern von Wölfen zerrissen, was den Tieren dadurch erleichtert wird, daß die Erwachsenen im Freien schlafen.

Digitized by Google

Es war ein schöner Knabe, hochblond, wohlgebildet, und er hatte insbesondre einen schön geformten Kopf. Er aß nur rohes Fleisch. Was ihm sonst gebracht wurde, warf er weg. Insbesondre genoß er nie Dal, das Hauptgericht der Inder, weder Reis noch Roto. Beim Trinken schlappte er wie ein Hund. Es ließ sich keinerlei seelische Neigung bei ihm wahrnehmen. Er war ein vollständiges Tier. Kleider anzubehalten, konnte man ihm nicht beibringen. Jeden Tag mußte er frisch angekleidet werden, da er zur Nachtzeit alle seine Kleider zerriß und aus den Fetzen ein Lager bereitete, um sich darin zum Schlafen zusammenzurollen. Besonders interessant ist eine Beobachtung über seine Gangart. Er war bisher genau wie ein Affe gegangen mit der schlotternden Haltung, die den aufrecht gehenden Affen eigen ist. Als er nun auf seinen Wanderungen zum erstenmale an das äußere Gitter des Waisenhausgrundstückes kam, von wo er auf die grünen Felder und Bäume hinausſah, stand er erst ganz still mit dem Blicke des Staunens und Entzückens, sprang dann plötzlich auf Hände und Füße und rannte unter den Bäumen wie ein kleines Tier auf allen Vieren umher. Frau Erhard gab ihm ein Paar Höschen wie den andern Kindern, fand aber eines Tages den Wolfsbuben zu ihrer nicht geringen Ueberraschung ganz nackt unter den andern Knaben zu deren großem Jubel umhergehen, die eine Hose wie eine Mütze auf den Kopf gesetzt. Er hatte die Gewohnheit, Laute hervorzubringen wie eine Ziege und seinen Kopf beständig von einer Seite zur andern zu drehen. Sprechen lernte er nie. Er brachte nur einen Ton hervor, ähnlich dem einer Schreipuppe. Man gab sich große Mühe, ihm wenigstens seinen Namen beizubringen (das war jedenfalls nicht die zum Sprechenlehren geeignete Methode). Der einzige Erfolg war ein Gebrüll. Er machte jederzeit einen trübseligen Eindruck und war am liebsten in einem leeren dunkeln Zimmer, wo ihn die Knaben, wenn sie ihn zum Essen holen wollten, oft in der dunkelsten Ecke zusammengerollt fanden. Am Fieber erkrankt, verweigerte er das Essen ganz und starb an Entkräftung.

Sieben Jahre vorher war ein andrer, jedoch nur mutmaßlich bei den Wölfen aufgefundener Knabe unter ähnlichen Umständen in die Anstalt gebracht worden. In der ersten Zeit überaus unruhig, mußte er an die Kette gelegt werden. Er nährte sich nur von rohem Fleisch und suchte, sobald er losgelassen war, allenthalben nach Knochen. Er konnte nicht dazu gebracht werden, auch nur die allereinfachste Arbeit selbst zu verrichten, wohl aber allmählich Kleider zu tragen und sich an gekochte Nahrung zu gewöhnen. Ob er taub war oder nicht, konnte nicht sicher ermittelt werden, da er das einemal zu hören schien, ein andermal auch auf den lautesten Zuruf nicht hörte. Er hatte das vollständige Aeußere des Idioten, insbesondre eine sehr niedere Stirn. Er schien heiter, zufrieden und lachte öfters, während sein jüngerer Gefährte nie lachte, nur zischte. Seine Zähne waren infolge beständigen Knirschens (schwäbisch Knirsens) ganz abgenutzt. Jeden Morgen wendete er sich eine Zeit lang auf seiner Matte hin und her, starrte unverwandt in die Sonne, was ihm nicht leicht jemand nachmachen wird, und berührte fortwährend mit einer Fingerspitze die Schläfe, sodaß sich an dieser Stelle eine wahrnehmbare Vertiefung bildete. Er ist noch am Leben, jetzt ein bärtiger Mann, sehr ruhig, zeigt jedoch keinerlei Anhänglichkeit an irgend eine Person seiner Umgebung, wohl aber bekommt er, von seinen Kameraden geneckt, zuweilen einen Wutanfall."

Daß dieser jetzt noch lebende Wolfsmensch nicht bildungsfähig sei, kann als entschieden betrachtet werden, da zwei Umstände hierfür sprechen: 1. das idiotische äußere Gepräge, 2. die große Unempfindlichkeit, die er beim Blick in die Sonne an den Tag legt, und die dementsprechende Gleichgiltigkeit seiner Umgebung gegen-

Digitized by Google

über. Bei dem jüngern Knaben fällt zwar der erste Umstand weg, da seine körperliche Bildung nicht nur regelmäßig, sondern auch wohlgefällig war, verdächtig aber sind zwei Erscheinungen: 1. die große Trägheit, die den Knaben den Aufenthalt im Finstern jedem andern vorziehen ließ; 2. die krampfhaft erscheinenden fortwährenden Seitenbewegungen des Kopfes. Beide der Pathologie angehörende Anzeichen gestatten nicht, an die Integrität der Nervenzentren zu glauben und somit die Bildungsfähigkeit des Knaben als wahrscheinlich anzunehmen. So war sein früher Tod eine Wohlthat für ihn selbst wie für die Anstalt, die ihn der Menschheit zurückzugeben bemüht war.

Tübingen. A. Krauß.

Der Schulmeister als Gemeindeschreiber. Es ist eine ganz überraschende Regelwidrigkeit, daß ein Staat wie Preußen, der nicht allein der staatlichen wie der städtischen Verwaltung, der Kirche und der Selbstverwaltung ausgezeichnete Verfassungen gegeben hat, sondern auch in der Organisation der Hilfsgenossenschaften allen andern Staaten vorangeht, daß dieser Staat für die ländliche Gemeinde, d. h. für die Hälfte der Staatszugehörigen keine geordnete Verfassung hat. Denn was vorhanden ist, ist völlig unzureichend und widerspricht allen Grundbegriffen, die man von einer Gemeinde im rechtlichen Sinne des Wortes hat. Das mindeste wäre doch eine Abgrenzung der Gemeinde, eine feste, einheitliche Bestimmung darüber, wer stimmberechtigt ist, was zum Zustandekommen eines giltigen Beschlusses gehört; die Grenzen der Befugnisse müßten abgesteckt sein, es müßte eine wirksame staatliche Oberaufsicht geführt werden. An alledem ist Mangel. Und dieser Mangel macht sich nicht so sehr fühlbar in Bezug auf den weitern Aufbau der Kreis- und Provinzialverbände, als vielmehr bei der Dorfverwaltung selbst. Der Gesamtcharakter eines Dorfes hängt in gar nicht seltenen Fällen von dieser Unsicherheit der Verfassung ab.

Nach alter Dorfordnung wurde die Sache so gemacht, wie Gnaden Herr Landrat meinte. Er war die Autoritätsperson des Schulzen und der Schulze die der Gemeinde. Eine Sache wurde vorgetragen und so entschieden, wie es die angesehensten Leute des Dorfes empfahlen. Wurde einmal „gebockt," so half ein kräftiges Donnerwetter, und man war auch zufrieden. Bei einer solchen Verwaltung war es ziemlich gleichgiltig, aus welchen Personen der Vertretungskörper bestand. Jetzt hat man überall selbst zu entscheiden, zu beschließen, zu wählen. Es ist nicht mehr gleichgiltig, wer wählt oder stimmt, die „Nachbarn" oder auch die „Häusler," und ob die Stimmen gleiches Gewicht haben oder nicht. Der Segen des liberalen Regiments ist auch aufs Land übergegangen. Die Landgemeinde hat ihre Clique und ihren Fortschrittsring so gut wie die große Stadt, wenn sie auch nicht so heißen. Die bessern Elemente ziehen sich zurück. Die Maulhelden machen die Meinung, der Schulze ist abhängig von dem Troß, der ihn gewählt hat, und — der Herr „Kantor" regiert das Ganze.

Der Herr Kantor ist eine höchst wichtige Person; in vielen Gemeinden ist er unentbehrlich und unersetzlich. Wer soll die Impf-, Militär- und Steuerlisten anfertigen, wer soll die Protokolle aufsetzen, die Berichte schreiben? der Herr Kantor. Wer soll die widerstrebende Partei zusammentreiben, Beschlüsse vorbereiten, Reklamationen und Ausflüchte zu Papier bringen? der Herr Kantor. Dafür erhält er seinen Gemeindeschreibergehalt, auf welchen er bei seinem knapp bemessenen Haupteinkommen großen Wert legt.

Man würde dem Lehrer sein Nebeneinkommen, seine einflußreiche Stellung

Digitized by Google

gern gönnen, wenn hierbei nicht Schäden hervorträten, die sich sowohl auf die Person, als auch auf das Amt des Lehrers beziehen, und die so ernstlicher Natur sind, daß wir nicht anstehen zu verlangen: dem Lehrer muß die Uebernahme von Gemeindeämtern ein für allemal verboten werden. Wir möchten nicht mißverstanden sein und wollen ausdrücklich erklären, daß wir nicht von einer Regel ohne Ausnahme reden, sondern von einzelnen Fällen, die wir in ein Gesamtbild zusammenfassen. Aber diese Fälle sind so häufig, einzelne Züge dieses Gesamtbildes kommen so allgemein vor, daß der Mißbrauch den Gebrauch aufheben muß.

Es giebt in jedem Stande anständige, ehrenhafte Leute und das Gegenteil davon. Es giebt auch unter der ländlichen Bevölkerung Ehrenmänner, auf deren Wort und Gesinnung man sich verlassen kann; wer aber im allgemeinen von der Biederkeit dieser Bevölkerung reden wollte, der kennt sie nicht. Wir könnten in drastischen Ausdrücken hiervon reden, wollen aber nur andeuten, daß gewisse Formen des Betruges auf dem Lande für völlig erlaubt gelten, daß nur zu oft statt einer geraden Rechtschaffenheit eine hinterlistige Verschmitztheit geübt wird. Eigennutz auf der einen Seite, Mißtrauen auf der andern führen das Ruder. Einer hält den andern für einen Hallunken, einer sagt dem andern die ärgsten Dinge nach. Wahrscheinlich sind das Uebertreibungen, aber ebenso wahrscheinlich ist ein ziemlich dicker Kern von Wahrheit darin. Man kann nie darauf rechnen, daß irgend eine Angelegenheit schlicht, sachlich behandelt wird, der Gesichtspunkt des Nutzens giebt den Ausschlag. Es muß etwas abgezwackt werden, es muß ein kleiner Vorteil dabei abfallen. Man kann nicht darauf rechnen, daß eine Verordnung gesetzmäßig ausgeführt wird. Wenn irgend möglich, wird etwas bei der Ausführung umgangen oder verdunkelt, falls irgend ein Vorteil zu gewinnen ist. Daß anstands- und ehrenhalber in einem Berichte kein falsches Wort, in einer Rechnung keine falsche Zahl stehen darf, ist eine Sache, für die man wenig Verständnis hat. Wer der geriebenste ist, hat den meisten Einfluß.

Das sind keine schönen Züge. Und doch finden sie sich auch unter der Decke äußerer Biederkeit, sogar Kirchlichkeit.

Gereicht es nun einem Lehrer zur Ehre oder zum Besten, in dies Getriebe hineinzukommen? Man sollte meinen, daß der Lehrer seinen Einfluß geltend machen würde, um Ungehörigkeiten zu verhindern, aber das geschieht nur in den seltensten Fällen; viel häufiger kommt es vor, daß er selbst allmählich in das Getriebe hineingezogen wird. Einen selbständigen, unabhängigen Mann wird man schwerlich zum Gemeindeschreiber wählen, beim Pfarrer setzt man mit Recht gar kein Verständnis für Dorfpolitik voraus, aber der Lehrer ist willkommen. Man hat das Gefühl, von ihm verstanden zu werden.

Und es ist wahr, daß der Lehrer in seiner ganzen Anschauungsweise nach jener Seite neigt. Er stammt aus bäuerlichen Kreisen oder ist als Sohn eines Lehrers mit ihnen vertraut gewesen. Aber auch die eigentümliche Erziehung, die der Lehrer genießt, die Schnelligkeit der Ausbildung, die Menge des dargebotenen Stoffes bei ungenügender Vertiefung verursachen, daß manches, was im Wesen eingegraben sein müßte, nur äußerer Besitz bleibt. Die Gesichtspunkte sind eng und kleinlich. Die unrichtige soziale Stellung, der Umstand, daß der Stand des Lehrers gehoben, sein Einkommen aber zurückgeblieben ist, hat zur Folge gehabt, daß auch bei ihm der Gedanke des Nutzens alles andre beherrscht. So geschieht es nur zu oft, daß sich schöne Seelen finden.

Es kommt vor, daß Lehrer ihren Einfluß in der Gemeinde dazu gebraucht haben, sich zu bereichern, daß sie gleichsam den Makler zwischen Gemeinde und

Digitized by Google

Arbeitsunternehmer darstellen, daß sie Geschenke und Provisionen annahmen und selbst forderten und daß sie sich in unsaubere Geschäfte einließen. Das sind zum Glück Ausnahmen. Nicht so sehr zu den Ausnahmen aber gehört es, daß der Lehrer als Gemeindeschreiber unmerklich Schaden an der geraden und unbestechlichen Rechtschaffenheit leidet, die er als Lehrer, Kirchendiener und Standesperson im Dorfe haben müßte. Es dürfte nicht vorkommen, daß man dem Lehrer verdächtige Dinge nachredet. Geschieht es vor den Ohren der Kinder — und man pflegt nicht gerade vorsichtig zu sein —, so ist der erzieherische Einfluß des Lehrers gebrochen. Es wird aber dem „Herrn Kantor“ (wie dem Pastor) mit Vorliebe Arges nachgeredet, denn wenn man „solch einem Manne“ eine Makel anhängen kann, so braucht man sich selbst nicht zu schämen oder einen Zwang aufzulegen. Darum muß auch der böse Schein vermieden werden.

Man klagt allgemein über wachsenden Unfrieden in den Gemeinden. Wir deuteten schon an, daß die Gemeindeverwaltung der Schauplatz des Parteigetriebes sei. Es stehen sich gegenüber „die Großen“ und „die Kleinen,“ die Besitzer und die Häuslinge. Die letztern sind aus dem Stande der Knechte und Handarbeiter hervorgegangen und haben unter sich ganz gefährliche Elemente. Die Mittelklasse, die kleinen Kothsassen oder Kuhbauern und die Handwerker, stehen bald auf dieser, bald auf jener Seite. Das Dorfregiment wird entweder von der einen oder von der andern Partei geführt. Tritt der Lehrer in den Gemeindedienst, so ist es ganz unmöglich, daß er sich von diesem Parteigetriebe fern halte. Er wird Parteimann und hat sogleich das Vertrauen bei der Gegenpartei verloren. Man sagt ja nichts, weil man fürchtet, der Lehrer werde es den in seiner Hand befindlichen Kindern entgelten lassen — das traut man ihm allen Ernstes zu —, aber man bewirkt durch Wort und Haltung, daß das Kind den Lehrer als Feind ansehen lernt. Bei diesen in Parteien zerspaltenen Gemeinden ist die erste Bedingung einer erfolgreichen Thätigkeit eines Lehrers völlige Parteilosigkeit.

Der Lehrer wird auch durch die Beschäftigung mit Gemeindeangelegenheiten von seinem eigentlichen Berufe abgezogen. Es handelt sich hier nicht um einige Arbeiten, die nebenbei gemacht werden können, sondern um eine dauernde, die Freizeit ausfüllende Beschäftigung. Man kann die gegenwärtige Gepflogenheit in unsrer Verwaltung mit dem bekannten Kartenspiele „Schwarzer Peter“ vergleichen. Man giebt den schwarzen Peter weiter, beim letzten, d. h. bei der Lokalinstanz, bleibt er sitzen. Die Arbeiten häufen sich also hier in einer Weise, daß sie fast über die Leistungsfähigkeit des Nebenamtes oder Ehrenamtes hinausgehen. Der Gemeindeschreiber wird sehr stark in Anspruch genommen, das Schulamt verliert an Interesse und wird mit halber Kraft geführt, die Fortbildung im Berufe hört gänzlich auf.

Auch der Einfluß, den der Lehrer in der Gemeinde gewinnt, ist für seine amtliche Thätigkeit nicht günstig. Jeder bedarf der Aufsicht; der Lehrer als Dorfregent wächst aber seinem Lokalschulinspektor über den Kopf und nimmt ihm gegenüber eine unangreifbare Stellung ein. Der Lokalschulinspektor weiß, daß er das ganze Dorf wider sich hat, wenn er den Lehrer angreift, und daß ihm als Pfarrer in seinem kirchlichen Amte heimgezahlt wird, was er im Schulamte ausgegeben hat. In erster Linie ist er Pfarrer, also hütet er sich vor Konflikten und läßt die Dinge so lange als möglich gehen, wie sie wollen. Es ist unbestreitbar, daß die Lokalschulinspektion nicht in der Weise wirksam ist, wie man verlangen könnte. Hier liegt der eigentliche Grund davon.

Man verweigert einem Lehrer den Jagdschein — warum eigentlich? Des

Digitized by Google

Dekorums wegen. Aber man gestattet bereitwillig die Uebernahme der Gemeindeschreiberei. Hier sprechen aber nicht allein das Dekorum, sondern auch andre gewichtige Gründe dagegen. Denjenigen, welche dies Amt inne haben, läßt es sich nicht gut ohne Grund abnehmen, aber man sollte bei Neuanstellungen oder neuen Anträgen die Genehmigung der Uebernahme ein für allemal versagen.

Litteratur.

Jean Fastenrath: Figures de l'Allemagne contemporaine. Deuxième edition. Paris, A. Savine.

Dies Buch soll ein „Oelzweig" sein, soll den Franzosen sagen, daß in Deutschland noch an andre Dinge gedacht wird, als an das militärische Uebergewicht in Europa. Unsers Bedünkens haben diejenigen Franzosen, welche die geistige Bedeutung Deutschlands kennen lernen wollen, dazu Gelegenheit genug, und die andern, leider die ungeheure Mehrzahl, werden sich auch durch bessere Bücher als das des Herrn Fastenrath nicht bekehren lassen. Wir verübeln dem Verfasser nicht die schwülstigen Liebeserklärungen an Frankreich und Paris in der Vorrede: sie sollen bei den Lesern günstige Stimmung machen. Aber wir brauchen uns nicht gefallen zu lassen, daß einer fremden Nation eine so kunterbunte Gesellschaft sozusagen als unsre geistige Garde vorgestellt wird. Man beachte die Auswahl und die Gruppirung.

Der Abgeordnete Lasker. — Carmen Sylva. — Die Erzherzogin Marie Antoniette von Toskana. — Professor Karl Witte und der Naturhistoriker Brehm. — Der Dichter Friedrich Notter. — Der Verschwender von Raimund. Die Schauspielerin Josephine Gallmeyer und der Schauspieler Karl von Laroche. — Die Maler Gustav Richter, Adolf Menzel und der Dichter Emanuel Geibel. — Der Dichter Heinrich Laube. Die Schauspielerin Amalie Haizinger. Der Dichter Gustav Pfarrius. Zwei deutsche Feste. — Hans Makart. Johann Strauß. — Makart (noch einmal!). Frau Anna Forstenheim. Karl Hillebrand. — Richard Wagner und der Parsifal. — Ein Tänzerin und ein Dichter (Fanny Eißler und Julius von der Traun). — Der Kölner Karneval. — Die Musiker Franz Abt und Ferdinand von Hiller. — Die Dichter Karl Stieler und Alfred Meißner. — Dr. G. Nachtigal und die deutschen Erforscher Innerafrikas. — Der letzte Herzog von Braunschweig. Fürst Karl Anton von Hohenzollern. — Graf Schack. — Der Uebersetzer und Dichter L. Braunfels. Die Maler Andreas Achenbach, Wilhelm Camphausen und Hans Canon. Die Schillerfeier. — Der humoristische Dichter Josef Viktor von Scheffel. Heinrich Heine in Spanien. Ein Historiker von neunzig Jahren (Ranke). — Ludwig Börne. — Gustav Freytag. — Der Wagnersänger Emil Scaria. Die Maler K. von Piloty, Ed. Steinle, Fr. Amerling. — Ein Besuch am Starnberger See und auf Schloß Neuschwanstein. — Die Lutherfeier in Worms. — Die Gedächtnisfeier für Uhland. Der Diplomat und Historiker Alfred von Reumont. — Die Tragödin Charlotte Wolter.

So lautet das Inhaltsverzeichnis über die siebenundzwanzig Kapitel des Buches. Das geht doch noch über Leipziger Allerlei und italienischen Salat! Aber der Verfasser scheint solche Mischungen zu lieben; so zählt er als litterarische Größen Oesterreichs mit Grillparzer, Stifter, Halm, Bauernfeld in einem Atem

Digitized by Google

Franzos, Sacher-Masoch, Nordau und ähnliche auf, am Schluß mit einem „u. s. w.," das z. B. auch Lenau, A. Grün, Sealsfield und Schreyvogel in sich begreift. Am meisten Neugier flößte uns ein nie vorher vernommener Name ein. Wer ist die Dame, welcher der Ehrenplatz zwischen Makart und Karl Hillebrand angewiesen wurde, Madame Anne Forstenheim? Schlagen wir also Kapitel X auf. Es beginnt mit der Nachricht des Hinscheidens Makarts, welcher der „deutsche Delacroix, der Rubens unsrer Zeit" genannt, „als Landschafter mit Poussin verglichen, und von dem behauptet wird, er fessle nicht allein durch „das eigentümliche Kolorit, die Noblesse der Formen, die Delikatesse der Linien, die Anmut und Naturwahrheit des Ausdrucks und der Bewegungen aller seiner Figuren, sondern auch durch deren Charakteristik." Das klingt, als wäre es aus einer Münchner Zeitung von 1869 übersetzt, denn 1884 verstieg sich sogar Herr Friedrich Pecht nicht mehr zu solchem Reklamestil. Aber wo bleibt Madame Forstenheim? Sollte sie etwa eine der durch Makarts Pinsel verewigten Schönheiten sein? Nicht doch, sie hat sich durch Makart und Schwind (wieder eine köstliche Zusammenstellung!) zu Dichtungen begeistern lassen, hat eine Catarina Cornaro und eine Melusine verfaßt. Sie ist von Geburt eine Kroatin, spricht aber ein so gutes Deutsch, daß Herr Fastenrath sich nicht erinnert, jemals ein besseres gehört zu haben; den orientalisch klingenden Namen verdankt sie ihrer Verheiratung mit einem Wiener Bankier; sie ist begeistertes Mitglied der Association littéraire internationale und „verdiente auch in Frankreich mehr bekannt zu sein." „In Wien und Rom hat sie Italiener, Spanier, Franzosen und Deutsche elektrisirt durch ihre mehr Pariser als österreichische Lebhaftigkeit, die Mannichfaltigkeit ihrer originellen Einfälle, ihre angeborne Grazie, ihr frisches und natürliches Lachen, ihre silberhelle Stimme, ihre sanfte und sympathische Rede." Also nicht durch ihre Schriften? Dann dürfen wir uns über unsre Unkenntnis derselben trösten. Der Verfasser mag wohl der Ansicht sein, daß eine munter plaudernde junge Frau in Frankreich mehr Eroberungen machen könnte, als ein ganzes Regiment emsiger Romandichterinnen, und in diesem Punkte würden wir ihm nicht widersprechen. Aber hat er denn gar nicht bedacht, welchen Eindruck sein Hymnus auf die Dame bei französischen Lesern machen muß? Zuerst werden sie fragen, wo Agram liegt, dann höhnisch sprechen: „Natürlich, wenn die Deutschen mit einer geistreichen Frau prahlen wollen, müssen sie sie den Kroaten abborgen!" und daraus werden sie den Schluß ziehen, daß Deutschland die Annexion Kroatiens vorbereite. Und Boulangers Leibpoet wird in einem neuen Bänkelgesange die Patrioten beschwören, Gott, Frankreich, Elsaß-Lothringen und Kroatien zu retten: A bas Bismarck et mort aux Prussiens! So kommen wir nicht zur Versöhnung.

Die oben mitgeteilten Proben bezeugen, daß Herr Fastenrath mit vielem Erfolge französische Feuilletonsartikel studirt hat. Ganze Ketten von tönenden, aber nichtssagenden Redensarten ziehen sich durch das Buch. Ebenso charakteristisch ist die Art des Ueberganges von einer Persönlichkeit zur andern. In welcher Beziehung steht Frau Forstenheim zu Karl Hillebrand? In der allerinnigsten! „Sie hat sich durch das Lesen der großen Dichter gebildet, und das ist es, was Karl Hillebrand einmal einer jungen Deutschen anriet." Ein Akrobat kann nicht graziöser sich von einem Trapez zum andern schwingen. So erfahren wir im zwanzigsten Kapitel, daß der Verfasser einmal Scheffel in Radolfzell besucht hat, und damit die Franzosen eine Vorstellung bekommen, weshalb der Dichter verdient, le plus grand poète humoristique de l'Allemagne contemporaine genannt zu werden, wird eine sehr freie Uebersetzung des „Alt-Heidelberg" von Amiel mitgeteilt, und eine weniger freie, dafür umso schönere des Rundreims aus dem „Trompeter,"

Digitized by Google

die von Herrn Fastenrath selbst herzurühren scheint: Adieu! cela eût été trop beau, Adieu! cela n'a pu se réaliser! Dann heißt es, Italien habe weder Scheffel noch Heyse vergessen, aber noch populärer sei Heine, den Theodor Llorente „wunderbar" ins Spanische übertragen habe. Damit ist das Schlagwort „Heine in Spanien" gerechtfertigt. Und nun fährt der Verfasser fort: „Wenn es in der deutschen Poesie nur einen Heine und, fügen wir hinzu, nur einen Scheffel giebt, der [übersetzen läßt sich das nicht würdig!] unit la vigueur à la sentimentalité la plus exquise, l'humeur au sentimont poetique, so haben wir in der Geschichtschreibung unsern Ranke, der einen bevorzugten Platz einnimmt." Das ist doch herrlich!

Es müßte befremden, wenn der Verfasser nicht auch entschieden freisinnig wäre. Er macht seine Reverenz vor dem Grabe Börnes, des deutschen Paul Louis Courier und Junius, des Lessing in der Politik, und er sieht die Tragik in dem Leben Laskers darin, daß er bei seinem Austritte aus der nationalliberalen Fraktion sich nicht sofort den Fortschrittlern anschloß. In diesem Aufsatze kommt folgende Stelle vor: „Ich erinnere mich, daß Fürst Bismarck eines Tages zu Lasker sagte: Ich hoffe, daß wir als Kollegen mit einander arbeiten werden. (Das heißt als Minister.) Und der geistreiche Mann des Gesetzes antwortete: Ich wußte nicht, daß Euer Durchlaucht Rechtsanwalt werden wollen." Wir unsrerseits erinnern uns wohl, daß diese Anekdote einst durch die Blätter ging, übrigens ohne Nennung Laskers, und wir haben sie bisher für eine alberne Erfindung gehalten; Herr Fastenrath aber scheint als Ohrenzeuge zu berichten, also muß das Gespräch doch wirklich stattgefunden haben. Ganz wertlos ist das Buch mithin nicht.

Karadi-Nisa. Roman von F. von Zobeltitz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag, 1887.

Wir wollen nicht leugnen, daß der junge Verfasser dieses exotisch anmutenden, in Wahrheit aber nicht sehr originellen Romans einige Begabung zeigt, die sich bei ernstem künstlerischen Streben zu wertvolleren Leistungen fähig erweisen könnte; hier, in „Karadi-Nisa," ist er noch Anfänger. Als solcher ist er noch nicht imstande, klar und übersichtlich zu komponiren und seine Handlung spannend zu gestalten; noch zu sehr hat er den Hang, sich geistreich und kenntnisreich zu zeigen, während der reife Künstler allen sogenannten Geist und alle Bildung nur dazu aufwendet, um die Charaktere tief und lebensvoll zu zeichnen. Zobeltitzens Kunst zu charakterisiren, steckt noch in den Kinderschuhen; Erfindung scheint auch seine starke Seite nicht zu sein. Der Held des Romans ist ein europäisch erzogener Japaner, namens Karadi-Nisa, der eine Zeit lang Diplomat war, aber den japanischen Staatsdienst verlassen hat, um mit seinen reichen Renten das Leben eines gebildeten Bummlers in Europa zu führen. Er soll eine Mischung von Kultur und Barbarei vorstellen; er hat den Reichtum positiver Kenntnisse wie etwa ein moderner Engländer und die frivolen sittlichen Grundsätze des geborenen Japanesen. Eine abenteuerliche Entführungsgeschichte soll einen romantischen Schimmer um ihn werfen. Er ist aber, die Wahrheit zu sagen, recht unwahrscheinlich geblieben. Die Handlung des Romans spielt in Rom; die Nebenfiguren sind aus der römischen Fremdenkolonie genommen, und ihr internationaler Mischmasch erinnert einen Augenblick an Ossip Schubins Gesellschaft, aber auch nur einen Augenblick! Denn Zobeltitz hat es nicht vermocht, dem klassisch-poetischen Boden Roms ein poetisches Element abzugewinnen; die Kunst der Stimmung, welche Schubin immerhin versteht, ist ihm fremd; sie ist eben das Gegenteil von der Geistreichigkeit, unter der Zobeltitz noch leidet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Das Wahlkartell und die Kreuzzeitungspartei.

Am 14. Januar 1887 wurde der deutsche Reichstag, in welchem die Demokraten im Verein mit dem Zentrum die Mehrheit bildeten, von Kaiser Wilhelm aufgelöst, weil diese oppositionelle Mehrheit, indem sie die Interessen und Programme ihrer beiden Parteien über das dringendste Bedürfnis des Reiches stellte, die Militärvorlage der Regierung zu Falle gebracht hatte. Es galt jetzt, daß das Volk an dem Widerstande auch gegen dieses Bedürfnis erkannte, welch ein unpatriotischer Geist die beiden Lager der bisherigen Opposition überhaupt beseelte, und daß es auf Grund solcher Erkenntnis in den Wahlen einen Reichstag schuf, der in seiner Mehrheit nicht in erster Reihe demokratisch oder klerikal, sondern patriotisch dachte und abstimmte. Das Volk aber wird von Parteien geleitet, und so kam es vor allem darauf an, daß die national gesinnten Parteien ihrem Parteigeiste Schweigen geboten und mit Beiseitesetzung dessen, was sie trennte, sich in dem ihnen gemeinsamen Glauben und Wollen vereinigten, mit andern Worten, daß die Konservativen von ihrer Hinneigung zum Zentrum abließen, die Nationalliberalen die Seite ihres Wesens, nach der sie den Deutschfreisinnigen verwandt waren, weniger hervortreten ließen und beide Genossenschaften sich bei den Wahlkämpfen gegenseitig unterstützten. „Einen Reichstag, wie ihn die große Mehrheit der Nation wünscht — so ungefähr schrieb am Tage der Auflösung das Hauptorgan des Kanzlers —, darf man nach Lage der Sache nur dann erwarten, wenn im bevorstehenden Wahlkampfe alle reichstreuen Parteien von vornherein zusammenstehen und alles vermeiden, was zu Mißverständnissen und Eifersüchteleien führen kann. Soll der vom Demokratismus großgezogene Parteigeist überwunden werden, so müssen die Gegner der Demokratie und der Parlamentsherrschaft die Parteiung unter sich dem

Digitized by Google

höheren Ziele unterordnen, recht wohl was geschehen kann, ohne daß man der eignen Überzeugung irgend etwas vergiebt."

In diesem Sinne verfuhren denn auch die nationalen Parteien bei der Vorbereitung zu den Wahlen. Die Deutschkonservativen, die Reichspartei und die Nationalliberalen schlossen mit einander ein Wahlkartell, wonach in den Wahlkreisen, in denen bisher ein Mitglied einer von diesen drei politischen Gruppen im Besitze eines Mandats gewesen war, dieser oder ein Ersatzmann gleicher Farbe gewählt werden und in andern Kreisen eine Einigung der Verbündeten über einen gemeinschaftlichen Bewerber erfolgen sollte. Die Folge dieser Übereinkunft war, daß die Wahlschlacht vom 21. Februar mit einem glänzenden Siege der reichstreuen Parteien über die Demokraten der verschiedenen Schattirungen endigte: die Deutschfreisinnigen behielten von 67 Mandaten nur 11, von denen sie überdies 2 der Unterstützung der Klerikalen verdankten, die Volkspartei wurde ganz und gar vom parlamentarischen Boden weggefegt, die sozialdemokratischen Bundesbrüder der Herren Windthorst und Richter büßten die 6 Reichstagssitze ein, die ihnen die letzten Wahlen in Sachsen verschafft hatten, das diesmal 22 nationalgesinnte Vertreter und nur einen deutschfreisinnigen nach Berlin sandte. Mit der oppositionellen Mehrheit war es zu Ende, und die Regierung sah sich einem Reichstage gegenüber, mit dem sich ihre reformatorischen Absichten und Aufgaben rasch und unbeschnitten ausführen ließen. Man atmete auf wie nach einem Alpdrücken, man fühlte sich wie genesen von langewirkender Vergiftung, wie von neuem Trieb und Leben erfüllt. Mit freudiger Genugthuung begrüßten es alle Patrioten, als sie in den Berichten vom Parlament täglich mehr sahen, wie in dessen Sitzungssaale an die Stelle des öden, eiteln, immer nur an sich selbst hinwandelnden Parteizankes, der die Ära Richter-Windthorst-Grillenberger bezeichnet und zuletzt geradezu ekelhaft für jeden verständigen und rechtlichen Mann gemacht hatte, zielbewußtes und erfolgreiches Arbeiten für das Vaterland getreten war.

Das Kartell hatte sich also vortrefflich bewährt, und so empfahl es sich selbstverständlich auch für die jetzt herannahenden Wahlen zum preußischen Landtage. Aber wenn wir die Freude hatten, zu erfahren, daß dies wie von der großen Mehrzahl der Nationalliberalen auch von vielen Konservativen begriffen worden ist und man darnach zu handeln begonnen hat, so bemerken wir anderseits zu unserm Leidwesen, daß innerhalb der letztgenannten Partei eine Gruppe von Andersdenkenden laut und immer lauter wird, der die Annäherung an die Nationalliberalen, wenn sie ihr je ernstlich recht war, leid geworden ist, und die starkes Gelüsten verrät, das alte Kompagniegeschäft mit der Schwindelfirma Windthorst und Kompagnie wieder anzuknüpfen.

Aus Halle, vom Rheine und aus zwei schlesischen Wahlkreisen hören wir zwar, daß die Verständigung zwischen Konservativen und Nationalliberalen, die sich bei den Reichstagswahlen so nützlich erwies, für die Landtagswahlen erneuert

Digitized by Google

worden ist: in Breslau, das jetzt von drei Abgeordneten vertreten wird, die zur Fahne Eugen Richters geschworen haben, sind von den Kartellparteien ein deutschkonservativer, ein freikonservativer und ein nationalliberaler Kandidat aufgestellt worden, und in Schweidnitz-Striegau haben sich die reichstreuen Parteien das Wort gegeben, die beiden bisherigen Mandatsinhaber, von denen der eine nationalliberal, der andre konservativ ist, gemeinsam zu unterstützen. Dagegen hat Herr von Rauchhaupt, wie bekannt, ein besonders angesehener Führer der Deutschkonservativen, es gerade jetzt für zeitgemäß erachtet, in einer öffentlichen Rede die nationalliberale Partei in scharfer Weise anzurennen und mit Geringschätzung von der Gemeinschaft mit ihr zu sprechen, indem er behauptete, der ganze Osten der Monarchie wolle von ihnen nichts hören, und so könne man sich von ihnen im Westen lossagen, ohne Vergeltung fürchten zu müssen. Das beruhte zunächst auf einem Gedächtnisfehler. Der Osten Preußens gehört jetzt allerdings den Konservativen, das war aber nicht immer so und braucht auch nicht immer so zu bleiben. Es gab Jahre, wo nur vier Altkonservative im Landtage saßen; noch 1876, als die Deklaranten beschämt in ihre Stiefel versunken waren, brachte es die Partei mit Mühe und Not auf zweiundvierzig Mandate, noch kein Drittel der Zahl, welche die Nationalliberalen aufzuweisen hatten, und wenn sie jetzt Herrn von Rauchhaupts Schwenkung folgen wollte, könnte sie leicht wieder zusammenschrumpfen wie vor zwölf Jahren. Es konnte nicht verwundern und es war wohl vom Redner erwartet, daß die Germania, Windthorsts Mundstück und Leiborgan, den schneidigen Ton der Absage mit Wohlgefallen begrüßte, und ebenso wenig überraschte der Beifall, den ihr die Kreuzzeitung spendete. Ist das einst in seiner Art sehr achtbare und noch jetzt in auswärtigen Fragen häufig auf rechten Wegen gehende Blatt gegenwärtig doch auf dem Gebiete der innern Angelegenheiten in kleinlicher, engherziger Parteipolitik nicht minder befangen wie Eugen Richter und Konsorten, nur in entgegengesetzter Ecke, und hat es doch nicht minder wie diese Verblendeten schon längst den Blick für das eigentliche Leben und Bedürfnis der Nation eingebüßt. Den Herren in diesem Winkel aus der Seele gesprochen zu haben, heißt aber glücklicherweise nicht, der gesamten konservativen Partei oder auch nur der Mehrheit derselben Worte geliehen zu haben. Diese Partei hat, wie die Konservative Korrespondenz in der Sache erklärte, nicht die Aufgabe, Mandatsjägerei zu treiben, und ihre Kraft und Blüte wird nicht an der Zahl der Parlamentssitze erkannt, die ihre Vertreter einnehmen, sondern an dem Maße und Umfange, in welchem sich ihre religiösen und politischen Grundgedanken im Volke befestigen. „Ihre Gesichtspunkte dürfen, zumal in wichtigen Epochen unsrer Geschichte, keine andern sein als patriotische, und dieser Standpunkt sagt uns so klar und bestimmt, wie nur eine Erkenntnis bestehen kann, daß wir im gegenwärtigen Augenblicke doppelt Veranlassung haben, die Erschütterung heftiger Parteikämpfe und die Gefahr einer Rückbildung des im vorigen Jahre

Digitized by Google

durch das Kartell gewonnenen zu dem alten Elende unter der Herrschaft des Dreigestirns Richter-Windthorst-Grillenberger zu vermeiden. ... Fragt man, wer diese Stellungnahme und Beurteilungsweise empfiehlt, so antworten wir: Die konservative Parteileitung, die parlamentarischen Vertreter unsrer Partei im deutschen Reichstage bis auf vielleicht verschwindende Ausnahmen, zumal auch die außerpreußischen, unter denen man die sächsischen verdientermaßen höchlichst lobt. ... Dieser erprobten Leitung der konservativen Partei steht eine Gruppe von Zeitungsredaktionen gegenüber, die Verdikte darüber abgeben, wer die Bezeichnung konservativ verdient, ohne zu dieser Ausmusterungsthätigkeit mehr als eine sich selbst erteilte Befugnis zu haben, und deren Versuche, ein terroristisches Regiment einer Gruppe der Konservativen über die ganze Partei aufzurichten, wir hiermit zurückweisen. ... Die konservativen Wähler haben, als es zur Verwirklichung des Kartellgedankens kam, den Widerstand dieser Blätter dagegen beiseite geschoben, und wir dürfen hoffen, daß sie auch jetzt der Stimme bewährter Ratgeber folgen werden, von denen ihnen, wenn die Entscheidungsstunde schlägt, nichts empfohlen werden wird, als was dem wahren Interesse des Vaterlandes und zugleich dem der konservativen Partei entspricht, und die sie für jetzt nur bitten, Besonnenheit zu bewahren und jede voreilige feindselige Stellungnahme zu unterlassen."

Herr von Rauchhaupt hat also nur im Sinne der kleinen Kreuzzeitungspartei, nicht als Vertreter der ganzen Genossenschaft der Konservativen, gegen das Kartell gesprochen. Und hat er sich hier einem Irrtum überlassen, so würde das nicht minder der Fall sein, wenn er seine Rede in der Voraussetzung gehalten hätte, von hoher und mächtiger Seite werde sie beifällig aufgenommen werden und man wünsche und hoffe hier ein weiteres Anschwellen der Konservativen seiner Gattung auf Kosten der Nationalliberalen, denen übrigens beiläufig auch empfohlen werden darf, im Falle einer starken Vermehrung ihrer Mandate nicht in Übermut zu verfallen und sich von ihm zu den alten Überschreitungen der Grenze verleiten zu lassen, die der erste Teil ihres Namens dem zweiten steckt. Ganz bestimmt und unzweideutig wurde dem Redner nach dem Herzen der Kreuzzeitung von der Stelle aus erklärt, welche die Meinung des Reichskanzlers anzudeuten pflegt, daß sein Vorgehen dem leitenden Staatsmanne nicht nur durch nichts gerechtfertigt erscheine, sondern sogar den Verdacht erwecke, er gehe damit um, sich mit seinem Parteigefolge wieder den Erzfeinden im Windthorstschen Lager zum Bundesgenossen anzutragen, was ihm und seinesgleichen in der That ähnlich sieht. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung leugnete zunächst, daß sein Auftreten im Interesse seiner Fraktion gelegen habe, da bisher aus keinem Wahlkreise Nachricht eingelaufen sei, daß die Nationalliberalen den Konservativen das Mandat bestritten hätten oder es bestreiten wollten, und fuhr darauf fort: „Wir können daher die Stellung, die Herr von Rauchhaupt eingenommen hat, nur auf die Haltung zurückführen, die er

Digitized by Google

bei den Verhandlungen über das Schullastengesetz einnahm. Keinem unbefangenen Beobachter und Beurteiler konnte damals entgehen, daß sein Verfahren in dieser Angelegenheit darauf hinauslaufen mußte, zwischen die drei Parteien, die bisher in allen wichtigen Fragen zusammengestanden hatten, einen Keil zu treiben und die Konservativen von neuem in das Lager des Zentrums hinüberzuführen." Dieser Versuch mißglückte, wie erinnerlich, damals insofern, als der bei weitem größere Teil der Fraktion ihrem Anführer den Gehorsam versagte und es vorzog, mit den Freikonservativen und Nationalliberalen für den gefährdeten Gesetzentwurf zu stimmen und ihn so sicher unter Dach und Fach zu bringen. Jetzt sah es ganz so aus, als hielte Herr von Rauchhaupt den Augenblick für geeignet, jenen fehlgeschlagenen Streich zu wiederholen und sich der ihm unbequemen Bundesgenossenschaft der gemäßigten Liberalen durch kräftige Betonung dessen, worin seine Meinungen und Wünsche von den ihren abweichen, zu entledigen, während doch Einigkeit der reichstreuen Parteien im wichtigsten und einflußreichsten Landtage der Glieder des Reichsorganismus ganz ebenso notwendig ist als in der Volksvertretung für das Ganze. Mit der Kreuzzeitung und ihren Anhängern über den Wert und Nutzen des Kartells streiten und hoffen, sie von ihm zu überzeugen, heißt sich auf das Gebiet des Unmöglichen begeben. Ist doch ihr Ideal schon seit Jahren eine an zeitweilige Verschmelzung hinanreichende dichte Annäherung an das Zentrum, das ihrer Auffassung der Dinge mit seinem starren Widerstreben gegen jede staatliche Autorität in der That nahe verwandt ist, und betrachtet sie doch alle, die ihren spezifisch-kirchlichen Standpunkt nicht einzunehmen vermögen, mit einem Hasse, der so leidenschaftlich ist, daß er es nicht für einen Raub hält, zur Befehdung, Schwächung und Abdrängung der national gesinnten, im wesentlichen mit der Regierung gehenden, aber freilich nicht auf jenem hochkirchlichen Standpunkte stehenden Elemente im Hannoverschen um den Beistand der offenkundigen Welfen und der Kreise von Zeloten zu werben, die ihr Welfentum nur bis auf weiteres verbergen, indem sie „der Obrigkeit unterthan sind, die Gewalt über sie hat," d. h. die ihnen, falls sie ihre wahre Gesinnung aufdecken und bethätigen wollten, Amt und Brot entziehen müßte. Mit der Kreuzzeitung ist also kaum mehr zu rechnen. Man erwähnt sie nur noch gelegentlich, um sofort von ihr wegzusehen, man läßt sie grollen, schmähen und hetzen, zumal da sie eine mehr und mehr alternde und aussterbende Klasse von politischen Geschöpfen vertritt und nur noch mäßigen Einfluß ausübt, obwohl sie gewohnheitsmäßig noch vielfach gehalten wird. Anders verhält es sich mit Herrn von Rauchhaupt, wenn er in dasselbe Horn zu blasen fortfährt wie der greisenhafte Geist des Blattes mit dem Landwehrkreuze. Er würde damit auf einen Riß und ein schließliches Zerfallen der Partei hinarbeiten, deren anerkannter Führer im preußischen Abgeordnetenhause er ist. Er ist hierdurch verpflichtet, die Anschauungen und Willensmeinungen der gesamten Partei oder der großen Mehrheit ihrer Glieder,

Digitized by Google

nicht aber die Schrullen und Velleitäten eines vorzüglich von geistlicher Herrschsucht regierten Bruchteils derselben zu verkünden und zu vertreten. Der Wille dieser großen Mehrheit ist aber, wie wir nicht erst aus der oben angeführten Korrespondenz erfuhren, keineswegs auf einen Bruch mit den gemäßigten Liberalen, sondern auf eine Verständigung zu fernerem Zusammenwählen und Zusammenwirken gerichtet. Von der Beute, welche der Sieg der Reichstreuen bei den letzten Reichstagswahlen brachte, fiel dem nationalliberalen Flügel des Kartellheeres der Löwenanteil zu, die Mandate, die er gewann, erreichten mit 101 fast die Zahl, deren sich die Partei in der Zeit ihrer höchsten Blüte erfreut hatte. Ihr Verhalten bei Behandlung der Fragen, über die sie in der Folge im Reichstage zu reden und abzustimmen hatte, war im ganzen von der Art, daß man ihr jenes Anwachsen gönnen konnte und daß wir ihr jetzt gleiche Erfolge bei den Landtagswahlen wünschen dürfen. Käme es in der Folge bei Erfüllung dieses Wunsches und dadurch gesteigertem Machtgefühle zu einem Rückfalle in alte Sünden — wir denken an die Jahre, wo die Elemente noch in der Partei waren und herrschten, die dann durch die Sezession ausschieden und sich zuletzt an ihrer rechten Stelle, im Lager der Deutschfreisinnigen, einordneten —, so wäre es für die Konservativen immer noch Zeit, das Kartell aufzulösen. Wir dürfen aber wohl hoffen, daß die Nationalliberalen gelernt und vergessen haben. Gut wenigstens ist es ihnen nicht bekommen, als sie von 1877 an in die Stellung einer Oppositionspartei abschwenkten.

Noch einmal: wenn Herr v. Rauchhaupt mit seinen neulichen Expektorationen offenbar die Absicht verfolgte, die selbstverständlich zwischen den drei nationalgesinnten Parteien und namentlich zwischen den Deutschkonservativen und den Nationalliberalen bestehenden Gegensätze grell hervortreten zu lassen und zu einer Kluft, die keine Brücke zuläßt, zu erweitern, so handelt er nicht im Namen und Sinne der konservativen Partei, deren Mehrheit jetzt hinreichend darüber aufgeklärt ist, daß unsre politische Lage uns nicht erlaubt, geschweige denn gebietet, Parteianliegen über die Bedürfnisse des Staates und des gesamten Volkes zu stellen und darüber mit denen, welche diese Bedürfnisse gleich der eignen Partei zu fördern gewillt sind, sich zu überwerfen und mit denen, die ihre Befriedigung bisher zu hintertreiben bemüht waren und allezeit bemüht sein werden, zu liebäugeln, zu paktiren und schließlich zusammenzustimmen. Wir möchten uns der Hoffnung hingeben, daß Herr v. Rauchhaupt sich die Sache nochmals überlege und zu andern Ansichten und Entschlüssen gelange. Vielleicht überzeugt er sich bei genauerer Prüfung, daß die Aufgaben des preußischen Landtags von denen des deutschen Reichstags sich keineswegs so sehr unterscheiden, als er in Übereinstimmung mit der Kreuzzeitung meint, und dann muß ihm einleuchten, daß es unmöglich angeht, mit denselben Leuten, die man am Dönhoffsplatze feindselig zu behandeln vor hat, auf der Leipzigerstraße als Gleichgesinnten, Gleichstrebenden und Verbündeten zu verkehren. Wir möchten ferner an

Digitized by Google

der Hoffnung festhalten, daß es wie in den obenerwähnten schlesischen, sächsischen und rheinischen Kreise so auch in vielen andern gelingen wird, noch vor den Urwahlen (die auf die erste Novemberwoche festgesetzt sind) eine Verständigung zwischen den reichstreuen Parteien zu ermöglichen, die ein späteres ersprießliches Zusammenwirken der von ihnen gewählten im Abgeordnetenhause sicherstellt. Auch das Blatt des Reichskanzlers teilt diese Hoffnung, und zwar schöpft es sie aus Berichten über die in den Wählerkreisen obwaltende Stimmung, woran es folgende treffende Bemerkungen knüpft: „Es wäre eine Täuschung, wenn man annähme, daß das Kartell nur die Bedeutung eines Vertrages habe, der zwischen den verschiednen Parteileitungen abgeschlossen worden ist und wie ein gewöhnlicher Vertrag jederzeit wieder aufgelöst werden kann. Das Kartell ist lediglich die äußere Form für das in den nationalgesinnten Kreisen der Wählerschaft begründete Bewußtsein, daß nur durch ein entschlossenes Zusammenstehen aller staatserhaltenden Kräfte die großen Fragen der Zeit in einer das Wohl des Landes fördernden Weise gelöst werden können.“ Dieses Bewußtsein wird sich bei den Wahlen des nächsten Herbstes, wenn es namentlich von der wohldenkenden Presse wacherhalten und gepflegt wird, auch in dem Falle mehr oder weniger Geltung verschaffen, wo in einem Kreise die Politiker vom Handwerke keinen Vertrag zu wechselseitigem Beistande schließen, und wo die extremen Gruppen von rechts und links dagegen wirken. Mögen diese hie und da noch mehr vermögen, als zu wünschen und zu loben ist, die Zukunft gehört nicht dem Parteigeiste, sondern der politischen Denkart, d. h. der, welche auf das über dem Parteitreiben stehende, auf das Staatswohl blickt und zu dessen Förderung überall, wo die Verhältnisse es heischen, bereit ist, Vermittlung zu versuchen und anzunehmen. Dann aber wird die Zeit erfüllt und die Einigung der Deutschen volle Wahrheit sein.

In Verbindung hiermit zum Schlusse noch eins. Die deutschfreisinnige Presse klügelte aus, daß diese Polemik des Kanzlers gegen die Kreuzzeitungspartei nicht sowohl den Zweck habe, diese Richtung zurückzudrängen, als vielmehr den, die Nationalliberalen im Gefolge der Konservativen als „tote politische Masse“ festzuhalten. Darauf antwortet der leitende Staatsmann, indem er sein Blatt statt seiner Person sprechen läßt, folgendes: „Wir haben von jeher konservative Grundanschauungen vertreten, und namentlich wollen wir das monarchische Fundament unsers Staates, der jeder Autorität die ihr zukommende Stellung anweist, erhalten wissen. Bei der darauf abzielenden politischen Arbeit müssen wir selbstverständlich mit den extremen Strömungen von rechts wie von links in Auseinandersetzungen geraten, und zwar umso mehr, wo sie von der Vorstellung erfüllt und getrieben sind, den Gang der Ereignisse ohne Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse aus dem Gesichtspunkte einer Partei heraus bestimmen zu können. Die Klique der Kreuzzeitung wähnt ebenso wie die entgegengesetzte politische Richtung stark genug zu sein, um im zeitweiligen

Digitized by Google

ausschließlichen Besitze der Kurbel der Gesetzgebung der gesamten geistigen und materiellen Entwicklung des öffentlichen Lebens ihren Parteistempel aufprägen zu können. Wäre das wirklich so, wäre es denkbar, daß, wie früher im Verfassungsleben Englands, die Parteien sich im Besitze und Genusse der Macht einander ablösten, dann hätten jene Ansprüche eine gewisse Berechtigung, und gälte es nur die Parole: konservativ oder liberal, so würden wir im Verein mit der Kreuzzeitung und ihren Freunden streben. Aber die lebendig erhaltene Macht der Krone hat im preußischen Staatswesen die auch nur vorübergehende Allmacht der Parteien endgiltig aus der Reihe der Möglichkeiten gestrichen, und wie die Krone für alle da ist, so kann sie auch in ihrem Wirken für das Volkswohl eine wahre, gewaltsamen Erschütterungen vorbeugende Unterstützung nur in dem einträchtigen Zusammenarbeiten aller Elemente finden, welche die geschichtlich gegebenen Grundlagen unsrer nationalen Entwicklung geschützt, gekräftigt und weiter entfaltet sehen wollen. Wie wir aber bei solcher Anschauung auf den Gedanken verfallen könnten, einen lebensfrischen, zu positiver Arbeit geneigten Faktor unsers Parteilebens zur toten, politischen Masse zu machen — eine solche Behauptung kann eben nur von einem politischen Winkel ausgehen, in welchem man es längst verlernt hat, über den Parteikirchturm hinaus nach den Aufgaben und Zielen des Staates selbst zu blicken." Wir empfehlen den Lesern das hierin liegende Glaubensbekenntnis zur Beachtung. Es ist die Signatur der Ära, die mit Wilhelms II. Thronbesteigung begonnen hat.

Zur Alters- und Invalidenversorgung.

Kaum hat die Presse nach den aufregenden politischen Zwischenfällen der letzten Zeit wieder einige Muße gefunden, so beginnt auch schon die Erörterung des neuen Gesetzentwurfs über die Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter in den Vordergrund des Tagesinteresses zu treten, und ein Blatt nach dem andern schickt sich an, Stellung zu dem Entwurf zu nehmen und ihn kritisch zu beleuchten.

Im Großen und Ganzen sind es zwei Hauptpunkte, um die sich der Streit dreht. Erstens: Wie hoch sollen die Rentensätze und die Wartezeiten festgesetzt werden? Und zweitens: Wie soll die Einrichtung der zur Durchführung der Sache nötigen Anstalt beschaffen sein? Von diesen beiden Punkten, von denen man den ersten kurz als die Geldfrage, den zweiten als die Organisations-

Digitized by Google

frage bezeichnen kann, ist der zweite ganz entschieden der wichtigere und schwierigere. Wenn von mancher Seite die Ansicht geäußert wird, daß eine Altersrente von 120 Mark zu wenig sei, daß das 70. Lebensjahr ein zu später Termin für die Berechtigung zum Bezug dieser Rente, daß der Zeitpunkt bis zum Bezug des Höchstbetrages der Invalidenrente mit 45 Jahren Wartezeit zu weit hinausgeschoben sei, so sind das Dinge, über die sich streiten läßt, aber es sind auch Dinge, die jederzeit, auch nach der Einführung des Gesetzes, wieder mit leichter Mühe geändert werden können. Man wird sagen dürfen: Es ist besser, für den Anfang zu wenig zu bieten, als zu viel. Sind einmal Erfahrungen gesammelt und zeigt es sich, daß Abhilfe in dieser oder jener Beziehung nötig ist, so ist diese bald geschaffen, indem man die Zahlen entsprechend verändert. Anders verhält es sich mit der Organisationsfrage. Ist der Verwaltungsapparat einmal geschaffen, so sollte er so sein, daß man ihn lassen kann, wie er ist. Eingreifende Änderungen nach kurzer Zeit wieder vorzunehmen, ist mißlich und schädlich. Hier gilt es also, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen, damit etwas wirklich Gutes und dauernd Brauchbares geschaffen werde.

Nach dem seitherigen Gange der Angelegenheit sind nun drei verschiedene Vorschläge wegen der Organisation zu Tage getreten: der erste ist der ursprüngliche Plan der Reichsregierung, die für die Unfallversicherung geschaffenen Berufsgenossenschaften auch zu Trägern der Alters- und Invalidenversorgung zu machen; der zweite Vorschlag möchte die Krankenkassen mit der gleichzeitigen Besorgung wenigstens eines Teiles der Alters- und Invalidenversorgung betraut sehen; der dritte findet seine Vertretung in dem neuesten Entwurf des Bundesratsausschusses und will zur Besorgung der Alters- und Invalidenangelegenheit ganz neue Verbände schaffen.

Dem letzten Vorschlage gegenüber drängt sich uns die Frage auf: Ist es notwendig, zu den Anstalten für das Krankenwesen und für die Unfallversicherung noch eine dritte Anstalt mit weiterem kostspieligen Apparat zu schaffen? Wäre es nicht möglich, diesen Aufwand zu ersparen und die neue Anstalt einer der schon bestehenden anzugliedern? Daß es wünschenswert sei, wird man wohl zugeben; daß es auch, und zwar in ziemlich einfacher Weise, möglich ist, hoffe ich zeigen zu können.

Wenn aber keine neue Anstalt geschaffen werden soll, an welche von den beiden seitherigen Anstalten soll sich die neue Einrichtung anschließen? Betrachten wir zunächst die Krankenkassen. Sie sind geschaffen, um den Arbeiter gegen die Folgen vorübergehender Krankheit zu versichern, und man darf wohl sagen, daß sie diesen Zweck seither, abgesehen von den Fehlern, die jede derartige große Neuschöpfung bei dem Mangel jeglicher Erfahrung mit sich bringen mußte, recht gut erfüllt haben. Was die Organisation dieser Kassen betrifft, so zeigt sie eine Mischung von Berufs- und Ortsgliederung. Ortskassen, Gemeinde- und Bezirkskassen, eingeschriebene Hilfskassen, Innungskassen, Fabrik-

Digitized by Google

und Knappschaftskassen, das alles bietet ein buntes Bild verschiedenster Organisationen, die sich für den beabsichtigten Zweck der vorübergehenden Krankenunterstützung ganz gut eignen, nicht aber für die Besorgung von Arbeiten, wie sie die Versicherung gegen dauernde Arbeitsunfähigkeit mit sich bringt. Bei vorübergehender Krankheit handelt es sich um Leistungen für 13 oder auch 26 Wochen, und für solche mag z. B. eine Fabrikkasse oder eine eingeschriebene Hilfskasse die nötige Gewähr bieten. Anders ist es bei dauernder Erwerbslosigkeit. Ein Arbeiter, dem ein Unfall zugestoßen ist oder der seine durch anderweitige Verhältnisse entstandene Invalidität anmelden muß, blickt dabei unter Umständen auf eine Thätigkeit von Jahrzehnten zurück, in denen er vielleicht in Dutzenden von Orten seinen erlernten Beruf ausgeübt hat. Hier bedarf es deshalb sicherer, festgefügter Verbände, deren Bestehen ein für allemal staatlich verbürgt ist. Will man den Krankenkassen die Alters- und Invalidenversorgung übertragen, so müssen sie zu derartigen Verbänden zum Teil erst umgeschaffen werden, und daß es hierbei ohne einschneidende Änderungen nicht abgeht, ist außer Zweifel.

Anders liegt der Fall mit den in letzter Zeit wieder so viel angegriffenen Berufsgenossenschaften, die in Wirklichkeit besser sind als ihr Ruf. In ihnen hat die Reichsregierung von Anfang an die künftigen Träger der Alters- und Invalidenversicherung erblickt, und sie eignen sich auch hierzu ihrer ganzen Einrichtung nach am allerbesten, sobald die Sache nur praktisch angegriffen und folgerichtig auf Grund des Bestehenden weiter gebaut wird. Sie mögen ihre Mängel haben, aber sie sind einmal geschaffen, haben sich schon etwas eingelebt, und vielleicht verschwindet oder mildert sich gerade ein Teil ihrer Mängel, z. B. der teure Apparat, durch die Angliederung weiterer Aufgaben, wodurch dieser Apparat mehr Arbeit erhält. Also Angliederung der Alters- und Invalidenversicherung an die Berufsgenossenschaften. Aber wie? Ich denke mir die Sache so.

Gegen Alter und Invalidität wäre jeder Arbeiter zu versichern, der einem der Unfallversicherung unterworfenen Betriebe angehört. Jeder solche Arbeiter erhält bei seinem Eintritt in den Betrieb von der Ortsbehörde ein Arbeitsbuch (ohne eine Quittung geht es bei der Sache nun einmal mit allem guten Willen nicht ab), etwa nach Art der für die Arbeiter unter einundzwanzig Jahren schon im Gebrauch befindlichen, worin ihm der Eintritt in den betreffenden Betrieb sowie seinerzeit der etwaige Austritt vom Arbeitgeber zu bestätigen ist. Die Richtigkeit dieser Einträge wird durch Vermerk der Ortsbehörde beglaubigt und zugleich in einer weitern Rubrik die Anzahl der vollen Wochen, während deren der Arbeiter beschäftigt gewesen ist, und die Berufsgenossenschaft, zu der der Betrieb gehört, vermerkt. Über die betreffenden Beglaubigungen ist von der Ortsbehörde Buch zu führen, auch steht ihr das Recht zu, für jeden Eintrag eine kleine Gebühr zu erheben, die vom Arbeitgeber und vom Arbeiter je zur Hälfte zu tragen ist.

Digitized by Google

Die Feststellung der Rentenbeträge erfolgt nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen durch die Berufsgenossenschaft, der der Berechtigte zuletzt angehört hat, unter Mitwirkung der für die Unfallversicherung geschaffenen berufsgenossenschaftlichen Schiedsgerichte und Berufung an das Reichsversicherungsamt in Streitfällen. Die Bezahlung der Rentenbeträge besorgt die Post in monatlichen Raten wie die Bezahlung der Unfallentschädigungen.

Die Mittel für die Rentenbeträge haben zu einem Drittel das Reich, zu zwei Dritteln die Berufsgenossenschaften aufzubringen, in deren Betrieben der betreffende Rentenberechtigte während seines Lebens gearbeitet hat, und zwar im Verhältnis zu der Zeit, während deren er laut den Einträgen in seinem Arbeitsbuche diesen Berufsgenossenschaften angehört hat. Die Deckung der hierdurch für die Berufsgenossenschaften entstehenden Kosten geschieht wie folgt. Alljährlich ist von sämtlichen Arbeitgebern ein Namensverzeichnis der im letzten Rechnungsjahre beschäftigt gewesenen Arbeiter bei der Berufsgenossenschaft einzureichen, bei jedem Arbeiter anzugeben, wie viele Wochen er in dem Betriebe beschäftigt gewesen ist, und sodann die Summe der Arbeitswochen zusammenzuzählen. Diese Summe bildet die Grundlage für das Verhältnis, nach welchem die einzelnen Betriebe an der von der Berufsgenossenschaft an das Reichsversicherungsamt zu zahlenden Summe teilnehmen, während die Arbeitgeber ihrerseits das Recht haben, die Hälfte der von ihnen zu Zwecken der Alters- und Invalidenversorgung an die Genossenschaft bezahlten Summe von den Arbeitern sich durch regelmäßige Lohnabzüge ersetzen zu lassen. Für die Zeit des Überganges wird sich vielleicht empfehlen, den Berufsgenossenschaften die Bildung eines Reservefonds ähnlich wie bei der Unfallversicherung vorzuschreiben.

Dies ist in möglichst gedrängten Zügen der Vorschlag, den ich zu machen habe. Man sieht, er ist bestrebt, überall, soviel als nur möglich, an Bestehendes anzuknüpfen. Die Schaffung neuer Verbände fällt weg, und die ganze Einrichtung schließt sich eng der Unfallversicherung an. Durch Einführung des reinen Umlageverfahrens wird die ganze Einrichtung so einfach als möglich, insbesondre fällt das geplante, bereits so vielfach angegriffene Markenbuch vollständig weg. Aber auch ein weiterer Wunsch mancher Kreise, namentlich Schäffles, könnte bei der angegebenen Art der Einrichtung, wenn auch nicht gleich, so doch vielleicht mit der Zeit, mit leichter Mühe Berücksichtigung finden, es wäre die Einführung einer gewissen Verhältnismäßigkeit zwischen Lohn- und Rentenbetrag. Die Rente müßte durchaus nicht für alle Arbeiter gleich festgesetzt sein. Jede Berufsgenossenschaft könnte mit der Zeit ihre Rentensätze anders festsetzen, ohne daß hierdurch eine Änderung der Organisation erforderlich würde.

On revient toujours à ses premiers amours. Möge das alte Sprichwort auch hier wieder Geltung haben und die Berufsgenossenschaft zu ihrem Rechte kommen. Ich schließe diese Zeilen mit dem herzlichen Wunsche, daß es dem

Digitized by Google

eifrigen Zuſammenwirken der geſetzgebenden und beratenden Kreiſe gelingen möge, die große Frage der Alters- und Invalidenverſorgung recht bald in einer Weiſe zu löſen, die dem Geſamtwohl entſpricht und die Löſung der ſozialen Frage wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts bringt.

Ulm. Eugen Rühling.

Das nachgelaſſene Werk Immanuel Kants.

Von A. Claſſen.

(Schluß.)

Ueber das Weſen der Materie ſelbſt hat ſich Kant im Laufe der Jahre zu immer reiferer Anſicht durchgearbeitet. Er braucht anfänglich immer den Ausdruck Wärmeſtoff, den er den Anſchauungen ſeiner Zeitgenoſſen entnahm, und folgt dabei der damals (auch wohl heute noch) geltenden Hypotheſe, daß es zweierlei Stoffe gebe, die wägbaren (ponderabeln) und die unwägbaren (imponderabeln). Der unwägbare Wärmeſtoff ſollte alles andre durchdringen und durch ſeine eignen Schwingungen die wägbaren Stoffe in Bewegung und Erſchütterung der kleinſten Teile verſetzen. Bei fortgeſetzten kritiſchen Unterſuchungen aber entſtehen ihm zunächſt Zweifel, ob eine ſolche Hypotheſe eines eigentümlichen Stoffes nötig ſei, um die Schwingungen und Erſchütterungen der wägbaren Materie zu erklären. Schließlich ſpricht er es aus, daß Wärme nichts ſei als innere oscillatoriſche (ſchwingende) Bewegung oder Erſchütterung der kleinſten Teile aller Materie überhaupt, ohne daß dazu ein beſondrer durchdringender Stoff erfordert werde. Es giebt daher weder eine wägbare Materie, die mit unwägbaren Stoffen durchſetzt wäre, noch einen unwägbaren Stoff, der als Hülle der Atome diente (wie heute noch die Ätherhüllen hypotheſirt werden), ſondern es giebt nur eine Materie, deren beide konſtituirende Kräfte Anziehung und Abſtoßung ſind, bekannt unter den Namen Gravitation und Wärme.

In den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft hatte Kant gezeigt, wie man die Materie als dasjenige, was beweglich iſt und den Raum erfüllt, beurteilen müſſe, indem man alle Funktionen des Denkens auf ſie anwendet. Jetzt unterſucht er die Kräfte ſelbſt, die der Materie ihre Eigenſchaften geben. Weil die Materie nur durch Bewegung erkannt werden kann, indem ſie unſre Sinnesnerven in Erſchütterung ſetzt, ſo exiſtirt ſie für uns nicht

Digitized by Google

anders als in fortwährender Bewegung, und da außer ihr im Raum nichts andres ist, was ihr die Bewegung erteilen könnte, so muß sie von Ewigkeit her die Bewegung in sich tragen. Wer ihr die Bewegung erteilt hat, ist eine Frage nach etwas Tranzendentem, die wir nicht beantworten können. Da sie das Einzige ist, was den Raum erfüllt, so ist sie unendlich ausgedehnt, wie der Raum und die Zeit. Da sie die Quelle aller physischen Kraft ist, ihre ganze Summe aber weder vermehrt noch vermindert werden kann, so ist auch die Kraft unerlöschlich und ewig. Da ferner der Raum den Gesetzen der Mathematik unterworfen ist, so müssen es die Bewegungen der Materie auch sein. Sie darf nicht aus Atomen zusammengesetzt gedacht werden, sondern sie ist wie der Raum eine kontinuirliche Größe, Atome lassen sich wohl willkürlich konstruiren zum Zwecke einer Berechnung, aber sobald ein kleiner Teil wahrnehmbar ist, so ist er auch teilbar in noch kleinere Partikel. Unteilbare Materie ist eben so wenig möglich wie unteilbare Räume.

Die bloße Materie, die allen materiellen Bildungen und körperlichen Gestalten als alldurchdringender Urstoff oder Weltstoff zu Grunde liegt, ist als solche form- und grenzenlos und kann nicht sinnlich wahrgenommen werden, denn die Organe dor Sinneswahrnehmung beruhen selbst auf ihren Kräften. Wir sehen nicht die Schwingungen des Äthers, dessen Begriff sich ungefähr mit der Weltmaterie bei Kant deckt, wir sehen nicht den Äther, sondern durch dessen agitirende Bewegung die erleuchteten oder leuchtenden materiellen Gegenstände. Der Urstoff (materia deferens oder soluta) ist nicht wahrnehmbar (imperceptibel), nicht einzuschränken (inkoërcibel), nicht zusammenhängend (inkohäsibel) und unerschöpflich (inexhaustibel), im Gegengesetz zu den körperlichen Gestalten, die durch ihn hervorgebracht werden (materia ligata), die wahrnehmbar (perceptibel), in Grenzen eingeschlossen (koërcibel), zusammenhängend (kohäsibel) und auszuleeren (exhaustibel) sind. Kant entschuldigt sich selbst wegen des Anscheines einer Wortkrämerei mit so ungewohnten technischen Ausdrücken, er brauche sie, weil dadurch der Vortrag in der Exposition der Begriffe abgekürzt werde. Das „inkoërcibel" heißt unsperrbar und alldurchdringend; die immerwährende schwingende Bewegung der kleinsten Teile der Materie hört nicht auf, wenn sich ihr feste Körper entgegenstellen, sondern diese sind vollkommen durchgängig für jene Schwingungen. Die Bewegung der allgemeinen Weltmaterie wird nur durch sich selbst verändert, indem anziehende und abstoßende Kräfte gegen einander wirken. Je nachdem die eine oder die andre das Übergewicht hat, entstehen die verschiedenen Aggregatzustände der wägbaren Stoffe. Denn auch die Wägbarkeit kommt nur der Materie im geformten Zustande zu, nur der materia ligata, nicht der soluta. Ebenso wie die allgemeine Materie nicht in Grenzen eingeschlossen werden kann, so ist sie auch nicht innerhalb solcher Grenzen im Zusammenhange gebunden, d. i. nicht kohäsibel. Der Zusammenhang eines Stoffes in sich wird erst hervorgebracht

Digitized by Google

durch verbindende Kräfte, die durch das Gegeneinanderwirken der Gravitation und der Wärme entstehen. Endlich wird die Unerschöpflichkeit, das Inexhaustible, dadurch bewirkt, daß niemals ein Raum ganz von jeder Materie entleert werden kann. Ein ganz leerer Raum würde nicht auf unsre Sinnesorgane wirken, also nicht wahrnehmbar sein, d. i. für uns nicht existiren.

So ist denn die Weltmaterie nach allen Richtungen hin vollständig definirt mit negativen und positiven Merkmalen, und darum ist sie nicht mehr eine bloße Hypothese, sondern ein wirklich existirender Gegenstand der Wissenschaft vom Übergange von der Metaphysik zur Physik, als notwendige Vorbedingung zu aller Erfahrung in der Physik. Kant sagt: „Von einem solchen formlosen, alle Räume durchdringenden, nur durch die Vernunft zu bewährenden Urstoffe, von welchem wir nichts mehr als bloß im Raume verbreitete und alldurchdringende, bewegende Kräfte denken, läßt sich seine Wirklichkeit auch vor der Erfahrung, mithin a priori zum Behufe möglicher Erfahrung postuliren."

Nachdem also aus der Thatsache des menschlichen Bewußtseins die Berechtigung nachgewiesen ist, einen Urstoff, Materie genannt, allen Thatsachen der physikalischen Erfahrung zu Grunde zu legen, und da diesem keine andern Eigenschaften beigelegt werden können als bewegende Kräfte, die wieder nur durch die reaktiven Kräfte des Subjekts erkennbar sind, so handelt es sich nun um die systematische Darstellung aller Kräfte der Materie. Sie müssen sich unterordnen lassen unter die Bedingungen aller Erfahrung überhaupt, d. i. unter die Kategorien der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität, denn wir haben keine andern Kräfte der Erkenntnis als die nach diesen Kategorien arbeitenden Funktionen des Bewußtseins. Daß die Physiker im allgemeinen den Begriff der Kraft gern vollständig aufgeben möchten, aber nur durch die Notwendigkeit, die Thatsachen der Erfahrung systematisch mit einander zu verknüpfen, sich nicht zu einem so radikalen Entschlusse aufraffen können, haben wir schon angedeutet. Man sieht nur Bewegungen der Körper und schließt auf eine Kraft als Ursache derselben, die man aber selbst nicht sehen kann, die also scheinbar nicht als wirklich nachgewiesen werden kann. Daher ist es nicht unbegreiflich, daß es zahlreiche Aussprüche der ersten Physiker giebt, welche behaupten, daß die Kraft überhaupt nie ein Gegenstand unsrer Erkenntnis sein könne. Sagt doch Du Bois-Reymond sogar in der berühmten Vorrede zu seinem ersten großen Werke, daß es eine Schwäche der menschlichen Vernunft sei, sich auch da noch, wo ihre Einsicht aufhöre, mit einem dialektischen Kunstgriff wie dem Begriffe der Kraft als Ursache der Bewegung über die Schwierigkeiten weiter zu helfen und über die Beschränkung der eignen Grenzen sich selbst zu täuschen. Dagegen sagt Kant: Die Schwierigkeit der ganzen Frage, wie weit wir eine Kraft wirklich erkennen können, löst sich dadurch, daß wir nicht in Gedanken etwas trennen, was in der wirklichen Welt niemals getrennt erscheint. Kraft und Bewegung sind in Wirklichkeit immer mit einander

Digitized by Google

verbunden, und unsre Verlegenheit ist nur dadurch entstanden, daß wir die Kraft als Ursache der Bewegung vorhergehend dachten und nun sie nicht als etwas Selbständiges fassen und begreifen konnten. Wenn ich ein Gewicht aufhebe, so fühle ich die Anstrengung gleichzeitig, so lange ich es thue. Die von mir aufgewandte Kraft giebt mir unmittelbar die Gewißheit, daß das Gewicht eine aktive Kraft hat, die ich durch eine reaktive Kraft überwinde. Bewegung und Kraft gehören zusammen wie Form und Inhalt. Wie ich im Raume keine Form sehen kann, die nicht einen Inhalt hätte, wie selbst die reinen mathematischen Figuren nicht anders wahrgenommen werden können, als wenn sie durch einen sichtbaren Inhalt und eine Umgrenzung von andern Teilen des Raumes abgegrenzt sind, so ist die Bewegung nichts andres als die Form, in der die Kraft der Materie sich äußert. Kein Inhalt ist wahrnehmbar ohne Form, keine Form ist wirklich ohne Inhalt. So ist auch keine Kraft wahrnehmbar ohne Bewegung und keine Bewegung ohne Kraft. Dafür geben uns die reaktiven Kräfte, die wir selbst zur sinnlichen Wahrnehmung gebrauchen, die unmittelbare Gewißheit. Daher läßt sich mit vollem Rechte ein System aller denkbaren Kräfte aufbauen.

Zunächst bemerkt Kant, daß, wenn man die Kategorien zur Einteilung und Erklärung realer Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung benutzen wolle (im Gegensatz zu den spätern philosophischen Lehrmeistern), man stets auf zwei entgegengesetzte Haupt- oder Stammbegriffe komme, weil es sich nicht bloß um logische, sondern um reale Gegensätze handle wie a und — a oder wie etwas Positives und etwas Negatives. Damit hat er gewissermaßen antizipirt, was Krause erst in den siebziger Jahren fand (Gesetze des menschlichen Herzens, 1876), daß der Versuch, mit den Kategorien erfolgreich zu arbeiten und sie auf Wahrnehmungen anzuwenden, notwendig dahin führe, zwei Hauptgegensätze in jeder Klasse (der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität) zu statuiren, nicht aber darin, wie Kant zuerst gelehrt hatte. Daß es bei Krause vier in jeder Klasse geworden sind, hebt das Prinzip der Zweiteilung nicht auf, welches Kant schon frühzeitig für alle reinen Verstandesbegriffe annahm.

Bei der systematischen Aufzählung aller Kräfte der Materie folgt Kant nun immer dem Prinzip, nichts vorauszusetzen, was nicht mit der Empfindung und Wahrnehmung zusammenhängt und dadurch begreiflich und beweisbar wird, im Gegensatz zur Atomistik und Molekularphysik, die metaphysische Theorien darstellen, welche das Sichtbare auf das Unsichtbare und Unbeweisbare gründen, aber trotzdem heutzutage noch in Blüte stehen. Die Einteilung der denkbaren bewegenden Kräfte geschieht nun zunächst dem Materialen nach in ortsverändernde und innerlich bewegende Kräfte; das ist dasselbe wie anziehen, abstoßen oder in beidem fortwährend wechseln, wie Erschütterung oder Schwingung. Die bewegende Kraft, die nur abstoßend bewegen kann, ist Flächenkraft, d. i. eine solche,

Digitized by Google

die nur in der Berührung wirkt, wogegen die Anziehung eine durchdringende Kraft ist, die auch in die Ferne wirkt. Ferner werden sie eingeteilt dem Formalen nach: 1. der Richtung nach: Anziehung oder Abstoßung; 2. dem Grade nach: d. i. der Geschwindigkeit der Bewegung nach; 3. der Relation nach: d. i. der mechanischen Wirkung der Körper auf einander; 4. der Modalität nach: d. i. ob eine Bewegung Anfang und Ende hat oder immerwährend dauert. Daran schließt sich der Begriff des Gegensatzes zwischen toter Kraft und lebendigen Kräften. Erstere ist die durch einen äußern Anstoß mitgeteilte Bewegung, die Anfang und Ende hat, letztere dagegen sind unendlich und bewegen die Materie innerlich durch Vibrationen oder Erschütterung. Alle bewegende Kräfte der Materie sind also entweder anziehend oder abstoßend, und physische Körper werden dadurch gebildet, daß beide Arten von Kräften sich gegenseitig in verschiednem Verhältnis beschränken.

Die oberste Einteilung aller Gegenstände der empirischen Anschauung der Materie ist nun die in Stoffe, physische Körper und organische Körper. Wenn sich die Kräfte der Materie so beschränken oder vereinigen, daß etwas Bewegliches im Raume entsteht, so nennen wir dies, so lange wir von jeder Bewegung durch bestimmte Form und Gestalt absehen, Stoff. Sind die Kräfte in der Art vereinigt, daß eine bestimmte Gestalt umgrenzt wird, so nennen wir es einen physischen Körper; findet die Gestaltbildung nach dem Prinzip statt, daß alle einzelnen Teile sich zu einem Ganzen zusammenschließen, sodaß sie sich dem Plane dieses Ganzen unterordnen, so nennen wir es einen organischen Körper. Hier aber reicht die Physik mit ihren Prinzipien zur Erklärung nicht mehr aus. Die Wissenschaft vom Übergange von der Metaphysik zur Physik muß auf die Einteilung in physische und organische Körper hinweisen, denn die Erfahrung lehrt unzweifelhaft, daß alle Organismen ganz analog einer Maschine nach einem bestimmten Zwecke oder Plane konstruirt sind, sodaß die einzelnen Teile nicht um ihrer selbst willen, sondern um dem Ganzen zu dienen, da sind. Wie das möglich ist, das können wir freilich nicht begreifen. Thatsache ist es, daß ein physischer Körper beim Zerbrechen oder Zerspringen in kleinere Teile zerfällt, die wieder physische Körper darstellen, ebenso selbständig, wie es der erste war. Nur die nach einem Zwecke angefertigten Geräte und Maschinen zerfallen nicht in gleichwertige Teile, sondern durch den Verlust eines Teiles wird das Ganze beschädigt, und der einzelne Teil verliert die Bedeutung, die er vorher hatte, so lange er dem Ganzen diente. Aber eine solche nach Zwecken wirkende Ursache kennen wir nur in uns selbst, in unserm eignen Willen, Streben und Schaffen. Wie außer uns in der Natur eine solche nach Zweckgedanken wirkende Kraft thätig sein kann, das vermögen wir nicht a priori einzusehen, wenn wir auch die Thatsache des Daseins einer solchen Kraft nicht leugnen können, denn wir vermögen nur das mit Sicherheit einzusehen, was in den Kräften unsers eignen Erkenntnisvermögens begründet ist. Wenn also die neueste

Digitized by Google

Biologie die zweckmäßig wirkende schöpferische Kraft in der organischen Natur aus physikalischen Prinzipien erklären will, so ist das entweder Schwärmerei oder Unsinn, das heißt in Widerspruch mit den Prinzipien der Vernunft.

Es folgt nun eine Übersicht über das Elementarsystem der bewegenden Kräfte der Materie nach den vier Klassen der Kategorien Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Dabei werden die Erfahrungsthatsachen der Physik klassifizirt und gleichsam in die frühern des menschlichen Erkenntnisvermögens eingereiht. Wenn die Materie den Raum überall gleichmäßig erfüllte, so wäre ihre Quantität geometrisch zu bestimmen durch die Raumteile, die ihre Massen einnehmen. Da aber der Raum in unendlich verschiednem Grade der Dichtigkeit von der Materie erfüllt ist, so ist ihre Quantität nur durch das Gewicht erfahrbar. Damit aber ein Wägen der Materie möglich sei, muß sie anziehende und abstoßende Kräfte besitzen. Der Hebel einer Wagschale muß stark sein durch eine Widerstandskraft, die er dem Zerbrechen entgegensetzt, und die Materie oder der Körper, der gewogen werden soll, muß durch die Kraft der Gravitation gegen den Mittelpunkt der Erde angezogen werden. Gäbe es nur die eine bewegende Kraft der Materie, die Gravitation, so müßte schließlich das ganze Weltall in einen einzigen Punkt zusammenfallen. Wäre die Abstoßung die einzige bewegende Kraft der Materie, so müßte sich alles in dem unendlichen Raume verlieren. Nur das Gegenteil beider Kräfte in verschiedenem Maße macht es möglich, daß die Quantität materieller Körper durch Wägen bestimmt werden kann. Die Metaphysik giebt so die Erklärung dafür, wie überhaupt die Wägbarkeit (die Ponderabilität) der Materie zu stande kommt; sie macht es auch begreiflich, wie räumlich gleich große Körper verschiedenes Gewicht haben können; das verschiedne Verhältnis der gegen einander wirkenden Kräfte muß eben einen verschiednen Grund der Erfüllung des Raumes zur Folge haben. Die Physik hat dann empirisch das Gewicht — das spezifische wie das absolute — der Körper zu bestimmen. So ist die Quantität die erste charakteristische Eigenschaft aller Materie, die wir unsrer Erfahrung unterwerfen. Das Wesen einer imponderabeln Materie dagegen würden wir niemals bestimmen können. Der Begriff einer solchen würde sogar einen Widerspruch in sich enthalten; denn es kann nur das mit Recht ein Objekt der Wissenschaft sein, was erfahrbar ist, und erfahren kann nur werden, was auch Quantität hat.

Die Qualität der bewegenden Kräfte führt uns auf die Aggregatzustände der Materie und erklärt, wie es möglich ist, daß es feste, tropfbar flüssige und elastisch flüssige, d. i. gasförmige Stoffe giebt. Kant entwickelt dabei eine Theorie der Wärme, die in allen wesentlichen Teilen mit den heutigen, mindestens ein halbes Jahrhundert später zur Geltung gekommenen Vorstellungen übereinstimmt. Der Unterschied ist nur der, daß nach ihm die Wärme die Erschütterung der kleinsten Teile der Materie ist, nur ohne das Vorhandensein wirklicher Atome, deren Existenz niemand nachweisen kann. In tropfbar flüssigem Zustande

Digitized by Google

überwiegen die anziehenden Kräfte über die abstoßenden und suchen die Substanz auf einen möglichst kleinen Raum zu konzentriren, daher der Tropfen, sich selbst überlassen, Kugelform annimmt. Im elastisch flüssigen (gasförmigen) überwiegen die abstoßenden Kräfte, daher die Grenze nur von außen durch anstoßende Körper bestimmt wird. Starre Materie ist, die sowohl äußerlich als innerlich der Verschiebung ihrer Teile widersteht. Alles Feste hat ein Gefüge, Textur, welche bewirkt, daß es beim Bruch sich in gewissen Richtungen trennt. Wir deuten hier nur an, wie mannichfache Betrachtungen hier über das Wesen des Steifen, Biegsamen, Spröden, Zerreibbaren, Streckbaren folgen. Sodann kommen eingehende Untersuchungen über die Kapillaranziehung, die Krystallisation und die Schmelzung, wobei zuweilen ganz überraschende Ergebnisse, selbst für den heutigen Naturforscher, als reife Früchte nebenbei abfallen. Da die Widerstandskraft in einem starren Körper größer ist als in einem flüssigen, diese aber auf Erschütterung der kleinsten Teile beruht, so muß bei der Berührung von Starrem und Flüssigem auch in letzterm die Widerstandskraft vermehrt werden, d. h. die Erschütterungen der kleinsten Teile setzen sich vom starren Körper in die Flüssigkeit fort. Da nun auch die Anziehungskraft im Flüssigen nicht so groß ist wie im Starren, so ist die Folge, daß bei der Berührung die Flüssigkeit weniger dicht, d. i. spezifisch leichter wird. Daher das Aufsteigen des Wassers in engen Röhren, das man Kapillaranziehung genannt hat. Kant hätte für diese Theorie auch als Beispiel anführen können, daß am Rande der Gewässer, wo starre Ufer oder Holzpfähle das Wasser berühren, dieses später gefriert als in der Mitte, denn die Vermehrung der Widerstandskraft, d. i. der Erschütterung der kleinsten Teile, ist identisch mit Vermehrung der Wärme. Völlig überraschend ist das Beispiel, welches er wirklich anführt: nicht nur die Thatsache des Aufsteigens der ernährenden Flüssigkeit in den Pflanzen wird dadurch leichter begreiflich, daß sich in den Saftkanälen der Aggregatzustand des Wassers verdünnt und dem Dampfe ähnlicher wird, sondern so erklärt sich auch, wie es möglich ist, daß wachsende Wurzelfasern oder Baumzweige Felsen und Mauern auseinander sprengen, wenn sie in deren Spalten eingedrungen sind. Ebenso die Thatsache, daß man durch aufquellende Erbsen die Knochen eines Schädels auseinander sprengen kann. Wenn bei diesen Vorgängen eine Ausdehnungskraft nachgewiesen wird, die ähnlich der Dampfkraft wirken muß, so verliert die Erscheinung alles Rätselhafte, welches ihr anhaftete, so lange man nur das Wort Kapillarität zur Erklärung hatte.

Wir können unmöglich alle Einzelheiten der überreichen Schrift hier wiedergeben. Nur das sei noch erwähnt, wie die Theorie des Polirens von Metallen nach denselben Prinzipien erklärt wird. Durch Reibung zweier festen Körper entsteht Vermehrung der Erschütterung der kleinsten Teile, also Wärme und Verdünnung des Aggregatzustandes bis zum flüssigen. Daher kann durch Reiben mit einem krystallinischen oder körnigen Pulver die Oberfläche von Metallen

Digitized by Google

und von Glas völlig spiegelglatt werden, weil sich die oberste Fläche in ihrem Aggregatzustande ändert und dem flüssigen ähnlich wird. Bliebe sie ebenso hart und starr wie die innern Schichten, so würde ein solches Reiben mit dem Pulver nur zur Entstehung unzähliger kleiner Schrammen führen. Diese werden aber durch die weicher gewordene oberste Schicht der Masse glatt ausgefüllt. Daher erklärt es sich denn auch, daß die Spiegelglätte wieder verloren gehen kann durch Berührung mit Körpern, die weniger hart sind als Metall oder Glas. Und schließlich erklärt sich so der Substanzverlust, den jede Reibung mit sich bringt und der es unmöglich macht, ein perpetuum mobile zu konstruiren.

Die Relation, d. i. die Beziehung der einzelnen Teile der Materie auf einander, führt uns auf die Betrachtung der Kohäsion, derjenigen Kraft, die den Zusammenhang der Körper bewirkt und aufrecht hält. Kant weist nach, daß diese Kraft ebenso wie die Wärme auf einer dauernden Erschütterung der kleinsten Teile beruhen muß, aber die Bewegung, welche die Kohäsion hervorbringt, muß eine Form haben, die der Wärmebewegung entgegengesetzt ist. Kohäsion ist daher das reale Gegenteil der Wärme. Sie führt zur Erstarrung aus dem flüssigen Zustande, wenn die Wärme verringert wird. So werden die beiden Grundkräfte Anziehung und Abstoßung, die die Materie haben muß, um ein Gegenstand der Erfahrung zu sein, charakterisirt als lebendige Kräfte, durchdringende Erschütterung der kleinsten Teile, in entgegengesetzten Formen der Bewegung. Wenn bei der Erschütterung der kleinsten Teile die Bewegung in der Richtung nach außen überwiegt, so ist die Folge Erwärmung der Masse, Ausdehnung und Lockerung des Zusammenhanges, d. h. Übergang des Aggregatzustandes vom festen in den flüssigen und schließlich gasförmigen Zustand. Überwiegt dagegen die konkussorische Bewegung in der entgegengesetzten Form, so vermindert sich die Wärme, und die kleinsten Teile der Masse fügen sich zu festen Körpern zusammen, die der Verschiebung Widerstand leisten. Der Gedanke ist folgerichtig durchgeführt, daß Kohäsion und Wärme die beiden ursprünglichen Grundkräfte der Materie sind, welche Abstoßung und Anziehung bewirken, und die nach mathematischen Gesetzen in ihrer Wechselwirkung alle Erscheinungen der Physik hervorbringen. Man beachte wohl, wie diese Lehre Kants vollkommen übereinstimmt mit den tiefsinnigen neuern Forschungen eines J. R. Mayer über das mechanische Äquivalent der Wärme.

Bei der Untersuchung der Modalität der Materie und ihrer Kräfte führen dieselben Prinzipien, die Kant durch sein ganzes Werk aufrecht erhalten hat, sehr klar und bestimmt zu dem Ausspruch, daß das, was man jetzt das Gesetz der Erhaltung der Kraft nennt, welches unsre Empiristen neu entdeckt und bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bewiesen zu haben sich rühmen, eine notwendige Bedingung für alle Erfahrung der materiellen Kräfte sei. Wäre die Materie ein bloßer Gedanke, sowie man sich das „Ding an sich" vorzustellen liebt, nach dem in der Erfahrung niemals gefragt wird, so könnte man sich

Digitized by Google

auch ein Aufhören der Bewegung ihrer Teile denken. Da aber diese Bewegung der Materie die Vorbedingung für alle Erfahrung ist, so kann das Aufhören derselben niemals erfahren werden. Die bewegenden Kräfte der Materie wirken auf unsre Sinne und erwecken die reaktiven Kräfte unsers Bewußtseins, durch die wir erst zur sinnlichen Wahrnehmung gelangen. Auf der sinnlichen Wahrnehmung aber ruht alle Erfahrung, also würde das Aufhören der Wirkung der materiellen Kräfte auf die Sinne das Aufhören jeder Erfahrung und des Bewußtseins selbst bedeuten. So gewiß also wie wir selbst Bewußtsein haben, ebenso gewiß dauert die bewegende Kraft der Materie unerschöpflich und ewig fort.

Das Schlußwort in diesem wunderbaren Werke ist eine Warnung an die Naturforscher und Philosophen: die Naturforscher sollen nicht glauben, aus empirischen Thatsachen eine Metaphysik schaffen zu können, und die Philosophen sollen die Thatsachen der Erfahrung nicht a priori konstruiren, sondern nur in einem System der Erkenntnis zusammenfassen. Beide sind durchaus auf einander angewiesen.

Dies in Umrissen der Inhalt der von Kant hinterlassenen Handschrift, so weit sie sich auf Naturerkenntnis bezieht und in der Bearbeitung Krauses uns vorliegt. Man kann es auch jetzt noch nicht ein vollendet abgeschlossenes Werk nennen, obwohl Krause das Verdienst gebührt, Ordnung und Zusammenhang darin nachgewiesen zu haben. Es gleicht vielmehr einer reichen Fundgrube tiefer Weisheit, künftige Arbeiten anregend und sie befruchtend. Aber bevor das möglich wird, müssen die Naturforscher sich erst ein wenig in Kants Denkweise hineingewöhnt haben, und dafür sind die Aussichten noch sehr gering. Alle meine bisherigen Bemühungen in dieser Richtung*) scheinen infolge der Gleichgiltigkeit gegen alle Philosophie so gut wie vergeblich gewesen zu sein. Die fortgesetzte Teilnahmlosigkeit der gelehrten Welt wie der Behörden kann die Sache nicht fördern, und namentlich nicht die Herausgabe des letzten Teiles der Handschrift beschleunigen, worin Kant gleichsam der Weisheit letzten Schluß, die Lehre von den Ideen Gott, Welt und Menschentum, niedergelegt hat. Und doch wird die reiche Saat von Kants Gedankenarbeit erst dann völlig aufgehen, wenn sein ganzes System bis zum letzten Schlußstein der Welt vor Augen liegt. Noch weiß die Welt es meistens nicht, wie dies Ganze sich darstellt als eine wohlgeschlossene Kette vorgedachter Wirkung. Dieselben Prinzipien beherrschen folgerichtig das ganze System. In der Erkenntnistheorie wurde nicht, wie uns die Gelehrten glauben machen wollten, der Weg zum Erkennen der Wirklichkeit verschlossen, sondern umgekehrt, der einzige Pfad nachgewiesen, auf dem es dem Menschen möglich ist, die Wahrheit wirklicher Dinge außer

*) Vergl. meine Schrift: „Ueber den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung und die Sicherheit ihrer Ergebnisse." Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Digitized by Google

uns zu erkennen. In der Naturphilosophie wurden diese Prinzipien praktisch auf die wirklichen Dinge angewandt, und es zeigte sich, daß sie in der That geeignet waren, ohne alle Mystik und ohne Phantasterei die empirischen Thatsachen in ein zusammenhängendes Ganze der Erkenntnis zu bringen. Die Vollendung des Ganzen, die Lehre von den höchsten Ideen, zu der die Kritik der praktischen Vernunft die Vorarbeit war, liegt noch in unverstandener Form im Manuskript. Nur wenn unser Volk sein Interesse ihm in ganz andrer Weise als bisher zuwendet, werden wir der herrlichen Früchte uns erfreuen können.

Erinnerungen aus Alt-Jena.

(Fortsetzung.)

Die originellste Gestalt unter allen Lehrern der Hochschule und zugleich eine der ersten Zierden derselben war unbestritten der Philologe K. M. Göttling. Als Gelehrter anerkannt, als Mensch eine echte Thüringer Natur der besten Art, gutmütig und zugleich mit einem prächtigen, oft allerdings etwas derben Humor ausgestattet, war er in der Gesellschaft ein unschätzbares Element. Für Jena wurde er u. a. durch die Gründung des archäologischen Museums und der zu diesem Zwecke von ihm ins Leben gerufenen sogenannten Rosenvorlesungen von nachhaltiger Bedeutung. Als jüngerer Mann hatte er zu Goethe in ziemlich nahen Beziehungen gestanden. Aus diesem Verkehr mit dem greisen Dichter wußte er im vertraulichen Kreise manches Pikante mitzuteilen, was nicht gerade für die Verbreitung durch den Druck bestimmt war. Wenn man von Göttlings menschlicher Erscheinung spricht, darf man seine Schwester Alwine billigerweise nicht mit Stillschweigen übergehen. Ohne geistreich zu sein, hatte sie, als ein untrennbares Teil ihres Bruders, getragen von seiner warmen Anhänglichkeit wie durch ihre lebhafte Teilnahme an den Menschen und Dingen, eine unverkennbare Bedeutung in der Gesellschaft und der sie umgebenden Kreise gewonnen. Zu ihren Lieblingen gehörte u. a. Robert Prutz, der wiederholt längern Aufenthalt in Jena nahm.

Nicht versagen kann ich es mir an dieser Stelle, einen Mann zu erwähnen, zu dem ich zwar so wenig als vielleicht irgend ein andrer in eine Beziehung getreten bin, der aber, jetzt so gut als vergessen, damals wenn nicht zu den Merkwürdig-

Digitized by Google

keiten, so doch zu den Seltsamkeiten Jenas zählte. Ich meine den Professor Ferdinand Wachter, der sich durch verschiedne Arbeiten auf dem Gebiete des germanischen Altertums und der (thüringischen) Geschichte bemerkbar gemacht hat, ein Sonderling im Leben wie in der Wissenschaft. Seit Jahren hatte er sich gänzlich von der Welt zurückgezogen, war einer unüberwindlichen Menschenscheu anheimgefallen und zum unbedingten Einsiedler geworden. Kaum daß sich jemand rühmen durfte, bei ihm nur überhaupt Zutritt gefunden zu haben. Man erzählte sich, seine Menschenflucht sei die Folge einer unerwiederten oder getäuschten Jugendneigung gewesen, deren Gegenstand mit einem echt deutschen Rufnamen und andern guten Eigenschaften den Liebhaber des deutschen Altertums in Fesseln geschlagen hatte. Wie dem nun sei, ich erinnere mich noch recht deutlich, wie der Bedauernswerte, einen breiten, roten Regenschirm unter dem Arme, Tag für Tag zur bestimmten Stunde scheuen Blickes durch die Straßen huschte, um seinen gewohnten Spaziergang nach dem benachbarten Dorfe Wöllnitz anzutreten. Mehrere Jahre später verließ er Jena ganz, zog sich auf seine kleine Besitzung im Vogtlande zurück und wäre sicher unbeachtet dahingegangen, wenn nicht sein trauriges Ende die Aufmerksamkeit aufs neue auf ihn gelenkt hätte. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, hatte er sich zuletzt wieder in der Nähe von Jena, ich glaube in dem Städtchen Lobeda, niedergelassen und wurde hier (1861) das Opfer eines Raubmörders, den die Begierde nach Schätzen, die man bei ihm vermutete, zu der scheußlichen Unthat trieb.

Neben den älteren Lehrern der Universität bewegte sich in diesen Jahren eine ziemlich große Zahl jüngerer, die dann im Verlaufe des nächsten Jahrzehntes nach allen Himmelsrichtungen zerstreut worden sind, und von denen mittlerweile bereits mehrere heimgegangen sind. So der Zoologe Oskar Schmidt, der vor zwei Jahren als Professor in Straßburg gestorben ist, ein durchaus gediegener Mensch, liebenswürdig, zuverlässig und von höchst kollegialer Gesinnung. Seines Bleibens ist freilich nicht lange in Jena gewesen, obwohl sein Fach durch keinen andern vertreten war, sei es, weil sich die Mittel für einen halbwegs tüchtigen Vertreter seiner Professur nicht auftreiben ließen, sei es, weil er nicht in das System paßte, das mit dem Jahre 1851 zur Herrschaft gelangt war. So ging er denn zuerst nach Krakau wie in eine ehrenvolle Verbannung, von da in befriedigendere Verhältnisse nach Graz und endlich in eine angesehene Stellung nach Straßburg. Bereits dachte er daran, mit der nahenden Vollendung seines 65. Lebensjahres sich in sein altes liebes Jena zurückzuziehen, als ein rascher Tod dazwischen trat und ihm die unersehnte letzte Ruhestätte in dem zurückgewonnenen Reichslande bereitete.

Neben O. Schmidt erwähne ich den Historiker Ernst Adolf Herrmann, der sich als Verfasser einer Geschichte Rußlands allgemeine Anerkennung erworben hat. Er stammte aus den Ostseeprovinzen und hatte sich in Berlin unter Ranke ausge-

Digitized by Google

bildet, ein guter deutscher Patriot, eine treue kindliche Seele, ohne Falsch, angenehm im Verkehr — Eigenschaften, die er sich bis zuletzt ungeschwächt bewahrt hat. Er ist vor einigen Jahren als Professor der Geschichte in Marburg gestorben. Endlich gedenke ich noch des Archäologen Bernhard Stark, der aus einer Familie stammte, die der Universität Jena bereits mehrere höchst angesehene medizinische Professoren gegeben hatte. Stark, in seinem Fache äußerst geschätzt, war zugleich ein vortrefflicher, edler Mensch, ein untadelhafter Charakter, weichen, aber nicht weichlichen Wesens und allgemein beliebt. Er folgte im Jahre 1855 einem Rufe nach Heidelberg und ist hier, allzufrüh für die Wissenschaft und die Seinigen, mitten im erfolgreichsten Wirken im Jahre 1879 abberufen worden.

Den Mittelpunkt der guten Gesellschaft Jenas bildeten damals die Universität und das Oberappellationsgericht; beide waren ohnedem eng mit einander verbunden, da eine Anzahl der juristischen Professoren zugleich als Mitglieder des Gerichtshofes thätig waren. Der Ton der Gesellschaft war höchst angenehm, von jeder Steifheit oder Ausschließlichkeit frei. Man lebte und ließ leben. Allerdings bestanden Kreise im Kreise, aber nicht so abgeschlossen, daß sie sich nicht gelegentlich mühelos zu einem größern Ganzen hätten zusammenfügen lassen. Einladungen zu einem „Löffel Suppe“ oder einer „Tasse Thee“ erfolgten häufig, die Bewirtung war meist einfach, aber gut, und ließ die Geringschätzung, mit der oft von der thüringischen Küche geredet wird, nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Auf derartigen häuslichen Verkehr sah man sich doch auch überwiegend angewiesen, da ein Ersatz andrer Art nur selten geboten wurde. Ein Theater z. B. gab es nicht, wie leicht zu begreifen ist; ich erinnere mich nicht einmal, daß in den Wintern, von denen die Rede ist, eine fliegende Truppe hier ihr Glück versucht hätte. Wer also Verlangen nach einem Genusse derart verspürte, sah sich darauf angewiesen, eine Fahrt nach Weimar zu machen, was häufig genug geschah, so unbequem es auch zu einer Zeit war, in der noch kein Schienenweg die beiden Städte verband. Davon abgesehen, konnte der geistige Verkehr zwischen der Residenz- und der Universitätsstadt nicht gerade lebhaft genannt werden; man sprach damals sogar, sei es mit Recht oder Unrecht, von einer gewissen Eifersucht, die zwischen beiden bestanden haben soll; ein greifbares Objekt einer solchen Nebenbuhlerschaft habe ich freilich niemals entdecken können. Auch „Bruder Studio“ entschloß sich hie und da, wenn gerade ein Stück angekündigt war, das seine Schaulust reizte — wie etwa die Räuber u. dergl. —, in größerer Anzahl zu einem Ausfluge nach Weimar. In frühern Zeiten wagten es die jugendlichen Gäste in solchen Fällen, sich unter Umständen im Theater lauter als billig vernehmen zu lassen und, wenn wir recht berichtet sind, gelegentlich sogar ungebeten mitzuwirken; die neuere Zeit mit ihrer strengern Anschauung von Schicklichkeit und Ordnung hat freilich die Ausbrüche solches jugendlichen Umgestüms mit Erfolg niederzuhalten verstanden.

Zu den geistigen Genüssen der Winterzeit, die in Jena selbst geboten

Digitized by Google

wurden, gehörten die „Rosenkonzerte," die von Zeit zu Zeit unter Mitwirkung von Weimarer Künstlern im Saale der „Rose" aufgeführt wurden, ferner die „Rosenvorlesungen," die, wie erwähnt, seit mehreren Jahren von Göttling ins Leben gerufen worden waren. Es hatten ihm dabei als unmittelbares Beispiel die öffentlichen Vorträge in der Berliner Singakademie vorgeschwebt, die Friedrich von Raumer zu populären Zwecken nach englischem Muster dort zuerst eingeführt hatte. Seitdem hat jenes Beispiel immer häufigere Nachahmung gefunden, und es giebt jetzt wohl keine größere Stadt in Deutschland, die nicht ein Gewicht darauf legte, sich ein so genußreiches Bildungsmittel zu verschaffen. In Jena war diese Einrichtung von Anfang an in hohem Grade beliebt: auch die ältern und berühmtesten unter den Professoren, wie Hase und Göttling, haben es nicht verschmäht, auf diesem Wege ihre Wissenschaft zu populariſiren. Soviel ich weiß, hat sich diese Sitte in Jena bis auf den heutigen Tag erhalten.

Eine Gelegenheit zu regelmäßigem, fast täglichem Zusammentreffen bot das nahe gelegene Dorf Löbstedt, wohin in der guten Jahreszeit längs der Saale über die erlenbesetzten Wiesen mehr als ein freundlicher Weg führte. Eine Anzahl Professoren fand sich fast regelmäßig und bei jedem Wetter bei einer schlichten Tasse Kaffee im Wirtshause zusammen, während Sonnabends sich stets eine größere Gesellschaft auch in Begleitung der Frauen hier vereinigte. Neben Hase zählte zu den selten fehlenden Gästen der Präsident des Oberappellationsgerichtes, Friedrich Ortloff, ein ausgezeichneter Jurist und ungemein angenehmer Gesellschafter, durchaus einfach in seinem Wesen, konservativer Denkungsweise und untadelhaft von Charakter. In der Politik mußte man ihn wohl zu den Anhängern der alten Schule zählen, ich weiß daher nicht, ob er den gewaltigen Umgestaltungen der Neuzeit seinen unbedingten Beifall gezollt haben würde. Sein Gesichtskreis war im übrigen weit genug, seine Arbeitskraft ungewöhnlich groß; bekanntlich ist er bis an sein Ende wissenschaftlich thätig gewesen. Hier in Löbstedt erschien u. a. auch häufig der Herausgeber der „Minerva," Dr. Friedrich Braun. Die „Minerva," eine ursprünglich von Archenholz gegründete Zeitschrift, hielt sich jetzt mit Mühe über dem Wasser; der Herausgeber ließ es nicht an sich fehlen, die gesunkene Teilnahme wieder aufzufrischen, doch waren seine Anstrengungen von so unzureichendem Erfolge begleitet, daß die Zeitschrift nach dem Verlaufe einiger Jahre zu erscheinen aufhörte.

Unter den Familien, deren Haus in Jena eine besondre Anziehungskraft besaß, stand seit langer Zeit das Frommannsche in erster Reihe. Die Überlieferungen desselben reichten in die klassische Zeit zurück; es ist bekannt, daß Goethe dort gern aus- und einging, und jeder gebildete Fremde war dort ein willkommener Gast. Der „alte Frommann," der hochbejahrt erst vor kurzem gestorben ist, war eine Natur von echtem Schrot und Korn, nicht ohne Anlage zu polternder Derbheit, mit der man sich aber rasch verständigte; ein tüchtig ge-

Digitized by Google

schulter und gebildeter Mann, erfreute er sich unter seinen Kollegen in der Buchhändlerwelt bekanntlich hoher Achtung und Anerkennung. Die Frau des Hauses war eine äußerst liebenswürdige Erscheinung und wußte durch die umsichtige Weise ihrer Freundlichkeit die gelegentliche Schroffheit ihres Mannes aufs erfolgreichste auszugleichen. An den öffentlichen Dingen nahm Frommann lebhaften Anteil. In der großen Politik, namentlich in der deutschen Frage, war der Hannoveraner Stüve, mit dem ihn von Jugend her eine enge Freundschaft verband, sein Ideal und Meister. An interessanten Verbindungen fehlte es ihm überhaupt nicht, und da er ein erfahrungsreiches Leben hinter sich hatte, konnte er manches erzählen. Auch die Feder wußte er geschickt zu führen, wie er das durch mehrere Schriften bewiesen hat. Seine Schwester Alwine, die damals in Berlin lebte, tauchte ebenfalls von Zeit zu Zeit in ihrem väterlichen Hause auf, eine künstlerisch hoch gebildete Dame, die eben wegen dieser Eigenschaft, meines Wissens, zu der „Prinzessin von Preußen," der spätern Kaiserin Augusta, in nähern Beziehungen stand. Wer Glück hatte, konnte in diesem Hause mit „Minchen Herzlieb," der durch die viel besprochene Zuneigung Goethes oft genannten Frau Walch, zusammentreffen, obwohl sie sich Begegnungen mit neuen Menschen ungern aussetzte. Auch ihr Gemahl, von dem sie übrigens getrennt lebte, der Jurist K. W. Walch, wandelte noch unter den Lebenden, ein kleines, etwas verwachsenes Männchen, durchaus gutmütig und harmlos, aber offenbar unbedeutend. Man begreift es, daß die Verbindung einer höher angelegten Frau mit einem Manne dieser Art scheitern konnte.

Das verhältnismäßige Stillleben, mit welchem der Winter begonnen hatte, blieb übrigens nicht lange Zeit unangefochten. Im Gegenteile, der gespannte Zustand der allgemeinen politischen Verhältnisse, vor allem die in Frankreich herrschende Aufregung, die für ein kundiges Auge einen nahenden Sturm erraten ließ, wirkte, wie überall hin, auch auf Jena zurück. Es fehlte in gewissen Kreisen nicht an entzündlichen Gemütern, die von den angedeuteten Zeichen mehr hofften als fürchteten. Als dann der entscheidende Schlag an der Seine geschah, gab es kein Halten mehr. Die Aufregung war allgemein, und auch diejenigen, die sich die Besonnenheit bewahrten, wurden davon, wenn nicht mit fortgerissen, so doch irgendwie in Mitleidenschaft gezogen. Warme Teilnahme rief das Schicksal der Herzogin Helene von Orleans hervor; die Tochter einer weimarischen Prinzessin, eine Enkelin Karl Augusts, hatte sie einen Teil ihrer Jugend in Jena verlebt und durch Anmut und Liebenswürdigkeit alle Herzen erobert. Man begrüßte es daher mit lebhafter Teilnahme, als der Großherzog, nachdem die Herzogin mit ihren beiden Söhnen glücklich den deutschen Boden erreicht hatte, sie mit offnen Armen aufnahm und ihr eine Zufluchtsstätte im Schlosse zu Eisenach einräumte. Stimmungen der Art wurden freilich bald durch das Ungestüm der geräuschvollen Zurückwirkung des Sturzes des Julikönigtums auf Deutschland über-

Digitized by Google

holt. Es ist bekannt, wie infolge dessen die so lange Zeit zurückgedrängten nationalen und freiheitlichen Wünsche mit unwiderstehlicher Gewalt erwachten und sich fast überall in siegreiche Forderungen umsetzten. In dem kleinen Staate Weimar erging es nicht anders; das altkonservative Ministerium Schweizer wurde durch eine unblutige Revolution gestürzt, und der populäre Führer der Opposition im Landtage, der Eisenacher Advokat von Wydenbruch, bildete mit dem Herrn von Watzdorf, der vor mehreren Jahren von Dresden her in das weimarische Ministerium gerufen worden war und sich beliebt gemacht hatte, die neue Regierung. Auch eine Anzahl Jenaer Burschenschafter wirkten bei diesem Vorgange mit. Der regierende Großherzog Karl Friedrich, Karl Augusts Sohn und Nachfolger, hatte sich den an ihn gebrachten Zumutungen nicht widersetzt und mit Anstand geschehen lassen, was er ohnedies nicht ändern konnte. Er war kein hervorragend begabter Fürst, aber ein vollkommener Ehrenmann, ein biederer Charakter, und aus diesem Grunde hatten auch die ärgsten Schreier die Unpopularität des gestürzten Systems ihn persönlich niemals entgelten lassen. Überhaupt stand die gesamte großherzogliche Familie in hoher Achtung; die Gemahlin des Großherzogs, die Großfürstin Maria Paulowna, die Schwester der Zaren Alexander I. und Nikolaus I., eine geistig wirklich bedeutende Frau, erfreute sich verdientermaßen allgemeiner Verehrung; eine wahre Landesmutter, stellte sie sich an die Spitze aller wohlthätigen Anstalten und war in ihrer Großsinnigkeit überall schützend und hilfebringend zur Hand.

In Jena entwickelten sich, wie anderswo, die Wirkungen des eingetretenen allgemeinen Umschwunges schnell, die alte Gesellschaft löste sich, je nach dem ergriffenen Parteistandpunkte, in verschiedne Gruppen auf. Der demokratischen, ja radikalen Anschauung fehlte es nicht an Vertretern, und der „Philister" ließ sich, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, zum Teile weit genug mit fortreißen. Die Saat der politischen Unreife, die durch das alte System grundsätzlich groß gezogen worden war, ging nun wuchernd und hundertfältig auf. Obenan unter den Führern der demokratischen Partei stand ein Mann, der seit Jahren der Hochschule wie dem in Jena stationirten höchsten Gerichte der thüringischen Herzogtümer zugleich angehörte und allerdings mit seiner Denkungsweise schon vorher nicht zurückgehalten hatte: G. Chr. Schüler. Im Privatleben durchaus ehrenhaft, schlug er jetzt sogleich einen extremen Ton an. Im Vorparlament zu Frankfurt, wohin er geeilt war, stimmte er bereits für die unverständigsten Anträge; in die Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Platz auf der Linken, die seine Eigenschaft als Mitglied eines so angesehenen Gerichtshofes wohl zu würdigen wußte; er hat dann unbekehrt bis zuletzt ausgehalten. Nach der Niederlage des Rumpfparlaments in Stuttgart kehrte er in die Heimat zurück und trat in den weimarischen Landtag ein, wo er seiner radikalen Haltung treu blieb, bis endlich die Verweigerung des Urlaubs seinem inhaltslosen, wenn auch gut gemeinten Thun ein Ziel setzte.

Digitized by Google

Die Wahl zum deutschen Parlamente hatte übrigens in Jena eine hochgehende Aufregung im unmittelbaren Gefolge gehabt und die Scheidung der Geister vollendet. Dem Anstürmen der radikalen Agitation warf sich u. a. der bereits erwähnte Präsident Ortloff mit einer vortrefflich geschriebenen und scharf ins Fleisch schneidenden Flugschrift entgegen, die ihm freilich geringen Dank eintrug. Die verschiednen Parteien sammelten sich und traten in Vereinen zusammen. In dem „konstitutionellen" Vereine sammelte sich alles, was, von dem dreisten Treiben der Demagogen und der radikalen Politiker abgestoßen, die Herstellung einer verfassungsmäßigen Freiheit in den Einzelstaaten und die Ersetzung des alten Bundes durch einen kräftigen Bundesstaat zum Programm erhob. Auch die Frage einer straffern Einigung der thüringischen Staaten kam zur Erörterung, wenn man sich auch mit den Wünschen nicht geradezu bis zur Herstellung eines Königreiches Thüringen verstieg, worüber der Herzog Ernst von Gotha in seinen jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten einige Mitteilungen macht. In diesem konstitutionellen Vereine fanden sich allerdings auch Elemente ein, die das Recht der Selbsthilfe der Nation gänzlich in Frage stellten, sie waren aber nicht stark genug, an dem besagten Programm wesentliches zu ändern. Diesem Vereine gehörte die Mehrzahl der Professoren und Dozenten, der Beamten und auch viele angesehene Bürger an, er hat sich bis zum Erlöschen der Bewegung behauptet und unzweifelhaft manches Gute gewirkt, manchen Schwankenden auf die rechte Bahn geführt.

Ein zweiter Verein nannte sich, glaube ich, Volksverein. Ich habe ihn nur aus der Entfernung beobachtet; seiner Richtung nach ließ er sich etwa mit den Deutschfreisinnigen unsrer Tage vergleichen. Die Häupter des Vereins gehörten überwiegend ebenfalls der Universität an, sein Publikum bestand aus Bürgern und verwandten Elementen. Sein Programm verlangte das „ganze Deutschland" und vor allem möglichst viele und unbeschränkte Freiheiten. Gegen die Erhaltung der monarchischen Ordnungen erhoben die Herren nicht gerade grundsätzliche Einwendungen, aber die Volksfreiheit sollte keinesfalls darunter leiden. Eine monarchische Spitze fand man sicher für das wiedergeborne Deutschland unnötig, ja unzulässig. Es war eben das Programm G. Chr. Schülers, von dem ich oben gesprochen habe, der aber sein Licht unmittelbar in Frankfurt leuchten lassen mußte. Auf den Bänken dieses Vereins traf man u. a. Männer wie den Botaniker Schleiden, den Kliniker Siebert und den Pädagogen Stoy. Schleiden war eine geniale, aber leidenschaftliche Natur, und schon aus diesem Grunde ein schlechter Politiker oder doch von zweifelhaftem Berufe zur öffentlichen Wirksamkeit. Es scheint ihn eine allgemeine innere Verstimmung auf die Seite der demokratischen Opposition getrieben zu haben, eine wahre Befriedigung hätte er wohl auf keiner Seite gefunden. Daß er sich zu guterletzt sogar noch in den weimarischen Landtag wählen ließ, war ein augenfälliger Luxus; jedenfalls hätte er seine Zeit zweckmäßiger verwenden können. Nicht mit Still-

Digitized by Google

schweigen darf ich bei dieser Gelegenheit übergehen, daß die Anhänger der Friesischen Philosophie in Jena, zu welcher auch Schleiden zählte, infolge ihrer abweichenden politischen Anschauungen, sich jetzt spalteten und einander die Freundschaft kündigten. Professor Ernst Apelt, der bedeutendste dieser Gruppe, ein höchst gediegener und charaktervoller Gelehrter, schloß sich eng an die konstitutionelle Partei an, und die zerrissene Freundschaft hat sich nicht wieder hergestellt. Der Pädagoge Stoy, als Fachmann hervorragend, mit Begeisterung in den Spuren Pestalozzis wandelnd, ein schöpferischer und organisatorischer Geist, ließ sich durch seine volkstümlichen Instinkte auf die Seite der „Volkspartei“ treiben, ohne über politische Dinge bisher tiefere Betrachtungen angestellt zu haben. Er war übrigens in seiner Art ein warmer deutscher Patriot, und es gehörte zu seinem System, in den Seelen seiner jugendlichen Zöglinge die Saat vaterländischen Sinnes auszustreuen. Der Kliniker A. F. Siebert, ein Schüler Schönleins, der wenige Jahre vorher aus Bamberg, wie sein Freund, der Chirurg Ried aus Erlangen, nach Jena gerufen worden war, behandelte die Politik wohl nicht immer von der ernsthaftesten Seite; gewohnt, sich gehen zu lassen, fühlte er sich in diesem Kreise am behaglichsten und konnte mit Sicherheit darauf rechnen, für seine humoristischen Einfälle ein dankbares Publikum zu finden.

Neben der konstitutionellen und der Volkspartei-Gruppe hatte sich noch eine dritte gebildet, die auf die soziale Republik lossteuerte. Ihr herrschendes Haupt war Lafaurie, ein geborner Hamburger, der schon ein paar Jahre vorher in Jena aufgetaucht war, nachdem er sich, wie man sagte, auf längern Reisen durch Frankreich mit den neuesten kommunistischen Lehren erfüllt hatte. Sein Anhang sammelte sich aus dem Kreise der Arbeiter, dem sich eine Anzahl Kleinbürger und wenige Studenten anschlossen. Lafaurie, von fanatischer Anlage und mit agitatorischer Kraft ausgestattet, sah bald ein, daß er in der Stadt selbst nicht auf große Erfolge rechnen dürfe, und übertrug daher seine Propaganda in die Umgegend, auf das flache Land, wo er, von der Erlahmung aller offiziellen Organe unterstützt, mit seinen verführerischen Lehren bei den gutmütigen und politisch vollständig unreifen thüringischen Bauern bereitwilliges Gehör fand. Aber auch in der Stadt Weimar erfreute er sich lebhafter Beziehungen und einer, wenn nicht starken, doch ergebenen Gefolgschaft.

Zu den eigentümlichen Erscheinungen dieser Zeit gehörte, daß die Jenaer Gesellschaft von außen her allerlei Zuwachs erhielt: die abgelegene Stadt war wie eine Freistätte, an der jetzt so mancher, den irgendwo die revolutionäre Sintflut dieser Tage erreicht hatte, Schutz suchte. So erinnere ich mich, daß bald nach den Märztagen als ungeladener Gast von Berlin her plötzlich der Schwabe Adolf Widmann auftauchte. Er hatte ursprünglich in Tübingen in dem Kreise gelebt, den der seiner Zeit viel besprochene Roman Eritis sicut Deus geschildert hat, ja eine Zeit lang hat man, soviel bekannt, mit Unrecht, ihn

Digitized by Google

selbst für den Verfasser dieses Romans gehalten. Von Tübingen war er nach Zürich gegangen und dort in enge Beziehungen zu den Gebrüdern Rohmer und zu Bluntschli getreten, und hatte endlich, als hier die schwer verständliche Rohmersche Hetärie in die Brüche ging, infolge einer Schrift über die „politischen Parteien," oder wie der Titel lautete, die nach der Rohmerschen Schablone die Begünstigung des vierten Standes gegenüber den bösen Liberalen als rettendes Rezept vorschrieb, eine Einladung nach Berlin erhalten und in der Redaktion der „Preußischen Staatszeitung" Verwendung gefunden. Als aber die Revolution die preußische Hauptstadt überwältigte, hielt er als ein Diener des gestürzten Systems es für ratsam, den unheimlichen Boden zu verlassen und sich nach Jena zurückzuziehen. Die Jenaische Gesellschaft empfing ihn nicht ohne Mißtrauen, und in den konservativen Kreisen wenigstens wurde er selten gesehen; dagegen gewann er mit den Führern der Volkspartei rasch Fühlung, ohne daß ich jedoch anzugeben wüßte, wie wirksam diese war. In spätern Jahren hat er wenig von sich reden gemacht.

Ein andrer dieser ungebetenen Gäste war ein Mann viel bekannteren Namens, nämlich Hannibal Fischer, der „Flottenfischer" unvergänglichen Angedenkens. Als seine Statthalterschaft im oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld infolge einer populären Erhebung im Frühjahre 1848 ein unerwünschtes Ende fand, lenkte auch er seine Schritte nach dem gastlichen Saal-Athen. Man könnte nicht sagen, daß er eine angenehme Erscheinung gewesen sei. Ein wahrer fanfaron des crimes, trug er sein unfruchtbares politisches Glaubenssystem gar zu unverfroren vor. Zugleich hatte er etwas Aufdringliches und war seinem Zurechtweisungen nicht zugänglich. Man hatte freilich auch wieder Mitleid mit dem alten Manne, der sich nun plötzlich aufs Trockne gesetzt sah; doch hätte er am liebsten auch jetzt noch eine Rolle gespielt, und dazu reichte sein geistiger Gehalt doch nicht aus, und seine Vergangenheit stand ihm im Wege. Er wußte allerdings aus seinem wandelreichen Leben viel Interessantes zu erzählen, aber er beging den Fehler, sich zu rasch auszugeben, und mit Wiederholungen machte er kein Glück. Er war von einem unermüdlichen Thätigkeitsdrange beseelt, der ihn dann weiterhin die Hand nach höchst bedenklichen Aufträgen ausstrecken ließ, die eine reiche Quelle bitterer Erfahrungen und Verlegenheiten für ihn geworden sind. In seinem „Politischen Martyrium" kann man über diese Dinge sich des weitern in seiner Art von ihm selbst erzählen lassen.

Noch eine andre bemerkenswerte Persönlichkeit erschien damals ab und zu in Jena, nämlich Franz von Florencourt, der bekannte und erst vor kurzem in hohem Alter gestorbene Publizist und Konvertit, der damals in der Nähe von Naumburg a. S. lebte und als alter Burschenschafter mit dem „Burgkeller" nahe Beziehungen unterhielt. Er hatte eine Anzahl der talentvollsten jungen Männer aus diesem Kreise für seine neueste Richtung gewonnen, die, in der Politik streng konservativ, der Frankfurter Nationalversammlung geradezu den

Digitized by Google

Gehorsam aufkündigte und in der Religion die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche predigte. Mehrere seiner erwähnten jugendlichen Anhänger waren in der That nahe daran, den Lockrufen des modernen Rattenfängers zu folgen, besannen sich indes, mit Ausnahme eines einzigen, glaube ich, der aber nicht zu den hervorragenden zählte, im letzten Augenblicke eines Bessern und thaten den letzten Schritt nicht. (Schluß folgt.)

Konrad Ferdinand Meyers Gedichte.

Es wird wohl selten vorkommen, daß man lyrische Gedichte fast ausschließlich nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt. Bei Konrad Ferdinand Meyer muß dieses geschehen. Wir finden bei ihm nicht das schwärmerische Träumen Eichendorffs und der Romantiker, nicht die süßliche Tändelei, wie sie sich bei Heine und dem jungen Deutschland oft zeigt. Es ist die ihrer Ziele sich bewußte Kunst, die in diesen Gedichten hell und schön zu Tage tritt, und der vollendete Geschmack hat oft das Übergewicht über die lyrische Empfindung.

Wir finden in Meyers Gedichten kein geheimnisvolles Helldunkel, sondern überall klaren Sonnenschein, nicht den Zauber unbewußter Empfindung, sondern die Fülle sichtbarer Kraft. Seine Gedichte nehmen nicht ein durch jenes eigentümliche Verschwimmen der Formen in der Idee, die sie geboren hat, sondern durch die scharfen plastischen Konturen ihrer Gestalten. Die Plastik, in künstlerisch abwägendem Geschmack ausgebildet, nur mit den notwendigsten Elementen lyrischer Empfindung versetzt, sie ist es, die diesen Gedichten ihren eigentümlichen Stempel aufdrückt.

Wir würden das umfangreiche Buch, das kürzlich schon in dritter, vermehrter Auflage erschienen ist,*) vielleicht unbefriedigt aus der Hand legen, wenn wir darin reine Lyrik, Liebeslieder, Herzensergüsse u. s. w. suchen wollten. Jedem Leser aber, der ganz unbefangen an diese Gedichte hinantritt, werden sie eine Fülle des Anziehenden bieten.

Meyers Gedichte sind auf den ersten Blick Erzeugnisse, die sämtlich den Stempel seiner dichterischen Natur an sich tragen, die Würde und Erfahrung des gereiften Mannes, die Objektivität und klare Lebensauffassung des Gebildeten.

*) Konrad Ferdinand Meyers Gedichte. Leipzig, H. Häffel, 1887.

Digitized by Google

Aber gerade diese Eigenschaften sind es, die den Gedichten ein allgemeineres Merkmal aufdrücken, das Merkmal unsers modernen künstlerisch bewußt schaffenden Zeitgeistes. Es ist die tiefste Empfindung des Dichters, und doch auch wieder nicht er selbst, der in den Gedichten waltet. Meyer drückt sein Verhältnis zu seinen Gedichten wohl am besten selbst aus, wenn er sagt:

Mit dem Stifte les' ich diese Dinge,
Auf der Rasenbank im Freien sitzend,
Plötzlich zuckt mir einer Vogelschwinge
Schatten durch die Lettern freundlich blitzend.

Was da steht, ich hab' es tief empfunden,
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —
Meine Seele flattert ungebunden
Und ergötzt sich, drüberhin zu schweben.

Meyer ist ein Meister der epischen Darstellung, wie er das namentlich in seinen geschichtlichen Novellen bekundet hat. So sind auch unter seinen Gedichten das Unvergänglichste die Balladen, in denen überall frische, gedrungene Kraft der Darstellung und Originalität der Motive zu Tage tritt.

Der Dichter weiß zu schaffen in dem ruhigen, dem „ewigblauen" griechischen Himmel vergleichbaren Stil der Antike, wenn er Stoffe aus dem Altertum behandelt, und in dem bewegten, farbenprächtigen Lichte mittelalterlicher Romantik, wenn sein Griffel uns etwas aus der Geschichte des Mittelalters gestaltet. Wie herrlich ist der Eingang der Ballade: „Der trunkene Gott," in der der Freundesmord des Kleitos durch Alexander behandelt wird:

Weiße Marmorstufen steigen
Durch der Gärten laub'ge Nacht,
Schlanke Palmenfächer reichen
In des Himmels blaue Pracht.
Über Tempeln, Hainen, Grüften
Zecht in abendweichen Lüften
Alexanders Lieblingsschar;
Knieend bietet ihm ein Knabe,
Daß der Erde Herr sich labe,
Wein in edler Schale dar.

Das ist dieselbe Plastik des Stimmungsbildes, wie wir sie auch in Meyers prosaischen Schriften finden, namentlich in seinen zwei neuesten Novellen: „Die Richterin" und „Die Versuchung des Pescara." Der Dichter liebt es, in den meisten seiner Balladen den epischen Faden um ein oder mehrere meisterhafte Stimmungsbilder zu schlingen oder geradezu von einem Stimmungsbilde auszugehen und uns mit einem Schlage in die gewünschte epische Situation zu versetzen. Ich verweise auf die Ballade: „Michelangelo," in deren erster Strophe

Digitized by Google

uns ohne alle beabsichtigte Beschreibung doch die Gestalt des großen Meisters deutlich entgegen tritt:

In der Sistina dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Zu den besten Balladen der Sammlung gehören: „Das Münster," „Einsiedel," „Frau Agnes und ihre Nonnen," „La Blanche Nef," „Die Ketzerin," „Der Berg der Seligkeiten" u. s. w. Die Ballade „Der Mars von Florenz" behandelt in kurzer, drastischer Form fast dasselbe Motiv, wie Meyers Novelle „Die Hochzeit des Mönches."

Oft liebt es der Dichter, nach Bildern oder Statuen zu arbeiten. Diese Art ist völlig neu und birgt viel in sich. Allerdings bedarf es dazu nicht nur eines lyrischen Gefühls, sondern auch einer geschmackvollen künstlerischen Auffassung des Geschauten, wenn die Darstellung nicht prosaisch werden soll. Ein gelungenes Beispiel für diese besondre Art ist das „nach einer alten Skizze" geschaffene Gedicht: „Ja":

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
Durch die neue Schöpfung fuhr,
Folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
Ihm zu Häupten selig leis,
Riesenhafte Nachtgestalten
Schlossen unterhalb den Kreis.

Eh ich euern Reigen löse,
Sprach der Allgewalt'ge nun,
Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
Meinen Willen nur zu thun!

Freudig jubelten die Lichten:
Dir zu dienen sind wir da!
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen, knirschten: Ja.

Einen Nachteil hat dieses bewußte Schaffen freilich, daß es Gefahr läuft, in das absichtlich Erzielte und so auf etwas dem dichterischen Geiste abgequältes zu verfallen. Dieser Nachteil läßt sich auch in einigen Gedichten Meyers bemerken, wie z. B. in dem Gedicht: „Der römische Brunnen," wo die Nachempfindung des gesehenen Bildes zu einer bloßen Beschreibung wird:

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede rinnt und giebt zugleich
Und strömt und ruht.

Die Beschreibung freilich ist vortrefflich, das läßt sich nicht leugnen.

Digitized by Google

Eigentliche Liebeslieder finden sich bei Meyer wenig, dafür aber wunderbar gedankenreiche Dichtungen, die das Wesen der Liebe tief in sich tragen. Wenn daher Meyer vor die Abteilung seiner Gedichte, die er „Liebe" überschreibt, die Zeilen setzt:

In diesen Liedern suche du
Nach keinem ernsten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,
Und alles war ein Spiel —

so bin ich gar nicht damit einverstanden. Meyer ist nicht tändelnd leicht, nein, im Gegenteil tief empfindend von der sonnenklarsten Reinheit glücklicher Liebe bis zu der düstersten Tragik des Elends. Ich setze als Beispiel das herrliche Gedicht „Einer Toten" vollständig hierher:

Wie fühl' ich heute deine Macht,
Als ob sich deine Wimper schatte
Vor mir auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht!
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,
Du bists! Doch deine Lippen schweigen,
Und lieset du ein Wort, das zart und eigen,
Bists wieder du,
Dein Herzensblut,
Indes dein Staub im Grabe ruht.

Mir ist, wenn mich dein Atem streift,
Der ich erstarkt an Kampf und Wunden,
Als seist in deinen stillen Grabesstunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir
Die Deinen — um dich zu vergessen,
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen,
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

Die ersten Strophen sehen sich an wie ein Gabriel Max. Aber ein gespensterischer Schluß wäre dem ganzen Wesen Meyers zuwider. Die helle Lust des Lebens spricht aus der letzten Strophe.

Echt volkstümliche Elemente enthält die Abteilung „In den Bergen," namentlich schöne Naturbilder aus der Schweiz, die in ihrer mehr epischen Beschaffenheit vielfach an ähnliche Partien im ersten Teile von Meyers „Jörg

Digitized by Google

Jenatsch" erinnern. Reflexion wird man in diesen Naturbildern wenig finden, und wenn sich ja eine findet, ist sie meistens nicht sonderlich gelungen. Die reflektirende Dichtung widerstrebt eben dem ganzen Wesen Meyers. Prächtige Naturbilder finden sich übrigens auch in der Abteilung „Stunde." Hier ein kleines, überschrieben „Vor der Ernte."

An wolkenreinem Himmel geht
Die blanke Sichel schön,
Im Korne drunter wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land,
Früh morgen schwingt die Schnitt'rin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

Ich habe schon die Originalität der Motive Meyers erwähnt. Hier will ich noch einen damit zusammenhängenden Punkt kurz berühren. Der Dichter macht es sich meistens zu einer besondern Aufgabe, seine Motive sorgfältig auszugestalten, sodaß sie oft nicht mehr rein lyrisch sind, sondern von einer berechneten, völlig dramatischen Wirkung werden. Die Unmittelbarkeit des lyrischen Motivs finden wir bei Meyer selten.

In den meisten Fällen ist er zu dieser Darstellung auf einer ganzen Stufenleiter der Entwicklung seines Motivs gelangt. Dieses bewußte Ausbilden ließe sich auch rein äußerlich an den einzelnen Auflagen seiner Gedichte verfolgen. Eines der merkwürdigsten Beispiele dafür dürfte die schon erwähnte Ballade „Michelangelo" sein, die in einer frühern Auflage eine ganz andre Gestalt hatte.

Meyers Motive sind stets von einem gesunden Realismus durchdrungen, ohne jede Überschwänglichkeit, aber zart in der Darstellung alles Menschlichen. Nie kommt er zu einem verkehrten Naturalismus. Als Beispiel seines feinsinnig durchgebildeten Realismus teile ich zum Schluß noch das herrliche Gedicht „Am Himmelsthor" mit:

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: Was badest du dich hier
Mit thränennassen Wangen?
Du sprachst: Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.

Digitized by Google

Lernen wir?

Zu den besten Tagen in dem politischen Leben Deutschlands, seitdem dieses ein Reich ist und eine Volksvertretung besitzt, gehört unstreitig der des Zusammenschlusses der nationalen Parteien gegen alles, was fremden Leitsternen folgt, mögen diese in Rom oder Paris, in London oder Jerusalem funkeln. Da sah man wieder einmal den deutschen Michel die schwerfälligen Glieder recken und allerlei Gezücht von sich abschütteln, das nur allzulange mit dem trägen Riesen hatte sein Spiel treiben dürfen. Eine wie gute That er gethan hatte, das mußte ihm vor allem das Zetern und Geifern derer beweisen, die dabei unsanft auf den Boden gesetzt worden waren, und die verblüffte Miene aller, die schon wieder auf die unheilbare Uneinigkeit der Deutschen gerechnet hatten. Und frisch atmete der Vaterlandsfreund auf nach Zeiten der bangen Sorge und der tiefen Beschämung durch das Schauspiel, welches gegenüber der Haltung andrer Parlamente das deutsche geboten hatte. Eine Folge schwerster Ereignisse hatte jenes rasche Aufleuchten deutscher Gesinnung, das einen freudigen Schein auf die letzte Lebenszeit des greisen Kaisers warf, fast aus unserm Gedächtnisse verwischt. Soll es uns nun durch sein eben so rasches Erlöschen in Erinnerung gebracht werden? Sind denn die Gefahren, welche damals zum Zusammenhalten mahnten, für alle Zeit gebannt, daß wir uns ungestraft wieder unsrer nationalen Schwäche überlassen dürften?

Die vor einem Jahre einander die Hände reichten, waren ja keine Kinder. Sie wußten, daß jede Vereinigung zu gemeinsamem Handeln von jedem Teilnehmer einen gewissen Verzicht fordert; das ist der Einsatz für den Anteil am gemeinsamen Gewinne. Aber es scheint, daß jeder einen Löwenvertrag schließen wollte, und erzürnt ist, weil der Verbündete nicht allein auf dem einen bedrohten Punkte Hilfe leihen, sondern auch auf dem andern Hilfe haben will, die möglicherweise ein Opfer kostet.

Der Fall von Siegen verstimmt die äußerste Rechte, und das ist begreiflich. Hofprediger Stöcker ist in der Partei hoch angesehen, und sie will gerade den dem Judentum und seiner freisinnigen Gefolgschaft am meisten verhaßten Mann nicht missen. Auch wir würden solchen Triumph den Internationalen ungern gönnen. Aber um wie viel größer ist der Triumph, wenn um Stöckers willen

Digitized by Google

das Bündnis gesprengt wird! Um diesen Preis werden sie mit Freuden selbst den „Hofprediger“ wieder auf der Rednerbühne erblicken, den aus seinem Amte zu verdrängen ihnen vor einigen Monaten nicht gelingen wollte. Denn — wie oft haben sie das ausgesprochen — aller Übel größtes heißt ihnen Kartell. Könnte da die Wahl zweifelhaft sein, auch wenn es sich um einen noch bessern handelte? Mit der Thatsache muß doch der Politiker rechnen, daß Stöckers Name in Berlin die Wahl eines Reichstreuen verhindert hat, daß seine Person auch bei den Mittelparteien entschieden unbeliebt ist. Mit der Sprengung des Kartells wäre seine Wahl viel zu teuer bezahlt, und man hätte von seinem Patriotismus erwarten dürfen, daß er selbst zurückträte.

Das wäre heute freilich schon zu spät. Ob er in Siegen gegen die Nationalliberalen siegt oder unterliegt, gleichviel: jubelnd verkündet der Freisinn nah und fern, daß die Konservativen das Tischtuch zerschnitten haben und die äußersten Anstrengungen machen, um ihre Bundesgenossen von gestern überall zurückzudrängen.

So besorgen die Konservativen die Geschäfte der Freisinnigen. Das gilt nicht bloß für die Schwächung der gemäßigten Elemente im Reichstage wie im preußischen Landtage und die mögliche Auferstehung der radikal-klerikal-welfisch-polnisch-bäniſch-französisch-sozialdemokratischen Mehrheit. Auch der Wiederkehr einer konservativen Mehrheit würde die Firma Richter und Kompagnie sich zu freuen Ursache haben. Gar so weit zurück liegt ja noch nicht die Zeit vor 1862, und der Name „Landratskammer“ klingt uns noch in den Ohren und ruft Bilder herauf, die sicherlich nicht geeignet sind, unser Nationalgefühl zu befriedigen. Zuerst fällt da allerdings der Mangel an politischer Einsicht und das starre Festhalten an alten Glaubenssätzen bei der Opposition in die Augen. Allein wir sehen auch, durch wessen Schuld die Mißstimmung so allgemein geworden war, daß die große Mehrheit des preußischen Volkes nur noch von dem Parlamentarismus Heil erwartete. Daß Bismarck einst Mitglied der Partei gewesen war, unter deren Regiment das Land zwölf Jahre lang geseufzt hatte, das erzeugte das Mißtrauen gegen ihn; die Erinnerung an Warschau und Olmütz ließ keine günstige Meinung von seiner auswärtigen Politik aufkommen, und in dem Staatsmanne, der seine Pläne auch ohne die Vertretung durchzuführen entschlossen war, sah man nur einen neuen, noch rücksichtsloseren, noch „reaktionäreren“ Manteuffel. Und wie Preußen, so dachte fast das ganze übrige Deutschland. Der Widerwille gegen Preußen, zumal im Süden, hatte wohl verschiedne Gründe: Abneigung gegen den protestantischen Staat, Scheu vor dem strammen Militärwesen und Beamtentum, Furcht vor Einverleibung; aber der nicht am mindesten gewichtige Grund war die Überzeugung, daß Preußentum gleichbedeutend sei mit Junker- und Muckertum, und daß das preußische Regiment sich von dem österreichischen höchstens durch den Mangel an Gemütlichkeit unterscheide.

Digitized by Google

Manche Vorurteile sind innerhalb der letzten zwanzig Jahre geschwunden oder im Schwinden begriffen, doch die Meinung von den preußischen Ultrakonservativen hat sich nicht gebessert. Und wie wäre das möglich, da sie selbst sich unverbesserlich zeigen! Man darf ihnen ebenso terroristische Gelüste zutrauen wie den Freisinnigen, und wie wir, wenn es nach ihnen gegangen wäre, niemals ein Reich erhalten hätten, verraten sie auch jetzt nur zu oft, daß sie Partikularisten geblieben sind und daß ihnen höher als Preußen ihr Parteiwinkel steht. „Keine Regierung hat je ein Interesse, mit einer konservativen Partei zu brechen, aber die Partei besorgt das mitunter selbst," sagte der Kanzler einmal im Herrenhause, und erinnerte dabei an frühere „ähnliche grundlose, ich will nicht sagen mutwillig heraufbeschworene Zwistigkeiten." Die Herren scheinen diese Worte abermals wahr machen zu wollen. Ihre bisherigen Erfolge im Kampfe gegen Bismarck und die von ihm vertretenen Forderungen der Zeit können sie wohl nicht zur Erneuerung jenes Spieles aufmuntern. Wenn die Geschichtschreibung einmal nötig findet, zu zeigen, mit welchen Widersachern Bismarck zu ringen hatte, werden die Namen Diest-Daber u. s. w. schwerlich in viel vorteilhafterem Lichte erscheinen als die Richter und Rickert. Indessen mögen sie auf eine Wendung hoffen, welche sie ans Steuerruder bringen könnte. Diese Wendung wird ohne Zweifel ausbleiben, denn auch nach Bismarck wird wahr bleiben, daß eine Parteiregierung in Deutschland ein Unding ist, gleichviel ob sie von rechts oder von links angestrebt wird. Allein die Herren brauchen gar nicht auf der Ministerbank zu sitzen, schon eine rein konservative oder durch die Verbrüderung mit dem Zentrum erzielte konservative Mehrheit würde die gemeine Sache tief schädigen. Schon die hochkirchlichen Bestrebungen bringen breite Volksschichten in Aufregung und stören die kaum entschlafenen Antipathien bei den Bundesgenossen auf. So sehr man sich in der Politik vor dem Prophezeien hüten soll: daß der Sieg der Ultrakonservativen wieder eine ultraliberale Hochflut heraufbeschwören würde, läßt sich mit großer Bestimmtheit voraussagen. Ist das die Absicht der Herren, oder haben sie in einem Vierteljahrhundert — und in einem solchen! — ebenso wenig gelernt wie ihre Gegenfüßler? Ist diese Zeit noch nicht ernst und groß genug gewesen, um uns allen ohne Ausnahme den Grundsatz einzuprägen: Über allen Parteien und Glaubensbekenntnissen steht das Vaterland, und die es lieben, müssen, wie im Kriege, so im Frieden treue Waffenbrüderschaft halten, die Kleinigkeiten, die entzweien können, unterordnen dem einen, was einigt? Noblesse oblige. Die deutschen Fürsten haben bei dem Tode Friedrichs III. ein leuchtendes Beispiel gegeben, das in dem gesamten Auslande den tiefsten Eindruck gemacht, den Glauben an Deutschland neu befestigt hat. Wollen die Hochkonservativen durchaus diesen Eindruck wieder abschwächen?

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Damals, als Niels nach Marianenlund reiſte, hatte er lange darüber nachgedacht, wie er ſich zu Fennimore ſtellen ſolle, namentlich, wie er es ihr zu erkennen geben könne, wie vollſtändig er vergeſſen habe, ja daß er ſich nicht einmal mehr erinnere, daß überhaupt etwas zu vergeſſen geweſen ſei; vor allen Dingen keine Kälte, eine herzliche Gleichgiltigkeit, ein oberflächliches Entgegenkommen, eine höfliche Sympathie, ſo ſollte es ſein.

Aber es war ſchließlich alles überflüſſig geweſen.

Die Fennimore, die er vorgefunden, war eine ganz andre als die, welche er vormals verlaſſen hatte. Sie war noch ſehr hübſch, ihre Geſtalt war üppig und ſchön wie früher, und ſie hatte noch immer dieſelben trägen, langſamen Bewegungen, die er damals an ihr bewundert hatte; aber in dem Ausdrucke um ihren Mund zuckte eine traurige Gedankenloſigkeit, wie bei jemand, der zu viel gedacht hat, und in ihren ſanften Augen lag eine elende, kümmerliche, zermarterte Grauſamkeit. Er konnte es ganz und gar nicht verſtehen, das aber war ihm klar, ſie hatte etwas andres zu thun gehabt als an ihn zu denken, und ſie war völlig gefühllos den Erinnerungen gegenüber, die er jetzt erwecken konnte. Sie ſah ganz aus wie eine, die ihren Entſchluß gefaßt und das Schlimmſte daraus gemacht hatte, was ſie hatte machen können.

Nach und nach fing er an, zu buchſtabiren und das Gefundene aneinander zu reihen, und eines Tages, als ſie zuſammen am Strande gingen, begann ihm der Zuſammenhang klar zu werden.

Erik war bemüht, in ſeinem Atelier Ordnung zu ſchaffen, und während ſie dem Waſſer entlang gingen, kam das Mädchen mit einer ganzen Schürze voll

Digitized by Google

Plunder herab und warf es auf den Strand. Es waren alte Pinsel, Bruchstücke von Abgüssen, zerbrochene Modellirhölzer, alte Ölflaschen und leere Farbenkapseln, ein ganzer Haufe. Niels wühlte mit dem Fuße darin herum und Fennimore schaute zu mit der unbestimmten Entdeckungslust, die man angesichts alten Gerümpels gewöhnlich empfindet. Plötzlich zog Niels den Fuß zurück, als hätte er sich verbrannt, besann sich aber sofort und stöckerte hastig in dem Haufen herum.

Ach laß mich das einmal sehen, sagte Fennimore und legte die Hand auf seinen Arm, wie um ihm Einhalt zu thun.

Er bückte sich und hob einen Gipsabguß auf, eine Hand, die ein Ei hielt.

Das muß ein Irrtum sein, sagte er.

Nein, sie ist ja zerbrochen, erwiederte sie ruhig und nahm ihm den Abguß aus der Hand. Sieh, der Zeigefinger fehlt. Da sie aber in demselben Augenblicke gewahrte, daß das Gipsei mitten durchgeschnitten war und daß ein Dotter mit gelber Farbe hineingemalt war, errötete sie leise und beugte sich vornüber und zerschlug die Hand ganz langsam und bedächtig an einem Steine in kleine Stücke.

Weißt du noch, damals, als die Hand gegossen wurde? fragte Niels, um doch etwas zu sagen.

Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl, ich wurde mit grüner Seife eingerieben, damit der Gips nicht an meiner Hand hängen bleiben sollte. Meinst du das?

Nein, ich dachte an den Abend, wo Erik den Abguß deiner Hand am Theetisch die Runde machen ließ. Als er dann zu deiner alten Tante kam, weißt du noch, wie der guten Frau die Thränen in die Augen traten und sie dich voll tiefsten Mitleides an sich zog und auf die Stirn küßte, als sei dir ein Leids geschehen?

Ja, die Menschen sind oft gefühlvoll!

Wir lachten damals genug über sie, aber es lag doch eine gewisse Feinheit darin, obgleich es eigentlich so unsinnig war.

Ja, von dieser sinnlosen Feinheit giebt es leider nur allzuviel!

Du willst wohl Streit mit mir anfangen?

Nein, das wollte ich nicht, ich möchte dir nur gern etwas sagen. Du nimmst mir ein wenig Offenherzigkeit doch nicht übel? Nun, dann sage mir, glaubst du nicht auch, daß, wenn ein Mann in Gegenwart seiner Frau etwas erzählen will, etwas recht derbes, oder auch etwas, was deiner Meinung nach ihr gegenüber ein wenig rücksichtslos ist, hältst du es dann nicht selbst für höchst überflüssig, daß du dagegen protestirst, indem du dich übertrieben zartfühlend und ritterlich zeigst? Man sollte doch annehmen dürfen, ein Mann kenne seine Frau am besten und wisse, daß es ihr nichts thun oder sie gar verletzen kann; sonst würde er es ja unterlassen. Nicht wahr?

Digitized by Google

Nein, das ist durchaus nicht wahr; allein hier, mit deiner Billigung, kann ich gern ja sagen.

Ja, thue du das nur, du kannst fest überzeugt sein, daß die Frauen keine so ätherischen Wesen sind, wie mancher gute Junggeselle träumt; sie sind wirklich nicht zarter als die Männer, sie sind durchaus nicht anders als die Männer; glaube mir, der Thon, aus dem sie beide gebildet sind, ist schmutzig gewesen.

Liebste Fennimore, du weißt Gottlob nicht, was du da sagst, aber du thust den Frauen sehr Unrecht und dir selbst am meisten; ich glaube an die Reinheit des weiblichen Geschlechts.

An die Reinheit des weiblichen Geschlechts? Was verstehst du unter der Reinheit des weiblichen Geschlechts?

Darunter verstehe ich — ja —

Ich will dir sagen, was du darunter verstehst — nichts, gar nichts, denn das ist auch so eine von diesen sinnlosen Feinheiten. Eine Frau kann nicht rein sein, sie soll es gar nicht einmal sein; wie wäre das auch nur möglich! Was für eine Unnatur wäre das! Ist sie etwa von der Hand Gottes dazu bestimmt, es zu sein? Antworte mir! Nein und tausendmal nein! Was für ein Wahnsinn das ist! Weshalb sollt ihr uns mit der einen Hand zu den Sternen erheben, wenn ihr uns doch mit der andern wieder herabziehen müßt? Könnt ihr uns nicht auf der Erde wandeln lassen, an eurer Seite, ein Mensch neben dem andern, und nicht das Geringste mehr? Es ist uns ja ganz unmöglich, uns sicher in der Prosa zu bewegen, wenn ihr uns blind macht mit euern Irrlichtern von Poesie. Laßt uns doch in Frieden, laßt uns um Gottes willen in Frieden!

Sie setzte sich hin und weinte bitterlich.

Niels begriff vieles; Fennimore wäre unglücklich gewesen, wenn sie geahnt hätte, wie viel! Das war ja zum Teil wieder die alte Geschichte von dem Festgericht der Liebe, das nicht zum täglichen Brot werden wollte, sondern ein Festgericht blieb, nur von Tag zu Tag fader werdend, ekelerregender, weniger und weniger nahrhaft. Und der eine kann keine Wunder thun, und der andre kann es auch nicht, und da sitzen sie nun in ihren festlichen Gewändern und bemühen sich, einander zuzulächeln und festliche Worte zu gebrauchen, aber in ihrem Innern herrscht eine Pein, ein Hunger und ein Durst, und ihre Blicke fürchten sich, einander zu begegnen, denn der Gram keimt in ihren Herzen. Ist es nicht zuerst so, und kommt dann nicht noch die zweite, ebenso traurige Geschichte dazu, die Geschichte von der Verzweiflung einer Frau, daß sie sich nicht selber wieder zurücknehmen kann, wenn sie entdeckt, daß der Halbgott, dessen Braut sie so jubelnd gewesen war, nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher ist? Zuerst die Verzweiflung, die nutzlose Verzweiflung, und dann die nutzenbringende Abgestumpftheit, war es nicht so? Er glaubte, daß es so war, und er verstand es alles: die Härte, die sie zeigen konnte, die herbe Demut und ihre Verwilderung,

Digitized by Google

die für sie der bitterste Tropfen in dem ganzen Kelche war. Allmählich begriff er auch, wie sehr ihr seine Rücksicht, seine ehrerbietige Huldigung zur Last fallen, sie in ärgerliche Unruhe versetzen mußte. Liegt es doch nur zu nahe, daß eine Frau, die aus dem Purpurbett ihrer Träume auf das Steinpflaster hinabgestürzt worden ist, jeden haßt, der ihr weiche Decken über die Steine breiten will; denn in ihrer ersten Bitterkeit will sie gerade die Härte in ihrem ganzen Umfange fühlen; es genügt ihr nicht, den Weg zu Fuß zurückzulegen, sie will ihn auf den Knieen entlang kriechen, und zwar gerade da, wo er am härtesten ist, wo die Steine am spitzesten sind. Sie weist jede Hand, jede Hilfe zurück, sie will ihr Haupt nicht erheben, ihr Antlitz soll tief im Staube liegen, soll den Staub mit der Zunge schmecken.

Niels bedauerte sie von ganzem Herzen, aber er ließ sie in Frieden, wie sie es ja gewünscht hatte.

Es war so schwer, sie leiden zu sehen, nicht helfen zu können, weit fort zu sitzen und sie in dummen Träumen glücklich zu träumen oder in kühler ärztlicher Klugheit zu warten und zu berechnen und zu sich selber so traurig und so klug zu sagen, daß eine Linderung nicht eher eintreten könne, als bis ihre alte Hoffnung auf den feinen, funkelnden Reichtum des Lebens sich völlig verblutet und ein trägerer Lebensstrom alle Adern ihres Wesens durchdrungen habe, bis sie selber stumpf genug geworden sei, um zu vergessen, schwerfällig genug, um sich genügen zu lassen, und schließlich sogar grobstoffig genug, um an der trüben Seligkeit Gefallen zu finden, die viele Himmel tiefer ist als die, welche sie gehofft und die zu erreichen sie sich so schmerzlich heiß nach Flügeln gesehnt hatte.

Ihn erfaßte ein wahrer Abscheu vor der ganzen Welt, wenn er darüber nachdachte, wie sie, vor der er einst so demütig und anbetend in seinem Herzen gekniet hatte, nun so tief erniedrigt war, daß sie in Knechtschaft leben, frierend am Zaun des Feldes stehen mußte, während er hoch zu Roß an ihr vorüberritt, und das reiche Gold des Lebens in seiner Tasche rasselte.

Eines Sonntagsnachmittags, gegen Ende August, ruderte Niels über den Fjord. Er fand Fennimore allein zu Hause. Sie lag, als er kam, auf einem Sofa im Eckzimmer und klagte bei jedem Atemzug mit jenem kurzen, regelmäßigen Stöhnen, das einem, wenn man krank ist, die Schmerzen zu erleichtern scheint. Sie habe so furchtbare Kopfschmerzen, klagte sie, und es sei niemand zu Hause, der ihr helfen könne; das Mädchen habe Erlaubnis bekommen, nach Hadsund zu den Ihren zu gehen, und bald nachdem sie gegangen, sei jemand gekommen, um Erik abzuholen; sie könne gar nicht begreifen, wohin sie nur in dem Regenwetter gefahren sein könnten. Jetzt habe sie schon mehrere Stunden hier gelegen und versucht zu schlafen, aber daran sei vor lauter Schmerzen nicht zu denken gewesen. Sie habe es noch niemals so gehabt, und es sei so plötzlich gekommen, des Mittags habe ihr noch nicht das Geringste gefehlt, in

Digitized by Google

den Schläfen habe es angefangen und habe sich dann weiter und weiter verbreitet, bis es gerade hinter den Augen angelangt sei; wenn es nur nichts Gefährliches werde, sie sei so gar nicht daran gewöhnt, krank zu sein, und sei sehr bange und unglücklich darüber.

Niels tröstete sie, so gut er konnte. Er sagte ihr, sie solle nur ruhig liegen bleiben, ihre Augen schließen und ganz still sein; er suchte einen dicken Shawl, den er um ihre Füße wickelte, holte Essig aus dem Büffet und machte einen nassen Umschlag, den er ihr auf die Stirn legte. Dann setzte er sich still ans Fenster und sah hinaus in den strömenden Regen.

Von Zeit zu Zeit schlich er auf den Zehen zu ihr hinan und wechselte den Umschlag, ohne zu sprechen, indem er ihr nur zunickte, wenn sie dankbar zu ihm aufsah. Zuweilen wollte sie sprechen, er aber wehrte alle Worte mit einem Kopfschütteln ab.

Schließlich fiel sie in Schlaf.

Eine Stunde verging, und noch eine, und sie schlief noch immer. Eine Viertelstunde ging langsam in die andre über, während das trübe Tageslicht mehr und mehr abnahm, und die Schatten des Zimmers langsam länger wurden und aus den Möbeln und Wänden herauswuchsen. Und der Regen da draußen fiel noch immer gleichmäßig und ununterbrochen, alles, was es an Lauten gab, mit seinem rieselnden Sausen übertäubend.

Der Essigdampf und der Vanillegeruch von den Heliotropen auf den Fensterbrettern vereinigte sich zu einem säuerlichen Weinduft und erfüllte die Luft, die warm von ihrem Atem einen immer dichteren Thau über die grauen Fensterscheiben zog, je mehr die Kühle des Abends zunahm.

Niels war jetzt weit fort in Erinnerungen und Träumen, während doch die ganze Zeit ein Teil seines Bewußtseins bei der Schlafenden Wache hielt und ihrem Schlummer folgte. Ganz allmählich, als die Dunkelheit zunahm, ermüdete die Phantasie, die stets aufflackernden, stets wieder ersterbenden Träume zu schüren, gleichsam wie der Erdboden ermüdet, stets dieselbe Frucht zu erzeugen; die Träume wurden matter, unfruchtbarer, ohne üppig wuchernde Einzelheiten, sie wurden starrer und büßten ihre lang ausgeschossenen, seltsam geformten Ranken ein. Und der Sinn ließ es alles fahren, das Ferne, und kehrte wieder heim.

Wie still es da war! Waren sie nicht beide da, er und sie wie auf einer Insel des Schweigens, die sich über dem einförmigen Schallmeer des Regens erhob? Und ihre Seelen waren still, so still und sicher, während die Zukunft in einer Wiege des Friedens zu schlafen schien.

Möchte sie doch nie erwachen, möchte doch alles so bleiben, wie es jetzt war, nicht das geringste Glück außer dem, das im Frieden lag, aber auch kein Kummer, keine peinigende Unruhe! Daß es sich jetzt schließen könnte, dieses gegenwärtige Dasein, so wie eine Knospe sich um sich selber schließt, und daß nimmer ein Frühling kommen möge!

Digitized by Google

Fennimore rief; sie hatte schon eine Weile wach gelegen, so glücklich, sich frei von Schmerz zu fühlen, daß sie nicht daran gedacht hatte, zu reden. Jetzt wollte sie aufstehen und Licht anzünden, aber Niels fuhr fort, den Arzt zu spielen, und zwang sie, liegen zu bleiben. Es würde gewiß nicht gut für sie sein, wenn sie jetzt aufstünde; er habe Schwefelhölzer in der Tasche, und eine Lampe werde er schon finden.

Als er die Lampe angezündet hatte, stellte er sie auf den Blumentritt in die Ecke, sodaß die runde, weißschimmernde Kuppel halb von dem feinen, schlummernden Laube einer Akazie verdeckt ward, und daß es nur gerade so hell wurde, daß sie einander sehen konnten.

Er setzte sich vor sie hin, und sie sprachen von dem Regen, und wie gut es sei, daß Erik seinen Regenmantel mitgenommen habe, und wie naß die arme Trine wohl werden würde. Dann kam das Gespräch ins Stocken.

Fennimores Gedanken waren noch ein wenig schläfrig, und die Mattigkeit, die über ihr lag, machte es so angenehm, so ruhig dazuliegen und halb zu denken, ohne zu sprechen, und Niels war auch nicht zum Reden aufgelegt, er stand noch unter dem Einflusse des langen, schweigsamen Nachmittags.

Hast du dies Haus gern? fragte Fennimore endlich.

Ach ja, er hatte es wohl gern.

Wirklich? Erinnerst du dich der Möbel von zu Hause?

In Fjordby? Ganz genau!

Wie ich sie liebe, und wie ich mich oft nach ihnen sehne! Die Möbel, die wir hier haben, gehören uns ja nicht, sie sind nur gemietet und gehen uns nichts an; an ihnen hängen keinerlei Erinnerungen für uns, und wir sollen auch nicht länger mit ihnen zusammenleben, als wir hier sind. Du wirst es gewiß merkwürdig finden, aber ich versichere dir, ich fühle mich oft so einsam zwischen all diesen fremden Möbeln, die hier so gleichgiltig und stumm dastehen und mich gehen lassen, wie ich will, ohne sich im mindesten um mich zu kümmern. Und da sie mir nicht folgen werden, sondern hier bleiben, bis andre Leute kommen, um sie zu mieten, so kann ich mich auch nicht an sie anschließen oder mich für sie interessiren, wie ich es könnte, wenn ich wüßte, daß mein Heim stets das ihre sein würde, und daß, was auch Gutes und Böses kommen mag, es mir stets mitten unter ihnen kommen wird. Du findest das kindlich, vielleicht ist es das auch, aber ich kann nun einmal nichts dafür.

Ich weiß nicht, was es ist, ich kenne es von mir selber, damals, als ich allein im Auslande war. Meine Uhr wollte nicht gehen, und als ich sie dann von dem Uhrmacher zurückerhielt und sie wieder ging, so war es — so wie du vorhin sagtest. Ich liebte sie förmlich, es lag etwas eigenartiges in dem Gefühl, etwas so gründlich Gutes!

Ja, nicht wahr! Ach, an deiner Stelle würde ich die Uhr geküßt haben!

Würdest du das gethan haben?

Digitized by Google

Sage mir doch, begann sie plötzlich, du hast mir niemals etwas von Erik erzählt, wie er als Knabe war! Wie war er damals eigentlich?

Alles, was gut und schön war, Fennimore, prächtig, brav, in jeder Hinsicht. Das Ideal eines Knaben für einen Knaben, nicht gerade das Ideal einer Mutter oder eines Lehrers, sondern das eines andern Knaben, was so ungleich viel mehr wert ist.

Wie kamt ihr mit einander aus? Habt ihr viel von einander gehalten?

Ja, ich war vollständig in ihn verliebt, und er hatte nichts dagegen; so war es ungefähr. Wir waren sehr verschieden, mußt du wissen. Ich trug mich immer mit dem Gedanken herum, berühmt und ein Dichter zu werden, aber, weißt du, was er sagte, daß er am liebsten sein möchte, als ich ihn eines Tages darnach fragte? Ein Indianer, ein richtiger, roter Indianer! Ich konnte das nicht begreifen, ich erinnere mich dessen noch so deutlich, ich konnte nicht begreifen, wie jemand wünschen konnte, ein Wilder zu sein.

Aber war es dann nicht merkwürdig, daß er Künstler werden wollte? fragte Fennimore, und es lag etwas Kaltes, Feindliches in dem Tone, in welchem sie das sagte.

Niels merkte das und stutzte. Ach nein, sagte er dann, es ist eigentlich selten, daß Menschen mit ihrer ganzen Natur Künstler sind. Und gerade so frische, lebensfrohe Menschen wie Erik, die haben so oft eine so unendliche Sehnsucht nach allem, was zart und fein ist: nach dem feinen, jungfräulichen Walten, dem lieblich Erhabnen — ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll. Nach außen hin können sie robust und vollblütig genug sein, ja sie können oft roh sein, und doch ahnt niemand, welche wunderlichen, romantischen, gefühlvollen Geheimnisse sie mit sich herumtragen, denn sie sind so verschämt, verschämt in seelischer Beziehung, meine ich, diese großen, schwerfälligen Menschen, daß keine zarte, bleiche, kleine Jungfrau eine zarter besaitete Seele haben kann als sie. Verstehst du es wohl, Fennimore, daß so ein Geheimnis, das nicht mit gewöhnlichen Worten in die gewöhnliche, alltägliche Luft hinausgesprochen werden kann, daß das einen Menschen zum Künstler machen kann? Und sie können es nicht aussprechen, hörst du, sie können es nicht; man muß es glauben, daß es da ist und still da drinnen lebt, gleich einer Zwiebel, die in der Erde liegt, denn zeitweise sendet es ja seinen duftigen, farbenprächtigen Blumenschatz ans Tageslicht. Verstehst du wohl, verlange nichts von dieser Blütenkraft für dich selber, glaube daran, freue dich, sie pflegen zu können, freue dich des Bewußtseins, daß sie vorhanden ist. Sei mir nicht böse, Fennimore, aber ich fürchte, daß du und Erik nicht gut gegen einander seid. Kann das nicht anders werden? Denke nicht daran, wer Recht hat; grüble nicht über die Größe des Unrechts nach, du sollst nicht mit ihm ins Gericht gehen, denn wie könnten wohl die Besten von uns bestehen, nein, denke an ihn, so wie er in der Stunde war, als du ihn am innigsten liebtest; glaube mir, er ist dessen würdig. Du sollst

Digitized by Google

nicht abmessen und wägen, ich weiß es, es giebt in der Liebe Augenblicke voll glühender, festlicher Ekstase, in denen wir, wenn man es von uns verlangte, unser Leben für den Geliebten hingeben würden. Nicht wahr? Denke jetzt daran, Fennimore, vergiß es nicht, sowohl um deiner selbst wie auch um seinetwillen.

Er schwieg.

Auch sie sprach nicht, sie lag still da mit einem schwermütigen Lächeln um die Lippen, bleich wie eine Blume.

Dann erhob sie sich halb und reichte Niels ihre Hand. Willst du mein Freund sein? fragte sie.

Das bin ich, Fennimore, und er ergriff ihre Hand.

Willst du es bleiben, Niels?

Immer, erwiederte er und führte ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Dann erhob er sich. Fennimore wollte es scheinen, als habe sie ihn noch nie so schlank gesehen.

Bald darauf kam Trine und meldete, daß sie wieder da sei, und dann kam das Theewasser, und endlich ein Ruderboot durch den trüben Regen.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Doktor Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt. Von Paul Martin (Lic. theol. Martin Rade). Neusalza i. S., Hermann Oeser, 1884—87. Drei Bände (772, 746 und 770 Seiten).

Leben, Thaten und Meinungen ist die Form, in der alte Volksbücher auf dem Titel angeben, daß sie ihren Helden nach allen Seiten hin darstellen wollen. Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß das Volk unsrer Tage von dieser Gewohnheit Kenntnis hat, wenn es vielmehr vorgekommen ist, daß Gebildete an der Bezeichnung „Meinungen“ als einem zu subjektiven Ausdrucke Anstoß genommen haben, so genügt doch ein Blick in das Buch, um zu finden, daß der Verfasser keineswegs einen kühl historischen Standpunkt hat einnehmen wollen, sondern daß er warm und überzeugt für Luther, seine Thaten und seine Lehre eintritt.

Das Buch bezeichnet sich als Volksbuch. Man könnte einwenden: „Ein Werk von 140 Bogen für das Volk geschrieben, ist das nicht ein Widersinn? Man gebe dem Volke knappe, kernig geschriebene Auszüge.“ Nein. Man gebe dem Volke ausführliche Schriften, darin hat der Verfasser unbedingt recht. Das Volk, wozu man auch einen guten Teil der sogenannten Gebildeten und die ganze Frauenwelt hinzunehmen mag, hat keine Freude an der Abstraktion. Das Interesse erwacht erst da, wo die Darstellung ausführlich wird, wo sie farbige, anschauliche Bilder giebt. Auch hat das Volk ein lebhaftes Lesebedürfnis und eine rühmenswerte Lese-

Digitized by Google

geduld. Hat man sich erst hingesetzt, will man auch festsitzen, hat man erst angefangen, kommt es auf ein paar Bände nicht an. Ob freilich 140 Bogen des Guten nicht doch zuviel sind, und ob der Preis, wenn er auch noch so niedrig gesetzt sein mag, der Ausbreitung des Werkes nicht doch vielleicht hinderlich ist, das sind Fragen, die wir weder bejahen noch verneinen möchten, die sich aber der Verleger doch wohl auch vorgelegt haben wird. Wenn große Lieferungswerke zweifelhaften und sogar schlechtesten Inhaltes auf dem Wege der Kolportage ihre Verbreitung finden, warum soll es bei vorliegendem Werke nicht gelingen, wenn ähnliche Wege eingeschlagen werden?

Auch für die Geschichtschreibung der Reformation ist die ausführliche Darstellung der knappen, sich auf die Gegenüberstellung scharfer Gegensätze beschränkenden vorzuziehen. Die letztere mag packend sein, mag den protestantischen Geist zum klaren Ausdrucke bringen, aber leider leidet nur zu oft die historische Richtigkeit darunter. Zum Beispiel: Vor Luther keine Bibel — Luther findet sie in Erfurt an der Kette, löst sie und giebt sie dem Volke. Was soll nun der ununterrichtete Leser dazu sagen, wenn ihm gezeigt wird, daß es vor Luther Dutzende von gedruckten Bibeln, auch mehr als ein Dutzend deutscher Bibeln gegeben hat? Daß die Bibel, nicht das päpstliche Recht die regula fidei sei, das ist der Gegensatz, aber der läßt sich mit kurzen Worten allgemeinverständlich hinstellen. Wenn es sich vollends um die Darstellung der so reichen, nach so verschiednen Seiten sich ausprägenden Persönlichkeit Luthers handelt, so giebt es nur ein Mittel, der Aufgabe gerecht zu werden, nämlich eine ausführliche Schilderung, welche Schriften, Briefe und gelegentliche Gespräche reichlich verwendet, welche dem Reformator in seiner Entwicklung folgt und die Persönlichkeit in das richtige Licht und vor den richtigen Hintergrund stellt. Es sind in der letzten Zeit meist verfehlte Luther-Bilder und Statuen geschaffen worden. Hier ist es der orthodoxe Zelot, dort der dickköpfige Bauer, dort der nationale Held und wieder wo anders der Freiheitsapostel oder Litteraturprofessor, der den Lutherrock und den Luthernamen trug. Der Fehler war, daß die Künstler glaubten, von Luther und seiner Zeit genug zu wissen, wenn sie ein paar moderne Schlagwörter aufgelesen hatten. Diesen Herren wäre ein „Volksbuch“ wie das vorliegende sehr zu empfehlen gewesen.

Auf den volkstümlichen Ton, d. h. die direkte Anrede des Lesers, die Redensart des täglichen Lebens, den Kraftausdruck, den Archaismus möchten wir weniger Gewicht legen. Dieser Volkston ist im Grunde genommen doch nur ein Kunstprodukt und überdies nicht nötig. Die Hauptsache ist die klar gegliederte, scharf gezeichnete Darstellung. Es macht uns Freude, das vorliegende Werk gerade in dieser Beziehung als ein gutes Volksbuch bezeichnen zu können.

Neue Gesichtspunkte, neuen Stoff können wir von Rades Lutherbuch nicht erwarten; doch steht es auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit. Es hat auch, ohne sich auf Widerlegung und Streit einzulassen, seine Stellung gegen die neuesten sogenannten Geschichtswerke katholischen Ursprunges eingenommen. Der Gang der Darstellung ist in den ersten zwei Bänden durch die Sache selbst gegeben. Das erste Buch führt bis zum Beginne der Reformation, das zweite bis zum endgiltigen Bruche, das dritte bis zum Schlusse des Wormser Reichstages und das vierte, welches der Hauptsache nach die revolutionären Bewegungen der Reformationszeit behandelt, bis zur Verheiratung Luthers. Die Anordnung im dritten Bande war schwieriger. Der Verfasser behandelt die Zeit von 1525—1545 unter dem Gesichtspunkte der Entstehung der lutherischen Kirche (fünftes Buch) und läßt im sechsten die Schilderung Luthers in Haus und Amt folgen. Eingefügt ist der

Digitized by Google

vollständige Abdruck von elf Schriften Luthers und derjenige von elf andern in ausführlichem Auszuge. Wir wünschen dem Unternehmen besten Erfolg und sind überzeugt, daß die in der Art der Entstehung des Buches begründeten und von dem Verfasser selbst empfundenen Mängel — wir meinen besonders das Ende des fünften Buches — bei einer neuen Auflage Besserung finden werden.

Schopenhauer als Philosoph der Tragödie. Eine kritische Studie von Dr. Emil Reich. Wien, Carl Konegen, 1888.

Ein vortreffliches Büchlein, ebenso zeitgemäß, als geistreich und gelehrt. Mit seltener Beherrschung der großen einschlägigen philosophischen wie dichterischen Litteratur hat sich Emil Reich daran gemacht, Schopenhauers aphoristisch mitgeteilte Philosophie der Tragödie nicht bloß darzustellen, sondern auch auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Der erstere Versuch ist schon öfters gemacht worden, am umfassendsten von Siebenlist, aber auch am langweiligsten, mit orthodoxer Unterwerfung unter seines Meisters Aussprüche. Gegen beide nun vornehmlich ist Reichs gedankenvolle Studie gerichtet. Dadurch, daß sie immerfort ihre Grundsätze nicht bloß dialektisch zu begründen strebt, sondern auch mit glücklicher Wahl die Stimmen der berufensten Kunstphilosophen und Dichter zitirt, eines Sophokles, Euripides, Aeschylos, Aristoteles, Shakespeare, Calderon, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Grillparzer, Hebbel (Tagebücher), Otto Ludwig, Jean Paul, Hegel, Vischer, Herbart, Zimmermann, Carriere, Jakob Bernays, Theodor Rötscher, Ulrici, Gervinus, Hettner, Scherer, Georg Günther und noch vieler andrer Denker, dadurch erreicht sie die überraschende Wirkung, zu zeigen: so zerfahren, wie man oft ausschreit, ist das kunstphilosophische Denken der Nation denn doch nicht! Wer ein feines Ohr hat, nicht rechthaberisch sich auf Worte steift, der wird schon die Mehrheit von Stimmen über viele Punkte der Aesthetik geeinigt finden; auch dies ein Beweis mehr für die oft bestrittene Möglichkeit einer Aesthetik als Wissenschaft. Doch dies nur beiläufig zur Beruhigung des fleißig zitirenden Reich, der sich ob dieser, allerdings nicht gerade bequemen und auch nicht immer geschmackvollen Darstellungsweise in einem eignen Vorwort entschuldigen zu müssen glaubte. Das Verdienst seiner Studie liegt indes vornehmlich in der objektiven und schlagenden Kritik der Lehre Schopenhauers vom Tragischen.

Reich geht von dem Nachweise aus, daß der Frankfurter Philosoph schon prinzipiell die Kunst falsch erklärte. Dadurch nämlich, daß er ihre Aufgabe einzig in der Darstellung von (platonischen) Ideen, seinen „Objektivationsstufen des Willens," erkannte, setzte er alle Kunst in den Dienst der Erkenntnis, in den der Philosophie; die Kunst wurde dieser nicht bei-, sondern untergeordnet. In Wahrheit aber hat die Kunst nur den schönen Schein darzustellen, und der Erkenntnis dient sie nur in zweiter Linie; erfreuen, ergötzen will sie, nicht belehren. Daher kam Schopenhauer irrtümlich dahin, Form und Technik der Kunstwerke gering zu schätzen, welche von allen Künstlern und Aesthetikern jedoch einstimmig dem Gehalte mindestens gleichgestellt werden.

Als die Aufgabe der tragischen Kunst erklärte Schopenhauer, ein Bild dieser schlechten Welt vor des Zuschauers Augen zu stellen, einer Welt, in der das Unrecht siegt, das Recht überwältigt wird, in der eben keine sittliche Ordnung herrscht, in der der Wille zum Leben entzweit ist mit sich selbst, sich selbst daher in den verschiedenen Individuen bekämpft. Die Tragödie soll uns läutern von unserm sündhaften Willen zum Leben und soll lehren, durch das Schicksal ihres Helden selbst, daß es besser sei, nicht zu leben, erlöst zu werden von der Erbsünde

Digitized by Google

des Lebens selbst. Die Tragödie hat also den Beruf, den Pessimismus oder das strenge Christentum, nach Schopenhauer, zu predigen. Und dabei verwies er auf König Ödipus, Gretchen, Egmont, Clavigo, Ophelia, Cordelia, Desdemona, Don Carlos und Posa, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, den „standhaften Prinzen" von Calderon, „Mahomet" und „Tancred" von Voltaire und noch andre Tragödien. Emil Reich nimmt nun Schopenhauer beim Wort, geht in feinsinniger Analyse alle die genannten Stücke durch und führt schlagend den Nachweis, daß Schopenhauer mit Unrecht seinen Pessimismus in diese Dichtungen hineingelegt hat. Keiner dieser tragischen Helden verachtet das Leben, keiner geht bloß an der Erbsünde unter, und die poetische Gerechtigkeit, gegen die Schopenhauer sich zornig als eine Philisterei prosaischer Köpfe wendete, wird von allen den genannten Tragikern, auch vom katholischen Calderon, mit klarem Bewußtsein beobachtet. Cordelia ist schuldig: denn sie hat hochverräterischerweise das fremde Heer auf englischen Boden gerufen und ist auch der Schwäche des alten Vaters, die sie doch kennen mußte, trotzköpfig nicht entgegengekommen; auch Ophelia ist schuldig: denn sie hat, wenn auch sich selbst unklar, von Claudius sich in verräterischer Absicht gegen Hamlet benutzen lassen; auch Desdemona ist schuldig: denn sie hat sich herzlos gegen den alten Vater benommen u. s. w. Wenn die Tragödie nicht gräßlich werden soll, kann sie der Schuld für ihre Helden nicht entbehren, und zwar nicht etwa der mystischen Erbsünde, sondern wirklicher Schuld; und die Ausgleichung derselben stellt sie gleichfalls auf Erden hin, sie kennt keine Versöhnung in Nirvana; denn sie predigt nicht den Ekel vor der Welt, sondern sie stellt das Bild derselben als schönen Schein hin, und zu dieser Schönheit gehört untrennbar der Glaube an eine sittliche Weltordnung. Durch diesen ihr unentreißbaren Glauben ist sie abgrundtief von den Naturalisten getrennt, die Schopenhauers Theorie in Praxis umsetzen (Ibsen). Er selbst freilich hätte die Naturalisten, zufolge seiner künstlerischen Ideenlehre, abgelehnt.

Endlich hat Schopenhauer die Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters in der Tragödie aufgestellt und die Forderung der Willensfreiheit für den tragischen Helden angefochten. Siebenlist hat hierauf das „Gesetz des tragischen Monismus." Reich weist nach, daß sich dieses sogenannte Gesetz mit der ganzen pessimistischen Lehre in Widerspruch bringe, denn dann wird ja jedem Charakter das Seinige an Lohn und Strafe nach Recht zugewiesen!

Dies die Probleme, neben denen Reich eine Menge Einzelheiten zur Sprache bringt. In einigen Fragen stimmt übrigens auch Reich dem großen Pessimisten bei, z. B. in der nach dem Verhältnis der Poesie zur Geschichte. Es geschieht dies immer dann, wenn sich Schopenhauer in seinen Urteilen nicht von seinem System befangen machen ließ. Denn wenn auch Reich nachweist, daß Schopenhauers pessimistische Kunstlehre litterarisch mit der Herrschaft der Schicksalsdramen zusammenfällt, ferner, daß seine befremdende Ueberschätzung Voltaires als Dramatiker auf seine allgemeine Vorliebe für den großen Aufklärer zurückzuführen sei, so ist er doch weit davon entfernt, Schopenhauers bedeutenden künstlerischen Sinn ganz zu verkennen. Das Beste an diesen Einzelheiten sind die vorzüglichen Analysen der Dramen, zumal die des „König Lear," der „Tragödie des Cäsarenwahnsinns" und der „Braut von Messina." Man hat Ursache, auf das größere Werk über die dramatische Kunst gespannt zu sein, welches Reich ankündigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Der Reichskanzler und die Parteien.

Verständigen, unverblendeten Beobachtern der Bismarckschen Politik, die ihre Beobachtungen im Gedächtnis bewahren, sagen wir nichts neues, wenn wir im Hinblick auf das Kartell und gewisse Gelüste von Konservativen, eine andre Parteigruppirung zu stande zu bringen, behaupten, daß der Reichskanzler als solcher und schon als preußischer Minister niemals einer Partei angehört hat. „Der König war mein einziger Fraktionsgenosse — äußerte er 1881 —, und meine einzigen Ziele waren Verteidigung der monarchischen Gewalt gegen verfassungswidrigen Parlamentarismus und Herstellung, Kräftigung und Weiterausbildung des deutschen Reiches.“ Kein Mann der Partei, oder was bei uns ungefähr dasselbe bedeutet, kein Mann der Doktrin, suchte er sich die von der Verfassung vorgeschriebene Mehrheit in den Parlamenten, wo er sie im gegebenen Augenblicke zu finden hoffte. Indem er bemüht war, die großen Parteien so zu lenken, daß sie der Erreichung der soeben genannten Ziele möglichst dienten, machte er bald der einen, bald der andern Zugeständnisse, die verglichen mit den ihm am nächsten liegenden Zwecke geringe Bedeutung zu haben schienen, und die nach Erreichung dieses Zweckes umgestaltet werden konnten, sobald es die Umstände erforderten. Seine Hauptaufgabe war von 1870 an die Pflege der deutschen Einheit, die Befestigung des deutschen Reiches. Als er sich zu diesem Zwecke nach Unterstützung in der Volksvertretung umsah, fand er diese zwar auch in den Reihen der Konservativen, aber natürlich richteten sich seine Blicke mehr auf die nationalliberale Partei, die als die zahlreichere sich zur Gewinnung einer Mehrheit vor allem empfahl, und mit der er sich in seinen nationalen Zielen fast durchgehends einig wußte. Mit ihr galt es daher nach ihrer andern, der liberalen Seite hin sich möglichst zu verständigen, und indem dies geschah, kam

Digitized by Google

es zu verschiednen Vereinbarungen, die einen Teil der Konservativen, die Junker und die Hochkirchlichen, welche ihr Organ in der Kreuzzeitung haben, verstimmten und dem Kanzler zuletzt entfremdeten. Zuerst grollte, dann zürnte man dem „liberal gewordenen Ministerpräsidenten," und 1872 kam es über der Frage des Schulaufsichtsgesetzes zwischen ihm und jener Clique, die damals viel stärker als jetzt war, zu offnem Bruche. Die Herren näherten sich sogar dem reichsfeindlichen Zentrum und machten mit ihm Front gegen den Minister, indem sie in dem Bedürfnisse gesinnungsvoller Opposition mit Windthorst die „Vindikation des monarchischen Prinzips gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft" und die „Verteidigung des christlichen Charakters unsers Staates" besorgen zu müssen erklärten. Bismarck hatte am 30. Januar in einer Rede gesagt: „Wie die Sachen augenblicklich liegen ... bedürfen wir Minister einer Majorität, die unsre Richtung im ganzen unterstützt." Das sollte nach der Kreuzzeitung eine „unumwundene Anerkennung desjenigen Konstitutionalismus" sein, den das Blatt und seine Partei „seit zwanzig Jahren bekämpft hätten, weil er in Preußen nicht verfassungsmäßig sei." Mit unbestreitbarem Rechte ließ der Kanzler darauf entgegnen: „Nicht verfassungsmäßig? Haben wir denn keine Volksvertretung? Ist ihre Zustimmung nicht erforderlich zur Giltigkeit der Gesetze, und wird diese Zustimmung nicht durch ihre Majorität erteilt? Da folgt doch mit unerbittlicher Konsequenz das Bedürfnis der Räte der Krone, sich eine Majorität für ihre Gesetze zu gewinnen, wenigstens insoweit, daß sie, wenn auch nicht jede Vorlage ihre Beistimmung findet, die Richtung der Minister im ganzen unterstützt. Der Mann, den die Kreuzzeitung mit überlegener Weisheit kritisirt, hat im Sturm und Drang bewegter Tage bewiesen, daß er das für notwendig erkannte keiner Majorität zu opfern gewillt ist. Aber derselbe Staatsmann sprach es auch aus, daß der Konflikt keine regelmäßige Einrichtung des Landes sein könne. Wo eine Volksvertretung besteht, und wo der Konflikt nicht ewig dauern soll, da werden Majoritäten zu gewinnen sein, und entziehen die Männer von der Rechten ihre Unterstützung, so erhebt sich die Frage, ob die Regierung, die das Staatsleben im Gange zu erhalten hat, weiter links noch Volksvertreter zu finden vermag, auf deren Unterstützung sie zählen kann." Diese sehr charakteristischen Worte gingen nur gegen die äußerste Rechte, die dunkelste Schattirung der Konservativen. Von den übrigen Mitgliedern der Partei wurde gerühmt: „Die konservative Partei hat ihren Anhalt in der Regierung gesucht und auch gefunden. Das nennt die Kreuzzeitung den Grund des Übels. Richtiger wäre, darin den Grund des Ansehens und der Geltung dieser Partei zu erblicken. Unter einer starken und aufstrebenden Regierung ist diese nach langen Jahren der Nichtachtung emporgekommen. Indem sie sich der von Sr. Majestät ergriffenen Politik mit Loyalität anschloß, hat sie nicht das Gelingen dieser Politik möglich gemacht, wohl aber sich, was nie zu vergessen ist, mit derselben identifizirt und sich dadurch die Berechtigung zu vollem Anteil an Ruhm und

Digitized by Google

Ehre erworben. Man kann nicht sagen, daß die Regierung einen parlamentarischen Sieg in den letztverflossenen Jahren ihr allein zu danken hätte. Aber es ist der Partei zu statten gekommen, daß sie mit einer Regierung zu gehen beschloß, die fähig war, zu leisten, was die Partei zu vollbringen außer stande war." Für die unheilbare Verblendung und den steifnackigen Dünkel der Kreuzzeitungspolitiker war diese auch später und noch heute giltige Wahrheit eine Predigt in den Wind. Man erinnert sich, wie sie zur Zeit der großen Verleumdungen in ihrem Blatte auf ähnliche Weise Sturm gegen den Kanzler läutete wie Joachim Gehlsens Reichsglocke, wo ebenfalls frondirende Junker den Strang zogen, man denkt an die Kundgebung der Dellaranten, die das billigte, man weiß, wie dieser Flügel der Konservativen sich wiederholt mit Windthorsts Schwarzen zur Bekämpfung Bismarcks und seiner das Reichswohl bezweckenden Politik verbündete, weil er ihnen nicht den Willen thun, d. h. keine Reaktion in Szene setzen wollte.

Beinahe ganz dasselbe, was hier vom rechten Flügel der Konservativen gesagt wurde, gilt vom linken der Nationalliberalen, der vor seinem Ausscheiden aus der Partei so häufig der leitende war, daß es zeitweilig von der gesamten Genossenschaft galt. Auch die Nationalliberalen haben sich bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse unzweifelhafte Verdienste erworben, aber ebenfalls nur insofern, als sie sich der Politik des Reichskanzlers entschieden fügten. Sie mußten, wie gesagt, als der innere Ausbau des neuen Hauses begann, dem Baumeister nach den zunächst in Betracht kommenden Zügen ihres politischen Charakters als besonders geeignete Arbeiter erscheinen, und sollte das Werk rasch vollendet werden, so mußte er sie neben dem Teile der Konservativen, der seine Pläne und Bestrebungen begriff und zu fördern gewillt war, und im Einvernehmen mit ihm verwenden, sowie bei ihrer Arbeit festhalten und ihr Interesse daran verstärken. Sie verfolgten gleich ihm sein zweites Hauptziel, sie waren national und reichstreu gesinnt, aber zugleich in einem Grade liberal, der sich damit nicht immer und mit dem ersten seiner Hauptziele, der Wahrung des verfassungsmäßigen Rechtes des Monarchen, noch weniger vertragen wollte. Es befand sich ein starker Prozentsatz „gesinnungstüchtiger" und infolgedessen schwer belehrbarer Geister unter ihnen, die sich nur zögernd mit der Regierung zu gehen entschlossen, weil das wider den Komment und Katechismus der liberalen Partei verstieß, der es für mindestens unschicklich erachtete und Unversöhnlichkeit und Opposition unter allen Umständen für das dem Genossen derselben allein wohl zu Gesichte stehende Benehmen erklärte. Der Kanzler gewann sie durch Entgegenkommen, durch möglichst schonende Behandlung ihrer Vorurteile wirklich, einige ganz und für immer, andre bis zu einem gewissen Grade und nur vorübergehend. Er erwarb sich unter ihnen Freunde durch formelle Zugeständnisse an einige ihrer Lieblingsneigungen, die vorläufig als harmlos betrachtet werden konnten. Aber so sehr er sich ihnen, seines höhern nationalen

Digitized by Google

Zweckes eingedenk, gefällig erwies, an einem Punkte hörte dies auf: das Ansehen und die Befugnis, welche die Verfassung der Krone lieferte, ließ er nicht schmälern.

Der Liberalismus strebte nach einem Zustande, wie er in England, Frankreich und Belgien Herkommen war, und bei dem die Minister nur mit der Mehrheit der Volksvertretung regieren konnten und, wo ihnen diese fehlte, sofort zurückzutreten und einem Kabinet Platz zu machen hatten, das der Monarch oder Präsident aus der Mehrheit zu wählen verpflichtet war. Bis 1866 hatte Bismarck dieses Streben und die ihm zu grunde liegende Doktrin für unzulässig in Preußen, weil nicht in dessen Verfassung begründet, erklärt und 1863 zur Vermeidung von Konflikten auf die Politik der Kompromisse hingewiesen. Diese wurde damals abgelehnt. Jetzt, nach Gründung des Norddeutschen Bundes, vom Kanzler wieder aufgenommen und im deutschen Reiche fortgesetzt, hatte sie bessern Erfolg. Die Nationalliberalen gingen gleich andern Gemäßigten in den meisten Fällen auf sie ein. Ferner suchte der Kanzler den Aberglauben der Liberalen zu widerlegen und zu beseitigen, der einen Gegensatz zwischen Regierung und Volksvertretung als selbstverständlich und unter allen Umständen wirksam ansah und als oberste Pflicht der Volksvertretung wachsames Mißtrauen in Betreff der Pläne und Vorschläge der Regierung betrachtete, die nächstwichtige aber in dem Bestreben der Parlamente sah, die angeblich erfolgte Übervorteilung der Regierten durch die Regierenden jetzt, nachdem die nationalen Ziele in der Hauptsache erreicht worden, wettzumachen, die vermeintlichen Rechte des Volkes, Menschenrechte, Grundrechte u. dergl. allmählich zurückzuerobern und die Staatsbürger, die nunmehr politische Bildung genug besäßen, um sich selbst zu regieren, von der „Bevormundung“ durch die Staatsbehörde zu befreien. Die Bemühungen Bismarcks, die Nationalliberalen von der Verkehrtheit dieser von 1848 her überlieferten Ansichten zu überzeugen, waren eine Zeit lang, wie es schien, nicht erfolglos, sodaß sich im großen und ganzen zwischen ihm und der bedeutendsten Fraktion der Liberalen ein recht befriedigendes Verhältnis ausbildete, bei dem diese mancherlei Zugeständnisse von der Regierung erlangten. So auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Interessen, in der Frage der Verwaltungsreform und bei dem Kampfe mit den Ultramontanen, so ferner bei der Justizreform und dem Militärorganisationsgesetze. Immer erreichte der Kanzler hier im wesentlichen seinen Zweck, indem er auf liberale Forderungen, die sich gewähren ließen, einging, also auf dem Wege von Vereinbarungen nach dem Grundsatze do ut des.

Bei der Raschheit, womit der innere Ausbau des deutschen Staates infolge dieses praktischen Verfahrens fortschritt, konnte es nicht fehlen, daß sich, als man Zeit zu genauerer Betrachtung fand, Mängel am Werke herausstellten, deren Beseitigung sich nicht aufschieben ließ. Ein Teil der Nationalliberalen erkannte dies an, ein andrer nicht. Alle fingen mehr oder minder an, sich

Digitized by Google

ihrer doktrinären Vergangenheit zu erinnern, alle meinten Rücksicht auf ihre Wähler nehmen zu müssen, von denen sie irrtümlich voraussetzten, daß sie der Mehrzahl nach die alten Glaubensartikel des Liberalismus für unumstößliche Regeln, für unantastbare Heiligtümer hielten. So wurde die Unterstützung des leitenden Staatsmannes durch die Partei schon zu Beginn des zweiten Jahrfünfts des deutschen Reiches fraglich und immer fraglicher. Allerdings führte man sie noch im Programm, aber die Fälle, wo man sie gewährte, wurden seltener. Man verfuhr zuerst zögernd, dann kühler, darauf abwehrend und zuletzt angreifend. Man lieh dem Kanzler in den besten Fällen nur widerwillig und notgedrungen seine Mitwirkung bei der Verschärfung des von der modischen Humanität stark beeinflußten Strafgesetzbuches, und die betreffende Novelle ging aus den Verhandlungen des Reichstages verwässert und verstümmelt hervor. Bei den Justizgesetzen machte man zwar in dritter Lesung erhebliche Zugeständnisse, aber vorher hatte man auch in dieser Angelegenheit mit Eifer seinen doktrinären Liberalismus kund gegeben und in verdrießlichster Weise gefeilscht, gemäkelt und abzuzwacken versucht. Die Partei, die vorher bereitwillig bei den Reformen mitgezogen und -geschoben hatte, schickte sich mehr und mehr an, ein Hemmschuh zu werden. Die Reichstagswahlen von 1877 zeigten ziemlich deutlich, daß die Führer derselben sich bei diesem Verhalten mit der erwähnten Rücksicht auf die Wählerschaften getäuscht hatten. Ein beträchtlicher Teil der letztern war einverstanden mit der Politik des Kanzlers, und so kam es, daß eine nicht geringe Anzahl der bisherigen nationalliberalen Abgeordneten den Kummer erleben mußte, ihr Mandat nicht erneuert zu sehen, während die Fraktionen der Konservativen durch die Wahlen verstärkt wurden.

Ostern 1877 bat der Kanzler den Kaiser um seine Entlassung, worauf im Sinne der ungeheuern Mehrheit des deutschen Volkes, soweit es an politischen Dingen Interesse nimmt, mit dem bekannten „Niemals“ geantwortet wurde. Die Beweggründe zu dem Abschiedsgesuche waren hauptsächlich in Hofkreisen zu suchen. Aber auch Verstimmung und Verdruß über die zunehmende Opposition der stärksten Gruppe der Liberalen, die sich namentlich im Hinblick auf die Feindschaft der Klerikalen und ihrer partikularistischen Bundesgenossen gegen das Reich als Reichstreue ganz entschieden und unzweideutig auf die Seite von dessen Schöpfer hätte stellen sollen, aber statt dessen, um den Glanz liberaler Gesinnungstüchtigkeit hell zu bewahren, dem Kanzler jetzt fast niemals ihren Beistand unverkürzt zu teil werden ließen, spielten dabei eine Rolle. Die Herren vom linken Flügel der Nationalliberalen fühlten sich mehr zu Kritikern als zu Mitarbeitern des Kanzlers berufen, und sie hatten sich allmählich ganz zu ihrer vermeintlichen Hauptaufgabe, Wächter der angeblich von ihm bedrohten Rechte und Freiheiten des Volkes zu sein, zurückgewöhnt, sodaß sie häufig von der fortschrittlichen Demokratie kaum noch zu unterscheiden waren. Sie führten aber bei ihrer Rührigkeit und den nicht zu leugnenden

Digitized by Google

Talenten ihrer Leiter in der Partei vorwiegend das Wort und gaben ihr vielfach die Farbe.

Inzwischen waren die Pläne des Kanzlers zur Umgestaltung der wirtschaftlichen Einrichtungen des Reiches gereift, Pläne, die auf Vermehrung der Einnahmen des letzteren aus den Zöllen und den indirekten Steuern, auf Unterstützung der Industrie und der Landwirtschaft in ihrem Kampfe mit dem übermächtigen Wettbewerbern des Auslandes und auf Erleichterung der mit indirekten Abgaben schwer belasteten Mittelklasse, sowie der mit Ausgaben für Schulen und Arme überbürdeten Gemeinden hinausliefen. Zu diesem Zwecke suchte Bismarck den Beistand der Nationalliberalen. Im Herbste 1877 verhandelte er deshalb mit Bennigsen. Dieser konnte oder wollte sich mit Rücksicht auf jenen linken Flügel nicht allein entscheiden und nahm die Vorschläge Bismarcks einfach entgegen, um sich darüber mit andern Führern der Partei zu besprechen. Dies geschah, und einige Tage nachher wurde von der Presse der Nationalliberalen die Parole „Konstitutionelle Garantien" ausgegeben. Man dachte an ein großes Handelsgeschäft, zu dem offenbar Lasker geraten hatte, der schon 1873 mit der Bemerkung, daß man endlich auch „Volksrechte" verlangen und gewähren müsse, mit der Forderung eines Preßgesetzes nach seinem Geschmack hervorgetreten, aber von Bismarck abschlägig beschieden worden war. Jetzt, wo man sich für notwendig und unumgänglich hielt, war, wie Lasker und Genossen rechneten, der Augenblick gekommen, diese günstige Lage kaufmännisch auszunutzen und der Regierung alles abzudrücken, was man begehrte. Über die „konstitutionellen Garantien" herrschte in der Partei freilich keine Übereinstimmung; aber schon daß man solche Bürgschaften in Anspruch nahm, war der deutlichste Ausdruck des in der Partei nie ganz geschwundenen Gefühls, daß sie in dem Kanzler nicht sowohl einen Freund und leitenden Mitarbeiter, als einen Gegner vor sich habe, dem man sich nur mit Mißtrauen und größter Vorsicht weiter nähern dürfe, und dessen Gesetzvorschläge man mit allerlei Kautelen spicken müsse, wenn sie ungefährlich sein sollten. Bismarck lehnte das Verlangen der Nationalliberalen, das auf Einrichtungen ähnlich den englischen mit ihrer Parteiregierung hinauslief, als unerfüllbar ab, und nun verwandelten sich die zuletzt nur noch halben und lauen politischen Freunde in eine Partei, die fast in allen Fragen, welche den Reichstag und das Abgeordnetenhaus des Landtages beschäftigten, mit der Opposition stimmte und dem Kanzler häufig die natürlichsten Dinge abschlug. Das Ausscheiden des linken Flügels aus dem Fraktionsverbande änderte daran zunächst nicht viel. Die ganze Partei war mehr oder weniger in die alte Politik der Liberalen zurückverfallen, und sie hatte sich damit von ihm, nicht er sich von ihr getrennt. Ihre Blätter feindeten ihn in gleich gehässigem Tone an, wie die der Fortschrittsleute. Ihre Vertreter am Dönhofsplatze verwarfen beinahe alles, was die Regierung vorschlug oder verlangte, und die in der Leipziger Straße thaten

Digitized by Google

desgleichen, indem sie sogar das hochnotwendige Sozialistengesetz zurückwiesen und ihm erst dann zustimmten, als zwei Mordversuche aus den Reihen der Umsturzpartei das geheiligte Haupt des Kaisers, der für die Verwirklichung des nationalen Ideals seine Krone gewagt hatte, bedroht und die Nation in eine Stimmung versetzt hatten, welche die Mandate der Doktrinäre, die hier aus „Prinzipientreue" keine Abhilfe zustande kommen lassen wollten, für die Zukunft unsicher erscheinen ließ. Die Herren wollten dadurch, daß sie dem Kanzler Hindernisse in den Weg legten, in erster Linie zeigen, daß sie eine Macht seien, die schaden und hemmen könne, und die man bei jeder neuen Frage durch Zugeständnisse willig stimmen müsse. Sie schadeten sich aber damit nur selbst. Abgelöst von Bismarck, galten und vermochten sie wenig, wurden sie eine Partei zweiten Ranges, auch an Zahl. Der Kanzler aber empfand, seitdem diese Politik der Nationalliberalen sich deutlich und beharrlich äußerte, nur stärker als früher, daß sie unzuverlässige Freunde waren; im übrigen setzte er mit Hilfe andrer wesentliche Punkte seines reformatorischen Programms durch, nicht so viel, als er mit dem Beistande der Nationalliberalen aller Schattirungen durchgesetzt haben würde, aber immerhin bis auf weiteres genug.

Jene andern waren die Konservativen und das Zentrum. Deshalb konnte man aber eben so wenig nun sagen, der Kanzler sei reaktionär, junkerlich und hochkirchlich geworden, als er sei unter die Klerikalen gegangen. Jene beiden Parteien zeigten sich bereit, ihm gewisse Absichten verwirklichen zu helfen, und er nahm dies an. Den gemäßigten und reichstreuen Liberalen stand es frei, sich ihm von neuem zu nähern und wieder mit ihm durch Kompromisse auch in Sachen ihrer liberalen Anliegen weiter zu kommen. „Ich habe — so sagte er in den Tagen, wo er mit der wirtschaftlichen Reform begann — positive praktische Ziele, nach denen ich strebe, und zu denen mir mitunter die Linke, mitunter die Rechte geholfen hat, nach meinem Wunsche aber beide gemeinschaftlich helfen sollten. Wer diese Ziele mit mir erstrebt, ob man sie sofort erringt oder erst nach jahrelanger gemeinschaftlicher Arbeit ihnen näher kommt und sie schließlich erreicht, darauf kommt es so sehr nicht an. Ich gehe mit jedem, der mit dem geht, was nach meiner Überzeugung das Interesse des Staates und des Landes ist. Die Fraktion, der er angehört, ist mir gleichgiltig."

In der letzten Zeit haben sich die Nationalliberalen, durch Erfahrung belehrt, dem Kanzler wieder genähert, die große Mehrheit der Konservativen steht ihm gleichfalls nicht mehr fern und im wesentlichen zur Verfügung. Beide Parteien aber haben sichs gesagt sein lassen, wenn er einst den Wunsch äußerte, die Rechte wie die Linke möchten ihm bei seinem Streben nach positiven praktischen Zielen gemeinschaftlich helfen. Sie haben ein Kompromiß, das Kartell, geschlossen. Die Regierung muß wünschen, daß es bestehen bleibe, da sie einer Mehrheit bedarf, und diese sich auf der Grundlage der konservativen Partei allein nicht herstellen läßt, sondern nur zu erreichen ist entweder

Digitized by Google

durch Verbindung der Konſervativen mit dem Zentrum oder durch Einigung derſelben mit den Nationalliberalen und den Freikonſervativen. Mit der Partei Windthorſts zu gehen iſt ſelbſtverſtändlich für die Regierung ein Ding der Unmöglichkeit, ſie kann ſich auf keine Mehrheit ſtützen, deren Beſtand vom Belieben dieſes unverbeſſerlichen Reichsfeindes abhängt, mit dem ſie alſo fortwährend zu paktiren hätte. Sie kann nur eine aus Nationalliberalen und Konſervativen zuſammengeſetzte Mehrheit brauchen. Sie muß infolge dieſer Lage der Dinge nicht nur ſich ſelbſt der Bekämpfung einer der drei nationalen Parteien enthalten, ſondern auch bemüht ſein, zu verhüten, daß dieſe ſich unter einander befehden, und nach Möglichkeit dahin wirken, daß ſie einig bleiben, ihren Beſitzſtand in den Wahlkreiſen unter einander ſchonen und bei Stichwahlen für einander ſtimmen. Die Regierung iſt nicht imſtande, zwiſchen den Fraktionen, deren Unterſtützung ſie zu verfaſſungsmäßigem Regieren bedarf, eine Auswahl zu treffen. Das Zuſammenhalten der nationalen Parteien iſt für ſie eine unbedingte Notwendigkeit. Ohne dieſes bliebe ihr nur übrig, entweder in dauernder Minderheit zu operiren oder ſich Herrn Windthorſt und ſeiner Anhängerſchaft auf gut Glück in die Arme zu werfen, Elementen, die aus dem Polentum, dem Welfenlager und den Reihen des Freiſinns ſich zuſammengefunden haben. Dieſe Umſtände bringen die Politik des Kanzlers in eine Art Zwangslage, auf welche die Fraktionen, die das Intereſſe des Staates über das der Parteien ſtellen, überall und dauernd Rückſicht nehmen ſollten.

Gefahren in der Geſchichtswiſſenſchaft.

Von J. von Pflugk-Harttung.

Mit Stolz darf der Deutſche auf die Ergebniſſe ſeiner Geſchichtſchreibung blicken. Ihm gehören die größten hiſtoriſchen Genies der neueſten Zeit an, er ſchuf die Weltgeſchichte und wurde Hauptvertreter der Spezialforſchung, er eröffnete die ſyſtematiſche Durchforſchung der Archive, wurde Wiedererwecker der Urkundenlehre, zuverläſſigſter und umſichtigſter Textherausgeber, von ihm ging die Rechtswiſſenſchaft aus und die Begründung der modernen hiſtoriſchen Kritik, die der ganzen Wiſſenſchaft und vielen Anverwandten ihre Grundfarbe verlieh. Kurz, der Deutſche darf ſich als vornehmſter Träger der heutigen Geſchichtskunde anſehen.

Digitized by Google

Wie immer, so entwickelten sich aber auch hier mit dem Guten und Wertvollen zugleich Übelstände und Gefahren. Diese erweisen sich von verschiedner Art, als subjektive, aus dem Material erwachsende, und als objektive, in der Disziplin beruhende oder sich eindrängende, zwei treten von außen heran und zwei wirken innerlich; es sind das: Philosophie und Naturwissenschaft, Spezialismus und Standpunkt.

Zunächst die erstern. Höhere Geschichte kann weder der Ergebnisse der Philosophie noch der der Naturwissenschaft entraten, doch gedeihen sie zur Gefahr, wenn sie übermächtig werden, mit abweichendem System und andern Zielen die Thatsachen beeinträchtigen, statt daß die Thatsachen sie lenken und beeinflussen.

Das Wesen der Geschichte ist das Werden. Aus ihm ergiebt sich eine Doppelfrage: Wie geschieht die Entwicklung und wohin führt sie? Oder: Was sind die Faktoren und welches ist ihr Ergebnis? Oder: Was sind die Ursachen und was ist die Wirkung? Beides hat Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zusammengefaßt. Der Mensch gilt ihm als dazu bestimmt, alles zu erreichen, wozu ihm die äußere Möglichkeit und die innere Kraft und Anlage gegeben wurde. Während er darnach strebt, strebt er nach Vervollkommnung, nach reinerer Ausprägung der Humanität, und in dieser Entwicklung beruht sein Glück. Erscheint nun hier schon der Vordersatz bedenklich, so ist die Folgerung geradezu falsch, denn nur wenige streben nach Vervollkommnung, das Ziel der Masse ist von vornherein das Glück oder richtiger das, was sie für Glück hält; der Trieb der Selbsterhaltung, der Kampf ums Dasein beherrscht den Einzelnen, die Völker, die Menschheit. Legte man der Geschichte also den Herderschen Satz zu Grunde, so trübte man sie in ihrem Wesen.

Später wurden Ursache und Wirkung besser gesondert, diese vorzugsweise in idealphilosophischer, jene in sozialistisch-naturwissenschaftlicher Richtung weiter geführt, und zwar mit steigender Entfremdung vom mütterlichen Boden.

Als Hauptvertreter der idealphilosophischen Richtung gelten Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Der Nerv ihrer Betrachtung ist der, ob die Entwicklung fortschreite, ob die Geschichte ein Wertergebnis biete, und welches. Sie alle bejahen dies und erkennen als Wirkung den Staat. Nach Kant darf man die Geschichte der Menschengattung im großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu stande zu bringen als einzigen Zustand, in welchem sie alle Anlagen der Menschheit völlig entwickeln kann. Bei Fichte vollzieht sich die Geschichte im Staat und durch den Staat, der, ursprünglich ein egoistisches Werk der Not, doch zugleich durch eine Kunst der Natur deren höhere Zwecke erfüllt. Schelling meint, in der Rechtsordnung des Staates vollziehe sich die Vereinigung der subjektiven Freiheit mit der objektiven Notwendigkeit des Gesetzes. Hegel sieht das Höchste in der sittlichen Freiheit der

Digitized by Google

Person; indem sie sich den Gesetzen unterwirft, verschwindet der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit; der Staat und dessen Gesetz bilden ihm die rettende Lösung. Ihm ist Geschichte der Entwicklungsgang des Weltgeistes, als dessen Wesen die sich selbst bestimmende Freiheit des Bewußtseins dasteht, sodaß der Inhalt der Geschichte nichts andres sein kann, als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Nur das gilt ihm als Geschichte, was in der Entwicklung des Weltgeistes eine wesentliche Epoche ausmacht.

Diese Männer begaben sich mit falsch übertragener Methode an die Thatsachen, weil sie von der Philosophie ausgingen, statt von der Geschichte; die Philosophie konstruirt, die Dinge der Geschichte ereignen sich. Nicht ein historischer, sondern ein philosophischer Vorwurf ist der Kern ihrer Gedanken: das Problem der Freiheit und Notwendigkeit. Deren Ausgleich im Staate erkennend, überschätzten sie diesen, unterschätzten sie die nichtstaatlichen Bethätigungen in Gewerbe, Religion, Kunst und Wissenschaft. Es ist eine Betrachtungsweise, die eigentlich nur dadurch verständlich wird, daß ihre Vertreter zunächst den preußischen Staat vor Augen hatten, worin sie lebten und wirkten. Darüber verkannten sie, daß der Kulturstaat als solcher sich keineswegs immer mit den Bedürfnissen seiner Bürger deckt, daß das Ideale nicht der bloße Staat, sondern der Nationalstaat ist, sein Zusammenfall mit dem Volkstum. Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel, etwa Österreich: es wurde zufällig zusammenerobert und -geheiratet, voll Haß und Erbitterung stehen sich innerhalb desselben die verschiednen Nationalitäten gegenüber, und doch soll sich in seiner Rechtsordnung die sittliche Vereinigung der subjektiven Freiheit mit der objektiven Notwendigkeit des Gesetzes vollziehen! Ja auch der Nationalstaat bleibt unvollkommen, sobald er nicht auf dem Volkstum beruht. Das Frankreich Ludwigs XV. war gewiß ein Kulturstaat und doch so sehr der Freiheit und Gesetzlichkeit bar, daß es ausmündete in die Revolution.

Alle die angeführten Aufstellungen sind von der Blässe des Gedankens angekränkelt; nicht aus dem vollen Menschenleben, im Überblicke über Triebe und Leidenschaften gewann man sein Ergebnis, sondern als gute Philosophen setzten sich die Herren nieder, schufen aus den Tiefen des Bewußtseins ihr System, und ließen über das Ganze die nebelig unklare Gestalt des Weltgeistes walten.

Anders die sozialistisch-naturwissenschaftliche Richtung; sie wollte aus dem Zusammenfluß einzelner Beobachtungen zu allgemeinen Gesetzen gelangen, sie fußte auf der Masse, dem Streite der Interessen.

Im Gefängnisse der Revolution suchte sich der Marquis von Condorcet durch seine Equisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain zu trösten. Er ordnete darin die geistigen Anlagen den äußern Naturbedingungen gegenüber und fragte: Weshalb sollte das Prinzip der Naturwissenschaften, daß die allgemeinen Gesetze, von denen die Erscheinungen des Weltalls abhängen, notwendig und beständig sind, weniger giltig sein für die Entwicklung

Digitized by Google

der geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen, als für die andern Bethätigungen der Natur? Nicht auf den Einzelnen blickte er, nur auf Zustände und Bewegung der Menge, die ihm als Geschichte erschienen.

Die hier betonte Beobachtung der Massenentwicklung führte Comte zur Aufstellung einer dreistufigen Doppelreihe, nämlich: 1. die Stufe theologischer Denkart oder die der Phantasie, hier herrscht Militarismus und Absolutismus; 2. die der metaphysischen oder absoluten Denkart, ihr sind Übergangszustände eigen; 3. die der wissenschaftlichen oder positiven Denkart mit Herrschaft der Arbeit, der wissenschaftlichen und politischen Einsicht. Die Anlagen des Menschen scheinen Comte nicht sonderlich von denen höherer Tiere verschieden, nur sind seine Triebe weniger, seine geistigen Fähigkeiten mehr ausgebildet. Während nun der Mensch obige Stufenfolge durchlebt, treten Leidenschaften und Triebe vor Verstand und Vernunft allmählich zurück, und das ist der Fortschritt der Kultur. Die Entwicklung der Menschheit hing ihm ab von den unveränderlichen Gesetzen der Natur; Wille und That des Einzelnen vermögen darin nicht wesentlich einzugreifen. Die Fragen nach Willensfreiheit und geschichtlichem Wertergebnis sind ihm gleichgiltig.

Noch weiter ging Buckle. Er suchte die Naturwissenschaft und ihre Methode in der Geschichte zur allgemeinen Geltung zu bringen, sie, wie er meinte, zum Range einer Wissenschaft zu erheben, indem er ihre Gesetze erforschte. Diese ergaben sich ihm aus der Statistik, welche die Gesetzmäßigkeit aller menschlichen Handlungen beweise. Es gelte deshalb nur, die Beobachtung weit genug auszudehnen, um die Regeln, die im einzelnen Falle nicht hervortreten, an der Masse von Fällen zu erkennen. Da zeige sich, daß jegliches abhänge von der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf den Geist und der des Geistes auf die Erscheinungen. Der Sieg des Geistes über die Außenwelt biete das Maß der Zivilisation, jeder Fortschritt hier sei der Aufklärung des Wissens zu danken, woraus sich in weiterer Folge ergebe, daß der Fortschritt der Kultur durch die Herrschaft der geistigen über die sittlichen Gesetze bezeichnet werde. Buckle gilt Sittlichkeit als Privatsache, Psychologie und Eigenart als unwissenschaftlicher Ballast, die Thaten des Genies als sich ausgleichende Unregelmäßigkeiten; Religion, Kunst, Litteratur und Staat, alles erscheint ihm wertlos vor der exakt-wissenschaftlichen Aufklärung.

Und doch war es noch nicht genug damit. Du Bois-Reymond faßte die Naturwissenschaft als absolutes Organ der Kultur, somit Geschichte der Naturwissenschaft, beziehentlich Kulturgeschichte, als die Geschichte der Menschheit; sie ist ihm die wahre Geschichte im Gegensatze zur sogenannten bürgerlichen; die steigende und fallende Kenntnis der Natur das einzig sichere Barometer für den Stand der Gesittung. Die Vergangenheit faßt er praktisch auf, sie lebt ihm nur, soweit sie nutzbares Material bietet. Die Welt betrachtet er aus der „archimedischen Perspektive," indem er geistig einen Standpunkt außerhalb

Digitized by Google

der Erde wählt; von ihm aus erscheinen die irdischen Dinge armselig und gering.

Arglos war man also wieder auf den Weltgeist der Idealphilosophen gediehen, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mehr nebelig unklar einherschwebte, sondern es sich in Frack und weißer Binde hoch oben bequem gemacht hatte. Er guckte selbstbewußt wie aus einem Luftballon herunter, ohne zu erwägen, daß die Entfernung am klaren Schauen verhindert, daß durch sie ein Bismarck gleich einem Herrn Meyer erscheint, oder richtiger, beide gar nicht mehr, sondern nur noch ein Klecks auf dem Planetenballe, ein Klecks, genannt Berlin.

Einer der bedeutendsten Historiker der Gegenwart, Jakob Burckhardt, äußerte einmal gegen die übertriebenen Klagen Libris, daß die Italiener der Renaissance die Naturkunde zu sehr vor dem Humanismus hätten zurücktreten lassen: „So sehr es zu bedauern sein mag, daß das hochbegabte Volk nicht einen größeren Teil seiner Kraft auf die Naturwissenschaften wandte, so glauben wir doch, daß dasselbe noch wichtigere Ziele hatte und teilweise erreichte."

Suchen wir das Auseinanderstreben der beiden Wissenschaften zu ergründen. Beruht es auf dem Gegenstande? auf der Methode? auf beidem? Die Naturwissenschaft verlangt: voraussetzungslos beobachten, das Beobachtungsmaterial suchen und finden, wo und wie mans braucht, das Beobachtungsergebnis mathematisch exakt erfassen und die Schlüsse nur auf erwiesene Thatsachen bauen. Alles dies paßt auch auf die Geschichte, vorausgesetzt, daß man nur dort mathematisch exakt erfaßt und sich bestimmt ausdrückt, wo dies möglich ist. In der Naturwissenschaft sowohl wie in der Geschichte bleiben unendlich viele Fragen ungelöst oder ihre Beantwortung höchstens wahrscheinlich und möglich. Die Methode mithin birgt nicht den Unterschied. Wie steht es mit dem Gegenstande? Die Naturwissenschaften haben es mit leblosen oder solchen belebten Dingen zu thun, bei denen die Eigenart in Gruppe und Rasse versinkt. Die Geschichte bezieht sich auf Wesen sinnlicher Wahrnehmung, von denen die Masse zwar einer Herde vergleichbar sein mag, welche geboren wird, lebt und stirbt. Aber daneben wirken Geister und Mächte höherer Art, die, stufenweise seltener werdend, emporsteigen, wie zur Spitze einer Pyramide; und sie sind es, die in steter Wechselwirkung mit niederen Reihenfolgen den Gang der Ereignisse bestimmen. Hier also liegt ein Grundunterschied. Geist, Absichten, Wünsche und Hoffnungen fügen sich nicht immer der statistischen Formel, und wenn sie sich zu fügen scheinen, so fragt es sich sehr, ob es nicht nur Schein ist. „An die Stelle des Zählens, Messens und Wägens muß die schildernde Beobachtung treten." Und noch mehr: die Naturwissenschaften beschäftigen sich mit ihren Körpern unmittelbar, der Historiker nur mittelbar, nur insofern er Überbleibsel oder Nachrichten von ihnen oder über sie besitzt. Hier liegt die zweite Grundverschiedenheit, denn wie viel unzulänglicher sind solche Äußerungen nicht als das Ding selbst, wie

Digitized by Google

viel weniger sicher läßt sich mit ihnen rechnen! Es versagt eine Hauptstütze der Naturwissenschaft: das Experiment. Man muß deshalb auch den abweichend gearteten Gegenstand in der ihm entsprechenden Weise behandeln und kann nicht schematisch die Art einer Wissenschaft für eine fremde verwenden. Von Herodot bis heute hat die Geschichte den Einfluß der Natur auf die Menschen beachtet, allerdings ohne den Mut, ihn der Zahl zu unterwerfen, denn sie wußte, daß unter den Trieben, Bedingungen und Bedürfnissen des Tages noch Ideen vorhanden sind, die das Leben der Einzelnen und der Völker durchgeistigen, umso stärker, je höher entwickelt diese sind. Betrachtet der naturforschende Historiker nur die große Masse, fragt er nur nach dem Untergrunde, nicht auch nach Türmen und Bauten, die sich emporheben, überträgt er seine Methode des Durchschnittsverhältnisses auf die Geschichte, so trägt er eine einseitige und damit falsche Methode in sie hinein, genau wie in andrer Richtung der Idealphilosoph. Führte diese einseitig alle Erscheinung auf das Walten höherer Ideen zurück, so der Naturphilosoph auf das Wirken materieller Gesetze; ihm gilt bloß Kulturgeschichte als würdiger Gegenstand, jenem bloß politische.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß beide die Geschichtswissenschaft bereichert haben und in gewissem Umfange lebenskräftig und anregend geworden sind, aber bei dem Abstande von Wirklichkeit und Bemühen ist kaum faßlich, wie sie bedeutenden Einfluß erlangen, ja gar zur Mode werden konnten. H. Ulrici kommt in seinem an sich trefflichen Werke „Charakteristik der antiken Historiographie" zu dem Ergebnis: „Wir wünschen, daß unsre Untersuchung etwas dazu beitragen möge, die Meinung sicher zu stellen, daß der modernen Historiographie einzig und allein die philosophische Behandlung der Geschichte gezieme." Das Buch erschien 1833; fünfzig Jahre später ging mir J. Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, zu, in dessen Prospekt es hieß: „Unter dem Nachweise des Verfassers wird die gemeine Lebenssorge zur Schöpferin aller weitern Fortschritte bis hinüber in das Gebiet der geistigen Kultur." Dort haben wir den Ideal-, hier den Naturphilosophen.

Daß der gesunde Sinn namhafter Historiker sich nicht oder nicht mehr als dienlich beeinflussen ließ, ist selbstverständlich, schon deshalb, weil er aus den Quellen schöpfte, die den Weg von selber wiesen; es waren mehr die Geschichtspopularisirer, welche sich hingaben, aber gerade dadurch gelangten solche Lehren vor einen größern Leserkreis, der sich durch scheinbar überlegene Gedankentiefe und Beobachtung täuschen läßt.

Für die eigentlichen Forscher sind zwei andre Klippen gefährlich geworden: es sind das Spezialismus und Standpunkt.

Die Spezialisirung beruht auf dem modernen Gedanken der Arbeitsteilung, sie wurde notwendig durch Massenhaftigkeit und die verfeinerte Behandlung des Materials, denen ein Einzelner nicht mehr gerecht zu werden vermochte. In einer Fabrik schaffen Dutzende von Maschinen je einen Teil, und wenn sämtliche

Digitized by Google

Stücke vorliegen, setzt man sie zusammen zum Ganzen. Jeder Arbeiter treibt nur seine Sache, und alles weitere kümmert ihn wenig. Wäre die Wissenschaft reine Mechanik, wo ein Rad in das andre greift, so ließe sich nichts gegen dieselbe Art einwenden, aber sie ist es eben nicht, und deshalb entstehen schwere Unzuträglichkeiten, als deren augenfälligste die Einseitigkeit angesehen werden muß. Wir begegnen ihr vom Kleinsten bis zum Größten, von kurzen Quellenuntersuchungen bis zu ganzen Zweigen des betreffenden Faches. Der eine erforscht die Urkunden eines Kaisers, aber nur eines, und wenn er es auf deren drei gebracht hat, so scheint Welterschütterndes von ihm geleistet zu sein. Über Tacitus' Germania sind dicke Bücher geschrieben worden; meines Wissens wurden aber nie oder doch nur unzureichend die antiquarischen Funde herangezogen, welche vielfach geradezu das Kontrolmaterial bieten, und warum? weil sie für den Tacitusfachmann noch nicht vorhanden sind. Altertumskundige eröffneten Tausende und Abertausende von Gräbern und verwerteten die gemachten Funde mit ungenügender Kenntnis der erzählenden Quellen, Inschriften und Münzen. Ganze Kulturperioden hat man aus den erzählenden Quellen zusammengestellt, ohne den dafür wichtigsten Stoff, die Altertümer, zu berücksichtigen. Für mittelalterliches Kirchenrecht ruhen umfassende Mitteilungen in den Papsturkunden; statt sie dort zu heben, streitet man sich herum, was unter römischem Rechte eines Klosters zu verstehen sei. Dieselben Schriftstücke bieten reiche Ausbeute für Papstpolitik, man muß sie nur herausschälen und sich nicht mit unmittelbar eingreifenden Briefen begnügen. Noch ganz neuerdings konnte der Vorwurf erhoben werden, daß Tausende von Urkunden mit ungeheurer Mühe bloß auf äußere Kennzeichen durchgesehen würden, und dabei die innere Organisation der Kanzlei, welcher doch die Erlasse ihr Dasein verdanken, vernachlässigt würde, daß so vieles seine Geschichte besitze, aber nicht das öffentliche Rats- und Regierungswesen. (Neudegger.)

Diese Einseitigkeit wurde dadurch gefördert, daß die technisch-kritische, beziehungsweise untersuchende Seite bevorzugt, die kombinirende Thätigkeit oft mißtrauisch angesehen oder gar verpönt wurde. Die Wissenschaft erhielt damit einen pedantisch-philiströsen Beigeschmack, denn ein gutes Kombiniren erfordert Geist, Phantasie, Genialität, eine Quellen- oder Ereignisuntersuchung bisweilen Scharfsinn, gewöhnlich Fleiß, vor allem Methode; diese kann man lernen, Geist nicht. Bevorzugung artete aus in Überschätzung, in Überschätzung der Thätigkeit sowohl als der Fähigkeiten, auf denen sie beruht. Die Beschränkung erst verlieh das Siegel der Meisterschaft, die Technik wurde das Höchste, das Zitat der Gott. Man vereinzelte und verzettelte sich in Veröffentlichungen, Untersuchungen und Kritik, gar oft ohne jegliche Frucht. Ein Buch konnte als gut gelobt werden, das zwar sehr methodisch und sehr gelehrt war, aber keinen einzigen Gedanken enthielt und worin bei aller Arbeit eigentlich nichts herausgekommen war; dagegen genügten einige fehlende Zitate, um ein tüchtiges Werk

Digitized by Google

zu verurteilen. Es wurden Bücher geschrieben, eigentlich nur für den, der sie schrieb, höchstens noch für einen oder einige Genossen. Der Begriff von Wichtigem und Unwichtigem verwischte sich, die Wissenschaft gedieh bisweilen geradezu zum Spott. Hatte man früher über hohe, unlösbare Fragen gestritten, so kämpfte man jetzt um niedere, die nicht selten ebenso ungelöst blieben. „Mit der genialen Fähigkeit, es sich sauer werden zu lassen, verband man keine Empfänglichkeit für irgend welche andre Genialität.“ In der besten deutschen Zeitschrift, in den Fliegenden Blättern, war kürzlich die Frage aufgeworfen: „Was ist ein Professor?“ und die Antwort lautete: „Ein Mann, der andrer Meinung ist.“ In Deutschland besteht nun die Mehrzahl der Geschichtsbeflissenen aus Professoren oder doch aus solchen, die es gerne würden. Und wohl nirgends hegen die Gelehrten so wenig wahre, aufrichtige Achtung vor einander, als bei den Deutschen, nirgends finden sich derartige gleiche Extreme von kniefälliger Anbetung und selbstgefälligem Hochmute. Renans Ausspruch: „Kaum einer mit Ausnahme Littrés könne ein Versehen eingestehen, ohne an seiner Würde zu verlieren“ gilt leider nicht allein für Frankreich, und weit mehr noch, als er wirklich gilt, glauben viele ihn befolgen zu müssen. Und doch ist gerade der Irrtum das Erbteil des Menschen, und ihn zu überwinden und sich dessen nicht zu schämen ist schöne Menschlichkeit, ist wahres Gelehrtentum. Je mehr man sich in einen Gegenstand vertieft, je öfter man ihn von neuem betrachtet, umso weiter rückt die Grenze der Wahrheit. Stupide Hartnäckigkeit, sagen wir Größenwahn, und Überzeugungstreue wird nur zu oft verwechselt.

Das ganze Getriebe erzeugte Bevorzugung und Großziehung der Mittelmäßigkeit, denn gerade das Genie irrt am leichtesten in Nebendingen, weil es das Große, die heutige Wissenschaft gewöhnlich das Kleine vor Augen hat. Der Dünkel stieg nur zu oft in dem Verhältnisse des kleiner werdenden Leserkreises. Wie schön ist es, wenn man glaubt oder sich einredet: Wovon ich etwas verstehe, weiß sonst niemand etwas; welch ein großer Mann bin ich doch! Die Jünger, die sich um einen Lehrer sammelten und dessen Kunst inne zu haben glaubten, erstarrten nicht selten zur Kaste. Das trifft selbständige Köpfe am leichtesten, denn sie haben am wenigsten Lust, ihre Freiheit für so und so viele Vorteile aufzugeben, besitzen am meisten das Gefühl, sich auf sich selber verlassen zu können. Eine der schlimmsten Cliquen war bekanntlich die Scherers. Seine Geschichte der deutschen Litteratur liest sich recht gut, zeigt viel Geist, viele unbegründete Phantasie und nicht selten baren historischen Unsinn. Und doch wie wurde das Buch ausposaunt! Wie anders würde das Urteil gelautet haben, wenn ein andrer als Scherer jene Dinge verbrochen hätte! Wir sind ziemlich wieder bei dem Treiben der italienischen Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts angelangt, die es auch so trefflich verstanden, „Akademien“ zu bilden und sich gegenseitig unsterblich zu machen. Aber nein, jenes Treiben

Digitized by Google

war doch höher, damals lebte man noch in jugendlicher Begeisterung für ein Ideal, für das Altertum, damals strebte man nach wirklicher Bildung, nach Vielseitigkeit, nach Schönheit und Kunstfertigkeit in allem; heute ist man angegreift, beschäftigt sich einseitig und glaubt nicht an Idealismus, an selbstlose Hingebung. Freilich von der sittlichen Wirkung der Wissenschaft, von der sonst gesprochen wird, war schon damals wenig zu verspüren, gerade die Humanisten bieten Musterstücke an Halt- und Charakterlosigkeit, und auch heute noch scheint es, als ob das Ärmliche der Beschäftigung, die Kleinlichkeit des Materials die Menschen klein und erbärmlich mache. Im Schweiße des Angesichts kehrt so ein Dutzendschüler, Urkunden- und Quellenjüngling oder -Meister einige Staubkörnchen um und um und wieder um, und dann setzt er sich auf seinen Maulwurfsparnaß, wie ein König der Zwerge, breit und geschwollen, ohne zu sehen, daß Berge rings ihn umtürmen. Wie jener Frankfurter Bürger, steht er am brausenden Strome der Zeit, blickt zur Brücke und sagt sich mit Wohlgefallen: Alles, was du durch jenen Bogenpfeiler erkennst, alles ist Frankfurter Land.

Die Beschränktheit entspringt guten Teils dem Charakter des Deutschen, zumal desjenigen Deutschen, der noch überall Schlagbäume sah, wirkliche und geistige, das junge Reich arbeitet ihr mächtig entgegen. Aber zugleich mit ihr entweicht ihre liebenswürdige Schwester: die Bescheidenheit. Kein Geringerer als Mommsen hat gesagt: „Wir sind durchaus nicht bescheiden und wünschen nicht dafür gehalten zu werden.“ Wie groß wäre das Wort, wenn alle die durchaus nicht bescheidenen Leute wie Mommsen wären! Und doch, auch in Jakob Grimm leuchtete das Genie, und alle Bescheidenheit that ihm nicht Abbruch. Vielleicht fühlte er sich innerlich glücklicher als seine fortgeschrittenen Nachfolger.

Der Spezialismus bietet den Vorteil der Vertiefung, der Gründlichkeit im besondern, aber auch den Nachteil der Einseitigkeit und was mit ihr zusammenhängt; er ist mithin Fels und Klippe zugleich.

Alles das gilt natürlich nur, wenn Spezialismus und Einseitigkeit zusammenfallen, oder doch jener mit geringem Studienumfange verbunden ist, wenn er innerlich hierauf beruht. Anders verhält es sich mit Gelehrten, die weite Gebiete beherrschen und doch ihrem Wesen nach Spezialforscher waren, etwa wie Waitz im Mittelalter, Gutschmid im Altertume. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bayreuth.

Ober- und Untertöne.

Ueber Richard Wagner nicht zu ſchreiben iſt viel ſchwerer als über ihn zu ſchreiben. Wäre nicht die ſchreckliche Ausſicht, in die „Wagnerlitteratur“ eingereiht zu werden und „den Streit, der noch immer um den hehren Namen tobt,“ fortzuführen, wer weiß, ob die Kraft des Vorſatzes immer der Herausforderung gegenüber Stand hielte. Heutzutage, wo auch die vorgeblichen Gegner „mit gezogenem Hute“ vor „das koloſſalſte Genie, das die Welt geſehen hat,“ hintreten, und das nichtsdeſtoweniger oder beſſer gerade darum täglich anwachſende Heer der „Gralsritter“ wie ausgehungert auf jeden Biſſen losſtürzt, der das Bewußtſein ihrer Unentbehrlichkeit für die „heilige Sache“ ſtärkt, wäre es unklug und gar nichts nütze, die zugehörige Satire zu ſchreiben. Sie wird einer künftigen Zeit nicht fehlen; denn wenn irgend etwas Satire auf ſich ſelbſt iſt, ſo iſt es die Wagnerei, und wer eine wirklich echte, einzige, großartige Komödie ſehen will, der gehe nach Bayreuth. Er kann ſich ſogar die zwanzig Mark für das Billet ſparen. Die Wagnerianer machen es billiger als die „Meiſterſinger“ und „Wagnerſinger.“

Was mich diesmal nach Bayreuth führte, weiß ich nicht recht zu ſagen. Die Wagnerianer ſicher nicht, denn die kenne ich. Ich bin mit dem ganzen jüngern Geſchlecht unter ihnen aufgewachſen, und ſie wirken nicht mehr bloß komiſch, wenn man ſie kennt. Auch nicht die beiden gewaltigen Thatſachen einer „Neukreirung“ des Parſifal und einer erſten Aufführung der Meiſterſinger in Bayreuth. Ich muß ſogar geſtehen, daß ich dieſe beiden gewaltigen Thatſachen erſt in Bayreuth erfuhr. Vielleicht war es die Neugier, mit eignen Augen zu beobachten, in welchem Verhältnis der gegenwärtige Gipfel des Wagnerkultus zu dem Nullpunkt des Wagnerometers der königlich bairiſchen Privatſchatulle ſtehe. Vielleicht die Nähe der böhmiſchen Bäder oder der Münchner Ausſtellung, wie bei meinem Reiſegefährten, dem Bankier Meier u. Komp. (er iſt die Kompagnie, ich habe ſeinen Namen nie erfahren und begehre ihn nicht zu wiſſen) aus Berlin. Vielleicht keins von beiden, vielleicht wirklich etwas von dem, was man jetzt in der Welt ſo ſelten, in Bayreuth aber niemals findet:

Digitized by Google

nämlich ganz naive Schaulust. Im Jahre 1882 hatte ich als Student meine ersten Reisegroschen dazu benutzt, um nach Bayreuth zur ersten Aufführung des Parsifal zu fahren, zu „pilgern" muß man ja sagen. Das Wort Bayreuth wirkte damals auf mich mit einem unruhigen Zauber, wie die flammendroten und blauen Kartons der Umschläge zu Wagners Klavierauszügen. Der „Meister" lebte damals noch, ich sollte ihn sehen, und ich hing am Arme eines waschechten Wagnerianers, der mich nicht eher losließ, als bis ich in der echt modernen Vorhalle der Wagnerschen Kunst, nämlich im Komtoir des Bankgeschäfts von Feustel, den echten Goldklang deutscher Musik, nämlich der zwei Kronen Reichswährung, hatte ertönen lassen. Ich hatte mir damals Vorwürfe gemacht, daß ich so wenig Ertrag davon hatte. Ich war müde und verdrossen, und es gab während der sechs Stunden Parsifal Augenblicke, lange Augenblicke, in denen mir nichts gleichgiltiger war, als Gurnemanz, Amfortes und „die ganze Ritterssippe," wie der Klingsor des Stückes, auch hier ein sicherer Rätsellöser, sich so energisch ausdrückt. Aber ich hatte die starke Erinnerung eines ganz neuen, seltsam in sich abgeschlossenen Prunkes. Und dann das eigentümliche Schauspiel dieses mächtig plumpen, eigenwillig höckrigen (denn es ist alles Maschinenraum daran und Schnürboden), dieses durch und für den Willen eines einzigen Mannes gebauten Theaters, weithin schauend über die sonnenüberglänzte, herrliche fränkische Aue. Ringsherum schwirrend wie ein buntfarbiger Schmetterlingsschwarm die Schar der Gäste, in allen Zungen redend, von den neuesten Moden die ausgesuchtesten und verrücktesten zur Schau tragend, das stolz sogenannte „Elitepublikum" aller Hauptstädte der Welt. Das alles auf dem abgelegenen fränkischen Hügel, seltsam abstechend gegen die mild freundliche, ruhig deutsche Umgebung. Da dachte doch gar mancher mit mir: Das hat er nun doch einmal erreicht. Es überkam einen doch wie Stolz, daß der eine, gleichviel wie, wodurch und wofür, es zu Wege gebracht hatte, alle diese Leute auf diesen deutschen Erdenfleck zusammenzutrommeln, einzig zu dem Zwecke, sich auf sechs Stunden in eine pechschwarze Finsternis sperren zu lassen, um eine wunderliche deutsche Musik zu noch wunderlicheren deutschen Wörtern zu hören. Dies Gefühl war mir geblieben; ich wollte es wieder einmal kosten und ausproben.

Denn ich muß gestehen, am Parsifal lag mir wenig, fast ebenso wenig als an der berufenen „Neukreirung der Titelrolle." Ich hatte in der Zwischenzeit Gelegenheit genug gehabt, meine traurige Verständnis- und Teilnahmslosigkeit für die Geheimnisse des Bayreuther Grals entschuldbar zu finden. Nachdem ich, ein zweiter Parzival, früher ihnen nicht nachgefragt hatte, hatte mich nunmehr der musikalisch-dramatische Zweifel ergriffen; ich hatte mich in die Wildnis Richard Wagnerscher Theorie und Praxis tief hineinbegeben, so tief, daß es mir, mit unserm alten Herzenskünder Wolfram zu reden, „in der Seele sauer wurde," und ich froh war, ohne einen hilfreichen Trevrizent endlich den Weg zurückzufinden ins sonnige Land der freien, nicht tyrannisirten Kunst.

Digitized by Google

Ich hatte auf meinem Wege manche berauschend duftende Blüte getroffen und manch verlockend lieblichen Ruheplatz. Aber ein beklemmend fremdartiges Wesen verbot die Blüte zu brechen und sie fröhlich an den Hut zu stecken, und eine unsichtbare Stimme warnte vor dem schmeichlerischen Ruheplatze. Oft freilich hatte ich mich auch erinnert gefühlt an den wilden Lauch, der im Frühjahr so unschuldweiß, so fein und zierlich gestickt die Laubwälder bedeckt, aber wenn man näher kommt, einen so wenig feinen und unschuldigen Duft ausströmt. Dann gab es viele Meilen weit dichtes, dorniges Gestrüpp, auf das die Sonne der Ungeduld versengend brannte, und weite, glühende Steinwüsten und häßliche, grundlose Sümpfe. Aber an einer Stelle gab es überhaupt gar nichts, die war wüste und leer, und kein Hauch vom Geiste der Kunst lag über den Wassern: das war der Parsifal.

Ich will diesen Reiseeindruck vom Wagnerlande beileibe niemand aufdrängen. Bekanntlich spielt an seinen Grenzpfählen, wie an der Bidassoabrücke, ein zauberhaftes Gesicht: wo der eine Schatten sieht, sieht der andre goldnes Licht, wo dem einen Rosen lachen, sieht der andre dürren Sand. Aber ich meine doch: jedem ist das Elend finster. Der Parsifal aber ist gar nicht hell und doch so leicht durchschaubar, wie — nun, wie das finstere, graue Elend. Und ob ihn nicht sein eigner Meister durchschaut hat, als er so — so unbayreuthisch fest verbot, ihn unter die Menschen gehen zu lassen? Der arme Kaspar Hauser von Bayreuth! Eingesperrt muß er sitzen und ausdauern in dem kahlen, öden Hause auf dem Stuck- (alias Trompeter-) Berge von Bayreuth, und nur einmal im Jahre sieht er das elektrische Licht einer Aufführung bis (o armer Trost Wagnerischer Herzen) — bis zum Jahre 1913, wo er in die Welt hinaustreten wird und die staunende Menschheit erkennen wird, daß er — kein Prinz war.

Aber als Kaspar Hauser wird man ihn erkennen. (Wenn man ihn dann überhaupt noch kennen wird, und wenn die Wagnerianer wüßten, was dreißig Jahre im Kunstleben bedeuten!) Denn er kann nicht reden wie der Sensationsfindling von Nürnberg, oder er thut es so, ganz so wie jener. Es umgiebt ihn das Geheimnis einer hohen Herkunft, und er ist vielleicht nichts als ein armer Bastard, die traurige Frucht einer unseligen, erzwungenen Verbindung, der lebenssieche Spätling eines erschöpften Greises. „Es ist beängstigend — sagte mir damals ein Wagnerianer in dem raunenden Geheimniston der Zunft —, es ist beängstigend, die Überreife in diesem Werke! Es ist noch ein höherer als der höchste Stil.“ Da haben wir den Schritt ins Transzendentale, der diesen Glücklichen so leicht wird. Ganz natürlich, nachdem der höchste Stil schon einmal erklommen war, mußte es beängstigend wirken, noch einen höhern darauf stülpen zu müssen. Aber die Parole war einmal ausgegeben von Villa Wahnfried, und ein Wagnerianer kennt Disziplin, das muß man sagen. Da half man sich denn mit dem köstlich doppelsinnigen Worte „Überreife.“ Allerdings ist er überreif: wie in einem Herbarium aufgetrocknet und sauber neben

Digitized by Google

einander gellebt, findet man da die Blüten der Wagnerischen Manier beisammen. Und beängstigend einförmig ist der Eindruck allerdings, der uns dabei von ihnen zu Teil wird. Da haben wir sie, die stoßförmigen, kurzen Zweiunddreißigstel der Bässe, mit denen Kundry herein galoppirt wie Brünnhild, mit denen Ortrud die Leute anfaucht, und Lohengrin und Telramund sich schlagen und vertragen, mit denen Tannhäuser in den Venusberg und der fliegende Holländer zur Erlösung fährt, unter denen Siegfried erzogen und Beckmesser geprügelt wird. Da ist sie, die langgezogene Sehnsuchtsmelodie des Lohengrin im Vorspiel und der siegreiche Reigen im dritten, hier zweiten Akt, aber ach, mühsam, schleppend, heiser, rat- und hilflos. Schon König Ludwig hatte die Rücksichtslosigkeit, das bei seiner Übersüße doch stark sich durchsetzende, mächtig anschwellende, wenn auch verlegen abbrechende Lohengrinvorspiel der ersten Privataufführung des Parsifalvorspiels folgen zu lassen, eine Stilvergleichungssucht, die den „Meister" zum zornigen Aufbruch veranlaßt haben soll. Da ist zunächst ein vierzig gleichförmige Takte langer Versuch, das von einer Terz zur andern irrende und endlich mit einem Widerschlag der obern kleinen Sekunde sich dürftig zufriedengebende Leidensmotiv des Gral endlich durchzuführen. Armer Gral! Es gelingt nicht. Programmmäßig, natürlich! Dann setzt der Bläserchor nach einer Fermate von der Länge eines bequemen Vaterunsers, auf die man zum mindesten eine neunte Symphonie erwartet, mit einer ganz gewöhnlichen Wald- und Wiesenfanfare ein. Nach feierlich majestätischer Wiederholung wieder große Pause, und dann mit Posaunen und Trompeten wieder ein andres Bild, jene gleichmäßig herabstapfenden Viertelnoten im Unisono, die den „Glauben" nicht viel anders verkörpern als Fafner und Fasolt, die „ruppigen Riesen" im „Rheingold." Dann folgt wie gewöhnlich bei Wagner eine Schlacht auf Leben und Tod zwischen den beiden Motiven, bei der es aber gemütlicher hergeht, als in dem starken Wogen der Tannhäuserouvertüre oder in der strammen, kontrapunktischen Verarbeitung des Meistersingervorspiels. Der Reigen mit seinen Walzeransätzen, die immer wieder nur auf eine von den Geigen ausgehaltene schwirrende Dominante auslaufen, sucht vergebens den Weg zu der Bizarrerie der Rheintöchter zurückzufinden, mit denen er ja die berüchtigte hochdramatische Situation teilt. Er ist vorbildlich für das unerfreuliche Schwanken zwischen Trivialität und Gesuchtheit, auf die der eigentlich als „zukünftig" patentirte Stil des Züricher Wagner hinauslief. Namentlich im Rezitativ, auf das Wagner bei der Natur seiner Texte und seiner geringen lyrischen Begabung ja meistens angewiesen ist (und das sich nebenbei so gut vom Arioso bei ihm unterscheiden läßt wie beim vergangensten Opernkomponisten), in der musikalischen Ausstattung namentlich der zahllosen kurzen Floskeln, mit denen seine Personen um sich zu werfen lieben, hat sich dadurch eine Weise bei ihm ausgebildet, die man, wenn die Übertragung auf das Gesangsgebiet erlaubt ist, nicht anders als Jargon bezeichnen kann. Meist sind es rasch hinauflaufende Töne, die mit einem male

Digitized by Google

zu einem ganz abseits gelegenen tiefen (verminderte Dezime, None) herunterspringen, oder es ist ein quäkendes Umherspringen in unreinen Quarten, Quinten, übermäßigen und verminderten Septimen u. dergl. Man erinnere sich nur an die Hauptvertreter dieser — Quäkweise, an Mime in den Nibelungen, Kurvenal im Tristan, Beckmesser in den Meistersingern, und man wird der Notenbeispiele entraten können, die einem den häßlichen Singsang nur unnötigerweise wieder vor die Ohren bringen würden. Er ist durchaus nicht bloß komisch, alle Personen beteiligen sich daran, einige glückliche, viel auf Cantilenen gestellte, wie Siegmund, Walther von Stolzing, nur etwas weniger. Das ist nun Wagners idealer „Singsprechton," der Dialekt des nationalen Gesamtkunstwerkes. Es ist peinlich zu sagen, aber wenn die Cantilene darin (die Sprachforscher sprechen von der Cantilene eines Dialekts, um seine musikalische Färbung zu bezeichnen), wenn dieser Singsang an einen deutschen Dialekt erinnert, so ist es einer, dem man gerade heutzutage das Beiwort „national" entrüstet vorenthalten würde, und der es in Wahrheit auch nicht verdient. Wagner ist dazu gelangt, weil er das alte Rezitativ von nun an, d. h. von Zürich an, verschmähte, weil es ja allerdings den Nachteil hatte, nicht von ihm erfunden zu sein, sondern die ehrwürdige Arbeit mehrerer Jahrhunderte darzustellen. Keine geringe Arbeit. Wie gewissenhaft wachte früher der Kompositionslehrer gerade über richtige musikalische Deklamation im Rezitativ, wie lange und vielgestaltig war die Übung darin, wie scharf der Tadel über das Verfehlte, wie groß der Jubel über einen unanfechtbaren Fortschritt gerade in dieser Kunst! Wie besonnen und sicher, wie natürlich und angemessen schritt man aber auch darin fort! Das musikalische Rezitativ ist ein Bau für sich, zu dem Unzählige die Steine getragen haben. Darum konnte aber auch ein Mozart darin wohnen, ohne sich beengt zu fühlen. Welch seltsamer Geschmack, diesen Bau zu verlassen (der noch lange nicht ausgebaut ist), um sich solch einen Affenkäfig nach eigner Façon dafür herzurichten. Denn das Quäkende wird man dabei in der Vorstellung nicht los. Zu dieser musikalischen Übergesuchtheit auf der Bühne tritt nun im Orchester, gleichsam zur Versöhnung, wie oben angekündigt, die Trivialität und zieht allerdings meist verlegen genug (die wohlberechnete Einstreuung beliebter Kadenzen in Melodie und Harmonie) vor dem Publikum den Hut. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, die stete Wiederholung eines, sei es auch noch so hübschen Melismas, ob man es nun zehnmal mit dem stolzen Namen Leitmotiv belegen mag, ist und bleibt nach urewigen künstlerischen Gesetzen eine Trivialität. Thatsächlich und aller musikalisch-dramatischen Spekulation entkleidet (um die sich das Publikum in Wahrheit keinen Deut kümmert, es müßte denn so wahn — so wagnerisch sein, die Leitmotivtabulaturen von Heinze, Wolzogen u. s. w. auswendig zu lernen), rein künstlerisch betrachtet, hören die Leute hierbei ein ins Ohr fallendes Motiv zum soundsovielten male. Das mutet sie als alter Bekannter an, das gefällt schließlich, das muß schließlich gefallen, par

Digitized by Google

force majeure, und das nennt man in der Musik eben trivial. Jetzt macht sich schon jeder Operettenkomponist diese billige Methode, eine Weise „populär" zu machen, zu nutze. Wie stolz verschmähten sie die ältern Meister! Denn sie schreibt sich natürlich nicht von heute und gestern, nicht von Wagner und auch nicht von Weber her. Was so auf der flachen Hand liegt, das bedarf doch wahrhaftig keines Genius zu seiner Erweckung. Wohl aber war es Weber, der zuerst Mißbrauch damit getrieben hat, nachdem Mozart (im Don Juan das Largo der Ouvertüre) und Beethoven (Arie des Florestan) einen der Natur des Gegenstandes angemessenen, vorsichtigen und feinfühligen, aber darum auch edel wirkungsvollen Gebrauch davon gemacht hatten. Nun darf man allerdings nicht übersehen, welch tiefere Bedeutung diese Methode für Wagner hat. Sie durchzieht nämlich sein ganzes musikalisches Schaffen und ist am besten imstande, es zu charakterisiren. Die Repetition musikalisch gesprochen ist das Lebensprinzip von Wagners Komposition, wie im großen die Wiederholung der ganzen Weise und des sogenannten leitenden Motivs, so im einzelnen in der Durchführung die Wiederholung des Themas. Diese unveränderte Wiederholung eines Themas auf verschiedenen Tonstufen nannte die alte musikalische Sprache spöttisch „Rosalie" oder „Schusterfleck," um die schlumpige Bequemlichkeit oder das Banausische daran zu bezeichnen. Haydn und Mozart haben sie humoristischer Wirkungen halber nicht selten mit Bewußtsein angewandt; ein Prachtbeispiel dafür bietet sich mir gerade im ersten Satze des an starken Gegensätzen so reichen D-moll-Konzertes von Mozart. Man wird nun unter den blinden Bewunderern des „Meisters" natürlich empört sein, über die Brutalität, zwischen der himmelstürmenden „unendlichen Melodie" und der alten, bescheidenen „Rosalie" enge verwandtschaftliche Beziehungen aufdecken zu wollen. Aber das wäre das Schlimmste nicht, was man der „unendlichen Melodie" nachsagen könnte. Man kocht auch in der Kunst nur mit Wasser, und es kommt nur auf den Meister an, Nektar und Ambrosia zu bereiten. Der Nektar der unendlichen Melodie aber muß es sich auch gefallen lassen, einmal auf seine Bestandteile chemisch analysirt zu werden. Nun ist es ja eine bekannte Sache, daß Wagner die Vergöttlichung der besagten „Rosalie" zur „unendlichen Melodie" durch ein oft staunenswert scharfsinniges System der Harmonisirung erreichte, wobei er zwar in den so verachteten „musikalischen Nippesverkäufern" Chopin und Schumann ebenbürtige Vorarbeiter fand, worin ihm aber der Ruhm geistreicher Selbständigkeit niemals bestritten werden soll. Auf dieser Grundlage wurde es ihm möglich, aus dem steifleinensten aller musikalischen Kompositionsprinzipien jenes melodische Wunderwerk zu schaffen, das ein nervöses Geschlecht, welches nur mit halbem Ohre hört und daher des entschiedensten Entgegenkommens von seiten des Komponisten bedarf, in die Wagnerianismus genannte Ekstase versetzte. Die Melodie ist jetzt nicht mehr ein bewegliches „entschwindendes," aber dafür künstlerisch mannichfaltiges Bild, welches verfolgt sein will, sondern

Digitized by Google

sie ist ein festes Gerüst, das sich stark und sicher ins Ohr schlägt, und an dem sich nun die exotischen Farben der aufbrausenden und absterbenden Harmonien aufrollen. Man wird jetzt verstehen, weshalb man die Wagnersche Musik, und zwar zunächst in Kreisen, die musiktheoretisch unbeteiligt einen naiven Eindruck aussprachen, dekorativ nennen konnte. Das Geheimnis des Dekorateurs, sicher und augenblicklich starke Wirkungen zu erzielen, indem er durch übersichtlichste Gruppirung und feste Linien das Auge bannt und die Leere des Eindrucks durch einen berauschenden Aufwand üppiger Farben verdeckt, dies Geheimnis, dem sein gleichgestimmtes und oft genug mit ihm verglichenes malerisches Pendant Hans Makart seine Macht über das neunzehnte Jahrhundert*) verdankt, hat auch Wagner zu seinem Erfolge verholfen. Es ist ja auch bezeichnend, daß Wagner seinen zahlreichsten und lautesten Anhang in Wien gefunden hat, und der Vergleich mußte sich diesmal wieder demjenigen so recht aufdrängen, der an den geräumigen Anzeigeschildern der Phäakenstadt an der Donau die riesigen Einladungen des dortigen akademischen Wagnervereins (des einzigen, der wirklich — dafür aber auch unheimlich starke — Wurzeln geschlagen hat) zum Extrapilgerzug „auf nach Bayreuth“ zu bewundern, noch mehr, wer diese Extrapilger dann in Bayreuth zu bewundern Gelegenheit hatte. Allein das darf doch dabei nicht verkannt und noch weniger dem wütenden Troß der Bewunderer gegenüber in Abrede gestellt werden, daß in den redenden Künsten ein solcher Erfolg ein gutes Teil ernsterer und tüchtigerer Grundlage erfordert als gerade in dieser bildenden Kunst, der Malerei. Es sind im besondern Sinne — ohne natürlich damit eine nachteilige Wertschätzung einzuschließen — geistreichere Künste, und es wird ein geist- und kenntnisreicherer Mann sein müssen, der hier ähnliche Wirkungen erzielen will. Besonders in Deutschland, wo doch schließlich auf die Dauer auch in der großen Masse nichts wirklich Boden gewinnt, was so völlig des Ernstes und des höhern Schwunges entbehrt. In dieser Hinsicht war ja auch Meyerbeer ein allzulehrreiches Exempel gewesen, mit dem Wagner einen so auffallenden, jetzt so gern vergessen gewünschten Parallelismus der Entwicklung zeigt. Und Wagner war nur ein allzu geist- und kenntnisreicher Mann für seine besondre Kunst, die Musik. Wann aber auch sonst als in unserm Jahrhundert hätte ein geistreicher Musiker auf die überspannte Idee kommen können, ein philosophisches System mit Haut und Haaren, d. h. mit seiner Terminologie (und einer so wenig musikalischen wie der Arthur Schopenhauers) in Musik zu setzen!

Die Welt als Wille und Vorstellung für Sopran- oder Tenorsolo (und namentlich Baritonsolo) mit großem Orchester! Wenn man Mozart, der in dieser Hinsicht gar nicht so naiv und unbelehrt war, von solcher Tollheit berichtet hätte, er hätte vielleicht empfohlen, die bekannte Flöte des Philosophen

*) Einige Jahre des neunzehnten Jahrhunderts! D. Red.

Digitized by Google

selbst zu obligater Begleitung zu verwenden. Aber dafür soll Wagner seine glücklichste Idee, die eigentliche, die ihm seine „Zukunft," d. h. die heutige Gegenwart, gesichert hat, nämlich den Stoffkreis für seine Texte der deutschen Sage zu entnehmen, Schopenhauer verdanken. Wie wenig die Ausführung dem Philosophen entsprach, ist durch dessen derbes Urteil über die ihm vorgelegte „Walküre" hinlänglich bekannt. Aber in all diesen Texten, vom Tannhäuser an, mit dem Wagner bereits dies besondre Gebiet betrat, und stellenweise doch noch in den ungeheuerlichen Ausgeburten der für ihn so verhängnisvollen „Meisterperiode," ist doch nicht bloß ein ganz ungemeines Geschick, sondern auch eine (leider nur oft übereifrige) Hingebung an den Vorwurf und starke dramatische Wirkungen freudig und dankbar anzuerkennen. Wenn Tannhäuser (gleichviel wie) das Gottesgericht auf der Wartburg auf sich herabbeschwört und Elisabeth sich schützend vor ihn wirft, wenn die von Ortrud verblendeten Brabanter den Retter der Unschuld staunend nahen sehen und ihren Sieg in Jubelweisen feiern, wenn die Nürnberger Bürger ihren Hans Sachs mit jenem kräftigen Weckliede der Reformation ehren und begeistert in den Werbesang um ihre Mitbürgerin einfallen, so wird sich kein Kind unsrer Zeit dem bestrickenden Zauber der Szene entziehen können. Wenn irgend etwas aus diesen Opern, die Wagners Eigentümlichkeit in der Kunstgeschichte bezeichnen und durch die er sich seine Herrschaft über die Zeitbühne erobert hat, späterer Zeit noch verständlich sein wird, wenn irgend etwas imstande sein wird, die Macht seiner Kunst auf die Zeit zu erklären, so sind es solche Szenen. Und wenn in den Meistersingern Hans Sachs dem unwillig die Meisterkette abwehrenden Walther sein „Verachtet mir die Meister nicht!" zuruft (nur braucht er ihn dabei nicht gleich so klobig anzupacken, wie Herr Reichmann in Bayreuth!) und dann der prächtige Zweigesang zwischen dem Preisliede und den Meistersingermotiven ertönt, dann wird kein billig denkender (so schwer es einem auch mitunter gemacht wird) zu denen gehören, die „ihre deutschen Meister nicht ehren," nur jeden „grad recht in seiner Weis" und diesen nun gerade nicht als den „Meister aller Meister," als den „Meister" an sich.

So hätte uns denn der unglückselige Parsifal mit seinem mißverständlich-etymologischen Namen und seiner unverständlich-archäologischen Musik tief in das Wagnerthema hineingeführt. Aber es wäre in der That böswillig, nach dem Vorgange der Wagnerianer diesen mühsamen Altersauszug von Wagners Schaffen als angebliche Krone desselben zu einer billigen kritischen Abfuhr auszunutzen. Für den unbefangenen Beurteiler ist es natürlich, daß er sich dann, statt einfach zu verdammen, lieber des ganzen Weges erinnert, auf dem es zu solchem traurigen Ende hat kommen können und müssen. Schon der Stoff erklärt manches. Er wäre auch dem jüngern, in Wahn — fried noch nicht gänzlich geistig umnebelten Komponisten zu einem Mißerfolge gerade auf seinem eigentlichen Boden ausgeschlagen. Das Erlöserthema paßte für diesen Boden

Digitized by Google

wie die Lilie in ein Päonien- und Georginenbeet. Man weiß jetzt, daß Wagner sich lange mit dem Plane trug, die Büßerin von Magdala in irdischer Liebe für den Heiland entbrennen zu lassen. Das wäre auch für Bayreuth unaufführbar gewesen, und so erhielten wir denn die dünne Umflorung dieses Vorwurfs mit der Geschichte unsers tiefsinnigen, mittelalterlichen Romanhelden, dessen ehrwürdige Gestalt für einen solchen Kulissendienst doch zu gut hätte sein sollen. Aber auch so ist die Sache widerwärtig genug. Die Verführungsszene mit dem Blumenmädchen steht dabei wahrlich nicht im Vordergrunde. Jeder Zeitungsschreiber und mancher, ders gewiß nicht nötig hat, verdreht dabei die Augen. Sie ist nur eine Wiederholung der berüchtigten, ebenso deutlichen Rheintöchterszene aus dem Rheingold, und wir finden sie genau so abgeschmackt wie jene. Sie erhebt sich gar nicht zu der Höhe einer moralischen Beurteilung; dafür ist sie gar zu knabenhaft albern. Sie ist „in Wort und Weise“ so grotesk plump und unwahr (wiewohl es doch so grimmig ernst beabsichtigt ist), daß sie niemals zu bösem Kitzel, sondern höchstens zu homerischem Gelächter reizen kann.

Ihr seid mir ein zieres Geschlecht!
Nenn ich euch schön —
Dünkt euch das recht?

Solche Windelverse musikalischer Wickelkinder, die nur quäken und schreien, lassen doch sofort jeden Ansatz zu einer schwülen Stimmung, den etwa die Handgreiflichkeit der kurzröckigen „Mädchenblumen“ heraufbeschwört, im Nu sich entladen. Sie „dünken“ denn auch den Wagnerianern „recht“ und — unschuldig genug, sie auf ihre Briefbogen (mit denen in Bayreuth die Spielwarenläden einen schwunghaften Handel treiben) drucken zu lassen. Nein, es ist etwas andres, tiefer liegendes und bezeichnenderweise auch gleich für den ganzen Wagner typisches, was sich uns dabei so unangenehm aufdrängt. Das ist — wir können hierbei deutlich werden; hat ja doch die junge Damenwelt die Wagnerischen Textbücher in der Hand — das ist die widerliche Breite und Wichtigkeit, mit der — wir suchen doch nach einer weniger anstößigen Fassung, da ja dieser Aufsatz nicht gesungen wird — die Nachtseite der menschlichen Liebessphäre sich in Wagners Denken und Dichten vordrängt. Wer die elf Großoktavbände Wagnerischer Philosophie und Poesie nicht bloß mit heiliger Scheu in ihren Einbänden bewundert, dem wird es bald auffallen, welch eine erst verblüffende, später abstoßende Rolle der aus dieser Sphäre hergeholte Vergleich in Wagners theoretischen Schriften spielt. Durch alle Reiche der Natur hindurch, physisch und metaphysisch, wühlt er förmlich in dieser einen Vorstellung herum, indem er sich zu ihrem philosophisch-poetisch-sozialen Reinheitshort aufwirft. Das ist der springende Punkt, aus dem er sich die Schopenhauersche Philosophie und alles Denken und Dichten der Welt konstruirte. „Der Mann — das Weib“ und wieder „das Weib — der Mann,“ vom übrigen zu schweigen, das ist der Kehrreim seiner Theorie, die in einen sehr viel schmäleren

Digitized by Google

Auszug gebracht werden könnte, als ihn Heinrich von Stein und Glasenapp in ihrem Richard-Wagner-Lexikon der lichtbedürftigen Welt beschert haben. Wir wollen das ja bei einem theoretisirenden Dichter nicht weiter betonen, obwohl man in Deutschland auch vom theoretisirenden Dichter einen umfassenderen Gedankenkreis gewöhnt ist; aber wenn er auch als Dichter immer wieder so nackt und trostlos auf dieses A und O seiner Philosophie hinauskommt, so wird das auf die Dauer doch recht lästig und verdächtigt die Philosophie mitsamt der Dichtung. Hier im Parsifal haben wir nun die Wagnerische Grundidee von der welterlösenden Macht der „Reine," in der ihm Schopenhauers „Verneinung" so ausschließlich gipfelt, in ihrer äußersten und zugleich unbeholfensten Form. Wie da das ungeheure Verdienst erotischer Empfindungslosigkeit metaphysisch aufgebauscht und der zufällige Widerstand gegen die doch recht mäßigen Verführungskünste einer Kundry zur erlösenden Weltthat gestempelt wird, wie das durch alle Stufen durchgehetzt wird in dem lächerlichen Eunuchen Klingsor und dem „wunden" Jämmerling Amfortas, das muß man samt seiner musikalischen Trostlosigkeit gehört und gesehen und nicht bloß gelesen haben, um es für möglich zu halten und das Verdienst zu würdigen, dabei nicht in Kundrys verhängnisvolles Gelächter auszubrechen. Diese Lachfreiheit ist das einzige, um was man diese mystische Dame, die sich für ihre Schäferstündchen durch anstrengende Spazierritte im Büßerkleide schadlos zu halten sucht, beneidet. Aber man wird nicht umhin können, ihre (bei Klingsor patentirte) Verführungskunst mittels der Erinnerung an die Mutter auf den Sohn einzuwirken, für recht naiv, hauptsächlich aber für den Gipfel der Widerlichkeit zu halten. Es braucht wirklich der ganzen Widerlichkeit der „melodischen" Quintenfolgen in dem „Verheißungsgesang," um die Erscheinung eines derartigen „reinen Thoren," welcher einer solchen Person dabei nicht ein paar Ohrfeigen verabreicht, musikalisch würdig zu illustriren.

Dies das „Werk von Bayreuth." Nun zu den Bayreuthern. Um eine Erscheinung wie die Wagnerei nicht zu bespötteln, zu verlachen und zu verdammen, sondern nur um sie überhaupt zu begreifen, darf man sie ja nicht vereinzelt betrachten, sondern man muß sie in das große Kapitel von der allgemeinen Sektenbildung einreihen, das nicht das kürzeste und unbedeutendste in einer umfassenden Encyllopädie des menschlichen Geisteslebens sein würde. Der Trieb zur Sektenbildung ist ein sozialer Grundtrieb der Menschennatur. Die feststehende Art derselben zeigt sich kaum irgendwo deutlicher als in ihm. Das fortgeschrittenste Zeitalter der Welt (ganz natürlich, denn es ist ja das letzte) lacht über Religion und religiöse Erregung. Und gleichwohl finden sich in unsern politischen und künstlerischen Parteien und Genossenschaften genau, lächerlich genau die religiösen Sekten der Vergangenheit wieder. Als der Theologe Ritschl in seiner Göttinger Festrede unsern Freisinnigen vorhielt, daß sie mittelalterliche Ziele und Gegensätze wiederholten, ging ein allgemeines Halloh durch die poli-

Digitized by Google

tischen Reihen. Und doch war da nur einmal an weithintragender Stelle ausgesprochen worden, was jeder Kulturhistoriker fast an jedem Gegenstande seiner Studien nachzuweisen Gelegenheit hat, und wenn er Sinn und Augenmerk für Gegenwart nicht verliert, auch wirklich nachzuweisen pflegt. Der Gelehrte macht davon kein Aufhebens. Denn wer kann etwas Kluges, etwas Dummes (es handelt sich hier meist um das letztere) denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht hätte. Nur allzu großer Überhebung lohnt es sich von Zeit zu Zeit damit einen Dämpfer aufzusetzen. Denn die Gegenwart wird sich ihr unabweisliches Lebensrecht, die Dummheiten der Vorwelt zu wiederholen, niemals rauben lassen; wie Papa mit einer Ergebenheit, die zwischen Triumph und Resignation schwankt, zu bemerken pflegt, daß der Sohn genau die dummen Streiche macht, deren er sich aus den eignen Lehr- und Wanderjahren erinnert. Die politischen und künstlerischen Parteien bereiteten sich bereits in den letzten Jahrhunderten vor. Die künstlerischen sind älter als die politischen, als die modernen politischen Parteigegensätze, die früher eben unter andern Formen auftraten: sie beginnen bereits mit der Erhebung der Poesie zu einer selbständigen gesellschaftlichen Macht im Zeitalter des Humanismus. Wir haben uns bereits früher in diesen Blättern über diesen für das Verständnis unsrer neuesten künstlerischen Entwicklung so wichtigen Vorgang ausgelassen. Mehr oder minder politische und soziale Zusätze sind auch ihnen heutzutage beigemischt, oft in sehr weitgehendem Maße. Die Wagnerianer stehen hier im Vordergrunde, obwohl sie seit dem Hinzutritt besonnener Elemente zu ihren künstlerischen Bestrebungen in dieser Beziehung nachgelassen haben. Aber sie waren die erstere in künstlerische Partei, die als solche eine heftige sozialreformatorische Propaganda betrieb, welche sich nur allzusehr an den Küchenzettel, die „Bekleidungsfrage“ und ähnliche schwer diskutirbare Dinge klammerte, um ernst genommen zu werden. Die Anhänger Rousseaus, die Shelley, Chateaubriand, Viktor Hugo sind hier vorbereitende Erscheinungen; der Saint-Simonismus hat nachweislich auf Liszt und wohl auch auf Wagner Einfluß gehabt. Aber diese Reform um einen künstlerischen Mittelpunkt zu vereinigen, den alten Streit um das Florentiner Musikdrama, die Kämpfe der „Franzosen“ und „Italiener“ um die große Oper, der Gluckisten und Piccinisten mit Sozialismus und Buddhismus, mit Vivisektion und Hygieine zu verquicken, das blieb dem agitatorischen Talente Richard Wagners vorbehalten. Jetzt wird das den Leuten schon sehr leicht, jeder neue Dichter hat neben seinem unvollendeten Drama oder Romane seine fertige neue Weltordnung im Pulte. Es wäre bereits sehr lohnend, in einer zusammenfassenden Untersuchung die alten Origenistischen Ideen vom tausendjährigen Reiche der Vollkommenheit auf Erden, die manichäischen und wiedertäuferischen Gelüste nach Sinnenfreiheit und Willensgleichheit in den Köpfen dieser poetischen Weltbeglücker nachzuweisen. Dies alles nun muß man zusammennehmen und vereinigen mit dem rein elementar erregenden Untergrunde einer orgiastischen

Digitized by Google

Musik, wie wir sie oben zu schildern versuchten, um sich die kuriose Gesellschaft einigermaßen zu deuten, welche sich „mit Stolz Wagnerianer nennt."

Wir sagen, zu deuten, diese seltsame Mischung von Unklarheit und Selbstbewußtsein, Anmaßung gegen „Ungläubige" und übertriebener Demut vor dem „Meister" und den Seinen, von Gelehrsamkeitsbrocken aus allen Richtungen und knabenhafter Unwissenheit, von würdevollem Priesterton und kindischen, altweiberhaften Interessen auf ihre Elemente zurückzuführen. Denn es zu beurteilen ist nicht schwer. Man braucht nur einmal einem wagnerianischen Gespräch gelauscht zu haben, man braucht nur in der berüchtigten Bierwirtschaft von Angermann in Bayreuth („wo der Meister der Töne, Richard Wagner sonst (!) seinen Vespertrunk zu schöpfen pflegte" und aus dessen durstigen „Hallen" infolge dessen natürlich die Kaaba des „musikalischen Mekka" geworden ist) sich die jungen Herrchen anzusehen, die da neben den Parsifal-Blumenmädchen am lautesten schreien, und man wird sie an ihren Früchten erkennen. Eines wird sofort auffallen, und man wird es, wann man auch wieder das Unglück hat, mit Wagnerianern zusammen zu geraten, immer wieder bestätigt finden, daß unter dem bunten, hochklingenden Aushängeschilde sich ein und dasselbe nichtige Gesprächsthema mit lächerlicher Breite und Wichtigkeit verbirgt: die Debatte über die Wagnerischen Sänger und — eigentlich an erster Stelle — Sängerinnen. Wehe dem Unglücklichen, der sie nicht alle kennt bis auf die feinsten Abstufungen ihrer Rollen- und Lebensfehler, die Winkelmann und Vogl und Reichmann und Malten und Materna und Sucher u. s. w. u. s. w. bis ins kleinste Hof- und Stadttheater hinein, all die Ärmsten, die es sich jemals vom Dämon des Ehrgeizes getrieben einfallen ließen, beim „Meister" zu singen und damit unter die blutige Zuchtrute von „Ihm" und seinen Getreuen gerieten. Er ist der unzurechnungsfähigste Ignorant unter der Sonne, und bei den Wagnerianern hat er auf alle Zeit „versungen und verthan." Das Geschwätz über Schauspieler war, wie man sich nur noch allzugut erinnert, ein Erbübel im kleinstaatlichen Deutschland. Wir sind noch sehr damit belastet, nur ist, wie sich hier beschämend zeigt, aus dem lokalen Gesprächsthema der einzelnen Städte, das nur jede für sich etwas anging, der Gesprächsstoff eines ganzen großen Reiches geworden. Das ist das erste, womit der Neuling in den Wagnerischen Mysterien empfangen, und das ist das letzte, womit er als reif entlassen wird, daß er wisse, wie „rhinozerosmäßig" Frau X. heute Abend wieder die Brünnhild zugerichtet hat, und „welchen Stiefel" Herr Y. wieder einmal „zusammen gesungen," wie „großartig" aber zu aller Überraschung Herr Z. gerade heute Abend „seine Sache gemacht" habe. Herr Z. hat nämlich immer irgend eine Nebenrolle, einen jener Jämmerlinge, die sich in diesen Stücken zum Hohn auf sich selbst herumtreiben, und er muß für seinen guten Willen entschädigt werden. So werden bei jeder „Wagneraufführung" Parolen ausgegeben, die allbindend und fürs ganze Wagnerreich giltig sind, und nach denen sich die Wertschätzung

Digitized by Google

der einzelnen Sänger und Sängerinnen für die nächste Zeit bemißt. Diese Parolen wechseln natürlich sehr rasch, oft schon bei der nächsten Aufführung, je nachdem etwa Herr Z. „gemault“ oder Frau X. ein gutes Wagnerwerk gethan, etwa in einer Privataufführung unentgeltlich mitgewirkt hat und dergleichen. Namentlich als der „Meister“ noch lebte, war dies dem cartesianischen Teufelchen zu vergleichende Hinauf und Hinunter der armen Sänger in hohem Grade belustigend. War in diesem Semester Herr B., weil er der einzige verwendbare Sänger des Siegfried war, die „wahrhafte Natur, die verkörperte Stimme des Waldes,“ so ward er im nächsten halben Jahre, wo eine neue Kraft sich zeigte oder Herr B. Schwierigkeiten machte, ein „Holzhacker,“ ein „Auktionsbrüller“ und wer weiß was alles. Was diese armen Leute, die ihre hohen Gagen wirklich oft recht teuer bezahlen müssen, bei den Aufführungen in Bayreuth unter der Knute ihres Tyrannen gelitten haben mögen, ist schwer zu schildern. Aber ihr zitternder Viereifer, das unbewußte, ängstliche Schielen nach der „Meisterloge,“ was „Er“ nur wieder gefunden haben möge, ob mans diesmal endlich recht gemacht habe, das alles verriet dem Kundigen traurig genug die Begeisterungsseelenqualen der unseligen Heroen. In der Kundry der Frau Materna, einer sehr begabten und tüchtigen Sängerin, und dem Beckmesser des — ich muß richtig ungebildeterweise im Zettel nachsehen — also des Herrn Friedrichs konnte man diesmal noch die fossilen Überreste des „Bayreuther hohen Stiles,“ d. h. der Wagnerischen Einbläuungsmethode anstaunen. Dies Zittern und dies Schweben, dies hysterische Auflachen und konvulsivische Schluchzen, dies brummkreiselmäßige Losfahren und dies plötzliche Zusammenknicken, dies Aufbrüllen und Wispern, dies Blöken, Meckern und Kreischen, zu jedem Takt, nein zu jeder Note eine neue mimische „Nüance“: das ist die „Meisterweise.“ Diese haargetreu marionetten-, ja automatenhaft wiederzugeben, dazu wird der Gedächtnisapparat befähigter Mimen bis zum Platzen angestrengt, welche aus dem Eignen ein Besseres und vor allem ein Ganzes leisten könnten und leisten würden. Das ist das Bayreuther „Ideal.“ Über die Sängerin der Eva in der ersten Meistersingeraufführung, ich glaube Frau Sucher aus Hamburg, wurde diesmal das schwere Verdikt, der große Bayreuther Bann verhängt. Warum? Weil sie dies nicht übermäßig interessante Goldschmiedstöchterlein (als deren Devise mir wunderlicherweise immer der geistreiche Vers einfällt, mit dem sie das selbsterkenntnisreiche „Ach, werd' ich dumm!“ ihres Vaters parirt: „Geh, Väterchen, geh, kleid dich um!“), weil sie diese einfach schwer verliebte, verzogene Mäulchenmacherin und Durchgeherin weder als Gretchen noch als Klärchen, noch als Julia, noch Wagnerisch als alles dreies zusammen mit Schopenhauerischer Transzendentalsauce, sondern einfach als das spielte, was sie ist: nämlich als schlechthin schwer verliebte Mäulchenmacherin und Durchgeherin. Dagegen war Herr Reichmann, der mit einem wahren fliegenden Holländergesicht und den Geberden eines unzufriedenen Paschas den

Digitized by Google

Hans Sachs spielte, der „wahrhafte Vertreter deutscher Biederkeit und Tüchtigkeit," er hätte den Wagnerianern „nur noch mehr thun können."

Aber man wird in diesen Blättern keinen „Bericht" suchen. Wir möchten nur auch hieran eine allgemeine Bemerkung knüpfen, die die Bayreuther „Musterbühne" und ihren „Stil" als solche betrifft. Man weiß, welche ausschweifenden Hoffnungen für die Hebung der gesamten Bühne Wagner damit verknüpfte. Wir wollen dem überregsamen und energischen Manne seine unmittelbaren und mittelbaren Verdienste um die technische und künstlerische Hebung der Theaterorchester, um die allerdings sehr einseitig ihm zu gute kommende Aufrappelung des meist so toten Sängerpersonals und des mechanischen Opernregiewesens gewiß nicht verkürzen. Aber seine „Musterbühne" war von Anfang an dazu geeignet, diese Vorteile echt menschlich in doppelt so viel Nachteile zu verkehren. Diese Musterbühne war von Anfang an ausschließlich für das Wagnerische Muster bestimmt, und welches Muster dies ist, dafür legen dramatisch-musikalisch der Parsifal als „überreifer, höherer als der höchste Stil," mimisch die Zuckungen Kundrys und Beckmessers, „gesanglich" die Schreie Brünnhilds und Isoldens und dekorativ der unglaublich groteske Gemüsegarten der Parsifalschen Blumenmädchen Zeugnis ab. Aber davon wollen wir jetzt nicht reden, sondern über den dunkeln Punkt, über den es auch im Wagnerianischen Hauptlager immer deutlicher zu rumoren anfängt. Diese „Musteraufführungen" werden zu stande gebracht auf das Konto der Wagnervereine, von Sängern, Sängerinnen und Orchestermitgliedern aus allen Ecken der Welt, die sich einander wildfremd sind, unter Dirigenten, die ihnen völlig neu sind, die ihre besondern Auffassungen zur Geltung bringen wollen und noch die der Frau Cosima und ihres Generalstabes zur Geltung bringen müssen — und dies alles in drei Wochen, die noch dazu meist die heißesten des Jahres sind. Da sollen Orchesterkombinationen wie die Wagners tadellos und frisch und stilvoll zu Gehör gebracht werden, da sollen Chorwildnisse urbar gemacht werden, wie die der Blumenmädchen im Parsifal oder die Streit- und Prügelszenen in den Meistersingern, die auch den Vernünftigeren unter den Wagnerianern ein „Problem" sind, wie sie geschmackvoll das deutsche Wort Unsinn übersetzen. Wenn man mit diesen Zuständen und den knapp bemessenen drei Wochen die Forderungen vergleicht, welche die Wagnerianer an andern Bühnen, die keine Musterbühnen sind und sein wollen, für die Einstudirung ihrer Idole erheben, so kann man sich über die (wenigstens in dieser Hinsicht) Zufriedenheit und Bescheidenheit wirkende Macht der Bayreuther Luft nicht genug verwundern. Vielleicht aber weniger freuen. Ich erlauschte folgende Auslassung in dem „Café Sammet" (dem „Angermann" gegenüber, wie es scheint, dem Sammelplatz der „Unbegeisterten," wo man auch noch einige harmlose Bayreuther und nicht bloß Berliner und Wiener findet): „Ist was rechts mit den Vereinen und ihren Mitgliederzahlen! Wenn sie doch lieber hinauswerfen wollten, statt neu aufzunehmen! Vor-

Digitized by Google

nehmlich die Herren Sänger und die Frauenzimmer, die da vorhauen und nachbrüllen und gute Zahler aber schlechte Musikanten sind!" Ich bin zu wenig Eingeweihter — glücklicherweise —, um die Beziehungen und die Richtigkeit dieser allerdings „tief blicken lassenden" Bemerkung aufzudecken. Ich begnüge mich auch nur, auf diese Thatsachen hinzuweisen und nur beispielsweise die Wagnerianer zu fragen, was sie wohl dazu sagen würden, wenn etwa in Berlin oder in Dresden oder sonstwo zu den geheiligten Klängen des Vorspiels aus der Szene ein wüstes Gebrüll „Auf! Vorhang auf!" ertönen würde, wie in Bayreuth vor dem letzten Aufzuge der Meistersinger!

Das Bayreuther Theater und seine Festspiele sind und bleiben — das darf man eben nicht vergessen — eine Schöpfung König Ludwigs, wie Linderhof, Herrenchiemsee, Neuschwanstein, eine „Hundingshütte" im großen Stile. Und wie diese sind sie nach dem Hingange dieses königlichen, in seiner Art einzigen, barockſten aller Kunstmäcene aus imponirenden Weltwundern, den selbstherrlichen Verkörperungen souveräner Laune doch etwas wie Kuriositäten, wie Spielzeuge für große Kinder geworden; und ihre Erhaltung, die rauhe Forderung der Wirklichkeit an die phantastischen Traumgebilde, macht sie nunmehr abhängig von der Gunst des großen Publikums. Das kann man sich ja nun recht wohl in dieser Rolle denken, soweit die Befriedigung gröberer, künstlerischer Interessen, der Schaulust und der Neugier, in Frage kommt. Aber für ein künstlerisches Unternehmen mit solchem Programm, für ein Olympia der modernen Welt reicht das doch nicht aus, ganz abgesehen von den andern Bedingungen, die hier noch eintreten müssen. Auf Gäste, die vierzig Mark Billetkosten und die teure Reise bestreiten können, auf „Extrazügler" und solche Kunstfreunde, für die die „Nähe Kissingens, Karlsbads und Marienbads" ausschlaggebend ist, selbst auf „Spritztouristen" von irgend einer „süddeutschen Ausstellung" kann es einem solchen Unternehmen doch am wenigsten ankommen. Wozu diese fortgesetzte krampfhafte Selbsttäuschung, die für jeden Außenstehenden so hell ist, über Natur, Zweck und Bedeutung dieser in seiner Art ja immer merkwürdigen, großgedachten und prächtig genug in Szene gesetzten künstlerischen Veranstaltung? Das demokratisch-revolutionäre „Kunstwerk der Zukunft," das nationale Festspiel des „ganzen Volkes" ist der sehr ausschließliche Sommersport einer internationalen aristokratischen und plutokratischen Gesellschaft und — fügen wir hinzu — ist das von Anfang an gewesen. Und dafür eignet es sich auch vortrefflich. Da ist alles beisammen, was eine solche Gesellschaft braucht, und wollte Apollo nur, daß sie ihren Sport nie tiefer wählte! Da ist Pracht und Schwere (da wir „Gewicht" nicht sagen mögen), da ist Ausgesuchtes und Besondres in Fülle, da fehlt nicht die für die hohen Kreise so anziehende Templeisische Rosenkreuzerische Mystagogie, da ist ihre zum Pessimismus neigende sybaritisch weltverachtende Lebensanschauung, da — und das nicht zuletzt — stand ein König und regierender Herr an der Spitze, das ist also fashionabel

Digitized by Google

durch und durch. Und was fashionabel ist, das macht die Plutokratie auch mit, sollte es ihr auch so schwer ankommen, wie in diesem Falle den Berliner und Wiener Börsenkreisen gegenüber dem schlimmen Richard Wagner, der ja aber klug genug war, ihnen Brücken zu bauen, die für ihn zu Gold wurden. Bei diesen Kreisen also steht es, ihr Vergnügen lebensfähig zu erhalten und nicht zu Spott und Schanden werden zu lassen. Aber das „Volk“ lasse man endlich dabei aus dem Spiele und thue nicht immer so, als ob das Vaterland in Gefahr wäre, wenn die Bayreuther Festspiele eingingen. Das ist alles eitel Wind, was da in diesen Broschüren und Programmen und Zeitschriften und Versammlungen (und wie sich sonst der ganze wohlorganisirte Bau zusammensetzen möge) gepredigt und getoastet wird, und damit lockt man wohl ein paar armen Studenten und Konservatoristinnen das Geld aus der Tasche, aber keinen Hund vom Ofen. Ich wette, daß die Konservatoristinnen diesmal in Bayreuth zu jener „bedeutenden Mehrzahl“ der anwesenden Damen gehört haben würden, denen der Prinz Alexander von Battenberg unvergleichlich interessanter war als der „reine Thor“ auf der Bühne, was wir ihnen trotz des heiligen Zornes der Frau Cosima gar nicht verübeln. Und die Studenten hätten wie jene Wiener im „Café Sammet“ mir vorgeschwärmt, daß in den Meistersingerchören die Schneider mit ihrem „Meck Meck“ schon einsetzen, nachdem die Schuster kaum aufgehört, und wie das doch gar so schön und kunstvoll sei. Oder sie hätten auch mit der Uhr in der Hand gemessen, um wie viel länger Mottl das Parsifalvorspiel dirigire als der Meister und was der wunderlichen Belege für das Bayreuther Kunstverständnis mehr sein mögen, die jeder sammeln kann. Mir schien jener ehrenwerte Wiener Spießbürger (auch ein Extrazügler natürlich) hinter mir vorbildlich, der mit heiliger Scheu „Großartig“ vor sich hinstammelte, als es urplötzlich stockfinster wurde, noch bevor ein Ton erklungen war. Ja so ist es, das Dunkle, das „ewig Stockfinstere“ daran, das ist es, was den Leuten „großartig“ dünkt. Das bemerkt man auch mit Recht bei den Wagnerianern, wenn sie das wirklich Schöne und Bedeutende übersehen oder für selbstverständlich halten, aber durch die endlosen dunkeln Wüsten mit wollüstigem Röcheln sich durchschlagen. Aber das ist doch kein Grund und Boden, auf dem ein „nationales Kunstwerk“ sich dauerhaft und tief einbauen könnte. Unsre Mozart und Haydn und Beethoven hat man längst gespielt auf einsamen Geigen und schlechten Klavieren, unsre Schubert, Mendelssohn und Schumann hat man längst gesungen in Stadt und Land, ehe man dazu „Großartig“ sagen lernte. So wird ein echtes nationales Kunstwerk. Hier aber: nach drei, vier Jahren, wenn der Sinn selbständiger geworden ist, der Geschmack reifer und die Biertischbegeisterung verdächtiger, da pflegen erfahrungsgemäß die Studenten abzuschwenken und an einem neuen Drama, an einer Mozartschen Sonate (die sie wenigstens spielen können, was bei Wagner — obwohl sie es leider thun — nicht gerade behauptet werden kann) und an einem guten Buche

Digitized by Google

wieder mehr Gefallen zu finden als an dem ewigen Richard Wagner. Der Wiener Spießbürger erzählt beim Straußischen Walzer, wie „großartig“ es sei, wenn es in Bayreuth dunkel werde, und die Konservatoristinnen — hoffen wir es — bereuen, das viele Wagnergeld nicht auf ihre Aussteuer verwendet zu haben. Ähnlich steht es mit dem Sinne für das „echt deutsche“ und insbesondre für das deutsche Altertum, der nach den Wagnerianern auf der Spitze der „Bayreuther Frage“ balancirt. Da scheint mir das Bild des Bayreuther Festspielhauses mit seinem internationalem blasirten Publikum auf dem Hintergrunde des fränkischen Hügellandes wie ein Symbol. Das ist das deutsche Altertum für den parfümirten Atlasschlafrockkomponisten des Bayreuther Theaters, ein wirkungsvoller Hintergrund, ein Kraft- und Naturparfüm. So ähnlich empfanden es wohl die zeitgenössischen großer Erforscher des deutschen Altertums. Und wenn die jüngern Germanisten mitunter auf das Interesse für deutsches Altertum hinweisen, das durch Wagner erregt werde, so fällt mir immer jene Dame ein — sonst durchaus modern „gebildet“ und Wagnersängerin von halbem Beruf —, die bei Berührung der Edda ganz treuherzig einwarf: „Ach, das Gedicht von Wolzogen in der Reclamschen Bibliothek. Sehr hübsch! Hab's natürlich angeschaut!“

Der große Schnürboden auf dem Hügel der schönen Frankenstadt wird gewiß noch vor manchem Jahrgange Extrazügler die Zauber seiner Wandeldekorationen entfalten. Wenn die Zeit, wie es den Schein hat, ruhiger wird, werden sie sogar vielleicht zahlreicher werden, als es bisher zum Schmerze der Wagnerianer noch immer sein wollte.*) Aber die ruhigere Zeit dürfte auch etwas andres wieder herstellen, was den Wagnerianern zwar sehr unangenehm, aber gerade am nötigsten wäre, den ruhigern Sinn, das tiefer und nicht mehr bloß oszillirend nervös erregte Gemüt, den freieren und klareren Blick. Dann dürfte sich der Zauber des großen Schnürbodens und des Orchesters, das man versenken muß, um es zu genießen,**) vielleicht verlieren, aber etwas andres müßte umso reiner sich dafür erheben, das wahre Bild, was die Kunst leisten soll und kann — auch im „Gesamtkunstwerk.“ Dies Bild, das dem Deutschen in so schönen, edeln und erhabenen Zügen von seinen Meistern vorgezeichnet ist, wird klar und immer klarer zum Durchbruch kommen und die Nebelbilder des „Meisters“ trotz aller bengalischen Beleuchtung immer siegreicher zur Seite drängen. Dann wird ein nicht mehr epigonisches, frisches Geschlecht, das alte Spiel wiederholend, neu erarbeiten, was uns heute nicht mehr taugt, und alte Schätze „wunderlichst in diesem Falle“ heben. Ob dann auch neue Meister die alten Töne in neuen Weisen fassen und alte Sagen in neues Gewand, sie werden nicht fremd und nicht undankbar den Großen gegenübertreten, die wie

*) Na na! D. Red.

**) Nicht bloß für Wagner. In Leipzig — wir wissen nicht, wie es anderswo ist — werden auch der Don Juan und der Figaro jetzt aus dem Keller begleitet. D. Red.

Digitized by Google

ewige Statuen zu steter Verehrung und Nacheiferung an der Schwelle des Hochbaues deutschen Geistes stehen. Und wenn dann der Deutsche auf seines Lebens Mittag vor- und rückwärts blickt und den Überschlag macht über seines Werdens Gewinn und Verlust und über seines Wirkens Frucht und Aufgabe, dann wird ein helles, gegenwärtiges Kunstwerk zur Stelle sein, das ihm dies im Bilde zeigt: kein dunkles, unruhiges, übermaltes Zukunftsbild, sondern eine helle, sichere, frische Gegenwart, in der eine verheißungsvolle Zukunft in einer reichen und schönen Vergangenheit sich spiegelt.

Die Gartenkunst.

Wer unsre Zeit unfruchtbar nennen wollte, würde auf allen Seiten den heftigsten Widerspruch hervorrufen. Wann wäre mehr gedacht und gedichtet, gesagt und gesungen, gemalt und gemodelt, gebaut und gebastelt worden? Doch wird sich nicht leugnen lassen, daß sich in alledem mehr Reproduktions- als Produktionskraft äußert. In den Künsten vor allem wird immer wieder mit bewußter Absicht irgend ein alter Stil erneut oder aus allen Stilen eklektisch ein neues Gebilde zusammengetragen, und wenn auf die eine und die andre Weise nicht immer Gutes herauskommt, so pflegt es doch noch erträglicher zu sein, als die qualvollen Versuche in ganz neuen Stilen. Irren wir nicht, so wird die Zukunft sogar manchem mehr Beifall zollen, was heute wegen Stilmischung als verwerflich gilt, als Dingen, deren Schöpfer völlig in den Geist des Altertums, des vierzehnten oder des sechzehnten Jahrhunderts eingedrungen zu sein meinen. Wie soll auch ein strenger Purismus sich zu der ganzen Richtung der Gegenwart reimen, vorurteilsfrei die Erzeugnisse aller Zeiten nach den Bedingungen zu beurteilen, unter denen sie entstanden sind? Unstreitig erhöht diese Zeitströmung unsre Genußfähigkeit und erweitert bis ins Unendliche das Gebiet künstlerischen Genusses: soll der Künstler allein von dieser Freiheit nichts haben, mit Scheuklappen durch die Welt gehen? Die ganze Kunstgeschichte zeigt uns ja eine ununterbrochene Kette von Stilmischungen, und neue Perioden lassen sich nur darnach bestimmen, wie ein Element der Mischung das Übergewicht erlangt.

Diese Thatsache ist uns wieder recht zum Bewußtsein gekommen bei dem Betrachten eines schönen Werkes über die Gartenkunst: L'Art des Jardins, Parcs — Jardins — Promenades — Traité pratique et didactique par le Baron

Digitized by Google

Ernouf. Troisième édition, entièrement refondue avec le concours de A. Alphand. (Paris, J. Rothschild.) Welcher Stil beherrscht unsre heutige Gartenkunst? Darauf würde schwer eine andre Antwort zu geben sein als die: ein Stil, der Bestandteile aller bekannten ältern in sich aufgenommen hat. Ein gelehrter Gartenfreund und ein hervorragender Praktiker in einflußreicher Stellung in Paris lassen hier in sehr anziehender, durch eine Fülle von Abbildungen belebter Darstellung die Entwicklung der Gartenanlagen von den Zeiten der Semiramis und des Ramses bis auf die Gegenwart an uns vorüberziehen. Bleiben unsre Vorstellungen von den Gärten des Altertums auch hiernach noch sehr lückenhaft, und ist in dem Abschnitt über das Mittelalter die Warnung sehr am Platze, man möge nicht die sogenannten gothischen Gartenpläne in Meyers „Schöner Gartenkunst“ und ähnlichen Werken als echte Beispiele ansehen, so werden wir desto genauer unterrichtet über System und Einzelformen der Gärten der Renaissance in Italien und Frankreich, der Schöpfungen Le Notres und seiner Schule und des englischen Stils. Jede dieser Arten ist einmal als höchstes Muster bewundert und dann als altfränkisch und geschmacklos belacht worden. Heute sind wir objektiv genug, unter den Übertreibungen jeder Richtung das geschichtlich und das ästhetisch Berechtigte zu erkennen, keine für unbedingt nachahmenswert zu halten, aber auch keine in Bausch und Bogen zu verwerfen, aus jeder zu lernen und anzunehmen. Wir sind glücklich dahin gelangt, zwischen öffentlichen Anlagen, Parks und Hausgärten zu unterscheiden, den Zusammenhang zwischen Architektur und Gärtnerei wieder zu begreifen, aber auch weder das architektonische noch das Landschaftsbild auf Kosten der Nutzbarkeit zu bevorzugen. Und wo es am besten gelungen ist, malerische Baumgruppen, Rasenplätze, Blumenbeete, schattige Alleen, Lauben und Laubengänge und, je nachdem, Obst- und Gemüsepflanzungen mit einander zu verbinden, da werden wir sicher eine Verschmelzung von italienischem, französischem und englischem System entdecken, vielleicht auch Züge, die noch unmittelbar an asiatische Herkunft erinnern.

Wie das Werk jetzt vor uns liegt, darf es unbedenklich als ein Muster seiner Gattung bezeichnet werden. Daß Frankreich, richtiger Paris, im Vordergrunde der Betrachtungen steht, ist selbstverständlich. Für Frankreich haben ja die Verfasser das Buch geschrieben, „der Verwaltung von Paris, welche so viel zur Gesundung und Verschönerung der Hauptstadt und zur fortschreitenden Entwicklung der Gartenkunst beigetragen hat,“ lautet die Widmung, und wer könnte leugnen, daß dieses Lob verdient ist? Doch liegt zu dem Vorwurfe nationaler Ausschließlichkeit kein Grund vor. Die Beispiele sind sämtlichen vier alten Weltteilen entnommen, und höchstens könnte auffallen, daß den modernen Gartenanlagen Oberitaliens wenig Berücksichtigung geworden ist. Vor allem wertvoll wird das Werk dadurch, daß weder der Historiker und der Ästhetiker, noch der Theoretiker, noch der Praktiker allein darin spricht, vielmehr alle Gesichtspunkte

Digitized by Google

zu ihrem Rechte kommen. Es ist eben so sehr Lehrbuch für den Gärtner, wie für den Gartenfreund und den Künstler.

Etwa das erste Drittel des Buches nimmt die Geschichte der Gartenkunst ein. Vom alten Griechenland ist wenig zu sagen, die Erwähnung der Gärten des Alkinoos und der Kalypso in der Odyssee geben nur unbestimmte Vorstellungen. Ägyptische Denkmäler lassen schon die regelmäßigen Baumpflanzungen um Wasserbecken, niedrige Pergolen und andre Kulturvorrichtungen erkennen, und die verhältnismäßige Unveränderlichkeit orientalischer Einrichtungen gestattet Rückschlüsse von den persischen, indischen und andern Anlagen, die sich bis jetzt erhalten haben, auf solche vor Jahrtausenden zu machen. Hier übt noch durchweg die stilistische Richtung die Alleinherrschaft aus, und der Plan eines orientalischen Gartens, entworfen von Meyer, ähnelt mit dem allmählichen Aufsteigen von Wasserspiegeln und Blumenbeeten zu Gesträuchen und abschließendem Baumdickicht eben so sehr den Gärten der Renaissance wie den holländischen und andern aus dem vorigen Jahrhundert. Die Eigentümlichkeit der chinesischen Gärten mit ihren künstlichen Felsen und vielfach überbrückten Wasserläufen leitet Ernouf von dem Bemühen der Einwanderer her, sich ein Bild ihrer gebirgigen Heimat im Kleinen aufzubauen. Auf jeden Fall liefern sie und nach ihnen die Japaner das erste Beispiel der naturalistischen Richtung oder des jardin irrégulier. Über den Garten der Römer sind wir durch Wandmalereien und durch die Rekonstruktion von antiken Villen so ziemlich unterrichtet. Nur, eine bestimmte Zahl von Bäumen scheint in Verwendung gekommen zu sein Platanen, Pappeln, Maulbeer- und Feigenbäume, Cypressen, Pinien; die beliebteste Blume war die Rose, die man derart zwischen Lorber zog, daß sie für Blüten dieses stachelfreien Strauches gehalten werden konnten. Auch wurden Blumen künstlich gefärbt und in Warmhäusern zur Winterblüte gezwungen. Die Anlagen setzten gewissermaßen die Architektur im Freien fort, waren aber bei ihrem monumentalen Charakter doch so wenig wie die Gebäude selbst streng an Symmetrie gebunden.

Diese kommt zur vollen Herrschaft im Mittelalter, während unverkennbar mancherlei aus dem Altertume, z. B. die grünen Labyrinthe, sich daneben erhalten hat. Der Herzog von Bedford als Regent von Frankreich im Namen Heinrichs VI. ließ 1431 den Garten des Hotel des Tournelles in der Straße St. Antoine vollständig umwandeln, und dabei mußten die Hecken eines „Hauses des Dädalus“ den neu eingeführten Obst- und Zierbäumen Platz machen.

Mit der Genialität, die aus den Trümmern der römischen Architektur einen neuen Baustil erstehen ließ, schuf die italienische Renaissance auch den neuen Garten, antike Traditionen mit den Anforderungen der modernen Zeit verbindend. Durch Benutzung der natürlichen Verschiedenheiten in den Höhenverhältnissen des Bodens oder in deren Ermangelung durch künstlichen Ersatz wurde die größte Mannichfaltigkeit der Ausblicke gewonnen von Terrassen und

Digitized by Google

Wegen aus wie von den Loggien und Fenstern der Wohngebäude. Die edeln plastischen Bäume des Südens schlossen sich harmonisch an phantasievolle Lustbauten, Bildsäulen, Springbrunnen und Wasserbecken, und zauberten mit ihrem Immergrün den Sommer auch in die Zeit zurück, welche die Pergola des Laubschmuckes beraubte. Der Garten ist für den Winter und für die Abendkühle geschaffen, bedarf also nicht so vieler Schattenplätze wie unser Sommergarten. Mit desto reicherer Hand wird nach Art der alten Römer das Wasser gespendet, bald mit sinniger Vermischung mit den Linien des marmornen oder bronzenen Brunnenbaues, bald mit seinem Schwall selbst eine flüssige Architektur bildend. Umrahmt wird, wenn irgend möglich, das Bild von bewaldeten Höhenzügen, denn nicht gern bringt man Villen und Gärten auf dem höchsten Punkte an. Die Namen Boboli, Giusti, Doria-Pamphli, Este u. s. w. zaubern uns solche heiter-anmutige Bilder einer Gartenkunst vor das Auge, die sich der Erzeugnisse der Natur mit aller Freiheit bediente, aber ihnen nicht den Zwang anthat, wie die französische Mode der Folgezeit.

Diese allmähliche Verkünstelung einerseits, anderseits das Streben nach Gespreiztheit auch in diesem Kunstzweige unter französischem Einflusse wird durch zahlreiche Abbildungen, auch Pläne, veranschaulicht; neben Frankreich liefern England und Deutschland (Schönbrunn, Wilhelmshöhe, Würzburg) die bemerkenswertesten Beispiele. Dann folgt als Einleitung zur Landschaftsgärtnerei ein Abschnitt über die ideale Landschaft der Poussin, Lorrain, Berchem u. s. w., und den Schluß des ersten Teiles macht die Periode der Naturschwärmerei und Sentimentalität.

Der zweite Teil behandelt aufs eingehendste den englischen Gartenstil in seiner heutigen Entwicklung, kürzer den französischen und das genre mixte, ferner Stadtgärten, Promenaden und Squares. Hier führt nun der gewiegte Fachmann das Wort, der lehrt, mit welchen Mitteln nach den verschiednen Systemen und praktischen Bedürfnissen gearbeitet werden kann und muß, und seinen Vortrag durch vorzügliche Abbildungen der verschiednen Baumarten und Ziersträucher, der Art der Anpflanzung, der Verbindung der Pflanzenwelt mit Lust- und Nützlichkeitsbauten, der Schutz- und Pflegevorrichtungen u. s. w. verdeutlicht. Auch die Preise von Gartenarbeiten in Paris werden jedem Gartenbesitzer von Wert sein. Wer nicht in der glücklichen Lage ist, wer in einem Häusermeere steckt, der kann sich wenigstens an dem Anblicke der Holzschnitte — über 500! — erquicken oder, je nachdem, vor Sehnsucht verzehren.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Am hellen Morgen kam Erik nach Hauſe, und als Fennimore in dem kalten, ehrlichen Tageslicht ſah, wie er ſich auskleidete, um zu Bette zu gehen, ſchwer und unſicher vom Trunk, mit gläſernen Augen und erdfahl nach der durchwachten Nacht, da erſchienen ihr die ſchönen Worte, die Niels geredet hatte, phantaſtiſch, und die lichten Gelöbniſſe, die ſie in ihrem ſtillen Sinne gethan hatte, ſchwanden erbleichend vor dem werdenden Tage, gaukleriſche Träume und Gedankentand, eine prahleriſche Lügenſchar.

Was konnte es nützen, dagegen anzukämpfen mit dem hoffnungsloſen Druck, der auf ihnen beiden lag? Es war ſo nutzlos, ſich leicht zu lügen, ihr Leben konnte doch nie wieder auf Federn gehen. Der Froſt war dageweſen, die Ranken und Ränkchen mit den Büſcheln von Roſen und duftigen Blüten, die um ſie geſchlungen geweſen waren, die ſie mit einander verknüpft hatten, ſie hatten jedes kleinſte Blatt abgeſchüttelt, jede Blume verloren, es waren nur noch die nackten, zähen Ruten, die ſie unauflöslich an einander banden. Was konnte es nützen, daß ſie mit der Wärme der Erinnerungen die Gefühle entſchwundner Tage zu einem neuen, künſtlichen Leben erweckte und ihren Abgott wieder auf ſeinen Sockel ſtellte, ſeinen Augen den Glanz der Bewunderung, ſeinen Lippen das Anbetungswort und ſeinen Wangen die Röte des Glückes wiedergab, was konnte das nützen, wenn er ſich nicht darauf einlaſſen wollte, der Prieſter des Abgottes zu ſein, ſie bei dem frommen Betruge zu unterſtützen? Er! er kannte ihre Liebe ja gar nicht wieder, es war ja keines ihrer Worte in ſeinen Ohren zurückgeblieben, kein Tag ihrer Tage in ſeiner Seele aufbewahrt.

Nein, tot und regungslos war die ſchwellende Liebe ihrer Herzen; der Duft, das Licht und die zitternden Töne, es war alles verweht, und da konnten

Digitized by Google

sie aus alter Gewohnheit sitzen, er, den Arm um ihren Leib geschlungen, sie, das Haupt an seine Schulter gelehnt, in tiefes Schweigen versunken, einander vergessend; sie, um des Herrlichen zu gedenken, der er doch niemals gewesen war, er, um sie im Traume zu dem Ideal umzuschaffen, das er jetzt immer in den Wolken strahlen sah, hoch über ihrem Haupte. So war ihr Zusammenleben, und die Tage kamen und gingen wieder und brachten keine Veränderung, und Tag für Tag starrten sie hinaus auf die Wüste des Lebens und sagten sich selber, daß es eine Wüste sei, daß dort keine Blumen blühten, daß auch keine Aussicht auf Blumen, Quellen oder grüne Palmen sei.

Je mehr der Herbst vorschritt, desto häufiger wurden Eriks Ausschweifungen. Was sollte es auch nützen, sagte er zu Niels, daß er zu Hause säße und auf Ideen wartete, die doch niemals kamen, bis ihm die Gedanken in seinem Kopfe zu Steinen wurden. Übrigens fand Erik nicht viel Trost in Niels' Gesellschaft, er fühlte sich zu Leuten, die aus gröberem Schrot waren, hingezogen, zu Leuten, die von Fleisch und Blut strotzten, die nicht ein Spielball zarter Nerven waren. So waren Niels und Fennimore oft allein zusammen, denn Niels ruderte jeden Tag nach Marianenlund hinüber.

Der Freundschaftsbund, den sie mit einander geschlossen hatten, und die Worte, die an jenem Sonntagsabend zwischen ihnen gefallen waren, hatten sie in ihrem Verhältnis zu einander ungezwungener und sicherer gemacht, und sie schlossen sich, einsam wie sie beide waren, immer enger und wärmer an einander an. Dieser herzliche Verkehr erhielt bald eine so große Macht über sie und nahm ihre Sinne so gefangen, daß ihre Gedanken, ob sie nun bei einander oder getrennt waren, stets nach diesem Freundschaftsverhältnis hinstrebten, gleichsam wie Vögel, die an demselben Neste bauen, alles sehen, das, was sie sammeln, wie das, was sie verwerfen, stets mit dem einen, gemütlichen Ziele vor Augen, das Nest recht warm und weich für einander und für sich selber zu machen.

Wenn Niels herüberkam, so machten sie fast immer, ob es regnete oder stürmte, lange Spaziergänge in dem Walde, der an ihren Garten stieß. Sie hatten sich in diesen Wald förmlich verliebt, und je mehr das Sommerleben darin erstarb, desto teurer wurde er ihnen. Da waren ja auch tausenderlei Dinge zu sehen. Erst wie das Laub gelb, braun und rot wurde, dann wie es abfiel, an einem stürmischen Tage in gelbem Wirbel dahinfegte, wenn es aber windstill war, leise Blatt um Blatt zur Erde schwebte, sanft herabraschelnd gegen und zwischen die steifen Äste und die schwanken, braunen Zweige. Und während das Laub von den Bäumen und Büschen fiel, wie kamen da alle die verborgensten Geheimnisse des Sommers zum Vorschein, eins nach dem andern, und wie lag und saß es da rings umher voll von zierlichen Früchten und farbenreichen Beeren, braunen Nüssen, blanken Eicheln und niedlichen Eichelbechern, Korallenbüscheln an den Berberitzen, schwarzen, blanken Schlehdornbeeren und scharlachroten Urnen an den Heckenrosen. An den blattlosen Buchen

Digitized by Google

saßen die Bucheckern in Menge, und die Vogelbeerbäume bogen sich unter der Last der roten Traubenbüschel. Späte Brombeeren lagen schwarz und bräunlich zwischen dem nassen Laub am Wege. Zwischen dem Heidekraut wuchsen Tütebeeren, und die wilden Himbeersträuche trugen zum zweitenmale ihre mattroten Früchte. Die Farrenkräuter hatten im Welken wohl hundert Farben, und gar das Moos! Das war eine ganze Entdeckung, nicht nur die kräftigen, großen Moosarten in den Niederungen und an den Abhängen, die Ähnlichkeit mit Tannen, aber auch mit Palmen und Straußenfedern haben konnten, sondern auch das feine Moos an den Baumstämmen, das so aussah, wie man sich wohl die Kornfelder der Elfen vorstellt, in so feinen, feinen Halmen schoß es auf mit dunkelbraunen Köpfchen an den Spitzen, die Kornähren glichen.

Kreuz und quer durchstreiften sie den Wald, wie Kinder eifrig bemüht, seine Schätze und Merkwürdigkeiten aufzufinden; und ganz wie Kinder zu thun pflegen, hatten sie den Wald unter sich geteilt, sodaß der Teil, der auf der einen Seite des Fahrweges lag, Fennimore gehörte, und der auf der andern Niels, und sie verglichen oft ihre Reiche miteinander und stritten sich, wer das herrlichste hätte. Sie hatten auch für alles drinnen im Walde Namen, für die Höhen und Klüfte, für die Steige und Pfade, für die Grüfte und Dämme; und stand hier oder dort ein besonders schöner oder großer Baum, so hatte auch der seinen Namen. So hatten sie den Wald auf jede nur denkbare Weise in Besitz genommen, und so hatten sie sich eine kleine Welt für sich geschaffen, eine Welt, die niemand kannte, in der niemand so heimisch war wie sie. Und doch hatten sie kein Geheimnis mit einander, das nicht alle Welt hätte hören können.

Noch hatten sie kein Geheimnis! Aber die Liebe war in ihren Herzen, und war auch doch wieder nicht wirklich da, ebenso wie sich in einer übersättigten Lösung Krystalle befinden und auch doch wieder nicht wirklich da sind, nicht eher, als bis sich der entsprechende Stoff, und wenn es auch nur ein Fäserchen desselben wäre, in die Flüssigkeit senkt, und sich dann gleichsam wie mit einem Zauberschlage die schlummernden Atome ausscheiden, sodaß sie einander entgegenfliegen, sich an einander festsetzen, Glied an Glied nach unerforschlichen Gesetzen und in einem Nu Krystalle sind — Krystalle!

So war es auch eine ganz unbedeutende Veranlassung, die sie fühlen ließ, daß sie einander liebten.

Es ist nicht viel davon zu erzählen, es war ein Tag wie alle andern, sie waren allein im Wohnzimmer, wie sie es hundertmal vorher gewesen waren, und ihre Unterhaltung hatte sich um ganz gleichgiltige Dinge gedreht, und das, was von außen her auf sie einwirkte, war so gewöhnlich, alltäglich wie nur möglich, es war nichts andres, als daß Niels am Fenster stand und hinaussah, und daß Fennimore sich neben ihn stellte und auch hinaussah, das war das Ganze, aber es genügte, um gleichsam wie mit einem Blitzstrahl die Ver-

Digitized by Google

gangenheit, Gegenwart und Zukunft für Niels Lyhne zu verwandeln durch das Bewußtsein, daß er die Frau liebte, die an seiner Seite stand. Nicht wie etwas Lichtes, Liebliches, Glückliches und Schönes, das ihn zu Seligkeit und zu Entzücken himmelhoch heben konnte, so war seine Liebe nicht. Aber es war ihm ebenso unmöglich, ohne sie zu sein, wie es ihm unmöglich gewesen wäre, zu leben, ohne Atem zu schöpfen; so liebte er sie, und er griff, wie ein Ertrinkender um sich greift, nach ihr und preßte ihre Hand an sein Herz.

Und sie verstand ihn. Fast mit einem Schrei und in einem Tone voller Schreck und Jammer rief sie ihm zu, wie eine Antwort und ein Bekenntnis zugleich: Ach ja, Niels! und entzog ihm in demselben Augenblicke ihre Hand.

Dann stand sie einen Augenblick bleich, fliehend da, sank dann mit dem einen Knie auf einen Polsterstuhl, verbarg ihr Antlitz in der Samtlehne und schluchzte laut.

Niels war in den ersten Sekunden wie geblendet, und seine Hände suchten zwischen den Zwiebelgläsern nach einem Stützpunkt.

Es waren nur wenige Sekunden, dann trat er an den Stuhl, auf dem sie lag, und beugte sich über sie, ohne sie zu berühren, die eine Hand auf die Lehne des Stuhles stützend.

Sei nicht so verzweifelt, Fennimore, sieh auf und laß uns mit einander reden. Willst du, willst du nicht? Du mußt dich nicht fürchten, laß es uns gemeinsam tragen, mein süßes Lieb, hörst du? Versuche, ob es dir nicht möglich ist.

Sie hob den Kopf ein wenig, sodaß sie ihn ansah. Ach Gott! Niels, was sollen wir nur einmal anfangen! Ist es nicht entsetzlich, Niels! Warum muß es mir hier in der Welt auch so gehen? Wie schön hätte alles sein können, so glücklich! Und sie schluchzte von neuem.

Hätte ich schweigen sollen, klagte er, arme Fennimore, wünschest du, daß du es niemals erfahren hättest?

Sie blickte abermals auf und ergriff seine Hand. Ich wollte, ich wüßte es und wäre dann tot, o, daß ich in meinem Grabe läge und es wüßte, das würde so gut sein, o, so gut und schön!

Es ist bitter für uns, Fennimore, daß das erste, was uns unsre Liebe bringt, Angst und Thränen sind. Meinst du nicht auch?

Du mußt nicht hart gegen mich sein, Niels, ich kann ja nicht anders. Du kannst es nicht so sehen, wie ich, ich müßte stark sein, denn ich bin gebunden. O, daß ich meine Liebe nehmen und sie in die tiefste Tiefe meines Herzens verschließen könnte, daß ich taub wäre für all ihren Jammer, all ihr Flehen, daß ich es über mich gewinnen könnte, dich zu bitten, weit, weit fortzureisen, aber das kann ich nicht, ich habe so viel gelitten, ich kann das nicht auch noch leiden, ich kann es nicht, Niels. Ich kann nicht ohne dich leben — kann ich das wohl? Glaubst du, daß ich es könnte?

Digitized by Google

Sie stand auf und schmiegte sich an seine Brust. Hier bin ich, ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht von dannen ziehen, um selber in der alten Finsternis zurückzubleiben. Es ist wie eine bodenlose Tiefe voller Ekel und Pein, ich will mich nicht dahinein stürzen, eher springe ich ins Wasser, Niels; und wenn auch das neue Leben Schmerzen bringen wird, so sind es doch neue Schmerzen, die nicht den abgestumpften Stachel der alten haben, die nicht so sicher treffen können wie die alten, welche mein Herz so grausam genau kennen. Rede ich verworrenes Zeug? Ja, sicher thue ich das, aber es ist so gut, ohne Rückhalt mit dir sprechen zu können, ohne daß ich mich vor all dem Vielen zu hüten brauche, was dir zu sagen bis jetzt unrecht war. Jetzt aber hast du ein Recht vor allen andern! Ach, könntest du mich doch ganz nehmen, sodaß ich ganz die deine wäre, daß ich mit nichts einem andern gehörte, o, daß du mich herausheben könntest aus jedem Verhältnis, das mich umgiebt!

Wir müssen die Ketten zersprengen, Jennimore! Ich werde alles gut einrichten, sei unbesorgt, eines Tages, ehe irgend jemand das Geringste ahnt, sind wir über alle Berge!

Nein, nein, wir dürfen nicht entfliehen, nur das nicht, eher alles andre, als daß meine Eltern hören sollten, daß ihre Tochter davongelaufen sei, das ist unmöglich, bei Gott im Himmel, das werde ich niemals thun, Niels, das thue ich niemals!

Aber du mußt es thun, meine Liebe, du mußt es thun. Siehst du denn nicht all die Gemeinheit, all die Nichtswürdigkeit, die uns auf allen Seiten umgeben wird, wenn wir bleiben? All die entwürdigende List und Falschheit und Verstellung, die uns einschnüren wird, die uns niederdrücken, uns elend machen wird? Ich will dich nicht von alledem besudeln lassen, das soll sich nicht in unsre Liebe einfressen wie ein giftiger Rost.

Aber sie war nicht zu bewegen.

Du weißt nicht, wozu du uns verdammst, sagte er betrübt, es wäre weit besser, wenn wir mit einem eisernen Haken aufträten, statt zu schonen. Glaube nur, Jennimore, wenn wir unsre Liebe nicht Alles für uns sein lassen, das Einzige, das Höchste in der Welt, das, was vor allem andern erlöst werden muß, sodaß wir da zuschlagen, wo wir lieber heilen würden, daß wir da Kummer verursachen, wo wir lieber jeden Schatten von Kummer fernhalten würden, wenn wir das nicht thun, dann wirst du bald erleben, wie alles das, worunter wir uns beugen, sich schwer auf unsre Schultern legen und uns in die Kniee zwingen wird, unbarmherzig und unerbittlich. Ein Kampf auf den Knieen liegend gekämpft, du weißt nicht, wie schwer der zu kämpfen ist. Du mußt weinen! Wollen wir den Kampf doch kämpfen, meine Liebe, Seite an Seite gegen alle und alles?

In den nächsten Tagen setzte Niels seine Bemühungen, sie zur Flucht zu überreden, fort, dann fing er an, es sich auszumalen, wie hart es Erik

Digitized by Google

treffen würde, wenn er eines Tages heimkehrte und erführe, daß sein Freund und seine Frau mit einander auf und davon seien, und ganz allmählich erhielt es ein ganz unnatürliches, tragisches Unmöglichkeitsgepräge in seinen Augen, und er entwöhnte sich, daran zu denken, wie er es mit so vielem andern that, was er anders gewünscht hätte. Er gab sich mit ganzer Seele den Verhältnissen hin, so wie sie einmal waren, ohne einen wissentlichen Versuch, sie umzudichten oder sie mit phantastischen Festons und Guirlanden auszuschmücken und die Mängel fortzulügen. Aber wie süß war es, zu lieben, einmal die wirkliche Liebe des Lebens zu lieben! Denn was er bis jetzt für Liebe gehalten hatte, war ja keine Liebe gewesen, weder das schwer wogende Sehnen des Vereinsamten, noch das brennende Entbehren des Phantasten oder die ahnungsvolle Nervosität des Kindes; das waren Ströme in dem großen Ozean der Liebe, einzelne Reflexe ihres vollen Lichtes, Splitter der Liebe, gleichwie die Meteore, welche die Luft durchsausen, Splitter eines Weltenkörpers sind, denn dies war die Liebe: eine Welt, die ganz war, etwas Vollendetes, Großes, Geordnetes. Es war keine verwilderte, zwecklose Jagd von Gefühlen und Stimmungen, die Liebe war wie eine Natur, ewig wechselnd, ewig erzeugend, und es erstarb keine Stimmung, es welkte kein Gefühl, ohne einem Keim, der die Anlagen zu etwas Vollkommenerem enthielt, neues Leben zu geben. Ruhig, gesund, mit tiefen Atemzügen, so war es herrlich zu lieben. Und die Tage fielen jetzt neu und glänzend vom Himmel selber herab, sie kamen nicht schleppend, selbstverständlich hintereinander wie die abgegriffenen Bilder in einem Guckkasten, jeder von ihnen war eine Offenbarung, denn an einem jeden fand er sich größer und stärker und gehobener. Noch nie hatte er eine solche Innigkeit, eine solche Macht des Gefühls gekannt, und es gab Augenblicke, in denen er sich selber titanenhaft däuchte, in weit höherem Maße, als er sich Mensch fühlte, eine solche Unerschöpflichkeit empfand er in seinem Innern, eine so flügelbreite Zärtlichkeit entströmte seinem Herzen, so weit war sein Blick, so großartig mild sein Urteil.

Das war der Anfang des Glückes, und sie waren lange glücklich mit einander.

Die tägliche Falschheit und Verstellung, die Luft von Unehre, in der sie lebten, alles das hatte noch keine Macht, es konnte sie nicht erreichen in der ekstatischen Höhe, in die Niels ihr Verhältnis und sie selber erhoben hatte; denn er war nicht schlechthin ein Mann, der die Frau seines Freundes verführte, oder richtiger, er war es, er sagte voller Trotz, daß er es sei, aber er war auch gleichzeitig der Befreier einer schuldlosen Frau, die das Leben verwundet, gesteinigt, besudelt, einer Frau, die schon ihre Seele der Vernichtung übergeben hatte. Ihr hatte er das Vertrauen auf das Leben wieder geschenkt, hatte in ihr den Glauben an die bessern Mächte desselben wiedererweckt, ihren Geist zu Adel und Hoheit erhoben, ihr das Glück gebracht. Was war nun das Beste, jenes schuldlose Elend, oder das, was er für sie erkämpft hatte? Er fragte nicht mehr darnach, seine Wahl war getroffen.

Digitized by Google

Vollkommen so meinte er es jedoch nicht. Der Mensch baut sich so oft Theorien, in denen er doch nicht wohnen will. Die Gedanken schweifen so oft weiter hinaus, als das Gefühl für Recht und Unrecht Lust hat, ihnen zu folgen. Aber dieser Gedanke bestand doch für ihn und nahm der stets erforderlichen Lüge, Falschheit, Niedrigkeit und Gemeinheit viel von ihrem unaufhaltsam zehrenden Gift.

Schließlich machte es sich aber doch fühlbar, es fraß zu viele von den feinen, zarten Nerven an, um nicht bald Schaden anzurichten und Schmerzen zu verursachen, und der Verlauf wurde dadurch sehr beschleunigt, daß Erik bald nach Neujahr glaubte, eine Idee bekommen zu haben, etwas mit einem grünen Gewande, erzählte er Niels, und mit einer drohenden Stellung. Erinnerte er sich wohl noch des Grüns in Salvator Rosas Jonas? Etwas in diesem Genre. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Heinrich Seidel. Wir haben schon vor mehreren Jahren einmal auf die Schriften von Heinrich Seidel aufmerksam gemacht. Damals hatte Liebeskind in Leipzig das bis dahin in unscheinbaren Bändchen erschienene an sich gebracht und begann es neben ganz neuem in der zierlichen Ausstattung, die er seinen Büchern zu geben versteht, neu aufzulegen. Jetzt liegen allein von den Prosaschriften schon fünf Bände vor, zum Teil in wiederholter Auflage, und wie wir hören, werden die drei älteren dieser Bände (Jorinde und andre Geschichten — Geschichten und Skizzen aus der Heimat — Vorstadtgeschichten) wiederum neu gedruckt werden und dann mit den beiden neu erschienenen (Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen — Die goldene Zeit) und den Gedichtbänden eine einheitliche Gesamtausgabe bilden, oder wohl den Beginn einer Gesamtausgabe; denn die neuesten Gaben Seidels lassen nicht darauf schließen, daß sein Born so bald versiegen werde.

Es ist sehr erfreulich, daß sich diese Sachen Bahn gebrochen haben und einen immer größern Leserkreis gewinnen. Man darf auch darin, daß so harmlose, frische und gesunde Poesie sich durch das greuliche Litteraturgestrüpp durcharbeiten vermag, welches alles zu überwuchern drohte, ein Zeichen erblicken, daß uns wieder eine „goldene Zeit" herannaht. Eine Zeit ruhigerer und stetiger Entwicklung, der wir jetzt, Gott sei Dank, entgegenblicken, wird auch mit sich bringen, daß unser deutsches Gemüt wieder mehr Einkehr bei sich selber hält und sich von der ungesunden Kost abwendet, mit der es sich vergiftet hat in einer Zeit des äußern und innern Kämpfens und Jagens, in der ein gepfefferter Genuß gesucht wurde, um über die Leere des Augenblicks hinwegzuhelfen. Die bösen Früchte des Naturalismus und Pessimismus können bei uns doch nur reifen und genossen werden, wenn alles Ringen und Kämpfen nach außen geht, auf materielle Dinge und Erfolge. Sie werden dann immer vorhanden und marktfähig sein,

Digitized by Google

mag das überwiegende äußere Leben guten oder schlechten Grund haben. Die Gährung, die aus alledem entstehen mußte, was durch die Wiederaufrichtung des neuen Reiches zusammengegossen wurde, war doch nur ein äußerer materieller Vorgang. Wir dürfen hoffen, daß dieser Zustand nun überwunden ist, und daß unser Leben sich allmählich beruhigen und läutern wird, und damit wird das Ungesunde, das sich eine Zeit lang breit machen konnte, von selbst ausgestoßen werden. Wenn damit aber auch eine reinere und tiefere Strömung in unsrer Litteratur die Oberhand gewinnt, so werden Leute wie Heinrich Seidel ebensowohl das ihre dazu beigetragen haben, wie sie ihren äußern Erfolg bei den veränderten Zuständen finden werden.

Die beiden neuen Bände zeigen die gleichen Eigentümlichkeiten des Dichters, wie die vorhergegangenen. Sie enthalten zum Teil kleinere Skizzen und Charakterbilder, zum Teil breiter ausgeführte Erzählungen. Tiefe Konflikte, dramatischen Aufbau, einen verwickelten Knoten haben diese Erzählungen nicht, und ebensowenig aufregenden Gang der Ereignisse. Sie variiren immer aufs neue das alte süße Thema zweier verliebten Herzen, und die Liebesgeschichten spielen sich meist in sehr einfacher und alltäglicher Weise ab; wird einmal etwas Romantik beigemischt, so läuft wohl auch etwas Sentimentalität mit unter. Aber das meiste ist gesund und frisch, und was den harmlosen Sachen ihren großen Reiz giebt, ist die feine und saubere Kleinmalerei in den oft entzückenden Natur-, Stimmungs- und Charakterbildern, im Ausmalen der Situation. Darin ist Seidel Meister. Und in der Art, wie er die schnurrige Gesellschaft seiner Sonderlinge vorführt, Natur und Stillleben schildert, offenbart sich aufs wohlthuendste ein warmes Herz, das für alles Gute und Schöne offen ist, lebendig an allem Leben teilnimmt und sich ins Kleinste gleich liebevoll versenkt, wie in das Größte, was das Menschenherz bewegt, und alles ist mit einem Behagen, mit einer Anspruchslosigkeit und dabei einem so frischen Humor vorgetragen, wie sie nun einmal selten geworden sind.

Man möchte denken, Seidel müsse Junggeselle sein, so sehnsüchtig weiß er die Liebe zu schildern, das Aufglühen der Leidenschaft, bis sie zu hellen Flammen aufschlägt und Mund zu Munde führt. Es sind auch meist Junggesellen, die er schildert; alte Junggesellen, die in stillem Entsagen einer verschwundenen Liebe nachdenken, oder junge Junggesellen, die natürlich zum Abfallen reif wie Aepfel in irgend eine günstige Gelegenheit zum Verlieben plumpsen und dann die ergänzende bessere Hälfte finden. Man möchte denken, er male sich das in immer neuer Weise aus, weil er es noch nicht errungen habe, oder weil es ihm selbst so gegangen sei wie seinen Hagestolzen. Aber er ist verheiratet; die Agnes, der er den zärtlichsten Band voll Liebesgeschichten zugeeignet hat, ist seine Gattin nach Aussage seines trefflichen Verlegers. Ob sie nicht am Ende eifersüchtig wird auf alle seine Heldinnen?

Aus einigen Stellen der Erzählungen geht hervor, daß Seidel eine besondre Vorliebe für Stifter und Storm hat. Er ähnelt ihnen auch in manchem, insbesondre in der gelegentlichen Sentimentalität, aber in einem unterscheidet er sich vorteilhaft von beiden, darin, daß alle seine Geschichten von dem Heißsinnlichen frei sind, das auch in der sanften Einkleidung Storms doch die Pulse des Lesers klopfen macht wie süßer Punsch, und von dem auch Stifter nicht ganz frei ist. Bei ihm ist alles gesund, die Liebe wohl leidenschaftlich, aber dabei still und rein, wie sie sein soll. Wer gern und viel mit der Natur verkehrt, hält sich auch meist das Herz stark und gesund, holt sich bei ihr immer neue Frische und schärft sich die Beobachtungsgabe. So thut es Seidel. Die Liebe zur Natur spricht aus jeder seiner Geschichten und Bilder und umrankt sie mit den feinsten und lieb-

Digitized by Google

lichsten Schilderungen. Manchmal treten sie fast zu sehr in den Vordergrund, man kann sich ganz respektable Kenntnisse in der Botanik, Entomologie und Ornithologie bei Seidel holen. Aber er wird manchem Leser die Augen öffnen für die schöne Gotteswelt, die uns umgiebt, und namentlich für das Kleine, oft Uebersehene, wie er auf der andern Seite zeigt, vor allem in seiner liebenswürdigsten Figur, dem köstlichen Leberecht Hühnchen, welches Glück mit einer kleinen und bescheidnen Existenz verbunden sein kann, wie auch in dem alltäglichen Leben, in der nüchternsten Umgebung tausendfaches Glück zu finden ist für den, der es zu suchen versteht.

Wer sich eine behagliche und erfrischende Lektüre mit in die Ferien nehmen möchte, der greife zu Heinrich Seidel!

Ein Trauermarschalbum. Das ist doch nun das Non plus ultra der uniformirenden Fabrikatsmuse unsrer Tage, das Notenheft, das wir da eben in den Schaufenstern unter der sonst so verdienten Flagge der „Edition Peters“ anstaunen. Ein Trauermarschalbum! Wir empfehlen als nächste Albumnummern gleich ein Wiegenliederalbum, das ja den schönern Titel „Berceusenalbum“ führen könnte, und dann ein Schunkelwalzeralbum. Mit allen übrigen Albums bis auf das „Tyrolienne- und Styrienne-Album“ sind wir ja — den Kollektionsapollos sei Dank — versehen. Sicher fügt nun eine konkurrirende „Kollektion“ zu der Geschmack- die Pietätlosigkeit und übertrumpft das Trauermarschalbum mit einem „Kaisertrauermarschalbum.“ Arme Kandidaten, die ihr über eurer Examenarbeit sitzt, arme Geisteshypochonder aller Fakultäten und Berufsklassen! Wenn erst einmal das „Trauermarschalbum“ den Einzug auf dem Notenpulte von Fräulein Hulda über, unter oder neben euch gehalten haben wird, wird die Selbstmordstatistik einer Revision bedürfen. Zwanzig bis dreißig Mollstücke — Largo, Grave, Lento in reicher Abwechslung —, welcher „Wille zum Leben“ soll dem noch Stand halten! Wir fürchten sogar für Fräulein Hulda.

Es ist doch merkwürdig, was aus den Almanachs und Anthologien mit ihrem Prinzip der buntesten Mannichfaltigkeit und Abwechslung schließlich geworden ist. Wir haben keine Almanache und Anthologien mehr, wir haben Albums: das „Berliner Coupletalbum,“ das „Album berühmter Monologe,“ das „Koschatalbum,“ das „Oberländeralbum“ u. s. w. in infinitum. Alles ordnet sich in Reih und Glied, dem allmächtigen Prinzip von der Arbeitsteilung entspricht das von der Genußteilung. Hat etwa unter den hundert Kollektionen schon eine den Gedanken gefaßt, ein „Sonatenalbum“ herauszugeben? Und doch wäre es das erste, das wahrhafte „musikalische Album.“ Es ist in allen Künsten so. Die „Spezialität“ schwingt ihr trennendes Szepter bis in die fernsten Winkel hinein, der „Humor,“ der „Realismus,“ der „Optimismus“ und der „Pessimismus,“ alles macht sich sein gesondertes Eckchen zurecht, meist ist es ein Schmollwinkel. In der Malerei scheidet sich das „Helle“ vom „Dunkeln“ in unversöhnlicher Feindschaft, als läge das Chaos eben hinter uns. Und in der Mitte steht der Mensch und sehnt sich nach Licht und freiem Ausblick. Die Kunst aber führt ihn in eine dunkle Stereoskopenbude, läßt ihn durch hundert Guckkästen sehen und spielt ihm auf aus dem „Trauermarschalbum.“

Liszt-kultus. Eine bezeichnende Illustration zu dem Artikel über Bayreuth in diesem Hefte bringt das Leipziger Tageblatt in einer Korrespondenz aus Bayreuth vom 31. Juli. Da erzählt ein Herr M. Krause, indem er über eine weihevolle Liszt-feier berichtet, die zwar nicht öffentlich war, zu der aber jedermann Zutritt hatte:

Digitized by Google

„Die Bemühungen, eine würdige musikalische Totenfeier zu veranstalten, wurden durch allerhand Mißstände gekreuzt, und in grellen Farben hebt sich vor allem ab, daß das protestantische Konsistorium von Bayreuth »aus mehrfachen Gründen,« wie es in dem offiziellen Schreiben an den Unterzeichneten heißt, die protestantische Stadtkirche zu einer noch dazu nicht öffentlichen Feier versagte. Diese unerhörte Thatsache sei hiermit der Oeffentlichkeit preisgegeben und zu gleicher Zeit mitgeteilt, daß die katholische Kirche von dem geistlichen Rat, Herrn Korzendorfer, mit der größten Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit überlassen, sowie auch die Kirche durch Aufstellung des Katafalks der Seelenmesse würdig geschmückt wurde. Jeder vorurteilslose Protestant wird solche Handlungsweise zu ehren wissen und anerkennen, daß dieselbe edel und schön und hoch erhaben war über Zelotentum und Muckerei.“ Es folgt dann ein Bericht über die Feier selbst, an der sich nicht weniger als drei „geniale“ Künstler beteiligten, der „geniale Orgelvirtuos“ Herr Bernhard Pfannstiehl, der „geniale Chordirektor“ Professor Porges und der „geniale Halir,“ und am Schlusse heißt es: „Alle Freunde des Meisters werden den trefflichen Künstlern dankbar sein, daß sie in so würdiger Weise das Andenken des Meisters feierten. Dem katholischen Rat Herrn Korzendorfer aber gebührt nochmals der Dank aller wahrhaft Gebildeten für die bereitwillige Ueberlassung der Kirche zum Zwecke der kleinen Feier.“

Was denkt sich wohl die musikalische Redaktion des Tageblattes der Universitätsstadt Leipzig dabei, wenn sie derartigen Albernheiten Raum gewährt? Daß das Bayreuther protestantische Konsistorium noch so viel gesundes Muckertum besitzt, dieser Sippschaft die Thüren seiner Kirchen nicht aufzuthun, verdient nach unsrer Meinung die größte Anerkennung. Die Gründe werden dem „wahrhaft gebildeten“ Herrn Krause freilich verschlossen bleiben; ob es aber klug von ihm war, den Mangel seiner Intelligenz so der Oeffentlichkeit preiszugeben?

Druckfehler in einer Zeitschrift zu berichtigen, hat im allgemeinen nicht viel Sinn. Der Leser, der das neue Heft empfängt, worin die Druckfehlerberichtigung steht, hat in den meisten Fällen das vorhergehende, worin der Fehler stand, nicht mehr in den Händen, er kann also die betreffende Stelle gar nicht wieder ansehen. Es geschieht auch mehr zur Beruhigung des Verfassers, wenn wir einmal einen Druckfehler berichtigen. Zum Glück ist es in den Grenzboten selten nötig, es kann nur durch eine ganz besondere Verkettung von Umständen nötig werden. Ein solcher Fall liegt heute vor. Man denke: Das nachgelassene Werk Kants, von dem die einen sagen, es enthalte unverständliches Geschreibsel eines schwachsinnig gewordenen Alten, die andern, es enthalte tiefste, freilich schwer verständliche Weisheit! Von diesem Werke eine popularisirende Umschreibung Krauses! Von dieser Umschreibung ein noch weiterhin popularisirender Auszug Classens! Dieser Auszug in einer äußerst schwer leserlichen Handschrift! Natürlich ist es unbedingt nötig, daß der Verfasser des Auszuges selbst eine Korrektur lese, keine Druckerei, keine Zeitungsredaktion, und wäre sie die weiseste, möchte die Drucklegung eines solchen Aufsatzes auf ihre Kappe nehmen. Die Korrektur geht denn auch rechtzeitig an den Verfasser ab, sie kann auch gut und gern zur rechten Zeit wieder da sein. Aber der Tag des Druckens kommt, die Korrektur bleibt aus. Der Bogen wird zurückgestellt, alle andern werden vorher gedruckt, die Korrektur muß ja kommen, sie kann mit jeder Post da sein. Endlich wird es die höchste Zeit, der Druck kann nicht länger aufgeschoben werden, wenn das Heft zur rechten Stunde fertig sein soll. Telegraphiren? Nützt nichts.

Digitized by Google

Das schafft die Korrektur nicht ins Haus. Bringt höchstens die Antwort: „Nicht erhalten!“ oder „Sende sofort“ oder „Unterwegs!“ Schnell einen andern Aufsatz einstellen? Geht nicht. Es ist keiner genau von derselben Länge abgesetzt. Aber man kann doch keinen Unsinn drucken. Hier und hier und hier steht ja Unsinn. Im Manuskript steht aber genau dasselbe, wenigstens hat es der Setzer und der Korrektor nicht anders gelesen, und der verzweiflungsvolle Redakteur kanns auch nicht anders lesen. In drei Teufels Namen denn: drucken! — Vier, fünf Tage darauf kommt harmlos, als ob gar nichts vorgefallen wäre, die Korrektur, und nun sieht man die Bescherung. Da soll es S. 303 Z. 14 v. u. heißen: „nicht aber drei“ statt „nicht aber darin,“ S. 304 Z. 18 v. o.: Begrenzung statt Bewegung, S. 305 Z. 7 v. o. „in die Fächer“ statt „in die früheren,“ Z. 13 v. o. starr statt stark, Z. 20 v. o. Gegenspiel statt Gegenteil, Z. 16 v. u. „einen verschiedenen Grad“ statt „einen verschiedenen Grund,“ S. 308 Z. 5 v. u. „vorbedachten Wirkung“ statt „vorgedachten Wirkung.“ Es ist ja nach Lage der Sache ein wahres Wunder, daß nicht noch dreimal mehr Fehler stehen geblieben sind, daß alles andere tadellos gedruckt ist. Aber ärgerlich ist ja jeder Fehler für alle Beteiligten. Wir können also immer nur wieder bitten, um was wir schon so oft gebeten haben: Schreibt deutlich! Vor allen Dingen schreibt Namen und Zahlen deutlich! Alles andre kann man zur Not erraten (wenn's nicht gerade in einem Aufsatze über Kants nachgelassenes Werk ist), Namen und Zahlen kann niemand erraten.

Litteratur.

Das preußische Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts. Von Dr. Hermann Schulze. Erster Band. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1888.

Von diesem bei seinem ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifalle begrüßten Werke, welches seiner Zeit auch in den Grenzboten anerkennende Besprechung fand, liegt nunmehr der erste Band in der schon längst notwendig gewordenen und erwarteten zweiten Auflage vor, die unter Beibehaltung des Standpunktes des Werkes im allgemeinen der neuesten Entwicklung der Gesetzgebung und Praxis entsprechend umgearbeitet ist. Nach einer Einleitung, welche die allgemeinen Gesichtspunkte und die Quellen vorführt, giebt der Verfasser im vorbereitenden Teile eine äußerst genaue und wertvolle Uebersicht über die Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates von dessen ersten Anfängen bis zur Gegenwart, und eine Darstellung der staatsrechtlichen Individualität des Staates der Gegenwart. Der systematische Teil handelt vom Verfassungsrechte des preußischen Staates, und zwar vom Königtum, von den Staatsämtern und Staatsdienern, von den Staatsbürgern, deren Rechten und besondern Klassen, von den Körpern der Selbstverwaltung, sowie von der Volksvertretung. Die Beilagen bringen uns die Verfassungsurkunde und die Verordnungen über die Bildung beider Häuser des Landtags, eine Beschreibung des mittlern preußischen Wappens und als etwas sehr erwünschtes einen übersichtlichen Stammbaum des preußischen Königshauses. Die Vorzüge des Werkes sind zu bekannt, als daß sie hier einer Darlegung im einzelnen bedürften. Es soll deshalb nur noch dem Wunsche Ausdruck gegeben werden, daß wir möglichst bald die zweite Auflage des Werkes vollständig in den Händen haben möchten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die Parteigruppirung für das Abgeordnetenhaus.

Die Erhaltung des Bündnisses der nationalgesinnten Parteien zur Unterstützung einer gleichdenkenden und gleichstrebenden Regierung und die Verhütung neuen Zusammengehens des rechten Flügels der Konservativen mit dem Zentrum ist zunächst für Preußen, dann unzweifelhaft auch für ganz Deutschland eine Frage von solcher Wichtigkeit, daß sie nicht oft genug besprochen werden kann. Wir betrachten sie daher noch einmal, und zwar zuvörderst nach den letzten Vorgängen auf diesem Gebiete.

Fürst Bismarck hat die Mittelpartei, zusammengesetzt aus den Nationalliberalen, den Freikonservativen und den gemäßigten Altkonservativen, die er sich seit zehn Jahren zur abschließenden Verwirklichung seines Regierungssystems wünschte, im vorigen Jahre für die Volksvertretung des Reiches zu stande kommen sehen und hofft, daß sie auch für die des preußischen Staates zusammenhalte, weil nur sie ihm die Mehrheit verbürgt, deren er bedarf. Die hochkirchlichen Konservativen dagegen fahren fort, an der Auflösung des Bündnisses mit den Nationalliberalen zu arbeiten und den Zentrumsmännern, den Vertretern der „teuern Schwesterkirche," die Hand zur Wiedervereinigung entgegenzustrecken. Die Mehrheit der Altkonservativen ist offenbar nicht geneigt, sich dabei zu beteiligen. Für die Freikonservativen hat vor kurzem Herr von Kardorff das Wort ergriffen, um Festhalten am Kartell mit den gemäßigten und reichstreuen Liberalen zu empfehlen, und da er einer von den Führern dieser Gruppe ist, dürfen wir annehmen, daß er im wesentlichen deren Auffassung der Lage ausspricht. Er hält das Zusammenwirken der konservativen Partei mit den Nationalliberalen für möglich und natürlich, weil die frühern schroffen Gegensätze, die sie trennten, nicht mehr bestehen, die einen keinen Umsturz der

Digitized by Google

Verfassung mehr erstreben, die andern sich von dem Hinarbeiten auf eine Regierung parlamentarischer Mehrheiten losgesagt und anerkannt haben, daß die Kontrole der Verwaltung, wie sie Reichs- und Landtag ausüben, und daß das konstitutionelle Recht der Bewilligung neuer Abgaben und der Zustimmung zu neuen Gesetzen einer stabilen, nach den Überlieferungen der preußischen Herrscher geführten Regierung gegenüber eine weit stärkere Bürgschaft für eine gesunde, freiheitliche Entwicklung und die wünschenswerte politische Machtentfaltung des Vaterlandes bietet, als diese ewig wechselnde Parteiregierung mit ihrer unausbleiblichen Korruption der regierenden wie der regierten Klassen. Er weist ferner darauf hin, wie diese Annäherung in den Anschauungen in dem Kartell vor den letzten Reichstagswahlen ihren Ausdruck fand, als es galt, der Welt zu zeigen, daß die Nation nicht nur einmütig jeden Mann und jeden Groschen zur Verteidigung ihrer Selbständigkeit und ihres Besitzes herzugeben bereit war, sondern auch entschlossen, dem Auslande zu zeigen, daß es volles Vertrauen in die Leitung seiner auswärtigen Politik setze, indem es die beantragte ungeheure Verstärkung der Wehrkraft ohne Mäkeln annehme und jede Beschränkung der Frist, für welche die Bewilligungen gelten sollten, ablehne. Dann schließt Kardorff mit den Worten:

Die Versuche, die bestehende Bundesgenossenschaft zu lockern, bergen die große Gefahr in sich, die Feindschaft zwischen den Parteileitungen wieder zu beleben. Man sagt dabei in unglaublicher Kurzsichtigkeit, es handle sich ja nicht um große nationale Interessen, nur um häusliche Zwistigkeiten Preußens. . . . Als ob im preußischen Abgeordnetenhause kleinliche Fraktionspolitik getrieben werden könnte, ohne Einfluß auf das Verhalten der Parteien im Reichstage zu einander und zu den Regierungen! Die gesamte reformirende Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte ist auf Grund von Vereinbarungen der Regierungen einerseits und der gemäßigten Liberalen und Konservativen anderseits erfolgt. [Nur in wenigen Fällen halfen die Klerikalen zur Annahme dieser Reformen.] Die gemäßigten Liberalen in ganz Deutschland sind zu ihrem besten Teile zu der Einsicht gelangt, daß die geschichtliche Entwicklung der preußischen Monarchie in dem großen und kleinen Grundbesitze, in dem Handwerkerstande und in dem Bürgertume der östlichen Provinzen eine andre Art konservativer Anschauungen hat entstehen lassen als im Westen und Süden, wenn solche Anschauungen sich überhaupt hier bildeten, daß aber gleichwohl in der Osthälfte Preußens der feste Kern liegt, der es Preußen ermöglicht hat, seiner Aufgabe, Deutschland zu einigen und mit neuer Kraft zu erfüllen, gerecht zu werden. Anderseits haben die norddeutschen Konservativen die Erfahrung machen können, daß die spezifisch preußischen Ueberlieferungen unsrer Politik bei den liberalen, aber dabei national gesinnten Schichten des süddeutschen Volkes ein weit eingehenderes Verständnis fanden als in den dort konservativ genannten Kreisen, die entweder in den Banden eines Partikularismus mit sehr engem Gesichtskreise oder in denen eines preußenfeindlichen Ultramontanismus verstrickt erschienen. Wenn beide Parteien, die gemäßigten Konservativen und die gemäßigten Liberalen, dazu jetzt noch die Bemerkung machen, daß denen, welchen die Erhaltung der Staaten und des Reiches am Herzen liegt, in der Sozialdemokratie ein Gegner erstanden ist, der mit seiner für die große Masse verführerischen Lehre immer

Digitized by Google

weitere Schichten des Volkes zu umgarnen versteht, und wenn sie sich sagen müssen, daß die Beendigung des Kulturkampfes noch keineswegs dazu geführt hat, das Zentrum sein unerklärliches Wahlbündnis [unerklärlich — für uns sehr erklärlich, und zwar aus der alle Oppositionsparteien beseelenden und einigenden bittern Feindschaft gegen das nationale Reich und seinen Schöpfer] mit dem Freisinn und der Sozialdemokratie, also mit den Elementen aufzugeben, die ihre politische Aufgabe darin erblicken, dem bestehenden Regimente in Deutschland und Preußen möglichst viel Schwierigkeiten zu bereiten — wenn also jene staatsfreundlichen und reichstreuen Parteien vor solchen Erfahrungen stehen, so ist es doch selbstverständlich, daß sie, auf den Luxus der Fraktionspolitik verzichtend, sich auch bei den Landtagswahlen den großen nationalen Gesichtspunkten unterordnen. . . . Sollten sie nicht vermögen, den mächtig angefachten Fraktionspatriotismus [richtiger Fraktionspartikularismus] einigermaßen zu dämpfen, so werden die Kartellparteien sich selbst die Schuld beizumessen haben, wenn die in Bezug auf die Wahlagitation weit besser geschulten Gegner, die Freisinnigen, das Zentrum und die Sozialdemokraten, als Bundesgenossenschaft vereinigt, sich ihnen in Zukunft nicht bloß bei den Wahlen für den Landtag, sondern auch bei denen für den Reichstag überlegen zeigen.

Nach dieser Kundgebung würde Herr von Kardorff, wenn er in Betreff der nächsten Wahlen außer seiner eignen Partei auch die weiter rechts stehenden Konservativen leiten könnte, die bisherige Verbindung mit den Nationalliberalen zu erhalten streben. Bei den Freikonservativen wird ihm das ohne Zweifel gelingen, zumal da diese in allen kirchlichen Fragen den Nationalliberalen sehr nahe stehen, und da das Gleiche auch von dem Verhältnisse der beiden Gruppen auf politischem Gebiete gilt, wenn nicht die Interessen der Großgrundbesitzer unter den Freunden Kardorffs auf die Tagesordnung gebracht werden. Die Kreuzzeitung ist natürlich nicht der Ansicht des Führers der Freikonservativen. Für sie sind die Nationalliberalen eine Partei, mit der man nichts gemein haben dürfe, und sie hat die Freude, weissagen zu können, daß diese Partei über kurz oder lang dem Untergange verfallen müsse, indem sie von der Gefahr bedroht sei, entweder durch eine Mehrheit, zusammengesetzt aus Alt- und aus Freikonservativen oder, was dem Blatte lieber wäre, eine solche, die sich aus dem alten schönen Bunde ihrer Anhängerschaft mit dem Zentrum bilden soll, „gänzlich überflüssig zu werden." Was man wünscht, das pflegt man zu hoffen. Sonst sehen wir unter den gegenwärtigen Umständen nichts, worauf diese Prophezeiung fußen könnte. Ein sehr großer Teil der Altkonservativen denkt, wie früher gezeigt, im Gegensatz zu dem Winkel, aus dem ihnen die Hochkirchler der Kreuzzeitung ihre Richtung vorschreiben möchten, ähnlich wie Kardorff, will also das Kartell mit der Partei Bennigsens und Miquels erhalten wissen, folglich keine Mehrheit aus Konservativen aller Schattirungen, die jene Partei „gänzlich überflüssig machen" würde. Auch zu einem Bunde mit dem Gefolge Windthorsts ist der größere Teil der Altkonservativen nicht zu haben, und noch viel weniger die freikonservative Partei. Aber die Herren von der Kreuzzeitung wissen, was sie wissen. Vermutlich nehmen sie an, daß die Nationalliberalen, die ja 1866

Digitized by Google

aus der Fortschrittspartei hervorgegangen sind, sich jetzt in der Not und Angst vor den Konservativen ihres Ursprungs erinnern und mit den demokratischen Deutschfreisinnigen, in die sich die Fortschrittler umzutaufen für gut gefunden haben, Wahlbündnisse schließen werden. Deutschfreisinnig ist ja eigentlich nur eine Übersetzung von nationalliberal. Eine solche Wendung würde, so schließt man weiter, die Nationalliberalen ganz sicher der Unterstützung berauben, die ihnen der Kanzler sonst gewähren würde, und das ist das einzig Richtige an der ganzen Betrachtung. Wenn es nur kein Wenn und kein Aber dabei gäbe. Zu den wichtigeren Vorkommnissen der letzten Tage gehört der Besuch Bennigsens in Friedrichsruhe, und wir dürfen wohl glauben, daß der Führer der Nationalliberalen als solcher und nicht als liebenswürdiger Privatmann zu dem Tusculum des Kanzlers im Sachsenwalde gekommen ist und mehrere Tage dort verweilt hat. Ob er aus eignem Antriebe oder, wie im Spätherbste 1877 nach Varzin, auf Einladung Bismarcks hingegangen ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls sind dort die Landtagswahlen, die Stellung der Partei Bennigsens zum Kartell und zu den Fragen, die den Landtag beschäftigen werden, besprochen worden; auch wäre unter den jetzigen Umständen nicht undenkbar, daß an Herrn von Bennigsen wieder der Antrag ergangen wäre, der ihm einst in Varzin gemacht wurde, aber vorzüglich an der Abneigung des Kaisers Wilhelm scheiterte.*) Die Zeiten haben sich inzwischen geändert. Wir haben seitdem das Heidelberger Programm erlebt und die im ganzen darnach eingerichtete Stellung der Nationalliberalen zur Regierung während der letzten Reichstagssession. Bennigsen ist — allerdings von Kaiser Friedrich — durch Verleihung eines hohen Ordens ausgezeichnet worden. Es ist also schwerlich zu befürchten, daß sich jetzt wiederholen wird, was sich nach der Varziner Begegnung begab, wir hoffen vielmehr, daß eine Verständigung stattgefunden habe, und zwar eine solche, die Dauer verheißt, da Bennigsen auf keinen Lasker mehr Rücksicht zu nehmen hat und die Partei durch den Abzug ihrer demokratischen Elemente in das Lager der Deutschfreisinnigen gereinigt worden ist und der Fähigkeit zur Mitregierung nahe gekommen zu sein scheint.

Daß der Kanzler eine Mehrheit, die auf einem Bündnisse der Konservativen, wie die Kreuzzeitung sie sich wünscht, mit dem Zentrum beruhte, nicht brauchen, jetzt und für eine absehbare Zukunft nicht brauchen kann, hat er wiederholt unzweideutig erklären lassen. Es wurde mit dem staatsfeindlichen, jeder Autorität (in der Septennatsfrage selbst der päpstlichen) den Gehorsam verweigernden, im letzten Grunde unter der Maske katholisch-kirchlichen Eifers partikularistischen Charakter des Zentrums begründet. Wir dürfen aber wohl noch auf einen andern Grund hinweisen, der 1875 bei einer Besprechung der Stellung der Hochkirchlich-Konservativen zum Kampfe mit Rom vom Kanzler geltend gemacht wurde und dem

*) Vergl. M. Busch, Unser Reichskanzler, B. 1, S. 204 Anmerkung.

Digitized by Google

der Abschluß des Friedens mit dem jetzigen versöhnlichen Papste seine Geltung für eine vielleicht nahe Zukunft nicht genommen hat.

Es war im Herrenhause, wo der Freiherr von Maltzahn gesagt hatte:

Ich habe gegen das Schulaufsichtsgesetz, gegen die Maigesetze und gegen das Zivilstandsgesetz gestimmt; ich habe gesagt, sie schädigen das einzige Bollwerk gegen Rom, die evangelische Kirche, und darum konnte ich nicht dafür stimmen. Jetzt geht nun die Staatsregierung einen andern Weg, einen solchen, wie ich ihn damals gewünscht hätte. Sie geht dem Gegner direkt auf den Leib, läßt die evangelische Kirche beiseite und trifft nur die katholische, was sie von Anfang an hätte thun sollen. Die Encyklika des Papstes entbindet die Unterthanen in Bezug auf das betreffende Gesetz des Gehorsams gegen die Obrigkeit; sie übertrifft an Ueberhebung das Unfehlbarkeitsdogma, oder um mich richtiger auszudrücken, es sind die notwendigen und unausbleiblichen Konsequenzen dieses Dogmas, welche der Fürst Bismarck schon im Jahre 1870 vorausgesehen und vorausgesagt hat. Der Papst, welcher diese Encyklika erließ, war nicht Pius der Neunte, welcher dem Könige von Preußen so dankbar war für die Aufhebung des Placet und der Kontrole zwischen Rom und den Bischöfen. Nein, meine Herren, es war der unfehlbare Pius der Neunte, welcher durch dieses sein Rundschreiben den ersten Versuch auf deutschem Grund und Boden machte, eine Eisenbahn für die Reise unsrer Regierung nach Canossa anzulegen. . . . Je konservativer jemand sein will, desto rascher und entschiedener muß er hier auf die Seite der Staatsregierung treten, und ich will auch bezeugen, daß in allen Kreisen, in welchen ich daheim verkehre, ich keinen konservativen Mann kenne, der nicht mit einer wahren Entrüstung die Encyklika des Papstes gelesen hat, und der nicht der Regierung Dank sagt für diese unverzüglich erfolgte und entschiedene Antwort.

Darauf erhob sich der Fürst Bismarck zu einer Rede, in welcher er sagte:

Ich will auf das Sachliche der Gesetzvorlage, die uns beschäftigt, nicht eingehen, sondern das meinem Kollegen, dem Herrn Kultusminister, überlassen. Ich werde überhaupt mehr in meiner Eigenschaft als Mitglied dieses Hauses wie in meiner Eigenschaft als Mitglied des Staatsministeriums das Wort ergreifen. In beiden Eigenschaften aber kann ich mir nicht versagen, den Ausdruck herzlicher Freude darüber laut werden zu lassen, daß ich endlich einmal von der konservativen Seite dieses Hauses her ein freies, fröhliches Bekenntnis zu unserm Evangelium der Reformation vernommen habe. Wäre dieses Bekenntnis schon vor Jahren mit derselben Bestimmtheit hier ausgesprochen worden, hätte dasselbe die Beschlüsse dieses Hauses, seiner evangelischen konservativen Stützen, geleitet schon bei dem ersten schmerzlichen Beginnen des Bruches zwischen den Konservativen und mir, bei Gelegenheit des Schulaufsichtsgesetzes,*) so wäre auch der Kampf mit der katholischen konservativen Partei, auch selbst mit der katholischen Revolution nicht so heftig geworden, wie er thatsächlich geworden ist, wenn mir damals die Evangelisch-Konservativen im Sinne des protestantischen Evangeliums zur Seite gestanden hätten. . . . Dieses Bekenntnis zum Evangelium hat uns gefehlt. Ich danke dem Herrn Vorredner, daß er demselben heute Ausdruck gegeben hat, er hat mir herzliche Freude damit gemacht. Es ist das eine Brücke für mich, um alte Beziehungen, die nicht ohne schmerzliche Verletzungen für mich haben zerrissen werden müssen,

*) Vgl. den Aufsatz „Der Reichskanzler und die Parteien" in der vorigen Nummer d. Bl.

Digitized by Google

wieder anzuknüpfen. Ich kann mich nicht mit jemand politisch befreunden, ihn nicht als Bundesgenossen betrachten, der sein evangelisches Bekenntnis seiner Politik unterordnet, für den es hier nur eine einzige Kirche, die Kirche, giebt. Gewiß, wir haben eine allgemeine christliche Kirche, aber mit Rücksicht auf den Kampf, um welchen es sich bei unserm Gesetzentwurfe handelt, ist es etwas sehr gefährliches, wie der Herr von Kleist-Retzow thut, nur von Einer Kirche zu sprechen, wo in dem Gesetze von der evangelischen gar nicht die Rede ist. Für ihn ist damit die eine Kirche die katholische — ich betone das ausdrücklich. Viele meiner alten Freunde, die unbewußt, ich möchte sagen aus zorniger Unzufriedenheit mit den weltlichen Dingen, handeln, kommen dahin, in krypto-katholisirender Richtung alles, was unserm vorwiegend evangelischen Staate feindlich geworden oder geblieben ist, als Freund und Bundesgenossen zu betrachten — alles, was dem Staate entgegensteht. . . . Wie ist denn die Kirche von der katholischen Seite zu betrachten? Die katholische Kirche ist heutzutage der Papst und niemand weiter als der Papst, und wenn Sie von den Rechten der katholischen Kirche sprechen, so würden Sie sich zutreffender ausdrücken, wenn Sie sagten: die Rechte des Papstes. Früher, vor dem Vatikanum, konnte man sich noch der Anschauung hingeben, die bei der Herstellung der Verfassung vorgeschwebt hat, der nämlich, daß man die Rechte, welche man der katholischen Kirche bewilligte, den katholischen Preußen zugestehe. Jetzt liegt zu tage, daß dies ein Irrtum geworden ist. Wir alle sind in der katholischen Dogmatik oder in der katholischen Instruktion soweit vorgeschritten, um zu wissen, daß für die katholische Kirche die Gemeinde der preußischen Staatsbürger, welche sich zur katholischen Konfession bekennen, nicht existirt. Die Gemeinde ist allenfalls in jedem ihrer Glieder immer der Stein in dem Pflaster, auf welchem der Priester steht, aber sie hat mit dem Hochbau der Kirche keine Beziehung und keine Verbindung. Das ist ein himmelweiter Unterschied von unsrer evangelischen Auffassung, allein wir konnten uns früher, vor dem Vatikanum, mit der Idee schmeicheln, daß wenigstens sechs oder acht preußische Unterthanen, die Bischöfe, für Preußen die Kirche vertreten, der wir Rechte einräumten. Seit dem Vatikanum aber hat sich der Papst an die Stelle aller Bischöfe gesetzt. Es ist kein Zweifel, die Bischöfe sind jetzt nur noch Präfekten des Papstes; er kann sich lokal an die Stelle eines jeden setzen, er kann einen jeden versetzen, beziehentlich absetzen. Wir haben gefunden, daß die Bischöfe ihre als christliche Wahrheit erkannte Ueberzeugung auf Befehl des Papstes bereitwillig geopfert haben; sie haben gar nicht einmal das Recht, etwas andres zu denken als der Papst. Ein Soldat hat doch das Recht, wenn ihm „halbrechts“ befohlen wird, bei sich zu denken: Das ist ein thörichter Befehl. Der Bischof darf dies nicht einmal.

Tags darauf ergänzte der Kanzler diese Erklärung im Abgeordnetenhause durch eine Rede, in der er u. a. sagte:

Seit dieser Umwälzung, dieser Verwandlung der Episkopalkirche in die absolute Herrschaft des Papstes, hat sich bei uns ein Staat im Staate gebildet, an dessen Spitze der Papst mit autokratischen Rechten steht. . . . Dieser Monarch gebietet außerdem bei uns über eine geschlossene Partei, die nach seinem Willen wählt und abstimmt, welcher durch die von ihm abhängigen, nie anders als er zu denken berechtigten Priester kundgegeben wird. Er ist mit seiner offiziösen Presse, mit dem Netze von Kongregationen, mit dem er das Land überspannt hat, imstande, mächtiger als irgend ein Inländer auf unsre Verhältnisse einzuwirken, und er ist

Digitized by Google

ein Ausländer und hat ein Programm, welches dem des Staates schurstracks widerspricht, und nach welchem der Papst, wenn er bei uns zur vollen Herrschaft gelangte, die Pflicht haben würde, mit der Mehrheit der Preußen, den evangelischen, vollständig aufzuräumen.

Ich kann mich nicht mit jemand politisch befreunden, ihn nicht als Bundesgenossen betrachten, der sein evangelisches Bekenntnis seiner Politik unterordnet, für den es hier nur eine einzige Kirche giebt. — Viele meiner alten Freunde kommen dahin, in krypto-katholisirender Richtung alles, was unserm vorwiegend evangelischen Staate feindlich geworden oder geblieben ist, als Freund und Bundesgenossen zu betrachten. — Endlich, wie Bismarck in der teilweise zitirten Herrenhausrede über Kleist-Retzow sagte: Wenn jemand die Institutionen der katholischen Kirche kennt, wie ich sie schildere, und die katholische von seinem evangelischen Standpunkte aus in dem Kampfe Preußens mit ihr immer noch als „die Kirche" vertritt, so sagt er sich, soweit er das thut, von seiner Treue gegen König und Vaterland los.

Die Gefolgschaft der Kreuzzeitung möge sich diese Worte Bismarcks nochmals gesagt sein lassen, ehe sie, ihrem Blatte gehorsam, sich anschickt, nach dem Lager Windthorsts abzuschwenken.

Das bürgerliche Gesetzbuch

und die Zukunft der deutschen Rechtsprechung.

Von O. Bähr.

Nach mehr als dreizehnjähriger Arbeit hat die zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches berufene Kommission ihr in erster Lesung vollendetes Werk dem Reichskanzler überreicht. Es besteht aus einem Gesetzentwurfe, der 2164 Paragraphen umfaßt. Begleitet ist er von Motiven in fünf starken Bänden. Der Entwurf eines Einführungsgesetzes steht noch in Aussicht.

Das Gesetzbuch nebst Motiven ist veröffentlicht und der allgemeinen Beurteilung anheimgegeben worden. Eine Besprechung desselben in seinen Einzelheiten ist hier nicht beabsichtigt. Eine solche würde für das nichtjuristische Publikum in den meisten Punkten unverständlich sein. Wohl aber dürfte auch der Laie an der allgemeinen Sachlage, wenn sie ihm zum Verständnis gebracht wird, Interesse nehmen. Handelt es sich doch um eine für unser ganzes Volk

Digitized by Google

hochwichtige Angelegenheit. Aus diesem Gesichtspunkte ist der gegenwärtige Aufsatz geschrieben worden.

Seit dem Ende des Mittelalters ist in Deutschland das römische Recht eingeführt. Im zwölften Jahrhundert waren in Italien die Rechtsbücher Justinians wieder aufgefunden und zum Gegenstande eifrigen Studiums gemacht worden. Von dort verbreitete sich der Ruhm des römischen Rechtes auch nach Deutschland. Viele Deutsche zogen nach Bologna, um dort römisches Recht zu studiren. Auch auf die damals neu entstehenden deutschen Universitäten wurden Lehrstühle des römischen Rechtes verpflanzt. So gelangte dieses auch in Deutschland zur Geltung, nicht durch einen Akt der Gesetzgebung, sondern durch die gemeinsame Überzeugung von einer inneren Notwendigkeit.

Es ist ein alter Streit, ob in dieser Aufnahme des römischen Rechtes für Deutschland ein Glück oder ein Unglück gelegen habe. Thatsache ist, daß man bis zu der Zeit, wo diese Aufnahme erfolgte, in Deutschland nicht vermocht hatte, ein Recht auszubilden, das nur annähernd an innerer Vollendung dem römischen Rechte gleichgekommen wäre. Nur aus diesem Notstande, nicht aus dem mystischen Gedanken von der Fortsetzung des römischen Reiches in dem Reiche deutscher Nation ist es zu erklären, daß das römische Recht trotz vielfachen Widerstandes, der sich im Volke dagegen regte, die Herrschaft gewann.

Dieser Widerstand war nicht ohne Berechtigung. Blindlings wollten die Doctores juris ihr römisches Recht auf die deutschen Verhältnisse anwenden, auch wo in diesen mit den römischen Satzungen unvereinbare Rechtsgedanken lebendig waren. Nur mit Mühe vermochte eine gewisse Reaktion dagegen aufzukommen. In manchen Ländern machten die Landesherren Gebrauch von ihrer heranwachsenden Verordnungsgewalt, um durch Landesordnungen wenigstens einen Teil deutscher Rechtsinstitute dem römischen Andrange gegenüber zu retten. Auch in der Rechtswissenschaft wurde es nach und nach in gleicher Richtung lebendig. Es entstand die Lehre des sogenannten deutschen Privatrechts, welche eine Anzahl Rechtsinstitute umfaßte, in denen nach gemeinsamer Rechtsüberzeugung das deutsche Recht dem römischen gegenüber die Herrschaft bewahrt oder wiedergewonnen hatte. Auch noch in den nachfolgenden Jahrhunderten griffen die Landesgesetzgebungen vielfach ordnend und verbessernd in die Rechtslehren ein. So bildete sich in den deutschen Ländern das sogenannte gemeine Recht aus. Seine Grundlage ist das römische Recht, das formell unsre gesamte Rechtsbildung beherrscht. Durchbrochen aber ist dieses vielfach durch deutsche Rechtsgedanken, die teils in der allgemeinen Rechtsüberzeugung wurzeln, teils in einzelnen Landesgesetzen ihren Ausdruck gefunden haben.

Als nach langen Jahren des Unheils und der Not seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder geistiges Leben in Deutschland erwachte, regte sich auch der Gedanke, ob nicht die Herrschaft eines fremden, in fremder Sprache geschriebenen Rechtes durch die Schaffung einheimischer Gesetzbücher gebrochen

Digitized by Google

werden könne. Man nennt solche Gesetzbücher, die nicht bloß einzelne Rechtslehren, sondern das Recht in seiner Gesamtheit umfassen sollen, Kodifikationen. Der Gedanke, eine solche Kodifikation zu schaffen, trat zunächst in Preußen und dann auch in Österreich auf, ward aber in Preußen unter der Regierung Friedrichs des Großen eifriger gefördert. Es ist charakteristisch, welche Anschauung dieser hochragende Geist von dem hatte, was sich mittels eines solchen Gesetzbuches erreichen lasse. „Wenn ich meinen Endzweck erlange — schrieb er im Jahre 1780 —, so werden freilich viele Rechtsgelehrten bei der Simplifikation der Sache ihr geheimnisvolles Ansehen verlieren, um ihren ganzen Subtilitätenkram gebracht und das ganze Korps der bisherigen Advokaten unnütz werden." Anderseits aber glaubte er, daß, um dieses Ziel zu erreichen, verhältnismäßig geringe Mittel nötig seien. Als im März 1785 ihm ein Teil des von Svarez entworfenen Gesetzbuches vorgelegt wurde, schrieb er darauf: „Es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftig seindt." Er meinte also, mit einem Gesetzbuch von mäßigem Umfange ließe sich alles so ordnen, daß das Recht für jedermann leicht verständlich sei und Prozesse nicht mehr vorkommen würden. Die Männer, die an dem Gesetzbuche arbeiteten, waren nicht ganz dieser Meinung. Zwar glaubten auch sie, ein Recht schaffen zu können, das für jedermann verständlich sein würde und das der Richter ohne viel Nachdenken anwenden könne. Sie hielten dazu aber eine große Anzahl bis ins einzelne gehender Vorschriften für notwendig. So entstand das preußische Landrecht mit seinen etwa 19 000 Paragraphen. Es trat am 1. Juni 1794 in Kraft — ein damals vielbewundertes und hochgepriesenes Werk.

In Frankreich hatte die Revolution so unendlich vieles geändert, daß, als auf den Trümmern des alten Rechtszustandes Napoleon zur Herrschaft gelangte, er das Bedürfnis empfand, auch durch ein neues Zivilgesetzbuch seine Herrschaft zu befestigen. So entstand unter seinen Auspizien der Code civil, ein flüchtiges Machwerk, wenn auch mit dem den Franzosen eigentümlichen Geschick bearbeitet. Er wurde nicht allein in ganz Frankreich, einschließlich der mit demselben vereinigten Rheinlande, Gesetz, sondern er wurde auch in das Herz Deutschlands hineingetragen, indem er im Königreich Westfalen eingeführt wurde. Wie wenig er aber hier in das Blut des Volkes drang, dafür mag folgende Thatsache zeugen. Der Code weiß nichts von einem Gutsanfatzvertrage. Trotzdem wurden während der westfälischen Herrschaft von den hessischen Bauern Gutsanfatzverträge nach wie vor abgeschlossen, als ob es keinen Code in der Welt gäbe.

Während dieser Periode kam endlich auch (1812) in Österreich das „allgemeine bürgerliche Gesetzbuch" zu stande. „In der ganzen Form und Anlage ist das Werk einem etwas ausführlichen Institutionenkompendium sehr ähnlich" (Savigny).

Als die französische Herrschaft in Deutschland gestürzt war, wußten die

Digitized by Google

Rheinlande ihr französisches Recht, das die rheinischen Juristen auch heute noch wie einen Fetisch verehren und das allerdings von manchen Schwächen des damaligen altländischen Rechtes frei war, sich zu erhalten. Auch Baden behielt die unter dem Namen „Badisches Landrecht" veröffentlichte Bearbeitung des Code bei. Die altpreußischen Provinzen hatten ihr Landrecht, das auch in den neuen Erwerbungen Preußens, mit Ausnahme der Rheinlande, eingeführt wurde. Österreich hatte sein Gesetzbuch. In den übrigen deutschen Landen (in welchen der Code, wo er gegolten hatte, wieder beseitigt wurde) galt gemeines Recht. Bei dieser Sachlage regte im Jahre 1814 Professor Thibaut in Heidelberg den Gedanken an, ein gemeinsames Gesetzbuch für ganz Deutschland zu schaffen. Er vertrat sein Streben mit großer Wärme und erfreute sich lebhafter Zustimmung in den Kreisen der Vaterlandsfreunde. Ihm trat damals Savigny in seiner bekannten Schrift „Vom Berufe unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" entgegen. Savigny erachtete die Zeit nicht für reif zu einer Kodifikation. Er verlangte vor allem erst größere Vertiefung der Rechtswissenschaft auf dem Wege historischer Forschung.

Es mag sein, daß in diesem bedeutungsvollen geistigen Kampfe Savigny nicht bloß deßhalb den Erfolg für sich hatte, weil man seine juristischen Bedenken für überwiegend hielt, sondern auch deshalb, weil bereits die traurige Periode begonnen hatte, die jedem Streben des deutschen Volkes nach einheitlichen Institutionen sich feindlich erwies. Auch läßt sich mit vollem Rechte bezweifeln, ob die historische Rechtsschule, wie sie aus Savignys Bestrebungen hervorgegangen ist, wesentlich zur Verbesserung der deutschen Rechtszustände beigetragen hat. Aber man kann doch wohl heute die Frage stellen: Wäre denn, wenn man damals nach Thibauts Rat ein Gesetzbuch geschaffen hätte, daraus ein guter Rechtszustand für Deutschland hervorgegangen? Schwerlich dürften Urteilsfähige den Mut haben, diese Frage zu bejahen.

Savigny war damals schon in der Lage, auf die Mißerfolge der bestehenden drei Kodifikationen hinzuweisen. Der Code und das österreichische Gesetzbuch sind Werke, die jeder wissenschaftlichen Tiefe entbehren. Aber auch das preußische Landrecht, auf das so viel Geist und pflichttreue Arbeit verwendet worden war, hatte, wie man schon damals nach zwanzigjährigem Bestande deutlich erkannte, nicht den gehofften Erfolg. Bereits im Jahre 1817 wurde in Preußen ein „Revisionsminister" ernannt, der sich mit der Revision der großen Gesetzbücher des vorigen Jahrhunderts befassen sollte. Diese Stelle hat mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1848 fortbestanden. Im Jahre 1842 wurde Savigny selbst Revisionsminister. Sein damaliges Ministerprogramm, das erst seit kurzem öffentlich bekannt geworden ist,*) begann mit folgender charakteristischen Schilderung: „Nachdem vor etwa fünfzig Jahren unsre neue

*) Vergl. Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung ꝛc. Bd. 2, S. 733 f.

Digitized by Google

allgemeine Gesetzgebung eingeführt war, erhielt sich geraume Zeit hindurch die Meinung, daß der durch sie begründete Rechtszustand nichts zu wünschen übrig lasse. Allmählich aber machten sich große Mängel fühlbar. Der wichtigste unter jenen Mängeln bestand in einer gänzlich fehlgeschlagenen Erwartung. Der wünschenswerte Zustand der Rechtspflege zeigt sich in dem wissenschaftlichen Geiste, welchen die Richter in ihr Geschäft legen und wodurch sie ihren Beruf heben und veredeln. Auch wurde die Beförderung eines solchen Geistes als Folge der neuen Gesetzgebung mit Sicherheit erwartet; es zeigte sich aber gerade der entgegengesetzte Erfolg, ein stets zunehmender Mechanismus des Geschäftsbetriebes." An späterer Stelle wird dann noch weiter gesagt: „Das Landrecht erschien zunächst als ein durchaus heilsames, wohlthätiges Werk, indem es durch die deutsche Sprache, durch seine Popularität und durch mäßigen Umfang auch dem Laien zugänglich war, welchem bisher die Rechtswissenschaft mit ihren lateinischen Gesetzbüchern von großem Umfange ein unheimliches Grauen erweckt hatte. Es blieb dabei fast unbemerkt, daß der große Zusammenhang mit der allgemeinen Rechtswissenschaft mit einemmale zerstört war. Zwar hoffte man auf die Entstehung einer neuen, einheimischen Rechtswissenschaft, allein diese blieb gänzlich aus, und in Ermangelung derselben mußte unvermeidlich die buchstäbliche, oft sehr zufällige und willkürliche Benutzung einzelner Sätze des Landrechts eintreten, ganz gegen den Sinn und die Absicht des Gesetzgebers. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch jetzt die bessern Richter mit Erfolg in den Geist des Gesetzes einzudringen suchten, aber es fehlte ihrem Bestreben an der Läuterung und Vereinigung, die nur aus einer fortschreitenden wissenschaftlichen Litteratur hervorgehen kann. In dieser Beziehung muß man dem Landrecht einen großen Einfluß auf den zunehmenden mechanischen Betrieb des Richtergeschäfts zuschreiben. Sehr bezeichnend ist das Urteil, welches ein preußischer Staatsminister gleich nach der Einführung unsrer allgemeinen Gesetzgebung ausgesprochen haben soll: »Das Landrecht ist eine schöne Blume, die vom Stock abgeschnitten und in ein Glas Wasser gestellt worden ist.«"

Mag man immerhin die eigne Befähigung Savignys für Gesetzgebung deshalb bezweifeln, weil er aus seiner sechsjährigen Thätigkeit als Revisionsminister keine Erfolge aufzuweisen hatte, so ist doch undenkbar, daß er sich über die Wirksamkeit des Landrechts in dieser Weise ausgesprochen haben würde, wenn sein Ausspruch nicht eine weit verbreitete Überzeugung für sich gehabt hätte.

Um dieselbe Zeit regte sich nun aber in Deutschland das Bedürfnis nach einheitlichen Rechtsinstitutionen in gewisser Richtung so stark, daß die Regierungen nicht umhin konnten, etwas zu thun. Noch vor dem Jahre 1848 ward eine gemeinsame Wechselordnung vereinbart und in den meisten deutschen Ländern als Gesetz verkündigt. In den fünfziger Jahren wurde ein gemeinsames deutsches Handelsrecht geschaffen. Beide Werke kann man als wohlgelungen bezeichnen. Sie haben durch die Wissenschaft eine günstige Ausbildung erfahren und für

Digitized by Google

das praktische Bedürfnis sich wohlthätig erwiesen. Beide sind aber auch keine Kodifikationen. Die Wechselordnung umfaßt ein einzelnes Rechtsinstitut, das zufolge des im Wechsel vorherrschenden formalen Elements sich vorzugsweise zur Ordnung durch positives Gesetz eignet. Auch das Handelsgesetzbuch, obwohl es ein weit umfassenderes Gesetz ist, lehnt doch durch Artikel 1, worin es heißt, daß in Handelssachen neben den Bestimmungen dieses Gesetzbuches die Handelsgebräuche und das allgemeine bürgerliche Recht Anwendung finden sollen, den Charakter einer Kodifikation bestimmt ab. Betrachten wir heute Entscheidungen aus dem Gebiete des Handelsrechts, so werden wir finden, daß in solchen das gemeine Recht kaum eine geringere Rolle spielt als die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches.

Aber auch der Gedanke an Kodifikation des gesamten Zivilrechts trat wieder auf, zunächst nur als ein Ziel für die Gesetzgebung der Einzelstaaten. In Sachsen, Baiern und Hessen-Darmstadt wurden Entwürfe zu Zivilgesetzbüchern ausgearbeitet, die mehr oder minder weit gediehen und auch an die Öffentlichkeit gelangten. Dann aber wurde im Jahre 1861 von einer Anzahl deutscher Staaten — Preußen beteiligte sich nicht dabei — eine Kommission zu Dresden niedergesetzt, die ein gemeinsames deutsches Obligationenrecht schaffen sollte. Von allen diesen Entwürfen ist nur ein einziger Gesetz geworden. Für das Königreich Sachsen ist im Jahre 1865 ein vollständiges Zivilgesetzbuch ins Leben getreten. Über die Wirksamkeit desselben ist außerhalb Sachsens wenig bekannt geworden, da namentlich auch die sächsische Regierung dadurch, daß sie für Sachsen nur ein einziges Oberlandesgericht schuf, ihrem Lande für die auf das Zivilgesetzbuch sich gründende Rechtsprechung die Immunität von der Revisionsinstanz des Reichsgerichts zu bewahren gewußt hat. Die thüringischen und anhaltischen Staaten, die an der Beratung des sächsischen Zivilgesetzbuches teilgenommen hatten, haben es bei sich nicht eingeführt.

Als nach dem großen Umschwunge der deutschen Verhältnisse der Norddeutsche Bund geschaffen wurde, gehörte es zu den Wünschen der nationalgesinnten Parteien, daß die Zuständigkeit des Bundes auf die Gesetzgebung für das gesamte Zivilrecht ausgedehnt werden möge. Da diese Ausdehnung nicht gleich zu stande kam, so ging die Frage auf das deutsche Reich über und bildete noch zu Anfang der siebziger Jahre den Gegenstand wiederholter Verhandlungen im Reichstage. Niemals ist bei diesen Verhandlungen die Frage zum Austrag gekommen, ob diese Ausdehnung der Zuständigkeit darauf abziele, daß mit Einzelgesetzen vorgegangen werde oder daß eine Kodifikation geschaffen werden solle. Nur einzelne Redner sprachen sich gelegentlich darüber aus, wie sie sich die Sache dachten. Die weitaus überwiegende Zahl derselben erklärte sich dahin, daß sie nur ein Vorgehen mit Einzelgesetzen im Auge hätten. So z. B. sagte am 30. März 1867 der Abgeordnete von Gerber (jetzt sächsischer Kultusminister): „Ich glaube, die einzelnen Gebiete des Rechts liegen verschieden; ich würde gar

Digitized by Google

kein Bedenken haben, in Bezug auf den Prozeß und das Strafrecht sofort zu einer Gesamtkodifikation zu schreiten. Was dagegen das Privatrecht betrifft, so würde ich etwas derartiges durchaus nicht befürworten, sondern ich glaube, wir müssen uns hier in die Lage eines Mannes versetzen, der einen Kulturplan — möchte ich mich ausdrücken — wie für einen Forst entwirft. Bei einem so großen Rechtsgebiete, wie es Deutschland ist, können wir nicht auf einmal durch eine doktrinäre Kodifikation alle hierbei denkbaren Interessen wahren und decken. Ich glaube, wenn man morgen eine Kommission niedersetzte mit dem Auftrage, eine Gesamtkodifikation des deutschen Privatrechts zu machen, sie würde ein Werk liefern, bei dem man uns höchst wahrscheinlich zwingen müßte, darin einen Ausdruck des wirklichen deutschen Rechts zu verehren. Ich meine, man müsse stückweise vorschreiten. Überall wo im Privatrecht bei einem einzelnen Gebiete des wirtschaftlichen oder des gesellschaftlichen Lebens oder sonstiger auf das Privatrecht wirkenden Interessen das Bedürfnis auftritt, etwas Gemeinsames zu schaffen, da sollte unsre Bundesgewalt vorschreiten. So kommen wir allmählich auf einem äußerst naturgemäßen Wege zu einem einheitlichen Rechte, und unsre deutsche Jurisprudenz ist in der Lage, stückweise den Boden zu ebnen und stückweise das Material vorzubereiten." In gleichem Sinne sprach sich bei den spätern Verhandlungen die Mehrzahl der Redner aus; und selbst diejenigen, welche die Schaffung eines allgemeinen Zivilgesetzbuches nicht ganz ablehnten, wollten diese doch einer fernern Zukunft vorbehalten haben.

Es war daher höchst überraschend (wenigstens für alle die, welche nicht schon insgeheim in den Plan der Regierungen eingeweiht waren), daß bei der erneuerten Verhandlung am 2. April 1873 gleich eingangs Präsident Delbrück erklärte: „Die Schwierigkeiten, welche bisher einer Ausdehnung der Zuständigkeit des Reiches entgegenstanden, sind nun im Bundesrate überwunden. Gleichzeitig mit Verkündung der Verfassungsveränderung beabsichtigen die Regierungen, eine Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches zu berufen, indem sie davon ausgehen, daß die Einheit des bürgerlichen Rechtes das wesentlichste Ziel des vorliegenden Antrages sei." Bei der sich anschließenden Beratung war nun von der Frage, ob Einzelgesetzgebung oder Kodifikation, gar nicht weiter die Rede; sie bewegte sich bloß in politischem Gezänk. Nur der Abgeordnete Lasker erklärte als Antragsteller am Schlusse, auch die Schritte zur Herstellung eines Zivilgesetzbuches „aufs freudigste zu acceptiren." Jedoch solle damit, wie er ausdrücklich betonte, auf das einstweilige Vorschreiten auf dem Wege der Einzelgesetzgebung nicht verzichtet sein. „Man soll uns auch nicht einmal eine Konnivenz durch Stillschweigen in Zukunft vorwerfen können." Schon früher (am 29. Mai 1872) hatte Lasker auf die Notwendigkeit eines Vorschreitens mit Einzelgesetzen hingewiesen, „da wir von einem Gesetzbuche kaum vor fünf Jahren den letzten Abschluß würden erhalten können." So eilig hatte man es damals mit einer einheitlichen Zivilgesetzgebung.

Digitized by Google

Das Gesetz wegen Ausdehnung der Reichszuständigkeit wurde am 20. Dezember 1873 erlassen. Die Kommission zur Ausarbeitung eines Zivilgesetzbuches wurde berufen, und zwar nach streng föderalistischem Grundsatze. Jeder größere Staat war mindestens durch ein Mitglied darin vertreten. Anscheinend wurden nach gleichem Grundsatze auch die Arbeiten darin verteilt. Von einem Vorschreiten mit Einzelgesetzen war nun nicht weiter die Rede. Das Wort Laskers blieb völlig uneingelöst. Der Reichstag (und vielleicht auch der Bundesrat) mochte im Stillen herzlich froh sein, der moralischen Verpflichtung, von dem so dringend begehrten Zuständigkeitsgesetze auch Gebrauch zu machen, durch Einsetzung der Kommission sich vorläufig überhoben erachten zu können. Denn unsern Politikern sind alle Justizgesetze, wenn sie nicht einen politischen Beigeschmack haben, im Grunde ihrer Seele ein Greuel. Die Kosten der eingesetzten Kommission figurirten alljährlich auf dem Etat. Aber von den Arbeiten derselben erfuhr man nichts. Sie wurden streng geheim gehalten.

Endlich im Jahre 1888 ist der Entwurf im ersten Abschluß — unter merklicher Überschreitung der von Lasker für den letzten Abschluß als nötig vorausgesagten fünf Jahre — ans Licht getreten. Wie er seine weitern Stadien — die zweite Lesung, die Beschlußfassung des Bundesrates und des Reichstages — durchlaufen soll, ist eine Frage, die hier dahingestellt bleiben mag. Es ist kaum zu denken, daß der Entwurf innerhalb absehbarer Zeit Gesetz werden könnte, wenn nicht die Faktoren unsrer Gesetzgebung auf eine sachliche Mitwirkung bei demselben zum wesentlichsten Teile verzichten sollten. Umsomehr ist anzunehmen, daß der Entwurf, so wie er gegenwärtig vorliegt, im wesentlichen unverändert erhalten bleiben wird, und wir können daher schon jetzt die Frage stellen: Welchen Einfluß wird er auf das Rechtsleben des deutschen Volkes üben?

Wenn manche heute noch den Glauben haben (den ja auch der große Friedrich hegte), daß, sobald man nur ein deutsches Gesetzbuch schaffe, damit dem Volke das Recht unmittelbar verständlich sein werde, so können sie sich darüber, daß dies eine Täuschung ist, aus dem vorliegenden Entwurfe genügend belehren. Ich bin persönlich der Ansicht, daß ein Gesetzbuch, welches den feingegliederten Organismus des Zivilrechts unserm Volke zur unmittelbaren Anschauung brächte, überhaupt nicht geschaffen werden kann. Jedenfalls aber ist der vorliegende Entwurf nach seiner ganzen Sprachweise nicht dazu geeignet. Es ist ja möglich, daß über die eine oder andre einfache Frage auch der gebildete Laie sich daraus unterrichten kann. Im großen und ganzen aber wird das Recht des Entwurfes dem Laien gerade so unverständlich bleiben, wie das des Corpus juris. Wer sich davon überzeugen will, braucht bloß einige Blätter des Entwurfs zu lesen.

Eine weitere Täuschung würde es sein, wenn jemand glauben wollte, daß durch den Entwurf, wenn er Gesetz würde, eine größere Sicherheit des Rechts

Digitized by Google

eintreten und deshalb die Prozesse sich vermindern würden. Manche Streitfragen, die zur Zeit im Rechte bestehen, würden allerdings durch das Gesetz entschieden sein. Es würden aber noch weit mehr Streitfragen neu entstehen dadurch, daß überall die Rechtsgedanken unter die Herrschaft neuer Wortformeln gestellt werden. Als Beispiel kann uns der Zivilprozeß dienen. Die Zivilprozeßordnung ist ein mit großer Sorgfalt abgefaßtes Gesetz. Seitdem sie aber in Übung ist, wimmelt es in unsrer Rechtsprechung von streitigen Prozeßfragen.

Es bleibt hiernach nur noch die Frage: Wie wird der Entwurf, wenn er Gesetz geworden ist, auf die Rechtsprechung wirken? Wird er ihr einen neuen, bessern Geist einflößen? Oder wird er uns wenigstens das Gute, das wir besitzen, erhalten? Ohne auf die juristischen Einzelheiten des Entwurfes einzugehen, will ich die Frage hier nur aus einem allgemeinen Gesichtspunkte besprechen. (Schluß folgt.)

Gefahren in der Geschichtswissenschaft.

Von J. von Pflugk-Harttung.

(Schluß.)

Noch ein Unwesen mag geschildert werden, das mit dem Spezialistentume zusammenhängt. Hat sich jemand auf einem gewerblichen Gebiete zum Großindustriellen emporgearbeitet, so ist er bestrebt, es zu beherrschen und fremden Wettbewerb zu erdrücken. Genau das Gleiche bietet nicht selten die Wissenschaft: der Großindustrielle ist hier die Autorität. Im weitesten Umfange sucht sie Geltung zu gewinnen; ist sie z. B. Autorität in Kaiserurkunden, so gälte sie auch gern dafür in Papsturkunden, gern im ganzen Umkreise des betreffenden Faches, sie wünscht das Fach zu monopolisiren. Da dies unmittelbar nicht möglich ist, so wird es mittelbar besorgt. Die Bücher müssen womöglich mit der Formel auctore, cura, „unter Leitung“ u. s. w. als Geleitsstempel der Autorität versehen sein, oder sie sollen ihr gewidmet sein oder doch wenigstens ihren Namen in der Einleitung enthalten. Wenn der Genannte nun wirklich Leiter, Mitarbeiter oder dergleichen ist, so verzeichnet ihn ja das Buch mit Recht; aber von Selbstthätigkeit der Autorität findet sich bisweilen nichts oder doch fast nichts, und so läuft das Ganze auf wissenschaftlichen Frondienst des Jüngeren zu Nutz und Frommen beider hinaus. Die Autorität vermehrt sachlich ihren Ruhm,

Digitized by Google

persönlich ihren Anhang und setzt die Reklame in Bewegung, der Jüngere gewinnt die Gunst des Mächtigen und mit ihr über kurz oder lang ein Ämtchen. Wagt jemand außerhalb des Ringes zu arbeiten, so kann er sicher sein, daß dieser ihn ebenso behandelt und ebenso niederzuschlagen sucht, wie der Großindustrielle seinen Konkurrenten. Man sieht, wie jedes Geschäft seine Technik erzeugt: Zuckerbacken und Bücherschreiben.

Bedroht der Spezialismus zunächst den Forscher, so gilt die Gefahr des vorgefaßten Standpunktes mehr dem Darsteller. Wir meinen, daß jemand die Geschichte in bestimmter Weise auffaßt, sie in gewisser Art beleuchtet und färbt. Die „schönen Geister" des vorigen Jahrhunderts schrieben vom Standpunkte der Aufklärung, Rotteck von dem der Freiheit, Janssen von dem des Katholizismus, Treitschke von dem des evangelisch-preußischen Staates, Dahlmann mehrfach von dem der konstitutionellen Rechtschaffenheit, und so weiter. Als höchster und reinster erscheint wohl der der Sittlichkeit, und doch birgt er dieselben Unzulänglichkeiten wie die andern.

Betrachten wir ihn näher. Zunächst ist Sittlichkeit kein absoluter, sondern ein historischer und sozialer Begriff. Wohl kann man philosophisch ein Ideal von Sittlichkeit gestalten, nach dem sich abmessen läßt, wie weit die einzelnen Menschen davon entfernt geblieben sind, aber erstens würde das Ideal schwerlich in allen Köpfen gleich ausfallen, und zweitens wäre die Thätigkeit eine philosophisch-moralische, keine historische. Gewisse sittliche Grundsätze mögen bei allen Kulturvölkern und in allen Jahrhunderten ziemlich gleich gewesen sein, aber auch nicht mehr. Zu verschiednen Zeiten hielt man verschiedne Dinge für erlaubt, ja zu ein- und derselben Zeit erachtete man bei verschiednen Völkern und in verschiednen Volksklassen auch Verschiednes für sittlich und unsittlich; und noch mehr: einzelnen Menschen erscheinen ihrem Naturell und ihrer Erziehung nach Sachen zulässig, die der abweichend geartete glaubt verdammen zu müssen. Sicher dünkt uns unmoralisch, wenn Kimon seine Halbschwester freite, wenn man zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Gebäck von unzüchtigen Formen auf die Tafel setzte, oder wenn ein bluträchender Germane den Mörder seines Bruders rücklings niederstieß, wenn einem Menschen der Renaissance nur das Streben nach Ruhm und Größe heilig war, jedes Mittel dazu erlaubt schien, wenn im Mittelalter mit Heiligengebeinen frommer Betrug getrieben wurde, man sie nicht nur fälschte, sondern sogar ad majorem dei gloriam stahl und sich dessen rühmte ꝛc. Und doch, zu den betreffenden Zeiten sah man nichts Anstößiges darin. Dinge, die ein Romane für zulässig erachtet, erscheinen dem Deutschen verwerflich, und umgekehrt; ist dieser gegen Trunkenheit nachsichtig, so jener in Frauenliebe. Sachen, die der Offizier einer Großstadt treibt, dünken dem Kaufmanne einer Kleinstadt vielleicht haarsträubend, und was der letztere als selbstverständlich, als Geschäftssache thut, geht dem Offizier wider die Ehre; ein wohl erzogenes Mädchen besserer Stände lebt in An-

Digitized by Google

schauungen, die ihre Magd teilweise kaum versteht; was jene als kostbares Gut zu hüten sucht, giebt diese ohne Gewissensbisse hin. Bisweilen, doch nicht immer, hängt Moral mit Bildung zusammen, sie kann durch sie gestärkt und geschwächt werden. Seinen gebildeten, aber entarteten Römern durfte Tacitus den Spiegel der barbarischen Germanen vorhalten, wohl nie sind alle Bande der Zucht so gelockert gewesen, wie in der geistig hohen Renaissance und der Aufklärungsperiode Ludwigs XV. Ein Zeitalter kann hochgebildet und doch verwildert sein, und umgekehrt: unter einfachen Leuten kann reine Sittlichkeit herrschen, freilich ebensogut volle Verrohung, Menschen und Völker handeln eben oft nach irriger oder doch mangelhafter Erkenntnis. Mit einem Kanon von Sittlichkeit kommen wir demnach nicht aus, ohne andern Geschöpfen und Zeiten Gewalt anzuthun, wir müßten uns denn stets in die besondre Sittlichkeit und Zeit versetzen, und dafür genügen meistens die Hilfsmittel nicht, von anderm zu schweigen. Wie schnell hat sich der große historische Moralist, hat sich Schlosser überlebt, wie viel Unrecht hat gerade er gethan, der das lautere Recht zu vertreten glaubte! Etwas Richtiges ruht natürlich in dem „Dantischen Elemente" der Geschichtschreibung; dies: daß Erdengröße nicht blenden darf, daß der König vor dem Richter der Vergangenheit dasteht wie der Bettler, der Glückliche wie der Verfolgte mit gleichem Maße gemessen wird. Man darf aber auch hier nicht zu weit gehen und muß stets die Gesamtumstände vor Augen behalten, einen Despoten zur Zeit des Absolutismus z. B. anders beurteilen, als in der konstitutionellen Monarchie, einen Mörder im frühern Neapel anders als im heutigen Basel, ein Mädchen, das aus Not sündigt anders als eine Kaiserin Elisabeth von Rußland. Gar oft läßt sich sagen, was besser und schlechter, aber selten, was gut und böse ist.

Noch handgreiflicher tritt uns das Mangelhafte eines Standpunktes in andern, weniger zarten Fragen entgegen. Schon Raumer bemerkte, daß die Italiener den lombardischen Städten Recht geben, die Deutschen ihren Kaisern. Der Kommunist preist St. Just und Robespierre, der Royalist schilt sie Verbrecher, den Abschaum der Menschheit; der englisch-liberale Macaulay schilderte Friedrich Wilhelm I. als einen halb Verrückten, der konservative preußische Historiker erkennt einen tüchtigen Regenten in ihm; der italienische Novellist Giraldi erzählte die Liebesgeschichten seiner Herzöge bei deren Lebzeiten in einer Weise, die spätern Jahrhunderten als Gipfel aller Indiskretion, damals aber als harmlose Verbindlichkeit erschien. Ungescheut besangen Dichter der Renaissance die zarten Verhältnisse ihrer hohen rechtmäßig verheirateten Herren und erwarben dafür Gunst und Lohn. Sugenheim läßt alles Schlechte möglichst durch Priester in die Welt gekommen sein, Gfrörer alles Gute; dem Klerikalen ist die katholische Kirche das Höchste, dem evangelischen Geschichtschreiber der Staat; ein frommer Christ hält Muhammed für einen Betrüger, Christus als Gottmenschen, der Muhammedaner sieht in jenem den Propheten,

Digitized by Google

in dem Nazarener einen Religionsphilosophen, wie es deren auch andre gegeben habe, nur daß er mehr Glück gehabt habe, vielleicht weil er Jude gewesen.

Aber nicht nur, daß verschiedne Menschen so verschieden urteilen und denken, jeder fußt womöglich auf Quellen und liest seine Ansicht aus ihnen heraus. Wie weit Voreingenommenheit hier wirkt, ist gar nicht abzusehen; so erscheinen z. B. die deutschen Kaiser Heinrich II. und Heinrich IV. in allen Farben schillernd, und jede Darstellung entnahm die ihrigen dem nämlichen Materiale. Ein katholisches Geschichtswerk, gestützt auf fulminante Sachkenntnis, unternahm den Nachweis, daß die gedeihlichen Keime in Deutschland durch die Reformation verkümmert oder erdrückt wurden; mancher evangelische Schriftsteller sieht umgekehrt in der Reformation den Urquell und Durchbruch des echt germanischen Wesens, die Entfesselung des Geistes aus den Banden des Mittelalters.

Mit den Strömungen der Zeit ändert sich der Standpunkt, weshalb man durch ihn nur Tageslitteratur schafft, mag sie zunächst noch so wirkungsvoll sein. Selbst die Wirkung wird einseitig ausfallen, oder richtiger zweiseitig: es wird gelobt und getadelt. An Stelle reinen Genusses tritt leicht Leidenschaft und Parteilichkeit.

Sehr richtig äußerte vor kurzem Lord Acton in seiner Geschichtswissenschaft: „Die ethische Einsicht der Menschheit ändert sich und schreitet fort; was heute Tugend ist, war ehedem Verbrechen, und das Gesetzbuch wechselt mit dem Breitengrade. Wenn König Jakob Hexen verbrannte, wenn Machiavelli den Mord als eine Kunst lehrte, wenn fromme Kreuzfahrer friedliche Juden hinschlachteten, wenn Odysseus Lug und Trug trieb, so sollen wir uns der Zeit erinnern, wo sie lebten und sie dem Urteil von ihresgleichen überlassen.“ Es kann wohl keinen handgreiflicheren Beweis für die wechselnden Auffassungen geben, als die stets sich ändernden Satzungen des Strafgesetzes.

Ein vorgefaßter Standpunkt benimmt Freiheit und Unbefangenheit, zerstört das Grunderfordernis der Geschichte: Wahrheit und Treue. Umso gefährlicher kann er wirken, je weniger der Betreffende weiß, daß er ihm inne wohnt, je stärker er von der eignen Objektivität überzeugt ist — und wie viele sind das nicht!

Nach meinem Dafürhalten soll der Historiker sich auch hüten, zuviel Gewicht auf die Wertergebnisse zu legen; er ist zunächst weder Moralist noch Philosoph, sondern Geschichtsforscher und -Darsteller; abweichend geartete Köpfe rechnen auch abweichende Werte heraus, die Quellen sind innerlich und äußerlich nicht selten so verschieden, daß sie kein zuverlässiges Maß zulassen. Außerdem sind geistige Werte bei weitem schwerer erweisbar als materielle und bieten stets dem Meinen und Vermuten Raum, sie bleiben schwankend und unbestimmt. Bisweilen läßt sich mit bester Absicht nicht sagen, was zeitgemäß wert war

Digitized by Google

und was nicht. Das fingerfertige Beurteilen ist geradezu eine Krankheit vieler Modernen, die Zahl ist zwar mächtig, doch nicht allmächtig. Die Lehre vom steten Fortschritt der Menschheit klingt so schön, daß sie schon deswegen nicht richtig sein kann.

Wie schwer und wechselnd ist schon das Urteil bei objektiven Werken des Geistes, wo es auf der Hand liegen sollte: Schillers wirkungsvollstes Stück, Kabale und Liebe, wurde von der Kritik schonungslos heruntergerissen, und Rehm hielt Rankes Bücher nicht für geeignet, in der Marburger Universitätsbibliothek angeschafft zu werden. Manches Werk, das in Leipzig gelobt wird, wird in Berlin getadelt, und doch ist es so nahe von Leipzig bis nach Berlin.

Bei Griechen und Römern hat die Geschichte viel stärkern Einfluß gehabt als jetzt. Die Wirkung Ludens war wesentlich größer als die Giesebrechts, obwohl das Werk Giesebrechts dem Ludenschen durchaus überlegen ist, und seine Verbreitung reicht noch weit im Vergleiche mit der der Jahrbücher des deutschen Reiches. So verhält sichs trotz der Thatsache, daß von Luden bis auf die Jahrbücher die Zahl der Fachmänner für Geschichte ungemein angewachsen ist, man also ein gesteigertes Interesse erwarten sollte. Wie mag sich das erklären? Teilweise dadurch, daß Luden in einer Zeit patriotischer Aufregung ein patriotisch durchwärmtes Buch schrieb, Giesebrecht in einer oppositionell frondirenden ein romantisches; teilweise wird die Beantwortung aber doch auch wohl lauten müssen, daß wir noch an dem Übel kranken, welches schon Lessing rügte, daß wir zu sehr in gelehrte Fachleute und in Darsteller fürs Volk zerfallen. Jene, dem Drange deutscher Natur auf Zunftumgrenzung nachgebend, arbeiten rein für die Wissenschaft ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Menge, durch die ihre Thätigkeit doch erst wirklichen Wert erhielte und vom Sport zum Erziehungsmittel werden könnte. Auf der andern Seite stehen Darsteller „fürs Volk," für dessen halb- und mittelgebildete Klassen, häufig Dilettanten und Litteraten, Leute, die zwar ihren Doktortitel ergatterten, die unendlich viel schreiben, aber keine oder doch nur eine blasse Ahnung von ernsten Studien besitzen, denen solche Dinge auch viel zu unbequem sind. Es konnte dahin kommen, daß sich Wissenschaft und Darstellung bisweilen auf ganz verschiedener Stufe befanden, daß die wichtigsten Ergebnisse der erstern für die letztere nicht vorhanden waren.

Auch die Frage ist schon aufgeworfen worden, ob man nicht im Aufstöbern, im Herausgeben jedes Wasch- und Kehrichtzettels zu weit gehe? Jakob Burckhardt sagte einmal: „Anstatt dem Himmel zu danken, wenn man nicht zu erforschen braucht, wie und mit welchen Kämpfen ein Dichter das Unvergängliche aus seiner Umgebung und aus seinem armen Leben heraus ins Sichere brachte, hat man gleichwohl auch für Petrarca aus den wenigen »Reliquien« solcher Art eine Lebensgeschichte zusammengestellt, welche einer Anklageakte ähnlich sieht. Übrigens mag sich der Dichter trösten; wenn das Drucken und Verarbeiten

Digitized by Google

von Briefwechseln berühmter Leute in Deutschland, Frankreich und England noch fünfzig Jahre so fortgeht, so wird die Armesünderbank, auf welcher er sitzt, allgemach die erlauchteste Gesellschaft enthalten." Wir befinden uns augenblicklich in einer Übergangs-, einer Sammelperiode, zusammenhängend mit vielen andern Erscheinungen. Aber selbst in unsre erzählenden Werke ist der Mangel an Enthaltsamkeit übergegangen; sie sind öfters breit als tief.

Es ist etwas Großes, und doch nimmt es sich eigenartig aus, wenn unsre Wissenschaft Buch auf Buch in den Verkehr wirft: sechs Bände vom Leben Steins und drei Dutzend deutscher Jahrbücher, wobei gerade solche ausbleiben, wie der Gebildete, ja selbst der Gelehrte sie begehrt. Wir besitzen keine halbwegs bessere, zusammenfassende Geschichte des Mittelalters, keine genügende deutsche Geschichte, vielfach nicht einmal die einzelner Perioden, denn Giesebrechts Kaisergeschichte, so hoch ihr Verdienst sein mag, kann man hierher nicht zählen, schon wegen ihrer fünf wohlbeleibten Bände. Darf da Zurückhaltung und Entwöhnung des Publikums Wunder nehmen? Es mag die Thätigkeit anstaunen, lesen aber wird es solche Erzeugnisse nicht. Wir leben in dem leidigen Zustande, wo Angebot und Nachfrage auseinander streben.

Nun braucht nicht verkannt zu werden, daß es eine wichtige Gruppe von Männern gab und giebt, die nicht auf dem rein gelehrten Standpunkte verblieben, „die sich nicht zu gut gehalten haben, ihren Reichtum als fruchtbringendes Kapital in den Verkehr der Menschen, in den des Vaterlandes zu werfen." Die Zahl dieser Männer nimmt zu; während der letzten Jahre hat ein bedeutender Wandel in den Anschauungen über Geschichtschreibung begonnen. Fast will es uns dünken, als ob der Tod von Waitz hier einen äußern Wendepunkt bezeichnete. In seiner herben, vornehmen Art hielt er die Zügel der Quellenhistorik fest in der Hand, abgeneigt allem „Popularisiren." Unzählige Kräfte zog er, bisweilen fast wider ihren Willen, in seinen Gedankenkreis, der den untersuchend gelehrten Teil der Wissenschaft zur Mode, fast zum Kanon machte; er bildete einen Damm gegen die ihm unliebsame Richtung, welche schon bei seinen Lebzeiten emporzustreben begann. Kaum war er gestorben, so hörten die „Forschungen" auf, die Zeitschrift seines Geistes.

Es bleibt jedoch zu beachten, daß der Umschwung nicht immer, ja vielleicht nicht einmal wesentlich von den Gelehrten ausging, sondern daß ein andres Element eintrat: unternehmende Buchhändler. Sie waren es, die die Lücke am empfindlichsten in ihrem Geldbeutel verspürten, die deshalb ergiebigeren Boden erstrebten und die populär-wissenschaftliche, meistens elegant und anmutend ausgestattete Geschichtslitteratur einführten, der ein gutes Stück der Zukunft gehört. Der Thatsache entspricht leider oft das Wesen. Wie früher bei einer „Schule," so erachten sich hier die gemeinsam arbeitenden nicht selten mehr oder weniger solidarisch, sie loben sich gegenseitig und sind den Teilnehmern von Konkurrenzunternehmungen abgeneigt. Das Ganze wird durch den Buchhändler oder den Chef-

Digitized by Google

redakteur, durch den persönlichen Vorteil zusammengehalten. Veröffentlicht der Buchhändler zugleich periodische Blätter, so sind seine Mitarbeiter ziemlich sicher, darin gelobt oder doch mehr oder weniger gegen ungünstige Beurteilungen geschützt zu werden, denn mit solchen thäte er sich geschäftlich Abbruch. Es kann Reklame für und wider entstehen, bei denen der Verfasser zwar genannt, aber der Geldbeutel gemeint ist. Namhafte Kräfte halten sich vielfach zurück; Männer, welche in Fachsachen solide arbeiten, lassen es hier bei geringer Mühe bewenden und suchen auf nur halbwegs anständige Art viele Bogen voll zu bringen, eine erbauliche, fadenscheinige Breite, ja eine große Liederlichkeit der Arbeit, eine fatale Kunst des Buchmachens, die Sucht nach Erwerb drängen sich vor: das Ganze trägt bisweilen das Brandmal der Gewerbsmäßigkeit und geringer Achtung. Hierunter haben in erster Linie die Buchhändler, die Unternehmer des Ganzen, zu leiden, zu deren Ehre gesagt werden muß, daß sie gar manchen Verfasser an Anstand übertreffen. Groß ist das Angebot, das Gute gering. Und doch gälte es hier gerade, nicht mit leichter, kecker Hand hinzuwerfen, sondern Werke zu erstreben, die dem Kenner genügten, den Gebildeten erfreuten, die Menge anzögen und belehrten, worin Forschung und Verarbeitung sich deckten, Höhe und Bedeutung, kurz, der Stand der Wissenschaft vergegenwärtigt würde. Unverkennbar ist schon die Wendung zum Bessern eingetreten.

Die Spezialarbeit braucht darum nicht aufzuhören oder nur nachzulassen, der Drang nach Erkenntnis darf das Geringste nicht verschmähen, aber er soll sich nicht im Kleinkram überschätzen, soll das Bedeutende, das Wirkende, das vielleicht Wichtigste nicht versäumen, soll das, was in stillem Fleiße und mühevoller Anstrengung aus Staub und Schutt zu Tage gefördert worden ist, nutzbringend verwerten, es „in den Verkehr der Menschen, in den Verkehr des Vaterlandes werfen."

Erinnerungen aus Alt-Jena.

(Schluß.)

So scharf ausgeprägt demnach die Gegensätze in Jena wie überall sich gegenüber standen, ging doch der Sommer (1848) ohne auffällige Vorkommnisse vorüber. Die verschiednen Parteien arbeiteten, den Blick nach Frankfurt, weiterhin nach Berlin und Wien gerichtet, jede in ihrer Weise und warteten das übrige ab. Auch in Jena hatte sich, wie anderwärts überall, eine Bürgerwehr gebildet, in der sich die

Digitized by Google

verschiednen Richtungen, mit Ausnahme etwa der extremsten, vertreten fanden. Kommandant derselben war der preußische Oberst von Paschwitz, der, um seine alten Tage in Ruhe zu genießen, sich hierher zurückgezogen hatte, dem dieses Amt nun aber manche unruhige Stunde bereitete. Neben ihm stand der Major von Knebel d. J., ein Sohn von Goethes bereits genanntem Freunde. Der „Major" hatte früher, wie man erzählte, als Höchstkommandirender in fürstlich reußischen Diensten gestanden und lebte nun, nachdem er aus irgend welchen Gründen diese Stellung verlassen hatte, mit Pension in Jena, wo er das oft genannte, am Paradiese gelegene Knebelsche Gartenhaus bewohnte. Eine leicht aufbrausende Natur, im übrigen gutmütig und leicht wieder zu beruhigen, genoß er eine ziemliche Popularität und war daher insofern an seiner Stelle. Als einer der Hauptleute fungirte der Geheime Justizrat Professor Gujet, ein äußerst freundlicher, wohlwollender Mann, der Sohn eines Soldaten, und diese seine Eigenschaft muß es neben seiner persönlichen Beliebtheit gewesen sein, die diesen Menschenfreund zu einer wenigstens möglicherweise kriegerischen Stellung berief. Denn das war sie, wie wir bald hören werden; die Verhältnisse nahmen in Jena, im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge in Deutschland und dank den fortgesetzten Wühlereien der Demagogen und der Ohnmacht der Regierungen, allmählich eine so drohende Gestalt an, daß ein feindlicher Zusammenstoß kaum lange mehr ausbleiben konnte.

Ehe es aber so weit kam, trat in den Tagen vom 21. bis zum 24. September in Jena eine Versammlung friedlicher, wenngleich reformirender Natur zusammen, nämlich der sogenannte Universitätsreformkongreß. Es lag nahe, daß in einer Zeit, in der an alle Einrichtungen des nationalen Lebens die neuernde und umgestaltende Hand angelegt wurde, in den Kreisen der Universitäten, deren Einrichtungen seit Jahrhunderten eine so zähe Beharrungskraft bewährt hatten, sich das Verlangen nach Verbesserung lebhaft regte. Namentlich die aufstrebenden Lehrkräfte, die ihr Ziel noch nicht erreicht hatten, waren es, die ein solches Bedürfnis überall aufs stärkste empfunden hatten, und Jena war in dieser Richtung mit vorangegangen. Es hatte sich hier ein sogenannter Reformverein gebildet, der die Mehrzahl der jüngern Lehrer in sich aufgenommen und sich mit den Gesinnungsgenossen an den übrigen deutschen Hochschulen in Verbindung gesetzt hatte. Von welcher Seite der entscheidende Anstoß zu einem solchen Kongresse ausgegangen ist, wüßte ich nicht zu sagen, aber gewiß ist, der Vorschlag fand fast allgemeinen Beifall und Jena wurde, zunächst seiner mittleren Lage wegen, als Ort der Versammlung ausgewählt. Alle deutschen Universitäten wurden eingeladen, den Kongreß, der einen repräsentativen Charakter haben sollte, mit Abgeordneten zu beschicken, aber auch jeder andre Universitätslehrer sollte als Gast willkommen sein. Die meisten Hochschulen gaben der Einladung Folge, nur Berlin und die ordentlichen Professoren von Halle lehnten dankend ab. Der Kongreß endigte schließlich ergebnislos, ein anziehendes Schau-

Digitized by Google

spiel bot er aber doch. Eine Reihe bedeutender, ja berühmter Gelehrten fand sich hier zusammen. Der Tübinger Kanzler von Wächter wurde zum Präsidenten des Professorenparlaments gewählt und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen mit vollendeter Meisterschaft. Besondre Aufmerksamkeit erregten die Abgeordneten der österreichischen Universitäten, darunter Männer wie Hye und Endlicher; sie waren die Schoßkinder der Versammlung, ließen es aber auch an nachdrücklicher Betonung ihrer deutschen Gesinnung nicht fehlen. Die Wiener Hochschule hatte neun Vertreter gesandt, darunter einen, der unmittelbar aus den Hallen der „Aula“ zu kommen schien und in seiner malerischen Tracht und seinem klirrenden Schleppsäbel aller Augen auf sich zog. Freilich war es ein ominöses Zusammentreffen, daß schon in der nächsten Zeit die tumultuarische Thätigkeit der „Aula“ einen tragischen Abschluß fand und die so warm verkündigte Zusammengehörigkeit mit Deutschland in den Händen von Windischgrätz und Schwarzenberg eine so blutige Beleuchtung erhielt. Bei den Verhandlungen des Kongresses wurde das Programm zu Grunde gelegt, das der Jenaer Reformverein ausgearbeitet hatte; die wichtigsten Fragen der Aufgabe und der Organisation der Universitäten wurden der Reihe nach durchgesprochen und durchgreifende Beschlüsse gefaßt, die zuletzt und nachträglich freilich alle wirkungslos geblieben sind. Unter den Rednern der Versammlung zeichnete sich der berühmte Pandektist Vangerow aus, er trat den radikalen Forderungen der linken Seite der Versammlung mit zermalmender Beredsamkeit entgegen, deren gewaltiger Eindruck nicht leicht zu überwinden war. Freilich gingen einige Anträge weit über das Vernünftige und Zweckmäßige hinaus, ein gründlicher und unbedachter Radikalismus machte sich bemerklich, ein vollständiger Neubau wurde gefordert, wo höchstens einzelne Verbesserungen am Platze waren, und alles dieses nach den beliebten nivellirenden Lehren der allgemeinen „Freiheit und Gleichheit.“ Alle herkömmlichen Unterschiede innerhalb der Korporation sollten aufhören, selbst die Studirenden sollten ihre Vertreter in den Senat schicken und dergleichen höherer Unsinn mehr. Einen komischen Eindruck machte es, zu sehen, daß ein achtungswerter Mann wie der greise Thiersch, aus offenbarem Popularitätsbedürfnisse, für die radikalsten Forderungen eintrat und langatmige Reden hielt. Doch behauptete zuletzt in den meisten Fällen der Geist der Besonnenheit und Erfahrung die Oberhand. Ein Beschluß ging dahin, daß diese Versammlungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen sollten; es wurde ein geschäftsführender Ausschuß gewählt, der auch einmal zusammentrat, aber damit erreichte dies ganze Beginnen sein Ende. Es wurde unter den Trümmern der zusammenbrechenden deutschen Bewegung begraben, nur daß diese gleichwohl eine fruchtbare Saat ausgestreut hat, deren Wachsen und Reifen wir erlebt haben, während der so hitzig betriebene Versuch einer Umgestaltung der Universitäten, wohl oder übel, völlig im Sande verlief. Die eifrigen Reformer jener Tage haben eben doch die wahre Natur dieser Anstalten nicht immer erkannt und die

Digitized by Google

wohlverstandenen Bedürfnisse derselben manchmal mit ihren eignen persönlichen Wünschen verwechselt.

Unmittelbar an das Professorenparlament schloß sich ein Unternehmen des Jenaer konstitutionellen Vereins an, das ich noch aus dem Grunde erwähnen will, weil einige der noch anwesenden Kongreßgäste daran teilnahmen. Der Verein hatte nämlich die unliebsame Wahrnehmung gemacht, daß, während er in der Stadt noch die Mehrheit für sich hatte, auf dem flachen Lande die fortgesetzte demagogische Wühlerei ihm vollständig zuvorgekommen war. In Erwägung dieser Thatsache wurde beschlossen, dem nicht länger unthätig zuzusehen und von Zeit zu Zeit zunächst in den umliegenden Ortschaften Versammlungen abzuhalten, um für die gute Sache zu wirken. Der Vorschlag an sich ließ sich hören, hätte aber um ein halbes Jahr früher gemacht werden sollen. Man dachte jedoch: besser spät als gar nicht. Als der erste Angriffspunkt des beschlossenen Experiments wurde das Städtchen Dornburg am linken Ufer der Saale, ein paar Stunden nördlich von Jena gelegen, ausersehen. Es ist mit seinem reizenden Schlosse weithin sichtbar; der weimarische Hof hat sich früher zeitweise im Sommer gern dort aufgehalten, und Goethe u. a. sich nach dem Tode des Großherzogs Karl August für mehrere Tage dahin zurückgezogen, um seinem Schmerze um den geschiedenen fürstlichen Freund ungestört nachzuhängen. So machten wir uns denn zur bestimmten Zeit — es war ein Sonntag — auf, um unsre Fahrt dahin anzutreten; an unsre wenigen Gesinnungsgenossen im Städtchen und an die Ortschaften der Umgegend war eine rechtzeitige Mitteilung ergangen. Bei unsrer Ankunft ging es schon ziemlich lebhaft her; die gegnerische, demokratische Partei hatte unser Vorhaben nicht übersehen und ebenfalls ihre Getreuen aufgeboten. Ihre Absicht war offenbar, die geplante Versammlung gar nicht zu stande kommen und in Wirksamkeit treten zu lassen. Und es fehlte nicht viel, so wäre ihr das auch gelungen. Dreimal zwangen sie uns durch ihr tumultuarisches Gebahren, den Standpunkt zu wechseln, ehe endlich unsre Aktion beginnen konnte. Zum dritten male nahmen wir auf dem Marktplatze Stellung und wandelten eine alte Postkutsche, die zufällig dort stand, zur Rednerbühne um. Ein Teil der konservativen Bürgerwehr Dornburgs stellte sich zum Schutze um sie auf, da die Demokraten uns gefolgt waren und in benachbarten Wirtshäusern johlend Posto gefaßt hatten. Immerhin, unsre Versammlung konnte zu Ende geführt werden. Der „alte Frommann“ präsidirte, als Redner traten u. a. auf: Geh. Kirchenrat Eduard Schwarz aus Jena, der Professor der Theologie Dr. Fricke aus Leipzig, der aus Veranlassung der Professorenversammlung herübergekommen war, und endlich ein Pastor Büttner aus der Nähe von Neustadt a. d. Orla, der mehrere Jahre in der neuen Welt gelebt hatte und nun auf Grund seiner Erfahrungen ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild der nordamerikanischen Freiheit entwarf. Ob er und die übrigen Redner einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben,

Digitized by Google

muß freilich dahin gestellt bleiben. Zufolge einer Mitteilung, die uns hinterher gemacht wurde, war es hohe Zeit, daß wir die Versammlung schlossen, weil unsre Widersacher angeblich den Vorsatz gefaßt hatten, unsre Rednerbühne, d. h. die alte Postkutsche, auf der ein Teil von uns sich niedergelassen hatte, zu überfallen und sie samt ihrer Besatzung in einen in der Nähe, auf dem Marktplatze befindlichen Tümpel zu befördern. Diese Mitteilung klang gar nicht unglaublich, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß wir ohne die angedeutete Sicherheitswehr der uns zugedachten demokratischen Wiedertaufe schwerlich entgangen wären.

Wie dem aber sei, dieser erste Versuch einer konservativen Propaganda blieb zugleich der letzte von unsrer Seite. Es hing das hauptsächlich mit der fast gleichzeitig eintretenden Wendung der allgemeinen Verhältnisse und der sich daran schließenden Niederlage der thüringischen Demokratie, deren Schauplatz Jena wurde, zusammen. Ein kurzer Bericht über diese Vorgänge, soweit sie in meinem Gedächtnisse haften geblieben sind, mag die Erinnerungen aus jenen Tagen beschließen.

Wie erwähnt, hatte sich die demagogische Agitation und Wühlerei den ganzen Sommer über unbehindert fortgesetzt und die populäre Gährung demgemäß eine nicht unbedenkliche Gestalt angenommen. Dr. Lafaurie's Verbindungen reichten, wie man wohl nicht ohne Grund vermutete, über Thüringen hinaus, und man traute ihm zu, daß er mit Struve im Einverständnis stehe. Die Ereignisse der nächsten Tage legten die Annahme mit fast zwingender Gewalt nahe, daß er jetzt die Stunde der Entscheidung für gekommen hielt und einen Aufstand vorbereitete. Eine ruhige Erwägung, deren der Fanatiker freilich niemals fähig gewesen war, hätte ihm sagen müssen, das der thüringische Bauer mit gewissenlosen Versprechungen leichter aufzuregen als in das Feuer zu jagen sei. Die Lage der Bauern ließ zwar vielfach vieles zu wünschen übrig, war aber doch nirgends so drückend, daß sie eine verzweifelte Selbsthilfe hätte rechtfertigen können. Eine Zurückverweisung auf den Bauernkrieg war unter allen Umständen eine Thorheit und Dr. Lafaurie trotz allem kein Thomas Münzer. Der Aufstand in Frankfurt vom 18. September, durch die scheußliche Ermordung des Fürsten Lichnowski und des Herrn von Auerswald gebrandmarkt, hatte seine Funken über die Berge Thüringens herüber geworfen und die Gemüter noch mehr erhitzt. Die Niederwerfung desselben galt für den Anfang der Reaktion, und dem sollte bei Zeiten vorgebeugt werden. An einen größern oder einigermaßen nachhaltigen Erfolg eines „Putsches" war nun freilich in keinem Falle zu denken, aber ein hübsches Stück Verwirrung hätte doch herbeigeführt werden können, wenn die Widerstandskraft der Kleinstaaterei auf sich selbst angewiesen blieb, denn Lafaurie und seine Genossen hatten bereits angefangen, sich in die Herzen der Garnisonen von Weimar und Eisenach den Weg zu bahnen. Da griff endlich das Reichsministerium ein und erließ die Anordnung, die Herzogtümer mit

Digitized by Google

Reichstruppen zu besetzen und die einheimischen Garnisonen zu verlegen. Die Entscheidung fiel in dem sonst so friedlichen Jena, das jetzt der Mittelpunkt der aufrührerischen Bewegung geworden war. Der erste Anlauf, den noch am 4. Oktober die Staatsgewalt mit einheimischen Truppen gegen die Partei der Unordnung nahm, wurde übrigens nicht ganz geschickt ausgeführt. Wenn auch fürs erste die Ordnung wieder zurückkehrte, so fühlten sich doch die Demagogen durch diesen Angriff nichts weniger als eingeschüchtert. Ihre Zuversicht hob sich sogar in dem Maße, daß sie durch eine rasch zusammengetrommelte Volksversammlung jenes bewaffnete Eingreifen für ungesetzlich erklären ließen und auf Sonntag den 8. Oktober eine bewaffnete allgemeine Volksversammlung nach Jena ausschrieben. Eine möglichst großartige Kundgebung des beleidigten souveränen Volkswillens sollte in Szene gesetzt werden. Aber schon Freitag den 6. Oktober veränderte sich plötzlich die Szene. Eine erkleckliche Anzahl „Reichstruppen" — man sprach von ein paar tausend Mann —, königlich sächsische und altenburgische Infanterie und Reiterei nebst entsprechender Artillerie, erschien vor den Thoren der überraschten Stadt und pflanzte ihre Kanonen im sogenannten „Paradiese" auf. Von der geplanten demokratischen „Demonstration" konnte unter diesen Umständen keine Rede mehr sein; doch erschienen am Sonntage nachmittags eine ziemliche Masse Bauern und Arbeiter, zum Teil mit Stöcken ausgerüstet, und hielten unter den Augen der aufmarschirten Bürgerwehr, in hinlänglich herausfordernder Haltung, ihren Einzug in Jena. Es kam nun zu verschiednen verwirrenden Auftritten, bis endlich die Linientruppen dazwischen traten, die Stadt besetzten und sich der dreistesten Aufwiegler bemächtigten, unter denen der weimarische Litterat Jäcke, Lafauries Gehilfe, der verwegenste war; aber auch dieser selbst, gegen den schon vordem ein Haftbefehl wegen Hochverrats ergangen war und der sich jetzt wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt hatte, fiel bei dieser Gelegenheit in die Hände der Verfolger. Blut floß übrigens auch jetzt nicht; die „Reichstruppen" benahmen sich taktvoll, und das verführte Landvolk zeigte wenig Neigung, sich an den „vertierten Söldlingen" zu versuchen. Schon Tags darauf zogen diese in der Richtung gegen Weimar wieder ab und führten die verhafteten Aufwiegler mit sich. So viel ich weiß, ließ man gegen diese bald genug Gnade für Recht ergehen. Die Hauptsache blieb: die Niederlage der thüringischen Demokratie, insoweit sich diese mit republikanischen und anarchischen Tendenzen befreundet hatte, war mit den Vorgängen des 8. Oktober vollendet; was noch weiter erfolgte, waren vereinzelte Zuckungen, die keine weitere Bedeutung mehr gewannen.

Die gute Stadt Jena erhielt nun ihr altes friedliches Aussehen wieder zurück, wenn auch vorläufig die Bürgerwehr noch bestehen blieb. Die Vorlesungen an der Universität wurden eröffnet, die Frequenz wies freilich, und wie viele meinten, nicht ohne Schuld der geschilderten Vorgänge, eher eine Verminderung als eine Steigerung auf. Der „demokratische" Verein, der in jenen Tagen mit

Digitized by Google

seiner Halbheit sichtlich ins Gedränge gekommen war, löste sich auf, der „konstitutionelle" Verein bestand noch eine geraume Zeit fort und beschloß sein Dasein erst mit dem Scheitern der nationalen Bewegung, beziehentlich mit dem Ende der Frankfurter Nationalversammlung. Ich erinnere mich nicht ohne Genugthuung, wie in einer der letzten Sitzungen des Vereins, in welcher die Heimkehr eines unsrer geschätztesten Freunde, der den Wahlkreis Neustadt a. d. Orla vertreten hatte, des Professors Gustav Eduard Fischer, gefeiert wurde, der Vorsitzende uns mit der Erwägung zu trösten suchte, daß das erste deutsche Parlament sicher nicht das letzte bleiben werde, daß die aufgewandte Zeit und Kraft trotz des scheinbaren Mißlingens gewiß nicht verloren sei, und daß die brennende Frage der Gründung eines neuen deutschen Reiches, sei es heute oder morgen, auf einer ganz andern Stelle als am grünen Tische und der Rednerbühne, daß sie auf dem Schlachtfelde ihre nächste Lösung finden müsse und werde.

Mit dieser Zuversicht im Herzen gingen wir der Zukunft entgegen, die dann wenigstens die jüngern unter uns, wie weit auch unsre Lebenswege aus einander liefen, um die stolze Verwirklichung jener Hoffnungen nicht getäuscht hat.

Zur Geschichte der gelehrten Kunstkritik.

Die Zeit der Ausstellungen ist wieder einmal über uns hereingebrochen, und neben vielen erfreulichen ihrer Art, über deren angenehmen Eindruck kein Meinungsstreit besteht — ich nenne nur eine der „süßesten" der letzten Zeit, die sicherlich geschmackbildende Zuckerbäckerausstellung in Berlin, sowie die „wohlriechende" der Barbiere und Parfümeure ebenda —, müssen wir auch die vielbeleumdeten Kunstausstellungen, trotz des Mahnwortes so manches um das Wohl der Kunst besorgten Mannes, an uns vorübergehen lassen. Mit den Kunstausstellungen erwachen natürlich auch die Ausstellungen an der Kunst zu neuem Leben, die ihrerseits wiederum zu Ausstellungen Anlaß geben. Ist doch unser „Publikum" nicht mehr so einfältig, an der Kunst selbst Gefallen zu finden; den wahren Feinschmecker, der sich eines geläuterten Kunstsinnes in unsern Tagen rühmen darf, ergetzt erst die Kritik der Kritik. Selbst unsre Künstler sind von dieser hyperkritischen Neigung nicht völlig freizusprechen. Wenn sie sich über das leichtsinnige Urteil der Zeitungsschreiber beklagen oder über das tiefsinnige der Kunstgelehrten lustig machen, so wird man ihnen ein gewisses Recht dazu von ihrem Standpunkte aus einräumen müssen. Auch daß man sich gegen die offizielle Kunstkritik des

Digitized by Google

Staatsanwalts und ihre Konsequenzen gelegentlich gestreift hat, bedarf keiner besondern Erklärung. Wohl aber entsteht unwillkürlich die Frage, warum unsre Künstler am liebsten überhaupt jegliche Kritik aus der Öffentlichkeit verbannt wissen möchten. Unsre Werke sind, so werden uns die Künstler antworten, heute einer Beurteilung — zumal einer anerkennenden — gewiß eben so würdig wie nur jemals, aber durch die kunstkritischen Schwätzereien wird das Publikum von einer gebührenden Würdigung derselben abgehalten. Denn schon muß auch der bildende Künstler mit dem Volksgeiste rechnen, den Altmeister Goethe so treffend in zwei Versen schildert:

Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

Ja, diese fatale Belesenheit unsrer Zeit! Und nicht nur die Tageskritik liest man, nein, was noch viel schlimmer ist, kunstgeschichtliche Werke, welche die alleinseligmachende Kunst vergangner Zeiten predigen und für die Meister der Gegenwart kein Wort der Anerkennung übrig haben.

Wenn einer unsrer Maler vor nicht langer Zeit einmal den Vorschlag machte, zur Hebung der zeitgenössischen Kunst alle Museen und alten Bildergalerien niederzubrennen, so dürfte er doch vielleicht bei einigen minder radikal gesinnten Genossen auf Widerspruch stoßen; volle Beistimmung aber — dafür möchte ich Gewähr leisten — fände in unsern Künstlerkreisen sicherlich der Vorschlag, die gesamte Kunstlitteratur, mit Einschluß ihrer lebenden Vertreter, in einem prächtigen Autodafé — etwa als wirkungsvolles „pyrotechnisches Schlußtableau" eines der jetzt so beliebten Künstlerfeste — dem verdienten Feuertode zu weihen. Wären erst einmal diese unseligen Bücher und ihre Verfasser unschädlich gemacht, wer würde dann noch in die Galerien gehen und an den Bildern der alten „Meister" seinen unbefangenen Geschmack verderben!

Die Künstler, die so sprechen — und es giebt deren, wie ich versichern kann, eine ganze Reihe —, haben bis zu einem gewissen Grade nicht so Unrecht, und ein Einsichtiger wird das Körnchen Wahrheit aus dieser etwas drastischen Opposition gegen die Kunstwissenschaft herauszufinden wissen. Wer indessen glaubt, die Feindschaft zwischen Gelehrten und Künstlern entstamme erst unsern Tagen und sei wirklich eine Folge der in immer breitere Schichten eindringenden kunstgeschichtlichen Erkenntnis, befindet sich doch in argem Irrtume. Zum Beweise, daß auch frühere Zeiten ähnliches gekannt haben, will ich einige Beispiele von Kunstkritik aus der Zeit vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert vorführen, um beiden Parteien zu Nutz und Frommen und wohl auch zum Ergetzen ihr Spiegelbild aus einer Zeit vorzuhalten, der man kunstgeschichtliche Kenntnisse im heutigen Sinne gewiß am wenigsten vorwerfen kann. Wenn das Bild etwas verzerrt erscheint, mag man von diesem Eindrucke den Maßstab entnehmen, den kommende Geschlechter vielleicht an die verwandten Erscheinungen unsrer Tage legen werden.

Digitized by Google

An sich ist es nichts neues, daß Leute, die außerhalb der kunstübenden Kreise stehen, sich anmaßen, diesen Kreisen Vorschriften zu erteilen. Erachtete doch das frühe Mittelalter selbst Kirchensynoden zu solchem Amte für berechtigt, ja verpflichtet. Der aus Byzanz im achten Jahrhundert nach dem Abendlande verpflanzte Bilderstreit kann also schon als Urbild unbefugter Kunstrichterei gelten, vom klassischen Altertume ganz zu schweigen. Am Hofe Karls des Großen befaßte sich ein Mann wie Alcuin, dessen Vielseitigkeit sich vielleicht nicht unpassend mit der eines Du Bois-Reymond vergleichen ließe, mit offizieller Kunstkritik. In den Libri Carolini, deren Urheberschaft man ihm zuschreibt, führt er gar zornige Reden wider die unfrommen Künstler, die allerhand heidnisches Wesen in ihre Darstellung hineinziehen, das doch in der heiligen Schrift gar keinen Grund habe. Der damaligen Zeit galt eben die Bibel auch als Kodex ihrer ästhetischen Anschauungen, oder die Kunst nur als Hilfsmittel, um die Erzählungen der Evangelisten und Propheten auch den Schriftunkundigen in des Wortes eigentlicher Bedeutung „ad oculos zu demonstriren." Wir wissen indes aus den Kunstwerken, daß oft genug auch in jener Zeit sich der Widerspruch gegen solche Vorschriften bei den Künstlern regte, und im dreizehnten Jahrhundert bekennt sich sogar schon ein Vertreter jener theologischen Kunstkritik, Durandus von Mende, resignirt zu der Anschauung des alten Horaz:

Pictoribus atque poetis
Quaelibet audendi semper fuit aequa potestas.

Diese liberale Auffassung von künstlerischer Freiheit ist freilich in den folgenden Jahrhunderten nicht allen seinen gottesgelahrten Kollegen eigen gewesen, aber man darf auch nicht vergessen, daß die Künstler seiner Zeit keinen Gebrauch von der ihnen eingeräumten Freiheit machen konnten, weil sie materiell und ideell von der Kirche durchaus abhängig waren und blieben.

Erst mit dem Erwachen des Individualismus und der „freien Künste" im heutigen Wortsinne beginnt auch die Selbständigkeit der Künstler auf diesem Felde sich mehr geltend zu machen. Albrecht Dürer spricht gelegentlich die bemerkenswerten Worte, die in dem heißen Streite „Künstler contra Kunstschreiber" von der erstgenannten Partei zu meinem Verwundern noch niemals als Wahlspruch benutzt worden sind: „dy Kunst des malens kan nit woll geurteilt werden dann alleyn durch dye da selbs gut Moler sind, aber vyrwor den andern ist es verporgen wy dyr ain fremde Sprach." Und doch standen wohl selten Künstler so sehr unter der Vormundschaft der gelehrten Bildung wie die der Renaissance, und derselbe Dürer, der die Einmischung der Laien in die Kunstkritik so stolz ablehnt, fügte sich willig dem Programm eines Stabius und eines Pirkheimer bei der Anordnung der Triumphwagen für Kaiser Max, und empfing sicherlich auch die Anregung zu vielen andern seiner uns heute oft nur schwer verständlichen Allegorien aus den gelehrten Kreisen seiner Umgebung, genau so, wie Raffael in Rom sich die Ideen zu seinen vatikanischen Fresken von den

Digitized by Google

Gelehrten des päpstlichen Hofes soufflieren ließ. Ja, der „Fürst unter den Malern," Tizian, mußte sich bei Ausmalung der Decke des Kommunalpalastes von Brescia die kleinlichsten Vorschriften und Anweisungen bis in die Einzelheiten der Farbengebung hinein von der vorgesetzten Behörde gefallen lassen und bedankte sich dafür noch dazu in aller Devotion, während wir von seinem Lehrer Bellini allerdings erfahren, daß er in derartigen Dingen ein peinlicheres künstlerisches Ehrgefühl hatte. Aber litt denn darunter der künstlerische Ruf dieser Meister? Blieb ihnen nicht genug Raum, ihre Schöpferkraft zu bethätigen? Schämten sie sich dieser Beziehungen zu den Vertretern der geistigen Kultur? Durchaus nicht. Anderseits verschmähten auch die Gelehrten, welche sich auf das Gebiet der Kunstwissenschaft wagten, die Belehrung von seiten der Künstler nicht, sei es, daß sie, wie Pomponius Gauricus, sich selbst praktisch in die Kunst einführen ließen, der sie ihre theoretischen Studien zugewandt hatten, sei es, daß sie in regem freundschaftlichen Verkehr mit den ausübenden Künstlern gegen ihre Theoreme praktische Winke eintauschten. Heute halten beide Kreise eine solche Annäherung für ihrer unwürdig, sie würde auch kaum von ähnlicher Fruchtbarkeit sein, da die Gedankenwelt der einen derjenigen der andern im Laufe der Zeiten nicht wenig entfremdet worden ist.

Benedetto Varchi, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wußte, als ihm die Frage nach dem Rangverhältnisse zwischen Malerei und Skulptur aufstieg, nichts besseres zu thun, als bei den besten Künstlern seiner Zeit Umfrage zu halten, worauf er von verschiednen, so auch von Michelangelo Antworten erhielt. Andre, wie Francesco d'Ollanda, kleideten ihre ästhetischen Abhandlungen in Dialogform, wobei sie die tüchtigsten Meister ihrer Zeit das Wort führen lassen. Lodovico Dolce, der auch diese Form wählte, läßt durch den Mund des damals hochgeachteten, weil ängstlich gefürchteten Pietro Aretino, von dem sein Dialogo della pittura den Namen führt, die Anschauungen Tizians und seiner Kreise über die Kunst verkünden; aber er fühlt die Notwendigkeit, sich gegen den Einwurf zu verteidigen, „ob jemand, der kein Maler ist, fähig sei, über Malerei zu urteilen." Aretino faßt seine Ansicht dahin zusammen: „Allerdings leugne ich nicht, daß der Maler von gewissen Einzelheiten Kenntnis haben dürfte, die jemand, der kein Maler ist, kaum je erfassen wird; aber so wichtig diese auch für das Schaffen sein mögen, so unwichtig werden sie zum Abgeben eines gesunden Urteils erscheinen. Ich glaube durch diese wenigen Worte zur Genüge nachgewiesen zu haben, daß jedermann von Verstand, der Thätigkeit und Erfahrung in sich vereinigt, über Malerei urteilen könne; besonders wenn er sich mit der Antike und den Bildern guter Meister vertraut gemacht hat, weil es ihm dann bei einer gewissen Vorstellung des Vollkommenen, die er sich im Geiste eingeprägt haben mag, ein Leichtes sein muß, zu urteilen, inwieweit die vorliegenden Werke jener Vorstellung nahe kommen oder nicht." Das klingt, zumal aus dem Munde eines Aretin, hinlänglich bescheiden und sachgemäß.

Digitized by Google

Aber schon der venezianische Arzt Michael Angelo Biondo zeigt in seinem 1549 erschienenen „Werke von der hochedeln Malerei und ihrer Kunstübung," daß es ihm mehr um die Verherrlichung seiner schriftstellerischen Fähigkeiten als um den Gegenstand zu thun ist, und neben aufdringlich schwülstiger Gelehrsamkeit nehmen wir bei ihm zum ersten male die Anmaßung wahr, die Kunst ihren eignen Meistern zu erklären und den Malern ungebeten von seinem Geiste vorzuschießen. Seine große Anmaßung, der nur seine Unkenntnis künstlerischer Dinge einigermaßen gleichkommt, mögen die Schlußworte seines zweiten Kapitels kennzeichnen: „Ich ermahne deshalb jeden, der ein guter Maler werden will, daß er diese meine Erörterung und Unterredung von der Malerei öfter lese und mit Eifer und Fleiß durchgehe, bis er diese Lehre wohlverstanden und später auch gut in Übung gesetzt habe; auf solche Weise wird er leicht ein vollkommener, ergetzlicher und lieblicher Maler werden, weil dieser Weg der kürzeste, der nutzreichste und ferner der notwendigste ist." Was würden unsre Künstler wohl zu solcher Mahnung sagen? Ihre italienischen Kollegen des sechzehnten Jahrhunderts — schwiegen und kümmerten sich nicht weiter um den ästhetisirenden Medicus. Und wir müssen ihnen dankbar dafür sein, denn man stelle sich einmal vor, ein Maler folgte der nachstehenden Anweisung, die wir nur ihrer Kürze wegen aus der Zahl der übrigen zehn durchaus auf gleicher Höhe stehenden herausheben: „Ich möchte, daß das vierte Gemälde bedeckt sei mit Sonnenstrahlen, die meinen Blick gänzlich blenden, nur daß man ein wenig vom Firmament sehe und insbesondre die Erde, die wir bewohnen. Dann soll man auf der einen Seite Bacchus erblicken, wie er von Ägypten mit seinen Weinreben auszieht, auf der andern Seite stelle man dar, wie Narcissus vor Echo flieht und wie er gewesen, als sie sich in ihn verliebte; die dritte Seite enthalte die verliebten Tauben der Ägina, die vierte Seite, wie Thisbe beim Schein des Mondes vor der Löwin flieht und wie Pyramus sich mit dem eignen Schwerte den Tod giebt, dann, wie seine Geliebte, wie sie mit ihm sterben will, die Brust mit demselben Eisen durchstößt. Schließlich wünsche ich, daß die Geschichte des Kadmus alle diese Dinge rings umgebe, aber in der Mitte soll Merkur Trismegistos mit seiner Lehre dargestellt werden. Alles übrige von dem Bilde soll mit schön grünem Buxbaum und heiligen Oliven geziert sein." (Übersetzung von A. Ilg; Wien, 1873.) Liest man dazu das Datum dieser Phantasien am Schluß des Werkchens: „Aus dem Häuschen des Biondo zur Zeit der Erneuerung seiner Leiden," so ist man versucht, diese Leiden besonders im Hirn des Verfassers zu vermuten. Und doch galt er seinen Zeitgenossen als geistig normal, ja sogar als ein sehr bedeutender — Arzt.

Diesem kunstschriftstellernden Arzte will ich noch einige Theologen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gegenüberstellen, die sich mit der ganzen Würde und Wucht ihrer Gottesgelahrtheit wider die „Irrtümer derer Maler" wandten. Als durch die Reformation der Bilderstreit wieder aufgelebt

Digitized by Google

war und teilweise in sehr handgreiflicher Weise, nämlich durch Verbrennen und Zerschlagen der kirchlichen Bildwerke, geführt wurde, bemächtigte sich natürlich auch die Streittheologie dieses Gebietes, und sowohl zwischen Protestanten und Katholiken als auch innerhalb der protestantischen Kreise selbst wurde so manche Disputation lebhaftester Art darüber ausgefochten. Bei dieser Gelegenheit nahm der Erzbischof von Mailand Federigo Borromäo Veranlassung, in seinem 1648 erschienenen Buche: De pictura sacra die Maler zur richtigen und schicklichen Darstellung der heiligen Personen und Vorgänge anzuleiten. Am Schlusse des Jahrhunderts dann, als der Naturalismus der Neapolitaner Schule in Italien wie in Holland und Deutschland sich in höchst unerquicklicher Verwilderung auslebte und die künstlerische Darstellung der heiligen Dinge noch weit über Rembrandts nach theologischem Urteil „plebejische" Auffassung sich hinauswagte, bildete sich ein ganz eigner Litteraturzweig über die Irrtümer und Fehler der Maler, „so sie in Entwerfung der biblischen Geschichten zu begehen pflegen." Man glaubte die heilige Schrift gegen die Künstler in Schutz nehmen zu müssen, wagte sich aber fast niemals aus dem Rahmen einer rein theoretisch-litterarischen Erörterung heraus. Einer der ersten unter diesen Kämpfern in Deutschland war Johann Friedrich Jünger, der am 6. April 1678 in Leipzig mit einem ungarischen Theologen Johann Ferber de inanibus picturis disputirte. Den Malern wird hier namentlich vorgehalten, daß sie sich in heiligen wie profanen Dingen aus schlechten Quellen unterrichteten oder gar aus Bosheit Fehler gegen besseres Wissen begingen. Die Riesengestalt des heiligen Christoph, der Panzer des heiligen Georg und andre ähnlich wichtige Dinge müssen für die Kritik herhalten; neben vielem Lächerlichen, das nur vorgebracht wird, um die Gelehrsamkeit und Belesenheit (die erstere deckte sich damals meist mit der letzteren) der Disputanten in helles Licht zu setzen, finden wir aber doch auch gesunde Kritik: so z. B. betreffs der sogenannten Lukasbilder, die in manchen Gegenden und schlimmer noch in der Litteratur auch heute noch nicht völlig ausgerottet sind.

Derartige Fragen beschäftigten aber nicht nur die theologischen Fakultäten von Leipzig, Wittenberg und Jena, auch im Auslande fand man an dem ergiebigen Diskussionsstoff Gefallen. In den Mémoires de Trévoux erschien 1704/5 eine Reihe von Aufsätzen Sur les erreurs des peintres dans la représentation de nos mystères et dans les sujets tiréz de l'histoire sacrée, die 1772 auch ins Deutsche übersetzt wurden. Der Verfasser, Pelletier, trägt kein Bedenken, in seiner Vorrede auch Raffael schwerer Vergehen wider die heilige Schrift zu zeihen. In der Abgeschmacktheit und Anstößigkeit der niederländischen Bilder des sechzehnten Jahrhunderts sieht er eine Hauptveranlassung zu der Bilderstürmerei der Reformationszeit. Aber auch zu des Verfassers Zeit stäken die Kirchenbilder voller Irrtümer, die durchaus vermieden werden müßten. Gleichwohl schimmert bei Pelletier bereits etwas von kritischem Billigkeitsgefühl durch, indem er sich selbst den Einwurf macht, daß der Künstler doch

Digitized by Google

wohl für das Studium der Theologie nicht gar so viel Zeit übrig haben könne: „die Natur bildet die Künstler, aber nicht die Gelehrten, und noch weniger die Theologen." In merkwürdigem Gegensatz hierzu lautet der Schlußsatz seiner Vorrede: „Ich suche den Malern Erläuterungen über die Wahrheit der Geschichte, der Sätze der Religion, der Sitten und des Kostüms zu geben. Ich zeige ihnen nicht nur, was die bisherigen Maler gewagt haben, vorzustellen, sondern bei Gelegenheit auch, wie sie sich dabei hätten verhalten sollen." Darauf werden die einzelnen Szenen und Darstellungen des neuen Testaments der Reihe nach durchgesprochen und mit ebenso ausführlichen wie überflüssigen Erörterungen über die Trachten und einzelnen Lebensgewohnheiten der orientalischen Völker begleitet. Daß den Künstler irgendwelche andern Absichten leiten können, als solche Vernünftelei, scheint Pelletier nicht einzuleuchten. Das „einzige Mittel, um den Beifall der Nachwelt zu erhalten," sieht er darin, daß „der Maler Werke liefere, die ganz mit der Wahrheit übereinkommen." Ein Wereschagin würde sich also wohl seines Beifalls erfreut haben, während sich im neunzehnten Jahrhundert bekanntlich die Geistlichkeit Wiens nicht zu solcher Auffassung aus der Zeit der Allongeperücken bekennen wollte.

Italien und Spanien steuerten zu der Diskussion ebenfalls das ihre bei, namentlich das spanische Werk Ayalas Pictor christianus eruditus (Madrid, 1730), welches den ganzen christlichen Bilderkreis umfaßt, muß hier erwähnt werden.

Daß auch die Künstler selbst sich mit der Frage nach dem „Lokalkolorit" in den biblisch-historischen Darstellungen — wie es in unserm Kunstjargon heißen würde — befaßten, beweisen uns einzelne Conférences de l'académie royale de peinture et de sculpture in Paris, die zeitweise einen so stürmischen Charakter annahmen, daß man die Sitzungen einstellen mußte. Freilich zog man es hier, wo die Künstler unter sich waren, vor, seine Kritik an den älteren Meistern zu üben. So beanstandete man namentlich die Darstellung heiliger Szenen in der spätern venezianischen Schule, die übrigens schon 1573 Paolo Veronese vor die Schranken des venezianischen Inquisitionstribunals gebracht hatten. Es sei doch, meinte in einer Sitzung Louis Boulogne, höchst bedenklich, wenn im Hintergrunde der vierge au lapin von Tizian sich Renaissancebauten erhöben, deren Stil zur Zeit und Gegend der dargestellten Szene durchaus nicht passen wollten. Glücklicher Alma Tadema und Genossen, die ihr solchen Vorwürfen den blanken Schild eurer archäologischen Gewissenhaftigkeit entgegenhalten könnt, wo ein Tizian wehrlos vor dem Richterstuhl der gelehrten Kunstkritik stehen mußte!

Gegenüber diesen Beispielen von Urteilslosigkeit der Mediziner und Theologen in Sachen der Kunst — welchem Kenner der gegenwärtigen Kunstlitteratur fielen nicht zahlreiche Epigonen eines Biondo und Jünger ein! — wird man sich mit den gleichzeitigen Leistungen der philosophischen Fakultät auf

Digitized by Google

diesem Gebiete, wie etwa mit Diderots Rezensionen der Pariser Salons von 1737 bis 1766, schon eher befreunden könnten. Daß Winckelmann dann den Künstlern seiner Zeit und ihrem welschen Ungeschmack energisch den Standpunkt klar machte, ist den Jüngern seiner Wissenschaft, den Kunstgelehrten, namentlich in Deutschland, ein verhängnisvolles Erbe geworden. Der Gegensatz zwischen „Kunstschreibern und Künstlern" ist seitdem nie wieder ganz von der Bildfläche verschwunden, nur daß in jüngster Zeit die Künstler auch zur Feder gegriffen haben, statt ihre Gegner mit dem Pinsel aus dem Felde zu schlagen. Schon 1833 erschienen „Drei Schreiben aus Rom gegen Kunstschreiberei in Deutschland," und ein so thörichtes Pamphlet wie Karl Hoffs „Künstler und Kunstschreiber" erlebte noch vor fünf Jahren zwei Auflagen. Wenn wir auch nicht mehr ganz das Wort des Altdorfer Professors Dilthey aus dem siebzehnten Jahrhundert auf unsre Tage anwenden können: Quisquis pictorum nostrorum ruditatem voluerit corrigere, is profecto otium desperaverit omnino: adeo ineruditi sunt plerique, adeo cognitionem omnem antiquitatis turpiter abjecerunt, so besteht doch auch heute noch der Ausspruch des alten kunsterfahrenen Cassiodor zu Recht: Magna ars est, contra artifices loqui et apud illos aliquid agere, qui se putant omnia pervidere. —er.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

15. Nervöse Leute.

Glauben Sie mal: Rom ist untergegangen, aber nicht am Kaisertum. Was diese römische Republik angeht — mein Gott, das waren keine großen Zeiten. Dieser alte Cicero kommt mir vor wie einer unsrer guten Revolutionäre der achtundvierziger Schule, der über die beste der Staatsformen leitartikelt. Fragen Sie Mommsen. Nein, mein Lieber, Roms Blüte beginnt mit Augustus und der Errichtung des Reiches — schade, daß wir nicht auch einen Kanzler in Parallele zu stellen haben. Rom ist nicht an diesem Reiche, sondern an den Nerven untergegangen. Wahrhaftig. Verbrauchte, nervös ruinirte Leute und unsre Naturmenschen von Germanen, das giebt ungleichen Kampf und bedeutet das Ende vom Liede.

Und passen Sie mal auf, uns wirds gerade so gehen. Eugen und Konsorten werden das Reich weder retten noch stürzen, aber die verfluchten Nerven. Daran gehen wir zu Grunde. Unsre Zeit ist groß, aber mit den Nerven kommen wir alle Jahre mehr herunter.

Sie meinen, ich übertreibe. Nicht die Idee! Die Nervosität ist nicht mehr eine Krankheit einzelner alter Damen, die nichts zu thun haben, es ist eine Volks-

Digitized by Google

krankheit geworden. Wenn einer seine guten Nerven rühmt, so bedeutet das nur, daß er bessere schlechte Nerven hat als andre. Seinen Knax hat er auch. Mehr oder weniger zerrüttete Nerven finden Sie von allerhöchster Stelle bis „zum Künstler abwärts," von Bismarck bis zum letzten Vorstadtbriefträger. Männer und Frauen, Kinder und Greise, alles nervös! Wo sie hinsehen: Ischias, Hysterie, Migräne, Neuralgie und weiß der Kukuk, wie das Zeug alles heißt. Die alten Jungfern sind natürlich alle — von Berufswegen — nervös, und wir alten Junggesellen, wir verdienten, weiß Gott, alte Jungfern zu sein. Wissen Sie, die tollen Jahre beim Regiment, das hängt einem an; man wird die Juden und die Nerven nicht wieder los. Apropos, Volk Israel! Die Gesellschaft ist nervös vom Millionenbaron bis zum letzten Schnorrer. Und sie sind in einer Weise nervös, daß alles aufhört. Sehen Sie, das freut mich. Das ist die gerechte Strafe.

Das möchte nun alles noch sein, aber hier in der pia mater, da sitzt des Pudels Kern. Sagen Sie kein Wort! Verrückt sind wir alle mit einander. Sehen Sie bloß diese Irrenhäuser. Wachsen sie nicht wie Pilze aus der Erde? Und dahin kommen doch nur die, die Unfug machen und die der Herr Bezirksarzt „für im höchsten Grade gemeingefährlich" erklärt. Nehmen Sie dazu diese Pensionen, diese Sommerfrischen, diese klimatischen Kurorte, diese Nervenanstalten — was weiß ich —, das wird noch so allgemein werden wie die allgemeine Dienstpflicht. Schöner Gedanke, beim Ball zu fragen: Gnädiges Fräulein waren auch in Görlitz, nicht wahr? Sehr nett da.

Was ist Genialität? Methodischer Wahnsinn. „Des Dichters Aug in schönem Wahnsinn rollt." Was ist das Herauf und Herunter an der Börse, die Befürchtungen und Erwartungen, das ganze Spiel der Werte? Die reine Verrücktheit. Was ist die Hetzerei und Scherere im Dienst und Amt und Gewerbe? Eine Nervosität, die an der Grenze der reinen Vernunft bereits angekommen ist. Ich gebe Ihnen mein Wort, es hat jeder seinen Sparren, eine oder zwei Schrauben sind bei jedem locker. Der Unterschied ist nur, daß es der eine weiß und der andre nicht.

Was wollen Sie! Sobald wir die Augen zumachen und zu träumen anfangen, geht die Verrücktheit los. Es braucht einer nur auszusprechen, was er eine Stunde vorher im Traume für richtig und vernünftig angesehen hat, so winkt man ihn beiseite und läßt ihn verschwinden. Wir sind alle von Natur verrückt und stellen uns nur vernünftig. Unsre Gedanken sind wie eine Herde Schaafe, die von einigen Schäferhunden im Zaume gehalten werden. Sobald einer dieser Wächter einmal faul wird, gehts über die verbotene Grenze, so ein bischen, das kommt alle Tage vor, es darf nur nicht zu unverschämt werden. Man nennt das dann Zwangsvorstellungen. Haben Sie auch, mein Lieber, hat jeder! Man wills nicht, und man muß es denken, z. B. bei gegebener Gelegenheit einen Strohfeimen anzünden, oder von einem Felsen in die Tiefe springen, oder jemand auf den Kopf spucken. Man thuts nicht, aber man muß es denken. Kenne da einen Prediger, ganz verständigen Mann, ist noch heute im Amte, der muß bei jedem Begräbnis denken: Wenn du jetzt eine geistliche Bombe losließest, etwa zu einem dicken Leidtragenden sagtest: Und Sie, alter Freund, sind der nächste, der drankommt! das müßte eine großartige Wirkung thun. Er brauchte das nur wirklich zu thun, was er denkt, welcher Aufstand! Ist denn nun der Unterschied zwischen Denken und Reden so groß? Ich finde nicht. Es ist mit der Verrücktheit wie mit dem Kneipen; ein anständiger Mensch geht über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Darüber hinaus fällt man ab. Das ist das Kunststück, diese Grenze zu kennen.

Digitized by Google

Und die Marotten! Man hält sich für vollständig berechtigt, Marotten zu haben. Das heißt, man kann nicht umhin, gewissen Unsinn zu machen, alle Tage eine neue auffallende Kravatte zu tragen, oder eine Sammlung von Westenknöpfen anzulegen, oder die Suppe zuletzt zu essen — ganz harmlos, aber offenbar ein maniakalisch-reizbarer Zustand.

Woher ich das alles weiß? Liebhaberei; habe aber ein Haar drin gefunden. Hören Sie mal zu, habe da eine ausgezeichnete Geschichte erlebt. Sie wissen doch, daß ich vorm Jahre in den bairischen Alpen war. Ich fahre also mit dem Zweiuhrzuge aus München. Fuhr da — nebenbei bemerkt — mit einem Herrn aus Leipzig, sehr netter Herr. Buchhändler, giebt eine alte berühmte Zeitschrift heraus. Denken Sie mal, der Herr fuhr nach dem Starnberger See, um für seine Mitarbeiter eine Villa zur Sommerfrische zu kaufen — oder zu mieten — oder anzusehen, ich weiß nicht mehr. Schneidiger Gedanke! Was? Lasse ich mir gefallen. Ich kriegte wahrhaftig selber Lust, unter die Litteraten zu gehen.

Ja, was wollte ich denn erzählen? Richtig, vom Starnberger See. Wie ich ins Dampfschiff trete und mich umdrehe, sehe ich Frau Geheimrätin Stern. Sie erinnern sich doch von Gastein her. Dieselbe; mit ihrer Stütze, sehr nettes junges Mädchen. Ein bischen verdreht. Ich führe also die Damen unters Zelt; wir setzen uns und warten auf die Abfahrt. Sie läuten bereits, da kommt Justizrat Hennig an. Ich erkenne ihn von weitem und rufe: Schnell, schnell, Justizrätchen, die Karre wird gleich losgehen. Da tanzt er auf der Landungsbrücke herum und kommt nicht vorwärts. Die Leute auf dem Boote werden ungeduldig; zuletzt erwischt ihn ein Kofferträger, der führt ihn hinüber. Kaum aber ist er im Schiffe und will quer über den freien Platz zur ersten Kajüte schreiten, geht die Wackelei wieder los, kaum daß er an Stühlen und Geländern vorwärts kommt. Was? noch ein bischen wackelig? rufe ich. Frühmaß im Hofbräu getrunken? Er entschuldigt sich bei den Damen und gesteht es einigermaßen verlegen zu, daß er das Bier nicht vertragen könne und daß er im Hofbräu durch gute Bekannte festgehalten worden sei. Es war aber alles nicht wahr. Ich war selbst im Hofbräu gewesen und hatte ihn da nicht gesehen. Er hatte überhaupt kein Bier getrunken, sondern litt an Platzfurcht. Was das ist? Eine reizbare Schwäche, ein nervöser Zustand. Denken Sie mal den Zustand, Sie sind nicht imstande, über einen freien Platz zu gehen. Sie kriegen Herzklopfen, Angstzustände, kommen nicht von der Stelle, bis sie jemand führt. Will zuviel Bier getrunken haben. Unsinn! Mir muß man das nicht vormachen. Uebrigens ist Hennig ein Mann in den besten Jahren; hätte nicht gedacht, daß er schon angekäntert sei. Aber kolossale Praxis, schwere Zigarren, verbrauchte Nerven. Voilà.

Na ja; also wir sitzen da und haben uns ein Glas Bowle einschenken lassen, da erscheint Kaselitz auf der Bildfläche. Sie kennen doch Louis Kaselitz, den Besitzer vom „Prinzen Albrecht.“ Gleich links an der Friedrichstraßen-Ecke. Anständiges Hotel, famoser Frühstückstisch. Also der alte Schwede hat auch schon sogenannte Nervenzufälle gehabt. Wissen Sie, so was wie Delirium tremens. Es hat seine Gefahren, Restaurateur zu sein, wenn man an seinen Schnäpsen nicht vorüber kann, ohne mal zu revidiren. Absynth und andre Kleinigkeiten. Traurige Sache übrigens. Ich habe es manchmal mit angesehen, daß der Alte im Hintergrunde herumschlich und die Kellner um Spirituosen anbettelte, bis der Sohn erschien, den Alten unter den Arm nahm und spurlos mit ihm verschwand.

Also der war es mit seiner Tochter, einem bildschönen Frauenzimmer. Sie hatte aber auch so was im Gesichte, was wie Neuralgie aussah. Und besonders

Digitized by Google

die Augen! Wenn die so scheu und unsicher sind, kann man allemal auf Morphium schließen. Mein Louis Kaselitz bestellt sich schleunigst ein halbes Dutzend Schnäpse, Fräulein Tochter bestellt sie wieder ab. Hierauf erscheint er mit einer Flasche Rotspohn unterm Arme. Die wird ihm auch wieder abdividirt. Zuletzt erblickt er unsre Bowle und ist nicht mehr zu halten, kommt angesegelt, stellt sich vor, beruft sich auf alte Bekanntschaft; was wollen wir machen, wir laden ihn ein und geben ihm sein Glas, Fräulein Doris — übrigens ein sehr nettes Mädchen, durchaus anständig — war es nicht gerade recht. Es machte sich aber.

Nun waren wir schon ein ganz hübscher Kreis. In Seeshaupt kamen wieder viel Passagiere dazu. Denken Sie mal, wieder Bekannte! Nicht von mir, sondern vom Justizrat, Konsul Waldenburg aus Palermo oder sonstwo in Italien und eine Freiin von Wrede aus Westpreußen. Hatten sich am Walchensee kennen gelernt. Das hätten Sie mit anhören sollen, diese beiden! Der Konsul log, daß sich die Balken bogen, oder vielmehr er phantasirte, die Wrede wollte sich zu Tode wundern und fiel aus einem Schrecken in den andern, und die Stern erinnerte sich an alles, was sie nie gehört und gesehen hatte und was es überhaupt nicht giebt. Wenn man das so hört, lacht man über die wunderlichen Leute, oder man ärgert sich, macht den Leuten im Stillen Vorwürfe und übersieht, daß dies alles Krankheitssymptome sind: niedergedrückte Stimmung, melancholisch-reizbare Schwäche, Erinnerungstäuschungen. Es giebt Menschen, über deren Leichtsinn oder Verschwendungssucht man Zeter Mordio schreit. Man nennt es unbegreiflich, wie sie allen Ermahnungen und Vernunftgründen unzugänglich bleiben, und es ist doch so einfach. Partieller Blödsinn! Die Denkmaschine setzt aus. Kennen Sie Leutnant von Stacke? Was hat der für Schande über sich und seine Familie gebracht. Jetzt sitzt er im Gefängnis, man hätte ihn lieber zur rechten Zeit ins Irrenhaus bringen sollen.

Wo war ich denn stehen geblieben? Richtig, bei der Stern. Ja, nun noch eins. Wie ich so dabei sitze und mich amüsire, höre ich auf dem zweiten Verdeck einen Spektakel. Man will einen arretiren. Ich frage, was es giebt. Ein Herr habe Gepäckstücke stehlen wollen. Man hat ihn gerade beim Kragen, und wie er sich umdreht — ich denke, mich soll der Schlag rühren —, ist es der Professor Glimmer aus Bonn. Ich springe dazwischen und höre, er habe alle Koffer umgedreht. Er sagt, er habe nur die aufgeklebten Zettel lesen wollen. Das glaubt ihm natürlich kein Mensch. Sehen Sie, wenn mans nicht besser wüßte! Maniakalisch-reizbare Schwäche! Lesemarotte. Müssen alles lesen, jeden Zettel umdrehen. Sind sonst ganz vernünftige Leute.

Den holten wir uns denn auch ran. Es war nicht schwer, den Kapitän aufzuklären. Inzwischen kamen wir an Schloß Berg vorüber. Man konnte die Fahne im See, wo König Ludwig ertrunken ist, ganz deutlich sehen. Alles tritt an die Brüstung und macht ein trübseliges Gesicht. Und die Stütze seufzt und sagt halblaut: Wer so glücklich wäre!

Hols der Teufel! Ich gebe einen Korb Sekt, wenn wir nicht alle denselben Gedanken gehabt haben. Wissen Sie, Goethes Fischer muß auch so einer gewesen sein, da braucht es nicht viel Nachhilfe.

Endlich kommen wir wieder in Starnberg an. Kaum liegt das Boot an der Brücke, da springt ein Hund aufs Verdeck. Schrimspepel! ruft Fräulein Doris und wird puterrot, und am Professor springt der Hund in die Höhe, und vor der Frau Rätin wedelt er mit dem Schwanze und begrüßt alle als Bekannte. Haben Sie je schon einen Hund gekannt, der Schrimspepel hieß? Schwerlich. Die ganze

Digitized by Google

Gesellschaft aber kannte ihn, denn es war des Doktors Hund. Ich meine natürlich den Doktor Grotjahn in Buchenheil. Kennen Sie den nicht? Er hat ja die bekannte Nervenheilanstalt. Da kam nun die erbauliche Thatsache zu Tage, daß die ganze Gesellschaft zu verschiednen Zeiten in Buchenheil gewesen war.

Ob ich auch dagewesen bin? Natürlich. Köstlich amüsirt da. Fideles Gefängnis. Warum? Ich hatte die Marotte, alle Leute für verrückt zu halten und nur mich für gesund. Als man mir beigebracht hatte, daß ich auch verrückt sei, wurde ich als geheilt entlassen.

Wo Schrimspepel ist, ist auch der Doktor nicht fern. Richtig, da stand er mit einer Dame am Ufer. Er machte gerade seine Hochzeitsreise. Wen hatte er geheiratet? Natürlich eine seiner Patientinnen. Ich gratulire zur Nachkommenschaft! erstens wegen der Frau und zweitens auch des Doktors wegen, der, wie alle Nervenärzte, seinen richtig ausgebildeten Sparren hat.

Das gab nun ein fideles Wiedersehen. Wir blieben ein paar Stunden beisammen und erzählten uns Anstaltsgeschichten, als wenn wir alle Portenser gewesen wären. Als wir uns trennten, war Louis Kaselitz nicht zu finden. Zuletzt entdeckte ihn jemand in irgend einem Winkel. Der hatte die günstige Gelegenheit benutzt, sich furchtbar zu betrinken.

Sehen Sie, das ist Jungdeutschland.

Nun denken Sie wohl, ich wäre der Meinung, daß einmal die Slawen unsre Erbschaft antreten werden? Gott bewahre. Diese liederliche, verschnapste Gesellschaft wird noch eher fertig werden als wir. Aber China. Wenn erst einmal Rußland an China kaput gegangen ist, werden wirs mit China zu thun kriegen. Chinesischer Krieg! kolossaler Gedanke! Was? Unsre pommerschen Jungen und diese Mongolen! Nicht wahr, schneidiger Gedanke!

Wenn es dann noch unsre pommerschen Jungen giebt!

Man sollte die Ehe verstaatlichen und nur solche zusammen thun, von denen ein gutes Züchtungsresultat zu erwarten ist. Nein, wirklich! Sie können das in allem Ernste in Doktor Scholz seinem Buche lesen. Wird sich wohl nicht durchführen lassen. Aber, im Ernste geredet, man sollte die Freizügigkeit beschränken. Wer einmal in der Stadt ist, der ist verloren. Man sollte mit dem Nachschub gesunder Kräfte, die wir auf dem Lande haben, sparsamer umgehen.

* * *

Ich war unfreiwilliger Zuhörer eines Gespräches, das ich nur zu derjenigen Hälfte hörte, die in dem bekannten anspruchsvollen Tone vorgetragen wurde, in dem sich gewisse Offiziere gefallen. Diese Hälfte habe ich möglichst treu wiedergegeben. Ich frage aber, hat der Herr nicht riesig übertrieben, oder sollte vielleicht an der Sache mehr Wahres sein, als man gern zugeben möchte?

August 1888.

F. A.
ad naturam delineavit.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Obwohl Eriks Arbeiten hauptſächlich darin beſtanden, daß er in ſeinem Atelier auf dem Sofa lag und Shag rauchte und Marryat las, ſo feſſelte es ihn doch für eine Zeit ſehr ans Haus, zwang ſie dadurch zu neuer Vorſicht und machte neue Vorwände und neue Lügen notwendig.

Daß Fennimore ſo erfinderiſch in dieſer Hinſicht war, ſchuf die erſte Wolke am Himmel. Es war im Anfang ſo gut wie nichts, nichts weiter als ein flüchtig an Niels vorbeiziehender Zweifel, ob ſeine Liebe nicht edler ſei als der Gegenſtand derſelben. Aber er war nicht klar und rein, dieſer Gedanke, nur eine flüchtige Ahnung, die nach dieſem Wege hindeutete, ein undeutliches Schwanken ſeines Sinnes, das nach jener Seite hinzog.

Aber es kam wieder, und zwar in verſtärktem Maße, zuerſt noch unbeſtimmt, dann von einem male zum andern ſchärfer und ſchärfer. Und es war entſetzlich, mit welch raſender Haſt es untergraben konnte, erniedrigen, den Glanz verringern. Ihre Liebe ward nicht geringer, im Gegenteil, je mehr ſie herabſank, deſto leidenſchaftlicher, glühender wurde ſie, aber dieſes verſtohlene Händedrücken unter der Tiſchdecke, dieſe Küſſe im Vorzimmer und hinter den Thüren, dieſe langen Blicke, unmittelbar unter den Augen des Betrogenen, das beraubte ihre Liebe des Erhabenen. Das Glück ſtand nicht mehr ſtill über ihren Häuptern, ſie mußten das Lächeln, das Licht derſelben erhaſchen, wo ſie nur konnten, und Liſt und Schlauheit waren nicht länger eine traurige Notwendigkeit, ſondern ein ergötzlicher Triumph; die Falſchheit wurde ihr wahres Element und machte ſie klein und ſchlecht. Es gab auch entwürdigende Geheimniſſe, über die ſie früher, jeder für ſich, getrauert hatten, indem ſich

Digitized by Google

jeder in den Augen des andern unwissend stellte; diese mußten sie jetzt teilen, denn Erik war keine verschämte Natur, und es konnte ihm oft in den Sinn kommen, in Niels' Gegenwart zärtlich gegen seine Frau zu sein, sie zu küssen, sie auf den Schoß zu nehmen, sie zu umarmen, und Fennimore durfte diese Liebkosungen nicht abweisen, wie früher, oder es fehlte ihr vielmehr der Mut dazu; das Bewußtsein ihrer Schuld machte sie unsicher und bange.

So sank das hohe Schloß ihrer Liebe mehr und mehr herab, das Schloß, von dessen Zinnen herab sie so erhaben über die Welt hinausgeschaut und worin sie sich so stolz und groß gefühlt hatten.

Aber sie waren glücklich zwischen den Ruinen.

Wenn sie jetzt im Walde spazieren gingen, so geschah es meist an dunkeln Tagen, wo der Nebel in den braunen Zweigen hing und sich zwischen den nassen Stämmen verdickte, sodaß sie niemand sehen konnte, wenn sie sich hier küßten und sich dort umarmten, und niemand sie hören konnte, wenn ihre leichtsinnige Rede in ausgelassenem Gelächter erklang.

Das Gepräge der Ewigkeitsmelancholie, das über ihrer Liebe gelegen hatte, war verlöscht; eitel Lachen und Scherzen herrschte jetzt zwischen ihnen, und es war eine wahre Fieberhast über sie gekommen, eine Gier nach den eilenden Sekunden des Glückes, als müßten sie sich beeilen mit ihrer Liebe, als hätten sie nicht das ganze Leben mehr vor sich.

Es änderte nichts in ihrem Verhältnis, daß Erik nach Verlauf eines Monats seiner Idee müde ward und von neuem seine Fahrten begann, und zwar mit einem solchen Eifer, daß er nur selten zwei Tage hinter einander zu Hause blieb. Wohin sie im Laufe der Zeit gesunken waren, dort blieben sie. Vielleicht daß sie hin und wieder in einsamen Stunden mit Wehmut zu der Höhe hinaufstarrten, von der sie herabgestürzt waren, vielleicht daß sie sich auch nur wunderten, wie anstrengend es doch gewesen sein müsse, sich dort oben festzuhalten, daß sie sich sicherer da gebettet fühlten, wo sie jetzt waren. Es trat keine Veränderung ein. Nicht in Bezug auf die alten Tage, sondern in Bezug auf die schlaffe Gemeinheit, die darin bestand, daß sie weiter lebten, wie sie sonst gelebt hatten, ohne doch mit einander fortzulaufen — dies ward ihnen mehr und mehr fühlbar, und verkettete sie enger und tiefer mit einander in dem gemeinsamen Gefühl ihrer Schuld. Denn keines von ihnen wünschte die Dinge anders, als sie waren; auch verbargen sie es nicht vor einander, denn es war eine cynische Vertraulichkeit zwischen ihnen entstanden, wie sie gewöhnlich zwischen Mitschuldigen zu entstehen pflegt, und da war nichts in ihrem Verhältnis, was sie sich gescheut hätten mit Worten zu berühren. Sie nannten die Dinge mit einem traurigen Mut beim rechten Namen und sahen ihnen in die Augen, so wie sie einmal waren.

Es hatte im Februar den Anschein gehabt, als sollte der Winter schon ein Ende nehmen. Dann aber kam der März mit seinem weißen Mantel und

Digitized by Google

dessen losem Futter, und ein Schneegestöber nach dem andern bedeckte die Erde mit einer dichten Schicht. Späterhin trat Stille ein mit hellem Frost, und der Fjord lag unter einer dichten Eisdecke da, die sich lange hielt.

Gegen Ende des Monats, eines Abends nach dem Thee, saß Fennimore allein in ihrem Wohnzimmer und wartete.

Es war sehr hell drinnen, das Klavier stand offen, die Lichter darauf waren angezündet, und von den Lampen waren die Schleier abgenommen, sodaß die Goldleisten und alles, was an den Wänden hing, deutlich und klar hervortrat. Die Hyazinthen waren von den Fensterbrettern genommen und auf den Schreibtisch gestellt und standen nun da, ein Haufe scheinender Farben, die Luft mit ihrem reinen, starken Duft erfüllend. Im Ofen brannte das Feuer mit gedämpftem, vergnüglichem Summen.

Fennimore ging im Zimmer auf und ab, auf einem der dunkelroten Streifen des Teppichs fast balancirend. Sie trug ein etwas altmodisches, schwarzes seidnes Kleid, das schwer von den vielen Garnirungen hinter ihr herschleppte und sich, so wie sie ging, von der einen Seite auf die andre legte.

Sie summte eine Melodie vor sich hin und hatte mit beiden Händen in die mattgelbe Kette von großen Bernsteinperlen gefaßt, die sie um den Hals trug, und wenn sie auf ihrem roten Streifen schwankte, hielt sie mit der Melodie inne, hielt sich aber noch immer an der Kette fest. Vielleicht war ihr ihre Wanderung eine Vorbedeutung, daß, wenn sie so und so viele male im Zimmer auf und abgegangen sei, ohne vom Streifen herunter zu kommen und ohne die Kette loszulassen, dann Niels kommen würde.

Er war am Vormittage dagewesen, als Erik fortfuhr, und war bis gegen Abend geblieben, doch hatte er versprochen, wiederzukommen, sobald der Mond aufginge und es hell genug wäre, um sich über den durch Waaken gefährdeten Fjord zu wagen.

Fennimore war mit ihrem Orakel fertig, welcher Art auch das Ergebnis geworden sein mochte, und trat nun ans Fenster.

Es sah gar nicht aus, als wenn der Mond heute Abend noch durchkommen würde, so schwarz war der Himmel, und es war noch viel dunkler da draußen auf dem graublauen Eise, als hier am Lande, wo der weiße Schnee lag. Es war wohl das Vernünftigste, wenn er wegblieb. Und sie setzte sich mit einem resignirten Seufzer ans Klavier, stand aber wieder auf, um nach der Stutzuhr zu sehen. Dann kehrte sie zurück und setzte entschlossen ein großes, dickes Buch mit Noten vor sich hin, aber sie spielte doch nicht, sie blätterte wie geistesabwesend in dem Buche und verfiel in Gedanken. Wenn er nun doch jetzt drüben an dem andern Ufer stünde und seine Schlittschuhe anschnallte, und dann in wenigen Minuten hier wäre! Sie sah ihn so deutlich vor sich, er atmete ein wenig schwer nach dem schnellen Lauf und blinzelte mit den Augen bei dem hellen Licht hier drinnen nach all der Dunkelheit. Es kam so eine Kälte

Digitized by Google

mit ihm herein, und sein Bart war ganz voller kleiner, blitzender Tropfen. Dann würde er sagen — ja was würde er wohl sagen?

Sie lächelte und sah an sich nieder.

Und noch immer war der Mond nicht zum Vorschein gekommen.

Sie trat wieder ans Fenster, blieb dort stehen und sah in das Dunkel hinaus, bis kleine Funken und regenbogenfarbene Ringe vor ihren Augen tanzten. Aber sie waren nur so unbestimmt da. Sie hätte es gern gesehen, wenn da draußen ein Feuerwerk gewesen wären, Raketen, die in einem langen, langen Streifen in die Luft aufstiegen und dann zu kleinen Würmern würden, die sich in den Himmel einbohrten und mit einem Knall verschwänden, oder auch eine große, große matte Kugel, die zitternd in die Höhe schwebte und dann langsam in einem Regen von tausendfarbigen Sternen herabsänke. Sieh, sieh doch! so weich und rund wie ein Reigen, ganz wie ein Goldregen, der sich herabneigt. Lebt wohl! Lebt wohl! Das waren die letzten. Du großer Gott, daß er auch nicht kam! Und sie wollte nicht spielen.

In demselben Augenblicke wendete sie sich nach dem Klavier um, schlug eine Oktave hart an und hielt die Tasten so lange fest, bis der Ton ganz erstorben war, und das wiederholte sie wieder und wieder. Sie wollte nicht spielen, nein, nicht spielen, aber tanzen! Einen Augenblick schloß sie ihre Augen und brauste in Gedanken dahin durch einen unermeßlichen Saal von Rot, Weiß und Gold. Wie herrlich wäre es, zu tanzen, warm zu werden und Champagner zu trinken! Dann mußte sie daran denken, wie sie einmal, als sie noch in die Schule ging, zusammen mit einer Freundin Champagner aus Sodawasser und Eau de Cologne gemacht hatte, und wie sie beide so krank von dem Getränk geworden waren.

Sie richtete sich auf und ging durchs Zimmer, instinktmäßig ihr Kleid nach dem Tanze ordnend.

Ja wenn wir nun endlich vernünftig würden! sagte sie halblaut, nahm ihre Arbeit und setzte sich in den großen Lehnstuhl bei der Lampe.

Aber sie konnte nicht fleißig sein, die Hände sanken ihr bald in den Schoß, und ganz allmählich, mit kleinen Bewegungen, machte sie es sich in dem großen Stuhle behaglich, sich darin zurücklehnend, das Kinn in die Hand gestützt und das Kleid über die Füße gezogen.

Sie dachte neugierig darüber nach, ob die andern Frauen auch wohl so wären wie sie, ob auch sie sich geirrt hätten und unglücklich gewesen wären und dann einen andern geliebt hätten. Sie nahm die Damen von Fjordby eine nach der andern durch, dann dachte sie plötzlich an Frau Boye; sie war immer ein peinigendes Rätsel für sie gewesen, diese Frau, die sie haßte und von der sie sich gedemütigt fühlte.

Erik hatte auch einmal gesagt, daß er rasend in Frau Boye verliebt gewesen sei.

Digitized by Google

Wer doch alles über sie wüßte!

Sie lachte bei dem Gedanken an Frau Boyes neuen Mann.

Und die ganze Zeit, während sie mit all diesen Gedanken beschäftigt war, sehnte sie sich, lauschte sie nach Niels, sie dachte sich ihn kommend, immer kommend, da draußen über das Eis her. Sie ahnte nicht, daß sich nun schon seit zwei Stunden ein dunkler, kleiner Punkt aus der entgegengesetzten Richtung über die schneeweißen Felder mühsam vorwärts gearbeitet hatte, um ihr eine ganz andre Nachricht zu bringen als die, die sie von jenseits des Fjordes erwartete. Es war nur ein Mann in einer Friesjacke und Schmierstiefeln, und jetzt klopfte er an das Küchenfenster und flößte dem Mädchen einen tötlichen Schreck ein.

Es sei ein Brief gekommen, sagte Trine, als sie zu ihrer Herrin ins Zimmer trat.

Fennimore nahm das Papier; es war ein Telegramm. Ruhig reichte sie dem Mädchen die Bescheinigung und ließ sie gehen; sie war nicht im geringsten besorgt. Erik hatte ihr in letzter Zeit mehrmals telegraphirt, daß er am nächsten Tage einige Gäste mit nach Hause bringen würde.

Und dann las sie.

Sie schrie plötzlich laut auf, fuhr entsetzt von ihrem Stuhle auf und starrte mit namenloser Angst auf die Thür.

Sie wollte es nicht hier im Zimmer haben, sie wagte es nicht, und mit einem Satze war sie an der Thür, stemmte ihre Schulter dagegen und drehte an dem Schlüssel, bis ihr die Hand schmerzte. Aber er wollte nicht schließen, wie sehr sie sich auch bemühte. Dann ließ sie die Hand sinken. Es war ja auch richtig, es war gar nicht hier, sondern weit fort von ihr in einem fremden Hause.

Sie fing an zu zittern, ihre Kniee trugen sie nicht mehr, sie glitt an der Thür herab auf den Fußboden.

Erik war tot. Die Pferde waren durchgegangen, hatten den Wagen an einer Straßenecke umgeworfen, und Erik war mit dem Kopfe gegen die Mauer geschleudert worden. Nun lag er tot in Aalborg. So hatte sich die Sache zugetragen, und das meiste davon stand in dem Telegramm. Außer ihm war nur der weißhalsige Hauslehrer, der Araber, auf dem Wagen gewesen, der hatte auch das Telegramm geschickt.

Sie lag am Boden und jammerte leise vor sich hin; die beiden Hände hatte sie flach gegen den Teppich gepreßt, den Blick zu Boden gesenkt, ausdruckslos und starr, hilflos wiegte sie den Oberkörper von einer Seite zur andern.

Noch vor wenig kurzen Augenblicken war es so hell und duftig um sie her gewesen, sie konnte es nicht sofort alles aufgeben und in die pechschwarze Nacht des Kummers und der Reue hüllen, wie sehr sie sich auch bemühte. Es

Digitized by Google

war nicht ihre Schuld, aber durch ihr Bewußtsein zuckte noch ein unsicher blendender Strahl von Liebesglück und Liebeslust, und starke, thörichte Wünsche wollten sich vordrängen, sich nach einer Seligkeit des Vergessens sehnend oder sich bemühend, mit krampfhaft wilden Griffen das rollende Rad der Begebenheiten zurückzudrehen.

Aber das war bald vorüber. In dunkeln Scharen aus allen Ecken kamen die finstern Gedanken geflogen gleich Raben, die der Leichnam ihres Glückes herbeigelockt hatte, und die nun Schnabel neben Schnabel einhackten, während die Lebenswärme den Körper noch nicht verlassen hatte. Und sie zerfetzten und zerhackten ihn und machten ihn völlig unkenntlich, jeder Zug war entstellt und verzerrt, bis das Ganze ein widriger Haufe, ein Gegenstand des Ekels und Abscheus geworden war.

Sie erhob sich und ging umher, indem sie sich wie eine Kranke an Stühlen und Tischen hielt, und sie blickte verzweifelt auf, als suchte sie ein Spinngewebe von Hoffnung, nur einen Blick des Trostes, ein kleines Zeichen des Mitleids. Aber ihr Auge begegnete nur den hellbeleuchteten Familienporträts, allen diesen Fremden, die Zeugen ihres Falles und ihres Verbrechens gewesen waren; schläfrige alte Herren waren es und gezierte Matronen, und dann dies unvermeidliche Gnomenkind, welches sie überall hatten, das Mädchen mit den großen runden Augen und der aufgeschwollenen Stirn. An all dies fremde Eigentum hatten sich allmählich Erinnerungen genug geknüpft, der Tisch dort, der Stuhl, der Schemel mit dem schwarzen Pudel darauf und diese schlafrockartige Portiere, das alles hatte sie mit Erinnerungen gesättigt, mit buhlerischen Erinnerungen, die es jetzt von sich spie und ihr nachwarf. O, es war unerträglich, mit allen diesen Gespenstern der Sünde und mit sich selber obendrein hier eingeschlossen zu sein; sie schauderte vor sich selber, sie drohte ihr, dieser ehrlosen Fennimore, die sich zu ihren Füßen wand, sie entzog ihren flehenden Händen den Saum ihres Kleides. Gnade! Nein, da war keine Gnade, wie konnte es wohl Gnade geben vor jenen gebrochenen Augen in der fremden Stadt, die jetzt, nachdem sie sich geschlossen hatten, sehen konnten, wie sie seine Ehre in den Schmutz getreten, wie sie ihm ins Gesicht gelogen, wie sie sein Herz verraten hatte?

Sie konnte es fühlen, wie sie auf sie gerichtet waren, diese gebrochenen Augen, sie wußte nicht, weswegen sie sich von ihnen wenden sollte, um ihrem Blicke zu entgehen, aber sie folgten ihr unaufhörlich, wie zwei eiskalte Strahlen über sie hingleitend; und während sie so niederstarrte und jeder Faden des Teppichs, jeder Stich auf den Schemeln in der starken, scharfen Beleuchtung unnatürlich deutlich vor ihren Augen ward, da merkte sie, wie es mit den Schritten eines Verstorbenen um sie herum ging, wie es ihr Kleid streifte, sodaß sie entsetzt aufschrie und zur Seite wich; aber dann stand es vor ihr wie mit Händen, und es waren doch auch wieder keine Hände, es war etwas, das

Digitized by Google

langsam nach ihr faßte, das höhnend und lauernd nach ihrem Herzen griff, nach diesem Wunder von Falschheit, dieser gelben Perle der Treulosigkeit! Und sie wich zurück, bis sie an den Tisch stieß, aber da war es noch immer, und ihre Brust konnte sie nicht dagegen schützen, es griff durch Haut und Fleisch hindurch wie — — Sie verging beinahe vor Angst, wie sie dort stand, sich wehrlos rückwärts über den Tisch krümmend, während sich alle Nerven in Erwartung strammten und das Auge starrte, als ob es in seiner Höhle gemordet werden sollte.

Und dann war es auf einmal vorüber. Sie schaute mit einem unsichern Blicke um sich, sank dann auf die Kniee nieder und betete lange. Sie bereute und bekannte wild und rücksichtslos in stets wachsender Leidenschaftlichkeit mit demselben fanatischen Haß gegen sich selber, der die Nonnen dazu treibt, ihren nackten Körper zu geißeln. Sie suchte begeistert nach gemeinen Worten und berauschte sich in Selbsterniedrigung und in Demut, die nach Niedrigkeit lechzte.

Endlich erhob sie sich. Ihre Brust bewegte sich stark und unruhig, und es lag ein matter Glanz auf ihren bleichen Wangen, die, unter dem Gebet, voller geworden zu sein schienen.

Sie sah sich mit einem Blicke im Zimmer um, als gelobte sie sich etwas im Stillen, dann ging sie in das dunkle Nebenzimmer, schloß die Thür hinter sich, stand einen Augenblick still, um sich an das Dunkel zu gewöhnen, und tastete sich dann zu der Thür, die zu der geschlossenen Glasveranda führte, auf die sie hinaustrat.

Dort war es heller. Der Mond war jetzt aufgegangen und schien durch die Kristallblumen der Glaswände, gelblich durch die Scheiben selbst, rot und blau durch das farbige Glas, das den Rahmen der Fenster bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Verbesserte Ausstellungskataloge. Es gab einmal eine Zeit, in der — was das neue Geschlecht schwer glauben wird — eine Industrieausstellung nicht nur in den Programmen und Festreden, sondern allgemein und in vollem Ernst als ein patriotisches Unternehmen „von großer Tragweite" angesehen wurde, und jedermann gern dem idealen Zwecke uneigennützig seine Kräfte widmete. Wie bekannt, ist man längst viel praktischer geworden. Geschäft ist alles. Der eine will seine Ware verkaufen, wie nicht mehr als billig, der andre sein Knopfloch versorgen, der dritte in den Zeitungen genannt sein, und der vierte fühlt sich für seine Mühe belohnt, wenn er hohe Besuche empfangen und begleiten darf. Und das Geschäft der drei letztern Kategorien ist gewöhnlich viel sicherer als das, welches den Vor-

Digitized by Google

wand hergeben muß. Natürlich konnte auch der Ausstellungskatalog nicht auf dem veralteten Standpunkte eines Begleiters stehen bleiben, der alle wünschenswerte Auskunft über die ausgestellten Dinge erteilt. Rüstig fortschreitend, ist er zu einer Art Litfaßsäule geworden. Was sonst seinen Inhalt bildete, versieht nur noch die Stelle eines Gerüstes, an welchem Ankündigungen aller Art befestigt werden können. Bisher erschienen solche Anzeigen als Anhang, den der erfahrene Ausstellungsgast sofort abzulösen und wegzuwerfen pflegte. Das war für ihn bequem, denn so wurde aus dem dicken Bande ein mäßiges, in der Rocktasche unterzubringendes Heft. Aber den Absichten der Inserirenden entsprach dieses Verfahren keineswegs. Hohe Einrückungsgebühren und dann „nicht einmal gelesen!“ wie Gräfin Orsina sagt — das war kein Geschäft. Die Beseitigung dieses Mißverhältnisses ist, wie es scheint, Herrn Mosse in Berlin zu danken, der, ein begeisterter Anhänger des Systems der Monopole, nach und nach den Druck und Vertrieb aller Ausstellungskataloge besorgt. Ueberall trifft man ihn an, von Triest bis Kopenhagen: Mosses ist die Adria, Mosses ist das Kattegat! Der „Illustrirte Führer durch die nordische Ausstellung in Kopenhagen“ ist nun ein wirkliches Meisterstück. Wer da die Ankündigungen los sein wollte, müßte das ganze Buch auflösen, die Karten und Pläne zerreißen. Und mit welchem Witze sind die Anzeigenblätter namentlich in den „Führer durch Kopenhagen“ eingeteilt! Amalienborg, Residenz des Königs, gegenüber ein Lager von Grabsteinen; Frauenkirche — Konfektionsgeschäft; Petrikirche — Schuhlager; Garnisonkirche — Waschfoda; Oehlenschlägers Grab — Centrifugen; gelehrte und wissenschaftliche Anstalten — Trikotwaren; Universität — königliches Brauhaus; Studentenverein — Dampfsenffabrik und Essigbrauerei; Bibliothek und Archiv — Zahnärzte; Thorwaldsens Grab — Chemische Zeugreinigung; Glyptothek — Guttapercha- und Gummiwaren; historische Museen — Normalwäsche; Antikensammlung — Korsetmagazin; Schloß Rosenborg — Fettwaren; Zoologisches Museum — abermals Korsets u. s. w. Allerdings durchschaut man nicht in jedem Falle die satirische Absicht des Schäkers von Redakteur, doch immer muß man die Kunst bewundern, mit der er ein Anzeigenbuch zu einer humoristischen Lektüre zu machen und nebenher die Aufmerksamkeit des Lesers auf nichtkäufliche Herrlichkeiten Kopenhagens zu lenken gewußt hat. Ohne Zweifel wird diese Erfindung weiter ausgebildet werden. So könnten beispielsweise die klassischen Dichtungen für Handel und Verkehr nutzbar gemacht werden. Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd! Dazu in Klammern: N. N., Pferdehändler. Du stehst mir in der Sonne, Clarence — Sonnen- und Regenschirme. Falsche, heuchlerische Krokodilenbrut — Aquarien in allen Größen. Umgürte dich mit dem ganzen Stolze u. s. w. — Das Neueste in Damengürteln. Eilende Wolken, Segler der Lüfte — Segelboote werden vermietet. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt — Stangens Reisebüreau. Doch wozu der vielen Worte, die litterarische Industrie ist gewiß schon selbst darauf verfallen und wird die Sache mit gewohnter Energie in die Hand nehmen.

Litteratur.

Platons Symposion ein Programm der Akademie. Gratulationsschrift von Ludwig von Sybel. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1888.

Obwohl ein begeisterter Platoniker, ist Sybel doch nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, daß er in seinen Plato mehr hineininterpretirt, als andre Leser

Digitized by Google

in ihm zu finden vermögen. Wenn Plato schon deswegen die moderne Agrikultur-„chemie“ (!) vorgeahnt haben soll, weil er die Hoffnung aussprach, daß der Landbau einmal rationeller als zu der Zeit, wo er sprach, werde gepflegt werden, so ist das Mißtrauen gegen die Konstruktionen des auch sonst mit auffallender Vorliebe moderne Vergleiche, Analogien in die Antike hineintragenden Kommentators wohl gerechtfertigt. Darum bedurfte es nicht der mit Stolz im Vorwort gegebenen Versicherung, daß der Verfasser nicht als Philosoph, sondern als Philolog seinen Plato auslege. Dieses Durcheinanderwerfen historisch streng geschiedener Anschauungen pflegen ja die Philologen umgekehrt den Philosophen vorzuwerfen. Die Absicht der ganzen Gratulationsschrift hat Sybel schon auf dem Titelblatte ausgesprochen. Es soll der Nachweis geführt werden, daß Platos „Symposion“ eine Programmschrift der von ihm gebildeten Akademie sein soll. Zu diesem Zwecke stellt Sybel das Gastmahl des Dichterphilosophen als historische Thatsache hin, giebt eine Skizze der Zustände Athens um 390, und diese Darstellung ist kulturhistorisch nicht uninteressant. Für jeden unbefangenen Leser des „Sympsions“ wird nun zwar von einer programmatischen Absicht desselben kaum etwas zu erkennen sein; aber bei der hohen sittlichen Bedeutung des Eros in der platonischen Philosophie ist die Auffassung des Dialogs zugleich als eines Entwurfs zur Erziehung der männlichen Jugend wohl nicht unzulässig. Als höchste Liebe wird in der That die Liebe des Schülers zum Lehrer gepriesen und bewiesen. Das „Programm“ auch als solches im streng historischen Sinne zu beweisen, ist Sybel nicht gelungen, ist auch nicht möglich. Am ansprechendsten ist seine Darstellung der platonischen Lehre vom Eros.

Leben und Wirken des Bildhauers Dill Riemenschneider. Von Anton Weber. Mit 20 Abbildungen. Zweite, vielfach verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Würzburg, L. Woerl, 1888.

Die große Beachtung, welche gegenwärtig der äußerst fruchtbare Würzburger Meister findet, ist wohlverdient. Wenn im größern Publikum noch vielfach die Ansicht verbreitet ist, die deutsche Bildnerei um die Wende von Mittelalter und neuer Zeit sei einzig in Nürnberg zu suchen, so erfahren doch in den Kreisen der Fachmänner längst Ulm und Würzburg gleich hohe Schätzung, und jeder Beitrag, der den früher übersehenen Künstlern zu allgemeinerer Würdigung verhilft, ist dankenswert. So gebührt auch Weber alle Anerkennung für das Bemühen, vollständigere und sichere Nachrichten über die Lebensumstände und die Werke Riemenschneiders zusammenzutragen. Er zeigt jetzt dessen nicht immer ersprießliche Thätigkeit in der Verwaltung der Stadt, seine Teilnahme am Bauernkriege und deren Folgen im Zusammenhange, und führt über hundert Arbeiten teils noch an ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte, teils in Sammlungen auf. Wie weit er zu den Zu- und Aberkennungen Grund hat, muß dahingestellt bleiben. Bei Kunstwerken, welche aus einer großen Werkstatt hervorgegangen sind, mit solcher Sicherheit zu entscheiden, ob und in welchem Umfange die Hand des Meisters daran thätig gewesen sei, behält immer etwas mißliches. Einerseits pflegen begabte Schüler sich wohl derart in die Weise des Meisters einzuleben, daß der Vielbeschäftigte später selbst nicht mehr imstande ist, Eigenes und Fremdes zu unterscheiden — Beispiele solcher Art sind auch heutzutage nicht selten —, und anderseits ist auch der Meister von Stimmungen, dem größern oder geringern Interesse an der Aufgabe, dem Stoffe und den Werkzeugen abhängig. Der scharfe Ton, den der Verfasser gegen Vorgänger anschlägt, nicht nur wo diese sachlich geirrt haben, sondern auch wo ihr kritisches Urteil von dem seinigen abweicht, scheint uns daher wenig am Platze.

Digitized by Google

Ueber Becker, der vor vierzig Jahren den Würzburger Bildhauer sozusagen entdeckte, heute abfällig zu sprechen, ist vollends kein Kunststück. Aber Weber ist fast immer gereizt, wenn er andre Forscher erwähnt, während er doch selbst sich von gewagten Hypothesen nicht frei hält. So wenn er S. 11 schreibt: „Da Dill wohl einsah, daß ihm in Nürnberg wegen der Eifersucht und des größeren Ruhmes andrer Künstler keine glänzende Zukunft winke, ließ er sich dauernd in Würzburg nieder.“ Woher kennt er diesen Beweggrund? Es liegt gar kein Anzeichen dafür vor, daß Riemenschneider an Nürnberg gedacht habe. Auch sonst fehlt es nicht an Absonderlichkeiten. Nachdem erzählt worden ist, daß Tylmanns Sohn Jörg ein hohes Alter erreicht habe, wird fortgefahren: „Von nun an bestieg der kernhafte Meister, eine Kraftnatur, auch alle Stufen der bürgerlichen Ehren“ — der Vater nämlich. S. 12: „Jugendliche Köpfe, die er mit einem Schwalle von Haaren und tiefem Sinnen der Wehmut umspielt“ — beiläufig bemerkt, eine verunglückte Umschreibung einer Phrase, die, wenn wir nicht irren, Lübkes Eigentum ist. An dem Christuskinde in der Neumünsterkirche zu Würzburg wird die naive Bewegung gerühmt, daß es aber mit den Zehen spielt, „ist nicht zu rechtfertigen.“ Die in das Leben Riemenschneiders eingreifenden politisch-religiösen Wirren werden nur vom katholischen Parteistandpunkte aus betrachtet. Und nun noch ein Wort über „Dill.“ Daß der neue Katalog der Wiener Gemäldegalerie die Meister nicht unter den der ganzen Welt geläufigen Ateliernamen, sondern unter den Familiennamen (insofern dieser Ausdruck in der italienischen Frührenaissance zulässig ist) aufführt, ist allseitig als eine überflüssige Pedanterie angesehen worden. Doch ist es noch viel nutzloser, aus einem halben Dutzend oder mehr gleichbeglaubigten Schreibweisen eines und desselben Namens eine beliebig herauszugreifen und an die Stelle der bisher üblichen setzen zu wollen, wie jetzt mehrfach „Jamiher“ anstatt „Jammiher“ beliebt wird; ein dritter könnte mit demselben Rechte „Gamitzer“ und ein vierter „Jemnitzer“ sagen. So möchte jetzt Weber den Vornamen Tilmann, der in den meisten Aktenstücken vorkommt, durch die Abkürzung „Dill“ verdrängen, obgleich er selbst angiebt, daß die Zunftmeister von 1600 bereits mit diesem Namen „nichts anzufangen wußten.“ Was soll nun damit anders erreicht werden als Verwirrung? — Die zwanzig Holzschnitte bilden eine willkommene Beigabe, wenn auch einige gar zu klein ausgefallen sind.

Lyrischer Nachlaß von Franz Seibt. Herausgegeben und eingeleitet von Edmund R. Seibt. Dresden, C. Heinrich, 1888.

Der dichterische Ertrag des freundlich-bescheidenen und natürlich nicht ungeplackten Daseins eines Deutschböhmen mit einleitenden Versen seines Sohnes, in denen beiläufig sehr gut ein wutschnaubender Ibrahim Bassa des Dramas des siebzehnten Jahrhunderts reden könnte. Anmutige Verse, in denen der österreichische Kanzleiausdruck und eine wissenschaftliche Bezeichnungsweise an unrechter Stelle nicht allzusehr stören. Gedanken, wie sie in Deutschland glücklicherweise nicht aussterben: Auseinandersetzungen mit der Welt, mit der Gesellschaft, die dem Dichter das Streben nach dem Einen nicht zu rauben vermag, Zurückweisung lärmender und seichter Tagesmeinung. Dazwischen freundliches Familienleben, auch wohl manches rein übungsmäßige Schulstück. Wer sich an wohlmeinender Bekräftigung guter Gesinnung, besonders an schlichter, oft wohl genug bedrängter Lebensstelle erfreut, wird das Heftchen nicht ohne Rührung lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsche Arbeit in Afrika.

Daß wir an den Hohenzollern eine Dynastie haben, die stets ein offenes Auge und Verständnis hatte für die Aufgabe ihres Staates, lehrt die ganze Geschichte desselben; daß wir an ihnen auch ein Geschlecht haben, das gern Seeluft atmet, lehrt die Geschichte unsrer jungen Flotte, die uns ein Landsoldat, Wilhelm I., geschaffen und zu einem Glanze entwickelt hat, der den Neid der seefahrenden Nationen, besonders Englands, erregt und schon oft in recht kleinlicher Weise hat hervortreten lassen. Ohne diese große Schöpfung des großen Kaisers, unsre Flotte, wäre Bismarcks Telegramm an den deutschen Generalkonsul in Kapstadt eine Unmöglichkeit gewesen, jenes Telegramm, das uns, die wir doch vieles Staunenswerte gesehen hatten, immerhin wie ein Märchen vorkam: „Sie wollen amtlich erklären, daß er [Lüderitz] und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.“ Da leuchtete in der Seele des ganzen Volkes ein heller Strahl der Hoffnung auf, es könnte doch das, was bisher nur eine unfruchtbare Sehnsucht zu sein schien, ein deutscher Kolonialbesitz, der unserm Volke neue politische und Kulturaufgaben stellte, noch zur Wirklichkeit werden. Und diese Hoffnung ward zur Wirklichkeit in einer Weise, wie sie sich in den wenigen Jahren, die seit jenem Telegramm dahingegangen sind, gar nicht erwarten ließ. Sind wir doch, was den Umfang unsrer überseeischen Besitzungen betrifft, plötzlich die drittgrößte Kolonialmacht geworden.

Leider war es auch hier den Deutschfreisinnigen vorbehalten, den großen Gedanken Bismarcks, so viel sie nur konnten, hindernd in den Weg zu treten; auch jetzt noch können sie es nicht lassen, die großen Erfolge unsrer Kolonialpolitik mit hämischer Kritik herunterzuziehen. Es ist traurig, zu sehen, wie diese Partei alles Herrliche, was dem deutschen Volke unter Kaiser Wilhelm

Digitized by Google

geworden ist, mit ihrem Gifte begeifert. Als neulich der Kyffhäuserverband des Vereins deutscher Studenten dem unter dem Präsidium von Dr. Karl Peters stehenden Allgemeinen deutschen Verbande „zur Förderung überseeischer Interessen" beigetreten war, brachte die Volkszeitung in Nr. 171 diese Nachricht mit der Frage als Zusatz: „Vielleicht zu Gunsten der durch etwaige Examina gefallenen und deshalb zur Auswanderung geneigten Mitglieder?" Und dies litterarische Jobbertum, das allerdings sehr viele schon auf dem Gymnasium durchgefallene in sich zählt, nennt sich deutschfreisinnig!

Doch lassen wir das und wenden wir uns zu einer erfreulicheren Erscheinung, die uns bei dem Aufbau unsers deutschen Kolonialreiches nutzbringend und hilfreich entgegenkommt. Das ist der Chor der deutschen Landsleute, die, ehe an deutsche Kolonien zu denken war, überall draußen in der fremden Welt, sei es im Dienste der Wissenschaft, sei es auch, was schmerzlicher war, im Dienste andrer Völker, als Pioniere für deren kolonisatorische Arbeit, auf ihren einsamen Posten standen. So ist es lange gewesen; sie thaten vielfach eine Arbeit, die unserm Volke verloren ging. Jetzt, wo wir eigne Kulturarbeit zu thun haben in West- und Ostafrika, in Neu-Guinea und Polynesien, kommen diese wackern Männer uns zu gute mit ihren Erfahrungen wie mit ihren Opfern. Lehrgeld werden wir freilich noch genug zahlen müssen, an Menschen wie an Vermögen, aber die Summe desselben ist doch um ein Beträchtliches geringer anzuschlagen, jetzt, wo wir uns auf die in schwerer Arbeit gesammelten Kenntnisse solcher bisher in fernen Gebieten auf eigne Thatkraft gestellten deutschen Forscher und Praktiker verlassen können.

Unter diese wackern Männer gehört Hermann Soyaux, der uns in einem kürzlich erschienenen Buche seine Erfahrungen und auf diese gestellten Betrachtungen über das äquatoriale Afrika gegeben hat.*) Hermann Soyaux redet aus reicher Erfahrung, zu der er, wie aus seinem Buche hervorgeht, ein tüchtiges theoretisches Wissen mitgebracht hat. Er hat einen zehnjährigen Aufenthalt voll praktischer Arbeit und reich an zielbewußter Beobachtung im tropischen Afrika gehabt und ist zuletzt Begründer und Leiter der Woermannschen Kaffeeplantage in Gabun gewesen, während er das äquatoriale Afrika zuerst als Mitglied der Loango-Expedition kennen lernte. So hat er denn ein Recht zu dem, was er will, als ein begeisterter Anhänger deutscher Kolonisation aufzuzuklären und anzuregen und so mitzuhelfen an dem Aufbau eines überseeischen Deutschlands.

Wenn wir nun von den sieben Kapiteln des wertvollen Buches, in welchem Soyaux seine Erfahrungen und Betrachtungen niedergelegt hat, das erste ausführlicher besprechen, so geschieht es deshalb, weil der Verfasser hier einen Vorschlag macht, der für unsre in kolonialen Dingen maßgebende Behörde eine

*) Deutsche Arbeit in Afrika. Von Hermann Soyaux. Leipzig, Brockhaus, 1888.

Digitized by Google

gewisse Bedeutung zu haben scheint. Dieses erste Kapitel handelt über „Unsre geographischen und wissenschaftlichen Kenntnisse von Deutsch-Afrika."

Da weist nun Sohaux zunächst auf die Thatsache hin, daß bei unsern deutschen Besitzungen und Interessensphären in Afrika fast überall die geographische Erkenntnis sich kaum über die Küstenzonen erstreckt und vielerorten weniger weit in die binnenländischen Gebiete hineinragt, als das in Kolonialgebieten andrer europäischer Völker der Fall ist, die an jenen Gestaden Fuß gefaßt haben. Das ist eine Sache, die auch Bismarck einmal berührte in seiner Rede im deutschen Reichstage am 10. März 1887, wenn er sagte: „Merkwürdigerweise ist hinter unsern Küstenkolonien gerade das Land unbekannter als z. B. am Kongo. Ich habe das Gefühl, daß es geradezu ehrenrührig für unsre Leistungen auch auf dem Gebiete der Wissenschaft sein würde, wenn wir über das Gebiet hinter unsern Besitzungen keine Auskunft geben könnten, sobald es eine Tagereise von der Küste entfernt ist. Mit den großen Länderstrecken, wo wir weder englische noch französische Konkurrenz zu fürchten haben, sind wir viel unbekannter, als mit dem Kongogebiet." Wundern darf man sich nun nicht, wenn ein Aufschließen dieser dunkeln Gebiete immer nur langsam vor sich geht; es geschieht doch bei uns in der Hauptsache immer nur noch mit Privatmitteln, im günstigsten Falle mit Geldern, die von Gesellschaften zusammengebracht sind, und der Opfer an Menschenleben werden dabei genug gebracht; ist doch erst vor wenig Wochen einer der vortrefflichsten, kundigsten und unternehmendsten Reisenden in Afrika seinem Forschungstriebe erlegen, Heinrich Semler, und Kund nnd Tappenbeck sind nur eben mit dem Leben davon gekommen; die koloniale Bewegung hat aber den Geist des deutschen Volkes so mächtig gefaßt, daß die Lücken immer wieder ausgefüllt werden; und so wird ja wohl auch das Dunkel, welches noch auf unsern binnenländischen Besitzungen in Afrika meist liegt, mehr und mehr schwinden. Wenn aber Fürst Bismarck von großen Länderstrecken sprach, wo wir weder englische noch französische Konkurrenz zu fürchten hätten, so hat er die Chikanen unsrer englischen Vettern damals noch nicht so gekannt, wie er sie heute wohl kennen wird. England gönnt uns unsre Hinterländer ebensowenig als unsre Küstenstrecken, und wird, soviel es kann, uns das Aufschließen und Ausnutzen derselben hindern. Erst jüngst brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Nachricht, daß im Kap-Parlament, augenscheinlich infolge eines Auftrags, der Abgeordnete Osthuizen an die Kapregierung die Anfrage gestellt habe, ob sie sich durch Vermittlung der königlich großbritannischen Regierung an Deutschland mit dem Ersuchen um Aufhebung des deutschen Protektorats über Damaraland und über das Hinterland von Walfischbai wenden wolle. Der Premierminister Sir Gordon Sprigg machte seinem Ärger über die deutschen Besitzungen in Südwestafrika Luft und sprach sein großes Bedauern darüber aus, daß die kaiserlich deutsche Regierung überhaupt Rechte und Jurisdiktion in der Gegend

Digitized by Google

von Walfischbai erworben habe, mußte freilich auch hinzufügen, daß ein Aufgeben jener Rechte nach der Entdeckung von Goldminen in dem deutschen Schutzgebiete wenig wahrscheinlich sei. Also die Konkurrenz in und an unsern Hinterländern ist da, wie hier in der Nähe der Kapkolonie, so überall auf den verschiedenen Gebieten unsrer Kolonien. Es sei nur daran erinnert, wie es wieder England ist, das trotz der die Gebiete des Niger und Benuë der Wettbeteiligung aller Nationen freigebenden Nigeraкte faktisch diese Gebiete andern, und hier sind wir Deutschen vornehmlich beteiligt, zu verschließen droht dadurch, daß es der Royal Niger Company einen Freibrief gab, wodurch diese es vollständig in ihrer Hand hat, den Händlern den Aufenthalt am Niger unerträglich zu machen. Die Kompagnie legt in einem offnen Handelsgebiete ganz ungesetzlicherweise exorbitante Zölle auf und schneidet uns dadurch den Zugang zum deutschen Teile des Benuë vollständig ab. Dann ist das ganze Werk Dr. Flegels wertlos und verloren. Ebenso ist uns dadurch das Hinterland von Kamerun zum großen Teil verschlossen, und dem englischen Einfluß stehen bis zum Shadsee Thür und Thor offen. So werden uns unsre Besitzungen in Südwestafrika durch englische Polizeimacht verkümmert, und in Ostafrika hat die englische Regierung die Schaffung einer englischen Interessensphäre sogar dort zugelassen, wo schon Verträge abgeschlossen und deutsche privatrechtliche Ansprüche vorhanden waren. England scheut sich nirgends, das Recht mit Füßen zu treten, wo es kann, sobald der große Handel in Frage gestellt wird, und so schnürt es überall unsre west- und ostafrikanischen Besitzungen ein. Wie es jüngst mit den kleinen Königreichen am Niger Verträge schloß oder geschlossen zu haben vorgiebt, um die Märkte am Niger und deren Gebiet den andern Nationen zu verschließen, so nimmt es auch keinen Anstoß, unsre Hinterländer seinem Einflusse zu unterwerfen. Auf diese Konkurrenz müssen wir uns überall bei unsern Kolonien gefaßt machen; hoffentlich hat Bismarck aber doch Recht, wenn er sagt, wir brauchten sie nicht zu fürchten; vor allem ist da allzu große Nachgiebigkeit nicht am Platze, England hat zu viel wunde Stellen, wo es getroffen werden kann.

Wir wollen aber jetzt in Soyaux' Betrachtungen über unsre Kenntnisse von Deutschafrika fortfahren. „Was wissen wir — fragt er — über Togoland und das, was dahinter liegt? was über Kamerun? was an Details über die ausgedehnten Gebiete Südwestafrikas?" Abgesehen vom deutschen Wituland, das in seiner Oberflächengestaltung doch einigermaßen befriedigend dargestellt ist, hat die Forschung noch in allen andern Deutschafrikagebieten ein weites Arbeitsfeld vor sich. Indessen darf doch auch hier manche schöne Hoffnung gehegt werden. Nicht nur, daß unsre Kenntnisse fast von Monat zu Monat auf geographischem Gebiete durch das bereichert werden, was einzelne für das Kolonialwesen begeisterte Männer thun, wie z. B. erst kürzlich wieder Henrici seine Forschungen über das Togoland kundgegeben hat, nicht nur, daß Gesell-

Digitized by Google

schaften, wie die Ostafrikanische Gesellschaft in Deutschland, manche schöne Frucht vom Baume der geographischen Erkenntnis Afrikas bisher gepflückt haben und weiter pflücken werden, es beabsichtigt auch die Reichsregierung selbst die Erforschung der deutschafrikanischen Herrschafts- und Interessensphären in den Bereich ihrer amtlichen Thätigkeit zu ziehen.

Aber es kommt nicht allein darauf an, zu wissen, „wie jene Länder aussehen, sondern zu erkennen, was sie hervorbringen," und darum weist Soyaux darauf hin, daß uns außer der geographischen auch die naturwissenschaftliche Erforschung unsers Besitzes notthut. Aus dieser Erforschung werden wir erst erfahren, was dieser Besitz hervorbringen kann. Der Handel in unsern deutschen Kolonien hat sich bisher mit den Produkten begnügt, die ihm von den Eingebornen in die Strandfaktorei gebracht wurden. Damit werden aber natürlich die verborgenen Schätze des Landes nicht im entferntesten genügend ausgenutzt. Darum, wenn auch Soyaux der Überzeugung ist, daß der Hauptreichtum unsrer überseeischen Gebiete in der Arbeit liegt, zu der wir insonderheit die Eingebornen anregen müssen (wie das anzufangen ist, hat der Verfasser besonders im fünften Kapitel, wo er über die Erziehung afrikanischer Eingebornen redet, ausführlicher behandelt), so wird doch ein eingehenderes Studium der Natur uns von wesentlichem Nutzen sein und sich zunächst am meisten lohnen. Es werden sich da viele verwertbare Stoffe an Hölzern, Droguen, Pflanzensäften, Pflanzenfasern, Früchten mannichfacher Art finden. Zur geographischen Erforschung muß vor allem die botanische kommen. Gerade die Erkenntnis der kolonial-afrikanischen Flora wird uns die gewichtigsten Fingerzeige für die wirtschaftliche Ausnutzung des schwarzen Deutschlands geben. Gerade in botanischer Beziehung wissen wir vom westafrikanischen Deutschland noch fast nichts, vom ostafrikanischen nicht viel mehr als nichts. Soyaux hält die Einführung neuer Kulturen ohne eine gleichzeitige Erforschung der Naturmaterialien für einen Mißgriff; die einheimische Pflanzenwelt berge wohl unerforschte Gewächse, die als Kulturpflanzen behandelt werden könnten, welche dann unsern kolonialen Gesellschaften eine viel vorteilhaftere und sichere Rente ergeben würden. Darum sollte das theoretisch-botanische Studium, aus welchem hier sofort eine praktische Nutzanwendung zu ziehen sei, ernsthaft in unsern kolonialen Gebieten selbst betrieben werden. In den Gebieten selbst, an Ort und Stelle darum, weil die Prüfung auf die Verwendbarkeit der Pflanzenschätze an den frischen Naturobjekten, an den Säften, Harzen, Fasern, Rinden, Früchten, Blüten, Blättern, Wurzeln u. s. w., vorzunehmen ist. Am getrockneten Material lassen sich nicht die Ergebnisse erzielen, wie am Stammgewächs. Was hier für Pflanzen hauptsächlich zu benutzen und zu kultiviren sein möchten, darauf giebt besonders das sechste Kapitel des Buches Aufschluß, das über „Produkte der Gegenwart und Zukunft" handelt. Mit der botanischen, pflanzengeographischen Erforschung ist dann die Kenntnis der Technik und der Chemie zu vereinigen. Der botanisch gebildete Chemiker

Digitized by Google

und Techniker erst wird den Wertpflanzen, die für den Welthandel Bedeutung haben, den notwendigen, besondern Fleiß zuwenden und die Nutzstoffe entdecken, aus denen Handelsartikel zu schaffen sind.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen ist also die Notwendigkeit einer unverzüglichen Erforschung unsrer afrikanisch-kolonialen Gebiete in den erwähnten Beziehungen, und zwar so und zu dem Zwecke, daß die Forschung der Gelehrten unmittelbar in den Dienst praktischer Anwendung in den kolonialen Gebieten gestellt werde. Hieraus kommt Soyaux zu einer Forderung und zu einem Vorschlag, auf den wir oben schon hinwiesen und um deswillen wir uns hier ausführlicher mit dem besprochenen Kapitel beschäftigten. In den britischen Kolonien sehen wir überall „königliche Botaniker" angestellt, die durch ihre Studien das Gedeihen der Kolonien fördern, Altes verbessern, Neues anregen. Ihre Studienergebnisse, die den unmittelbar interessirten Kreisen der Pflanzer und Kolonisbewohner zur Verfügung gestellt sind, laufen in einer Zentralstelle zusammen, von welcher jene Beamten abhängen, in Kew Gardens in London. Von da aus werden sie den Industriellen, Kaufleuten und Handelskammern mitgeteilt. Dabei wird bald auf ein neu entdecktes Kolonialprodukt hingewiesen, bald auf eine neue Methode, ein älteres Erzeugnis billiger und vollkommer herzustellen, kurz, die Wissenschaft regt an, und die Praxis setzt diese Anregungen in baare Münze um. Soyaux verlangt nun ein ähnliches Institut, wie das in Kew Gardens, eine Anstalt, durch welche die Ergebnisse der Forschung in unsern Kolonialgebieten den praktisch interessirten Kreisen des Vaterlandes, den Kaufleuten und Gewerbtreibenden, zugänglich gemacht werden. Und zwar will er, daß es die Reichsregierung schaffe; denn als eine allen Kreisen nützliche Anstalt darf ein solches Institut nicht in Privathänden ruhen. Schon die Gründung einer Forschungsstation sei mit Jubel begrüßt worden. „Möge jene Station — sagt er — bald nicht mehr die einzige sein — sie ist in der That schon nicht mehr die einzige —; als logische Weiterentwicklung und notwendige Krönung des Gedankens, welcher diese amtliche Stationsgründung veranlaßte, möchte ich aber die Schaffung eines wie oben erwähnten Zentralinstituts bezeichnen, welches ... die Forschungsarbeit leitet, verwertet, den praktisch arbeitenden Kreisen zur Verfügung stellt und in einem unausbleiblich zu erwartenden Kolonialamt einer Abteilung für Kultivation zu unterstehen hätte."

Eine besondre Empfehlung des erwähnten Buches braucht wohl nach den hier gegebenen Mitteilungen nicht erst noch ausgesprochen zu werden.

Digitized by Google

Der Gleichheitsgedanke als Rechtsprinzip.

Von Karl Troſt.

Die Väter des demokratiſchen Sozialismus der Gegenwart, Marx und Engels, treten bekanntlich mit dem Anſpruche auf, die ſozialiſtiſche Lehre von der Form und Hülle der Utopie befreit und auf die Höhe einer Wiſſenſchaft erhoben zu haben. Ihren Jüngern wird daher auch nicht mehr geſtattet ſein, der Frage nach dem Hauptprinzip ihrer Lehre mit einer bequemen Ausflucht zu entgehen, wie ſie dem letzten der bekannteren Utopiſten noch offen ſtand. Als man Cabet den Vorwurf machte, daß ſeine „Reiſe nach Ikarien“ keine zuſammenhängende wiſſenſchaftliche Theorie des Sozialismus enthalte, gab er in ſeiner Monatsſchrift Le Populaire zur Antwort: „Wenn man uns fragt, was unſre Wiſſenſchaft iſt, ſo antworten wir: Die Brüderlichkeit! Was iſt euer Prinzip? Die Brüderlichkeit. Was iſt eure Lehre? Die Brüderlichkeit. Welche Theorie habt ihr? Die Brüderlichkeit. Welches Syſtem? Die Brüderlichkeit.“ Sehr ſchön geſagt und auch völlig genügend, wenn es ſich darum handelt, Phantaſie und Gemüt müßiger Leſer mit einem romanhaften Zukunftsbilde zu vergnügen, worin dargeſtellt wird, wie menſchliches Zuſammenleben ſich ausnehmen könnte unter der Vorausſetzung, daß alle Beteiligten von brüderlichen Gefühlen gegen einander beſeelt wären. Bei ſämtlichen ſozialiſtiſchen Parteien handelt es ſich aber um etwas ganz andres: um Einführung des Prinzips der Gleichheit und Brüderlichkeit in die Rechtsordnung, nötigenfalls mit Gewalt. Dieſes Verfahren hat mehr als fünfzig Jahre vor Cabet bereits Champfort kurz mit den Worten gekennzeichnet: „Sei mein Bruder, oder ich ſchlage dich tot.“

Wer in dieſer Weiſe zur Brüderlichkeit aufgefordert wird, dürfte doch wohl das Recht haben, vorher zu fragen: Aber, mein Lieber, der du mich im Nichtverbrüderungsfalle totſchlagen willſt, möchteſt du mir nicht vorher genauer ſagen, wozu mich die verlangte Brüderlichkeit verpflichtet und was ich, da es ſich doch einmal um Pflicht und Recht handelt, unter dieſer Forderung eigentlich zu verſtehen habe? Jeder großen geſchichtlichen Umwälzung liegt ein myſtiſcher Zug zu Grunde, denn ſie kann nur zu ſtande kommen, wo breite Volksmaſſen im tiefſten Innern ihres Gemütes von neuen Idealen ergriffen ſind. Bis in dieſe

Digitized by Google

Tiefe pflegt aber der Strahl bewußten Erkennens nicht zu bringen. So werden wir auch keine juristische Bestimmtheit der Begriffe verlangen, wenn auf dem Banner der Revolution von 1789 die Dreizahl der Worte prangte: Liberté, égalité, fraternité. Wenn wir die „Rechtsphilosophie der Revolution" näher betrachten, wie sie namentlich in des Abbé Sieyès bekannter Broschüre vom dritten Stande und in der Erklärung der Menschenrechte zum Ausdruck kommt, so sehen wir, daß die Losung: „Freiheit und Gleichheit" vollständig genügend ist, um die Quintessenz der Revolutionsgedanken in kurzen Schlagwörtern zusammenzufassen. Die „Brüderlichkeit" ist hinzugefügt worden in einem dunkeln Drange, das Wesen der zu erstrebenden Gleichheit näher zu bestimmen. Es sollte ausgesprochen werden, daß das Ideal, welches vorschwebte, nicht die Gleichheit des einsam irrenden Wilden sei, sondern die soziale Gleichheit, nicht die Gleichheit im Naturzustande, sondern Gleichheit in enger Kulturgemeinschaft. Damit ist freilich ein großes Wort ausgesprochen, und voraussichtlich werden noch Jahrhunderte harten Ringens vergehen, ehe die Realdialektik der Geschichte in befriedigender Weise über den Widerspruch hinwegkommt, der in den Worten liegt: „Gleichheit in der Kulturgemeinschaft." Denn das innerste Wesen aller Kulturentwicklung ist ein Herausarbeiten der Ungleichheit.

Indessen, so mächtig auch der Drang sein mag, individuelle Kräfte zu entfalten, nicht minder stark und untilgbar waltet der Trieb, im Geltendmachen der Persönlichkeit es jedem gleichzuthun, freiwillig hinter keinen zurückzutreten. Hierauf beruht der demokratische Zug der Zeit, dessen siegreiches Vordringen, als Thatsache, auch von den konservativsten Beurteilern nicht bezweifelt wird. „Einer bin auch ich" hatte zu Anfang des Jahrhunderts Ludwig Uhland mit dem Trotz des Schwaben und des Demokraten gerufen, und heute macht das allgemeine Stimmrecht dem Reichsbürger zur Pflicht, dieses politischen Waidspruches eingedenk zu sein. Wenn auf der Tribüne des deutschen Reichstages ein Drechsler oder Zigarrenmacher das Wort ergreifen kann, während Barone, Kommerzienräte und Professoren aufmerksam zuhören, so bedarf es weiter keines Beweises, daß die Ungleichheit, die sich als notwendige Folge aus gesteigerter Kulturentwicklung ergiebt, von einer siegreichen Tendenz der Gleichheit überwogen wird.

Welcher Art ist nun die Gleichheit, die in dem Jahrhundert, seit die Bastille dem Erdboden gleichgemacht worden ist, so gewaltige Fortschritte gemacht hat? Welches sind die charakteristischen Züge derjenigen, welche als Idealbild gesellschaftlicher Zukunft heute so manchem aus dem Volke verlockend erscheint? Gehen wir auf 1789 zurück, als das Jahr, da zum erstenmale neben der Freiheit die Gleichheit als oberstes Prinzip staatlicher Ordnung öffentlich ausgerufen und anerkannt wurde. Im Artikel 1 ihrer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verkündet die verfassunggebende Versammlung: Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits. In Artikel 2 wird die Er-

Digitized by Google

haltung der „natürlichen und unverjährbaren" Menschenrechte als oberster Staatszweck bezeichnet, und als solche Rechte werden dann aufgezählt: Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung. Nach der Anschauung der Konstituante, d. h. also im wesentlichen des Bürgerstandes von 1789, sollte die Gleichheit der Grundrechte ihre Grenze finden an dem ebenso „natürlichen und unverjährbaren" Rechte des Eigentums. Auf diese Weise schrumpft die Gleichheit der Rechte zusammen zur gleichen Rechtsfähigkeit, auf das Recht, in Staat und Gesellschaft überall hin zu gelangen, vorausgesetzt, daß man die Mittel besitzt oder erwirbt, seinen Anspruch durchzusetzen. Wenn die Demokratie so klug ist, sagte später Napoleon, sich auf die gleiche Erreichbarkeit des Zieles zu beschränken, so kann ihr die Herrschaft nicht fehlen. Im ersten Konsul und in der von ihm entworfenen Verfassung findet sich der bürgerliche Gleichheitsgedanke von 1789 am glänzendsten verkörpert, am wirksamsten gesichert. Und das war es, warum der Name Napoleon noch in späterer Zeit auch außerhalb Frankreichs auf das liberale Bürgertum eine bezaubernde Wirkung üben konnte. Freilich hatte in den Jahren, wo der Liberalismus noch andächtig seine Blicke nach Paris richtete als dem Mekka des Freiheits- und Gleichheitsglaubens, der preußische Staat durch die großartig demokratischen Einrichtungen der allgemeinen Wehrpflicht und der allgemeinen Schulpflicht auf dem Wege des Fortschrittes zu bürgerlicher Gleichheit thatsächlich längst den Vortritt genommen. Dagegen sollte es in Deutschland noch geraume Zeit anstehen, bis die wirtschaftliche Entwicklung auf einem Punkte angelangt war, wo größere Massen des Volkes sich empfänglich zeigten für eine Gleichheitslehre, die die vermögensrechtlichen Verhältnisse miteinbegreift.

In Frankreich hatte schon bei Beratung der Verfassung vom Jahre 1793 Robespierre versucht, dem gesetzlich ausgesprochenen Grundsatze der Gleichheit auch einen vermögensrechtlichen Inhalt zu geben, indessen ohne Erfolg. Die Praxis der Terroristen griff sodann zu Maßregeln, welche thatsächlich das Vermögen der besitzenden Klasse den Führern des zur Herrschaft gelangten Proletariats zur Verfügung stellten. Doch wurden Maßnahmen wie das Konventsdekret vom 29. September 1793, welches den Höchstpreis der wichtigsten Unterhaltsmittel festsetzt, auch von ihren Urhebern als Kampfgesetze eines vorübergehenden Ausnahmezustandes betrachtet; ein dauerndes Prinzip der Gesellschaftsordnung sollte darin nicht zum Ausdruck kommen. Unter dem Direktorium wurde der erste Versuch gemacht, mit dem Hinweis auf die ewige Gerechtigkeit, welche neben der politischen Gleichheit auch die wirtschaftliche erheische, diese letztere thatsächliche Gleichheit (égalité de fait, égalité réelle) zur Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung zu machen. Es geschah dies in der Verschwörung des Gracchus Babeuf und seiner Genossen. Von hier hat die ganze sozialistisch-kommunistische Bewegung unsers Jahrhunderts ihren Ausgang genommen.

Digitized by Google

Durch Reybauds Études sur les Réformateurs ou Socialistes modernes ist die Bezeichnung „Sozialisten, Sozialismus“ in Aufnahme gekommen. Unter diesem Namen pflegte man nun alles zu begreifen, was irgendwie den Bestrebungen verwandt schien, die durch Reform gesellschaftlicher Anschauungen oder Einrichtungen eine Verbesserung in der Lage der zurückgesetzten und notleidenden Klassen herbeiführen wollten. Über Goethes Sozialismus, der angeblich im „Wilhelm Meister“ stecken soll, sind Bücher geschrieben worden. Ein sozialer Verbesserungsgedanke, irgend eine Reformphantasie bedurfte höchstens noch eines gewissen utopischen Anstriches, um sofort als sozialistisch klassifizirt zu werden. Da ist es denn kein Wunder, daß der rote Faden eines gemeinsamen Prinzips, der durch das unabsehbare Labyrinth der sozialistischen Litteratur hindurchführen konnte, mehr und mehr den Blicken entschwand, oft ganz verloren ging. Man hielt oft für Hauptsache, was nur Beiwerk oder Verbrämung war. Der Sozialismus trat in poetischem Gewande auf und versprach „Zuckererbsen für jedermann, sobald die Schoten platzen.“ Einem spekulativen Sozialismus huldigte unsre Philosophie in Fichtes „Geschlossenem Handelsstaat.“ Die humanitäre Spielart vertrat in Deutschland schon in den dreißiger Jahren der Schneider Weitling, dessen Schrift: „Die Menschheit, wie sie ist, und wie sie sein sollte“ im Jahre 1838 erschien. Die große sozialistische Gedankenfabrik, die auch für den Export arbeitete, stand freilich nicht auf deutschem Boden, sondern in Frankreich, in Paris. Das „Gehirn der Welt“ widmete sich eine Zeit lang mit Vorliebe der Erzeugung sozialistischer Ideen oder auch Phantastereien. Die Februarrevolution von 1848 hat das Verdienst, wenigstens gezeigt zu haben, welche von diesen Ideen man ernsthaft genug nahm, um zur Durchsetzung oder Verteidigung derselben die Flinte zu ergreifen und auf die Barrikade zu steigen. Es war vor allem das „Recht auf Arbeit,“ dessen Anerkennung das für einen Augenblick siegreiche Proletariat erzwang. Das ökonomische Grundrecht, das durch die berühmte Proklamation vom 25. Februar 1848 der besitzlosen Klasse zugesprochen wurde, war in folgender Fassung ausgedrückt: „Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu gewährleisten; sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu garantiren.“ Scheinbar war auch hier die französische Gesetzgebung von der preußischen längst überholt. Das preußische Landrecht bestimmt in Teil II, Tit. 19 §§ 1 und 2: „Dem Staate kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen, ihn auch nicht von andern Personen, welche nach besondern Gesetzen dazu verpflichtet sind, erhalten können. Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt zu verdienen, mangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen sind, angewiesen werden.“ Die Verpflichtung des Staates zur Armenunterstützung ist hier in Worten ausgedrückt, die, wenn sie im Sinne der

Digitized by Google

heutigen sozialistischen Forderungen ausgelegt werden dürften, noch weit über das hinausgehen würden, was die provisorische Regierung Frankreichs im Jahre 1848 zugestanden hat. Aber eine derartige Auslegung ist eben ganz und gar unstatthaft, da der unbefangene Gebrauch von Wendungen, die an sozialrevolutionäre Formeln einer viel späteren Zeit anklingen, gerade den Beweis liefert, wie fern dem Gesichtskreise der preußischen Gesetzgeber alle die Gedanken lagen, die sich uns aufdrängen, wenn von mangelnden Produktionsmitteln oder von einer den „Kräften und Fähigkeiten des Individuums angemessenen" Arbeitsgewährung die Rede ist. Die Berufung auf das preußische Landrecht benimmt auch einer bekannten Äußerung des Fürsten Bismarck in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 9. Mai 1884 jede Tragweite im Sinne eines Zugeständnisses an sozialistische Rechtsforderungen. Der Reichskanzler sagte: „Ja, ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze sein werde. Ich befinde mich dabei nicht auf dem Boden des Sozialismus, der erst mit dem Ministerium Bismarck seinen Anfang genommen haben soll, sondern auf dem Boden des preußischen Landrechts." Aus den folgenden Worten des Fürsten Bismarck geht hervor, daß er nicht einmal so weit gehen will, als der Wortlaut des preußischen Landrechts reicht. „Wenn ähnliche Notstände eintreten, wie im Jahre 1848 ..., so läßt der Staat Aufgaben ausführen, die sonst aus finanziellen Bedenklichkeiten vielleicht nicht ausgeführt werden würden; ich will sagen, große Kanalbauten, oder was dem analog ist." Das sozialistische Verlangen nach Recht auf Arbeit ist auf etwas ganz andres gerichtet, nämlich auf Staatsbürgschaft für Beschäftigung des Arbeiters in seinem Berufszweige oder wenigstens auf Gewährleistung eines Arbeitslohnes, welcher dem in der Berufsarbeit zu erreichenden entspricht. Das preußische Landrecht, und also auch Fürst Bismarck, der sich ausdrücklich ihm anschließt, haben nur Armenpflege im Auge. Von hier aber zum „Recht auf Arbeit" im sozialistischen Sinne ist ein weiter Sprung. Nach sozialistischer Auffassung hat dieses Recht den Charakter einer vermögensrechtlichen Verbindlichkeit des Staates; daher wird dem Staat auch keinerlei Dank geschuldet für Mildthätigkeit oder „praktisches Christentum." Der Staat hätte ganz einfach den Arbeiter zu bezahlen, wie er jetzt seine Beamten bezahlt, für Leistung, nicht um Gotteslohn. Somit müßte auch jede Rücksicht auf besondre Dürftigkeit des Berechtigten in Wegfall kommen. Ebensowenig dürfte die Erfüllung des Anspruches, der das Recht auf Arbeit gewährt, irgendwie unter verletzenden Formen stattfinden, wie solche bei der Armenunterstützung herkömmlich sind, oder gar mit Rechtsnachteilen verknüpft sein, wie Entziehung des Wahlrechts und dergleichen.

Herstellung thatsächlicher Gleichheit war das Losungswort gewesen für die Verschwörung des Babeuf. Welcher Fortschritt zur Klärung der Idee oder zur Ausgestaltung derselben in praktisch durchführbarer Form ist nun bis zum

Digitized by Google

Jahre 1848 gemacht worden? Mit großer Klarheit und juristischer Schärfe ist zuerst von Professor Anton Menger („Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag," Stuttgart, 1886) ausgeführt worden, daß die sämtlichen aus dem Drange nach Ausgleichung des Lebensgenusses herrührenden Forderungen des Sozialismus sich in zwei Grundgedanken zusammenfassen lassen. Es wird beansprucht entweder das Recht auf Existenz oder das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, in neuerer Zeit meistens eine mehr oder minder glückliche Verbindung von beiden. Das Recht auf Arbeit ist eine Vermittlung zwischen dem sozialistischen Rechte der Existenz, nach welchem das Bedürfnis zum Maßstabe der Güterverteilung gemacht werden soll, und der Güterverteilung auf Grund des heutigen Privatrechts. Babeuf war ganz allgemein vom Rechte der Existenz ausgegangen. Er pflichtet dem Satze bei, daß der Kodex des bürgerlichen Gleichheitsrechtes en parlant sans cesse du droit de propriété nous a ravi celui d'exister. Die ausschließende Geltendmachung des Eigentumsrechtes beraubt den Besitzlosen sogar des Rechtes zu leben. Die Aufhebung dieser, bekanntlich von Malthus in schroffster Weise ausgesprochenen Folge des schrankenlos waltenden Privateigentumsrechtes könnte bewirkt werden durch ein staatlich gewährleistetes „Existenzminimum." Ein Gesetz gegen das Verhungernlassen, das den in unsern heutigen Kulturstaaten bestehenden Unterstützungsgesetzen zum Verwechseln ähnlich sehen würde, genügt aber den Babouvisten, deren Absehen auf „thatsächliche Gleichheit" gerichtet ist, bei weitem nicht. Schon einige Jahre vor der Revolution hatte Brissot, der spätere Girondistenführer, in einer Schrift „Über Eigentum und Diebstahl" gesagt: „Wenn vierzig Thaler zureichen, um unser Dasein zu erhalten, so ist es offenbarer Diebstahl, zweihundert zu besitzen." Diesen Gedanken nimmt Babeuf in seinem Tribun du peuple auf, indem er ausführt: „Alles, was ein Mitglied des gesellschaftlichen Körpers besitzt über die zur Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse zureichende Summe hinaus, ist das Erzeugnis eines an den übrigen Gesellschaftsgliedern begangenen Diebstahls, wodurch notwendigerweise eine größere oder geringere Anzahl ihres verhältnismäßigen Anteils an der gemeinsamen Gütermasse beraubt wird." Offenbar eine ganz roh kommunistische Auffassung, welche die große Frage der Produktion und ihres Verhältnisses zur Konsumtion ganz außer Acht läßt, in der vorhandenen Gütermasse nur Verbrauchsgüter erblickt, und die Bedürfnisse des Lebensunterhaltes nach Art und Umfang als feststehend annimmt. Bei solcher Rohheit der Anschauung konnten die Nachfolger nicht stehen bleiben. Sobald diese, wie die Anhänger Saint-Simons thaten, den Fortschritt in ihren Gedankenkreis aufnahmen, konnte unmöglich mehr das Bedürfnis als feststehende Größe angenommen und zum Maßstabe des Anspruches gemacht werden. Ist es doch eine zu augenfällige Thatsache, daß die steigende Entwicklung der Gesellschaft auch die Bedürfnisse teils vermehrt, teils verfeinert. Die Saint-Simonisten fanden daher den Maßstab gleichmessender Gerechtigkeit nicht in

Digitized by Google

dem Durchschnittsbedürfnis der Einzelnen, sondern in deren Rechtsanspruch, von der Gesellschaft nach den persönlichen Fähigkeiten verwendet, nach den persönlichen Leistungen belohnt zu werden. Bei diesem Gedanken ist denn auch Louis Blanc, welcher auf die Formulirung der sozialistischen Forderungen von 1848 den größten Einfluß geübt hat, im wesentlichen stehen geblieben. Die Gleichheit, sagt Louis Blanc, ist nichts andres als die Verhältnismäßigkeit, l'égalité n'est que la proportionnalité. Sie besteht in Wirklichkeit da, wo jeder entsprechend dem von Gott selbst gewissermaßen in seine Organisation eingeschriebenen Gesetze seinen Fähigkeiten gemäß produzirt, seinen Bedürfnissen gemäß am Güterverbrauch teilnimmt. Also die wahre Gleichheit wäre nicht zu suchen in einem gleich bemessenen Anteil an den Verbrauchsgütern, die der Gesellschaft zur Verfügung stehen, die wahre Gleichheit wäre die Annahme des für jeden gleichmäßig geltenden Grundsatzes, daß eine Verhältnismäßigkeit stattfinden müsse zwischen Fähigkeiten und Leistung, zwischen Bedürfnis und Genuß. Wie immer das Urteil ausfallen möge über die Berechtigung dieser Wendung des Gleichheitsgedankens, so ist jedenfalls sicher, daß sie ganz ungeeignet ist, unmittelbar die praktische Norm abzugeben für eine Gestaltung der Staats- und Gesellschaftsverhältnisse, woraus sich eine mehr oder minder befriedigende Erfüllung jenes idealen Anspruches ergeben müßte. Auf der andern Seite drängt sich aber auch sofort die Wahrnehmung auf, daß der Gesellschaftszustand, wie er aus der großen Umwälzung der neunziger Jahre hervorgegangen ist, in weit höherem Maße als irgend ein früherer den persönlichen Fähigkeiten Spielraum, dem Genußbedürfnis des Einzelnen Mittel zur Befriedigung gewährt. Wenn es sich also darum handelt, daß, nach dem Ausdruck der Saint-Simonistischen Schule, „die Menschheit auf den Weg gebracht werde zu dem Ziele, wo alle Einzelnen ihre Stellung in der Gesellschaft gemäß ihren Fähigkeiten, ihre Belohnung gemäß ihren Leistungen“ erhalten werden, so ist zu praktischen Zwecken ein Kompromiß zwischen der idealen Ordnung der Gesellschaft, die dem Saint-Simonistischen Gleichheitsprinzip am besten entsprechen würde, und der Rechtsordnung der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft ein sehr nahe liegender Gedanke. Das am 25. Februar 1848 von der provisorischen Regierung zu Paris anerkannte „Recht auf Arbeit“ stellt einen solchen Kompromiß dar; seine Ausführung hätte der Gedanke erhalten sollen in der von Louis Blanc beabsichtigten „Organisation der Arbeit.“

Zu einem aufrichtigen und ernsthaften Versuch mit dieser Organisation ist es bekanntlich nie gekommen. Die für Paris und Umgegend geschaffenen Nationalwerkstätten sind gerade das Gegenteil von dem gewesen, was nach dem Prinzip Louis Blancs und der Saint-Simonistischen Schule gefordert wurde. Nicht nach seinen Fähigkeiten, zum größten Teil nicht einmal nach seinem Beruf wurde hier der Arbeiter beschäftigt; der Zweck war, das Almosen durch Scheinarbeit anständig zu verhüllen. Zugleich bestand die Absicht, die Ideen Louis

Digitized by Google

Blancs durch die Mißerfolge, die eine verkehrte Anwendung rasch herbeiführen mußte, um den Kredit zu bringen. Die französische Nationalversammlung beschäftigte sich in ihren Sitzungen vom 12. bis zum 16. September und am 2. November 1848 mit dem „Recht auf Arbeit," und die Verhandlung drehte sich namentlich um die Frage, ob ein dem Staat gegenüber zu bestimmten Forderungen berechtigendes droit au travail oder nur das Recht auf Unterstützung anzuerkennen sei. Thatsächlich hat dann die Verfassung vom 4. November 1848, ähnlich wie die Konstitution von 1793, nur das Recht auf Unterstützung, droit à l'assistance, gewährleistet.

Als zu Anfang der sechziger Jahre für Deutschland Ferdinand Lassalle den Anstoß zu einer sozialistischen Bewegung gab, bezeichnete er den 24. Februar 1848 als den Ausgangspunkt für einen neuen Abschnitt der Kulturentwicklung. Mit diesem Tage sei an die Stelle der Privilegienherrschaft, der des Feudalismus sowohl als des Bourgeoiskapitals, die Herrschaft des vierten Standes getreten, der an sich kein Privileg mehr kenne und der dieses Prinzip der absoluten Privilegienlosigkeit, des Wegfalls jeder Bevorzugung rechtlicher oder thatsächlicher Art, durch die Einrichtungen der Gesellschaft hindurch führen werde. Obwohl dieses „Arbeiterprogramm" in seiner Abstraktheit so dehnbar ist, daß sogar der Zweifel entstehen kann, ob damit in der That die Aufhebung der bisherigen auf dem Privateigentum ruhenden Rechtsordnung verkündet sein soll, so hat es doch vor den bis dahin in England und Frankreich aufgestellten den großen Vorzug, daß es nicht an naturrechtliche, also willkürliche Voraussetzungen anknüpft, sondern mit einer ohne Frage sehr scharfsinnig durchgeführten geschichtsphilosophischen Begründung auftritt. In drei großen Kulturperioden lösen sich Grundbesitz, Kapital, Arbeit in der Herrschaft ab, jedes dieser drei Prinzipien drückt dem Gesellschaftszustande, dessen leitende Idee es bildet, das Gepräge auf. Der Übergang von dem einen zum andern ist Revolution im geschichtlichen Sinne. Die Revolution wird niemals gemacht, sie vollzieht sich selbst im Innern der Gesellschaft; der große Staatsmann erkennt den Augenblick, wo die Geburt einer neuen Zeit sich vollziehen muß, er verkündet im Gesetz, daß das neue Prinzip Leben gewonnen habe, und daß sich fortan die ganze Entwicklung ihm untergeordnet habe. Dieses Vorwalten der geschichtsphilosophischen Betrachtungsweise unterscheidet die Gleichheitslehre Lassalles auch durchaus von der sozialistischen Agitation, wie sie nach seinem Tode sich in Deutschland gestaltet hat. Diese schloß sich mehr an Marx an, der in charakteristischem Gegensatze zu Lassalle sein erstes publizistisches Auftreten damit gekennzeichnet hatte, daß er mit beinahe närrischer Wut jede geschichtliche Auffassung des Staatslebens bekämpfte.

Wie bereits angedeutet, muß dahingestellt bleiben, ob Lassalle, wenn er als Ergebnis weiterer Entwicklung in Aussicht nahm, daß das zur Herrschaft gelangte Prinzip des Arbeiterstandes jede rechtliche und thatsächliche Bevor-

Digitized by Google

zugung entfernen würde, eine völlige Aufhebung des Privateigentums oder nur die gänzliche Beseitigung seines politischen Einflusses im Auge gehabt hat. Jedenfalls waren die praktischen Maßregeln, die er empfahl, um dem Privilegium des Kapitalbesitzes ein Ende zu machen, in keiner Weise dazu angethan, die bestehende privatrechtliche Ordnung zu zerstören. Mit staatlicher Unterstützung gegründete Produktivgenossenschaften sollten den unter dem Joch des „ehernen Lohngesetzes" schmachtenden Sklaven der Arbeit aus seinem Elend und aus seiner Knechtschaft befreien, indem sie ihn zum freien, gleichberechtigten Mitbesitzer genossenschaftlicher Unternehmungen machten. Ist es denn aber unter der Herrschaft der „kapitalistischen" Rechtsordnung irgend jemand verwehrt, sich mit einer größern oder geringern Anzahl von Berufsgenossen zusammen zu thun, um irgendwelche Produktion gemeinsam zu betreiben? Und wenn durch Vervielfältigung derartiger Unternehmungen die mit der Anhäufung großer Massen von Lohnarbeitern in den Industriemittelpunkten unleugbar verbundenen Mißstände gemildert oder beseitigt werden könnten, wäre es da nicht ganz gerechtfertigt, wenn sich der Staat die Förderung solcher Assoziationen angelegen sein ließe? Wenn es aber gelingen sollte, die Zahl dieser selbständig produzirenden Arbeitergruppen in die Hunderte und Tausende zu bringen, wäre damit das Geringste geändert an der Vertragsfreiheit, an der freien Bestimmung der Preise, an allen den Rechten, die die Grundlagen unsrer bürgerlichen Gesellschaftsordnung bilden? Übrigens legte Lassalle selbst auf diese ganze ökonomische Verbrämung seiner Agitation geringen Wert. Er befaßte sich mit ihr, weil man „dem Mob etwas bieten müsse." Zu klar stand vor seinem hellen Geiste die Erkenntnis, daß der Kern aller dieser als sozialistisch verfehmten Bestrebungen ein staatsrechtlicher Gedanke, also eine politische, eine Machtfrage sei.

Der Verteidigung der bestehenden Ordnung wäre sicherlich ein großer Dienst geleistet, wenn diese Wahrheit mehr ins Licht gesetzt und ihr im allgemeinen Bewußtsein mehr Eingang verschafft würde. Unsre nationalökonomischen Professoren haben über die „Quintessenz" des Sozialismus viel Zutreffendes und Aufklärendes gesagt, die Hauptsache aber haben sie nicht erwähnt, daß nämlich der Sozialismus an sich mit der Nationalökonomie gar nichts zu schaffen hat. Égalité de fait ist und bleibt das Ziel aller sozialistischen Bestrebungen, mögen sie auch zunächst diese oder jene Forderung, die mehr einen wirtschaftlichen Charakter an sich zu tragen scheint, in den Vordergrund stellen. Wer aber die thatsächliche Gleichheit, die Gleichheit des Lebensgenusses, als oberstes Grundrecht der staatlich verbundenen Gesellschaft aufstellt, sei es, daß er ihm eine naturrechtliche oder eine geschichtsphilosophische Begründung giebt, der kann gar keine andre Absicht haben, als sich der Staatsgewalt zu bemächtigen und jenes Grundrecht praktisch zum Staatszweck zu machen. Wie bei jeder tiefer greifenden Umgestaltung staatlicher Einrichtungen kommen hier natürlich auch

Digitized by Google

eine Menge wirtschaftlicher Fragen in Betracht. Aber es ist ganz augenfällig, daß die Sozialdemokratie selbst — und in ihr allein haben wir einen Sozialismus, der nicht gänzlich mit der Stange im Nebel herumfährt —, es ist augenfällig, daß die Sozialdemokratie sich um den allergelehrtesten Professorenstreit über die größeren oder geringeren Aussichten der Kollektivproduktion nichts, aber auch rein gar nichts kümmert. Warum? Einfach deshalb, weil der Kern der sozialdemokratischen Bestrebungen von dieser ökonomischen „Quintessenz" ganz unberührt bleibt. Dieser Kern aber ist ein rein politischer, der Besitz der Staatsgewalt, um nach irgendeinem Maßstabe oder allgemeinen Gesichtspunkte — der wird sich dann schon finden! — die thatsächliche Gleichheit zum Vorteil, wenigstens zum augenblicklichen Vorteil des Proletariats durchzuführen. Und die Sozialdemokraten haben Humor genug, auf alle Einwendungen gegen die angeblich von ihnen vertretenen Wirtschaftsprinzipien zu antworten: Laßt uns nur erst wirtschaften! Wie wirs dann treiben, ist unsre Sache. Sollten wir ja bankerott machen, so bezahlt doch ihr die Zeche, nicht wir, die wir nichts haben!

Es ist es eine schmerzliche Genugthuung für uns Deutsche, daß wir selbst in unsern Verkehrtheiten den andern Nationen voraus sind. Wie überlegen an Geist und wissenschaftlicher Einsicht steht Lassalle da im Vergleich mit den gedankenreichsten unter den sozialistischen Schriftstellern Englands oder Frankreichs! Keinen Augenblick hält er sich auf mit naturrechtlichen Doktorfragen: ob wir ein Recht haben aufs Leben? ob nicht die Erde, wie Luft und Sonnenlicht, eigentlich allen zu gleichem Genuß zustehen muß u. dergl. Von verzehrendem Ehrgeiz beseelt, ist er entschlossen, eine Arbeiterbewegung ins Leben zu rufen, sich von ihr emportragen zu lassen. Mit genialem Instinkt erspäht er den Punkt, wo eine Agitation einzusetzen hat, um möglichst wirksam zu werden. Er erhebt sich gegen das „eherne Lohngesetz," verspricht der Lohnsklaverei ein Ende zu machen und das arbeitslose Einkommen, diesen Dorn im Auge des Proletariats, aus der Welt zu schaffen. Bei utopischen Schilderungen des zu erstrebenden Gesellschaftszustandes zu verweilen, ist auch nicht seine Sache. Wenn erst die Kugel ins Rollen gekommen ist, wenn, unter zweckbewußter Führung weiter schreitend, das Proletariat dem Endziel, der Herrschaft über Staat und Gesellschaft, näher kommt, wird sich aus der Entwicklung der Dinge das Mögliche und Notwendige von selbst ergeben. Den beiden Hauptformen, unter denen sich das sozialistische Gleichheitsstreben Geltung zu verschaffen sucht, dem Recht der Existenz und dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag, hat Lassalle in gleichem Maße Rechnung getragen. Der volle Arbeitsertrag für den Arbeiter, ohne Abzug für den Kapitalisten und Unternehmer, sollte erreicht werden durch die Produktivgenossenschaft; die Forderungen des Existenzrechtes waren mit inbegriffen in dem Agitationsprogramm, welches Verbesserung der Lage der untern Klassen als Zweck aussprach.

Digitized by Google

Die neueste Entwicklung des Sozialismus steht vorherrschend unter dem Einfluß der Schriften von Marx und Engels. Die zur Regelung der Kollektivproduktion notwendige Auffindung eines außerhalb des freien Tauschvertrages zu ermittelnden Wertmessers ist damit in den Vordergrund der den Anregungen des Sozialismus folgenden ökonomischen Debatte getreten, da die Beseitigung des „Mehrwertes" durch Kollektivproduktion die schriftstellerische Besonderheit von Karl Marx bildet. Indessen gilt von Ziel und Taktik der neueren Sozialdemokratie in erhöhtem Maße das, was von Lassalle gesagt ist. Marx und Engels bezeichnen es übereinstimmend als einen überwundnen Standpunkt, zu welchen der zur „Wissenschaft" ausgebildete Sozialismus nicht zurückkehren dürfe, von dem zukünftigen Sozialstaat ein Bild entwerfen zu wollen; es genüge, das Ziel, worüber kein Streit entstehen kann, fest im Auge zu behalten: die Herrschaft des Proletariats Die „wissenschaftliche" Aufgabe des Sozialisten bestehe darin, die Lage zu erkennen und nach Kräften vorzubereiten, in welcher das Proletariat von der öffentlichen Gewalt Besitz ergreifen kann. Marx glaubt dabei die Zukunft so weit enthüllen zu können, daß er einen Augenblick voraussieht, wo sich die Aufhäufung der Produktionsmittel in den Händen weniger Reichen so weit vollzogen haben wird, daß eine revolutionäre Schilderhebung des Volkes mit leichter Mühe und in einfacher Weise die Expropriation vornehmen könnte. Engels pflichtet dieser Ansicht bei und bezeichnet es als eine Notwendigkeit, daß das Proletariat nach Eintreten der ökonomischen und sonstigen Vorbedingungen die Staatsgewalt ergreift und die Produktionsmittel in Staatseigentum verwandelt.

Dies ist der Weg, den der Gedanke der égalité de fait, der thatsächlichen Gleichheit, als staatsrechtlich konstruktives Prinzip in den nicht ganz hundert Jahren von Babeuf bis heute durchlaufen hat. Während er vor dem Jahre 1848 eine vorwiegend litterarische Existenz führte, zeigt er sich seitdem als bedeutendstes Element in der Gährung der Volksmassen, die wiederholt zu revolutionären Ausbrüchen geführt hat. Eine Kritik desselben vom sittlichen, rechtsphilosophischen und politischen Standpunkte aus ist hier nicht beabsichtigt. Nur die eine hinsichtlich der Zukunft beruhigende Erfahrungsthatsache sei hervorgehoben, daß sich auch hier zeigt, wie sich jede Übertreibung ihre eigne Beschränkung schafft. Gleichheit müßte eigentlich verlockend klingen für jeden, der findet, daß sein Gedeck beim Gastmahl des Lebens unter dem Durchschnitt bleibt. Und dies wäre die große Mehrheit. Indem aber die sozialistische Agitation der Gleichheit zuliebe mit dem Eigentum jede selbständige und eigenartige Existenz zu vernichten droht, kann sie nur Anklang finden bei solchen, die an Wahrung selbständiger Existenz von vornherein kein Interesse haben. So lange die sozialistische Theorie die materielle Gleichheit als ihr oberstes Prinzip anerkennt, wird sie als Gesellschaftsphilosophie notwendig beschränkt bleiben auf verhältnismäßig enge Kreise der industriellen Lohnarbeiter.

Digitized by Google

Das bürgerliche Gesetzbuch

und die Zukunft der deutschen Rechtsprechung.

Von O. Bähr.

(Schluß.)

Der Entwurf ist eine Kodifikation im strengsten Sinne des Wortes. Der Eingang desselben lautet: „Auf Verhältnisse, für welche das Gesetz keine Vorschriften enthält, finden die für rechtsähnliche Verhältnisse gegebenen Vorschriften entsprechende Anwendung. In Ermangelung solcher Vorschriften sind die aus dem Geiste der Rechtsordnung sich ergebenden Grundsätze maßgebend. Gewohnheitsrechtliche Normen gelten nur insoweit, als das Gesetz auf Gewohnheitsrecht verweist." Darnach giebt es also fortan für das bürgerliche Recht in Deutschland keine andre Rechtsquelle mehr als dieses Gesetzbuch und der aus ihm sich ergebende „Geist der Rechtsordnung." Alles übrige ist erloschen. Auch ein Gewohnheitsrecht soll daneben weder fortbestehen, noch neu entstehen können. Wie wird nun diese gänzliche Umwandlung alles bestehenden Rechtes in ein neues oder doch neu formulirtes Recht auf die Rechtsprechung wirken?

Hier muß ich zunächst einen landläufigen Irrtum bekämpfen. Viele Laien stellen sich das Recht als eine Sammlung von Vorschriften vor, nach denen jeder einzelne Rechtsfall ungefähr so entschieden werden könne, wie der Stubenmaler nach einer Schablone Figuren an die Wand malt. Die Juristen wissen freilich, daß die Sache nicht so einfach ist. Aber viele haben doch auch von dem Rechte keine andre Vorstellung, als daß die Rechtsregeln willkürliche Schöpfungen seien, auf die man, so wie sie lauten, übereingekommen sei. Nun ist es ja richtig, daß viele unsrer Rechtsvorschriften durchaus positiver Natur sind und ein gewisses Maß von Willkür in sich tragen. Wollte man den Rechtsgedanken, der ihnen zu Grunde liegt, ohne positive Begrenzung lassen, so würde das Recht an einer unerträglichen Unbestimmtheit leiden. Hier vor allem hat das Gesetz die Aufgabe, positiv einzugreifen und dem Rechtsgedanken bestimmtes Maß und bestimmte Form zu geben. Es ist z. B. ein in der Natur der Verhältnisse begründeter Rechtsgedanke, daß Ansprüche nicht in alle Ewigkeit fortbestehen können, sondern an eine gewisse Zeitdauer geknüpft sein müssen. Wollte man

Digitized by Google

aber diese Zeitdauer unbestimmt lassen, so würde dadurch die größte Unsicherheit des Rechtes entstehen. Das Gesetz greift also ein und bestimmt Fristen, innerhalb deren jeder Anspruch verfolgt werden muß — die Verjährungslehre. Es ist ein natürlicher Rechtsgedanke, daß jeder befugt sei, für den Fall seines Todes über sein Vermögen Verfügung zu treffen. Aber wie soll festgestellt werden, was er gewollt hat, wenn er selbst nicht mehr Zeugnis darüber geben kann? Auch hier greift das Gesetz ein und ordnet bestimmte Formen an, unter denen letztwillige Verfügungen getroffen werden können — die Testamentenordnung. Es ist ein natürlicher Gedanke, daß derjenige, welcher nicht letztwillig verfügt hat, sein Vermögen seinen nächsten Angehörigen habe hinterlassen wollen. Aber wer sind die nächsten Angehörigen? Um darüber jeden Zweifel abzuschneiden, bestimmt das Gesetz eine feste Ordnung für die Intestaterbfolge.

So giebt es noch eine Menge von Vorschriften, durch die das Gesetz mit einer gewissen Willkür dem Rechte eine feste Gestalt gegeben hat. Hier entscheidet also auch der Buchstabe des Gesetzes. Weil man nun vielen solchen Vorschriften im Rechte begegnet, glaubt man, daß alles Recht auf solchen Vorschriften beruhe. Darin liegt aber ein Irrtum. Noch keine juristische Kunst und keine menschliche Sprache hat es vermocht, ein das menschliche Bedürfnis befriedigendes Recht dergestalt auf feste Regeln zurückzuführen, daß sich mit solchen mechanisch, nur nach dem Buchstaben, operiren ließe. Zwar suchen wir alles Recht in Regeln zu fassen, und in dieser Form wird uns die Rechtswissenschaft gelehrt. Aber viele solcher Regeln haben nicht die Natur einer positiven Feststellung oder Begrenzung des Rechtsgedankens, sondern sie wollen nur den Rechtsgedanken selbst, der einer positiven Feststellung weder fähig noch bedürftig ist, zum Ausdruck bringen. In diesen Rechtsregeln ist also nicht der Buchstabe das Entscheidende, sondern das geistige Element, das sie in sich tragen und das für ihre Anwendung auch wieder geistig erfaßt sein will. Auch erschöpfen ja die so aufgestellten Rechtsregeln nicht das Recht. Immer neue Regeln leiten sich ab aus der Konsequenz des Rechtsgedankens und aus der Natur der Sache. Das Recht bildet ein geistiges Fluidum, einen Körper, dessen innere Substanz durchdrungen sein will, während die Rechtsregel nur eine Außenfläche desselben bloßlegt. In dieser Weise die Rechtsregeln in ihrer Wahrheit zu erkennen, ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft. Während diese da, wo sie mit Vorschriften rein positiver Natur zu thun hat, nur eine untergeordnete Thätigkeit übt, erwächst ihr auf dem Gebiete der Rechtsregeln letztgedachter Art eine höhere geistige Aufgabe. Man kann ihre Übung eine Kunst nennen, in gleichem Sinne, wie Fürst Bismarck ausgesprochen hat, daß die Politik eine Kunst sei.

Schafft man nun aber ein Gesetzbuch, welches das gesamte Recht in sich aufnehmen soll, so werden in dieses die Rechtsregeln ohne Unterschied in Reih und Glied gestellt. Daraus erwächst der Schein, als ob alles Recht positiver

Digitized by Google

Natur sei. Es führt dies zu einer falschen Auffassung vom Wesen des Rechtes. Man hält es durchweg für eine willkürliche Schöpfung. Überall tritt in erster Linie der Buchstabe auf und verlangt respektirt zu werden. Die geistige Auffassung der Rechtsregeln tritt mehr und mehr zurück, und eine mechanische tritt an die Stelle. Man gewöhnt sich daran, es gleichgiltig zu finden, ob man Verständiges oder Unverständiges aus dem Gesetze herausliest. Die Rechtswissenschaft verkümmert. Die Rechtsprechung wird zum bloßen Handwerk.

Ich will hier einige Vergleiche ziehen, von denen ich jedoch von vornherein zugestehe, daß sie nicht in vollem Maße zutreffen. Gesetzt, es sagte jemand: Wir haben es jetzt in der ärztlichen Kunst so herrlich weit gebracht, daß wir über alle Krankheiten einen Kodex aufstellen wollen, nach dem sämtliche Ärzte verpflichtet werden, ihre Kranken zu behandeln. Was würde man dazu sagen? Und was würde man sagen, wenn jemand vorschlüge, eine Akademie der bildenden Künste solle einen Kodex aufstellen, wonach alle Künstler ihre Bildwerke schaffen müßten? Diese Vergleiche hinken allerdings insofern, als, wie ich bereits anerkannte, das Recht bis zu einem gewissen Maße der positiven Gestaltung bedarf. Aber für gewisse Teile des Rechtes paßt der Vergleich, weil für sie die Aufstellung von Regeln mit dem Scheine absoluter Geltung ganz so wirkt, als ob man für die ärztliche Wissenschaft oder für die bildende Kunst absolute Regeln aufstellen wollte. Man könnte die Sache auch damit vergleichen, daß jemand auf den Gedanken käme, um der zoologischen Wissenschaft aufzuhelfen, eine große Anzahl Tiere einzufangen und in Kästen zu sperren, dergestalt, daß nun die Zoologen auf diese Tiere ihr Studium zu beschränken hätten. Ein Gesetzbuch ist eine solche Sammlung eingefangener Rechtsgedanken, die man in Paragraphen gesperrt hat, und in manchem derselben sitzt vielleicht nicht einmal ein lebendiges Tier, sondern nur ein ausgestopftes.

Das Gesagte wird noch klarer werden, wenn wir einen Blick auf die bei uns bestehenden Rechtszustände werfen.

Das römische Recht, das vor Zeiten in ganz Deutschland galt und auch jetzt noch in einem erheblichen Teile unsers Vaterlandes die unmittelbare Grundlage der Rechtsprechung bildet, hat den großen Vorzug, daß es keine Kodifikation im modernen Sinne ist. Der umfangreichste und wichtigste Teil der römischen Rechtsbücher, die Pandekten, ist eine Sammlung von Aussprüchen römischer Rechtsgelehrten, welche mit einer bewunderungswürdigen Kunst es verstanden, mit verhältnismäßig wenigen Grundsätzen ein das Leben in hohem Maße befriedigendes Recht zu entwickeln. Ein weiterer Teil, der Kodex, enthält vorzugsweise Kaiserreskripte, d. h. Entscheidungen einzelner Rechtsfälle, und bildet so eine Art Präjudizienſammlung. Die Institutionen sind ein kurzgefaßtes Lehrbuch des Rechtes, vom Standpunkte der Zeit Kaiser Justinians geschrieben. Eigentliche Gesetze, Kaiserkonstitutionen, die im Kodex und in den Novellen enthalten sind und meist positive Rechtsbildungen zum Gegenstande haben, bilden

Digitized by Google

den geringsten und am wenigsten wertvollen Teil der ganzen Zusammenstellung. In dem römischen Rechte ist uns hiernach weniger ein Gesetzbuch, als eine lebendige Rechtswissenschaft erhalten geblieben und zum Gebrauche überliefert worden, und wir müssen uns zu einer geistigen Verwertung des uns Überlieferten umso mehr aufgefordert fühlen, als ja die veränderten Verhältnisse eine wörtliche Anwendung desselben vielfach unmöglich machen.

Die römischen Juristen waren sich auch bewußt, daß die von ihnen aufgestellten Regeln keine absolute Natur haben. Gleich im Eingange des Titels „Von den Rechtsregeln" findet sich ein hierauf bezüglicher Ausspruch von dem geistvollsten römischen Juristen, Julius Paulus. Eine Rechtsregel, sagt er, will nur das kurz ausdrücken, was im Rechte besteht. Wir müssen also nicht das Recht aus der Regel, sondern die Regel aus dem Rechte erklären. Und daraus folgt, daß die Regel ihre Bedeutung verliert, sobald sie im Sinne des ihr zu Grunde liegenden Rechtsgedankens nicht mehr paßt.

Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß seit Eindringen des römischen Rechtes in Deutschland bis heute in dessen Anwendung zwei verschiedne Richtungen sich geltend gemacht haben; Richtungen, die ich hier in ihrem Gegensatze scharf zeichnen will, obgleich sie, wie ich ausdrücklich betonen muß, im wirklichen Leben nicht in dieser vollen Schärfe auseinandergehen.

Die eine dieser Richtungen geht dahin, die römischen Rechtsbücher ganz wie ein paragraphirtes Gesetzbuch zu behandeln. Was sagt diese Stelle? Was jene? Wie ist dieses Wort, wie jenes zu verstehen? So wird aus den einzelnen Sätzen und Worten mühsam, wie ein Geduldspiel, das Recht zusammengelegt. Ein weiteres Recht als das, was aus den Buchstaben des Corpus juris herausgelesen werden kann, giebt es nicht. Für die Praktiker, die dieser Richtung angehören, tritt an die Stelle des Corpus juris meist irgend ein Lehrbuch (in neuerer Zeit „Windscheid"), dessen Sätze das Alpha und Omega ihrer Weisheit sind. Man kann sie deshalb die Lehrbuchsjuristen nennen. Die Bethätigung dieser Richtung ist es gewesen, was seit der Zeit, wo Goethe seinen Olearius reden läßt, bis auf den heutigen Tag die Juristen in der Volksmeinung vielfach fatal gemacht und die Annahme verbreitet hat, daß die Einführung des römischen Rechtes in Deutschland ein nationales Unglück gewesen sei. Leider neigt auch Windscheid selbst, weniger seinem Herzen als seinen geistigen Regungen nach, dieser Richtung zu. Und deshalb hat sein sonst so verdienstliches Lehrbuch für die Praxis nicht den Wert gehabt, den man ihm gewöhnlich beilegt. Es ist das Orakel der geistlosen Mittelmäßigkeit geworden.

Dieser Richtung steht eine andre gegenüber, die nicht minder zahlreiche Vertreter hat. Es sind das diejenigen Juristen, welche das römische Recht seinem geistigen Inhalte nach zu erfassen und diesen, frei von Wortklauberei, den heutigen Verhältnissen entsprechend anzuwenden bestrebt sind. Daß eine solche Anwendung möglich ist, dafür kann ich mich auf eine Autorität ersten

Digitized by Google

Ranges berufen. Schon vor länger als siebzig Jahren schrieb Savigny*): „Wir sollen uns in die alten Schriftsteller hineinlesen und denken, wie in andre mit Sinn gelesene Schriftsteller, sollen ihnen ihre Weise ablernen und so dahin kommen, in ihrer Art und von ihrem Standpunkte aus selbst zu erfinden und so ihre unterbrochene Arbeit in gewissem Sinne fortzusetzen. Daß dies möglich ist, gehört zu meinen lebendigsten Überzeugungen." Auch ich teile diese Überzeugung und bin der Ansicht, daß in der That der bessere Teil der gemeinrechtlichen Theorie und Praxis, teilweise vielleicht nur unbewußt, dieser Richtung folgt. Auf theoretischem Gebiete hat Savigny selbst in dem Werke seiner reifern Jahre, dem „System," eine mustergiltige Leistung dieser Art geliefert. Auch andre Theoretiker arbeiten in diesem Sinne, und ihnen sind vorzugsweise die Fortschritte, die im Laufe dieses Jahrhunderts die Wissenschaft gemacht hat, zu danken. Aber auch in der Praxis ist diese Richtung vielfach lebendig. Was dem Praktiker dabei an theoretischer Kenntnis fehlt, das ersetzt er durch eine andre Eigenschaft, die ihm über die Schwierigkeiten der Theorie vielfach hinweghilft und ihn nur selten ganz fehlgehen läßt, das ist sein praktischer Takt. Hierdurch wird recht eigentlich der Wert unsrer Rechtsprechung getragen. Diese Eigenschaft kann sich aber nur vollständig entwickeln, wo dem juristischen Denken eine gewisse Freiheit bewahrt ist. In dieser geistigen Freiheit, die es der Rechtsprechung gewährt, liegt der große Vorzug des gemeinen Rechts.

Blicken wir nun auf den Rechtszustand in den Gebieten des kodifizirten Rechts, vor allem des preußischen Landrechts, so ist ja nicht zu bezweifeln, daß unter den dortigen Juristen gerade so gut gesunder Rechtssinn zu Hause ist, wie unter den Juristen andrer Länder. Ich selbst habe mehrfach altpreußische Richter kennen gelernt, die in ihren persönlichen Eigenschaften mir als Muster aller richterlichen Tugenden vor Augen stehen. Auch ist der geistige Inhalt des Landrechts durchaus nicht gering anzuschlagen. Seine Schöpfer waren geistreiche Männer, mit einem hervorragenden gesunden Rechtssinn begabt. Dennoch muß man sagen: auf die preußische Rechtswissenschaft ist ein Mehlthau gefallen. Der preußische Jurist ist von vornherein auf den Standpunkt des gemeinrechtlichen „Lehrbuchsjuristen" gestellt, nur daß sein Lehrbuch seit Ende des vorigen Jahrhunderts preußisches Landrecht heißt. Wo er sich in freier, geistiger Thätigkeit ergehen, wo er in seinem natürlichen Rechtssinne die Glieder regen möchte, da schlottern ihm stets die Paragraphen seines Landrechts um die Beine. Man lese nur solche Rechtserörterungen. Was sagt dieser Paragraph? Was jener? Steht der und der Paragraph nicht im Wege? Das ist ihr regelmäßiger Inhalt. Einer Entwicklung aus der Natur der Sache ist nirgends Raum gelassen. Die damit gegebene Geistesrichtung hat sich auch nicht etwa im Laufe der Jahre gehoben. Sie ist naturgemäß fortgeschritten. Nach der Absicht der

*) Vom Berufe unsrer Zeit u. s. w., S. 120.

Digitized by Google

Verfasser des Landrechts sollte der Richter des eignen Denkens so viel wie möglich überhoben werden; er sollte nur noch mechanisch das Gesetz anwenden. Die natürliche Folge war, daß er sich des juristischen Denkens entwöhnte und daß sein natürlicher Rechtssinn verkümmerte. Damit war der Rechtsprechung ihre beste Grundlage entzogen. Ohne juristisches Denken mußte selbst das viele Vortreffliche, was das Landrecht enthält, unverstanden bleiben und in der Anwendung schwinden. Die Anwendung des Landrechts steht sicherlich nicht auf der Höhe der Geisteskraft seiner Verfasser. Auch wird es einem landrechtlichen Juristen schwer, sich überhaupt nur in eine Rechtsprechung hineinzudenken, bei der man sich nicht stets am Leitseil des geschriebenen Buchstabens bewegt.*)

Täusche ich mich nicht, so hängt es auch mit einem Mangel an tieferer juristischer Bildung zusammen, daß auf politischem Gebiete die preußische Rechtsprechung hie und da Verirrungen und der Richterstand so exzentrische Persönlichkeiten aufzuweisen gehabt hat, wie sie meines Wissens im übrigen Deutschland nicht vorgekommen sind. Die Folge davon ist gewesen, daß man alle das öffentliche Interesse berührenden Angelegenheiten mehr und mehr der Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte entzogen hat. Auch auf die gesamte Verwaltung ist der Standpunkt der preußischen Rechtswissenschaft nicht ohne Einfluß geblieben.

Nun sagt man freilich, der Mißerfolg des Landrechts sei eine Folge der verfehlten Methode, für jeden einzelnen Fall eine Vorschrift geben zu wollen, eine Folge der sogenannten Kasuistik. Daran ist nur so viel wahr, daß die Verfasser des Landrechts und ihre Zeitgenossen gerade von dieser Methode einen großen Erfolg erwarteten, der gänzlich ausgeblieben ist. Aber der Grund des Mißerfolges liegt ja weit tiefer. Er liegt darin, daß man überhaupt glaubte, durch Aufstellung von Regeln durchweg mit formeller Gesetzeskraft ein gutes Recht schaffen zu können. Geht man bei einer solchen Aufstellung kasuistisch zu Werke, so liegt die Gefahr darin, daß in der Fülle der Einzelheiten der geistige Zusammenhang verloren geht. Stellt man abstrakte Sätze auf, so geht nur allzu leicht die Anschauung für die konkreten Erscheinungen und damit der praktische Boden verloren. Wie man auch die Sache macht, stets droht der herrschende Buchstabe seine verknöchernde Wirkung zu üben. Denn der Buchstabe tötet, und nur der Geist macht lebendig. Wir haben ja Gesetzbücher vor Augen, denen man den Vorwurf der Kasuistik nicht machen kann. Läßt sich denn nun behaupten, daß aus ihnen ein gesundes Rechtsleben sich entwickelt habe? Wäre dem so, so wäre nichts verständiger, als ein solches bereits

*) Ein Vorgang, der hierfür charakteristisch ist, war folgender. Im Jahre 1867 sandte der preußische Justizminister einen hohen Beamten nach Kiel, um die dortigen Justizverhältnisse zu erkunden. Bei einer Besprechung mit Mitgliedern des Oberappellationsgerichtes sagte er: „Nun, Sie entscheiden hier also nach gemeinem Rechte. Nach welchem Lehrbuche entscheiden Sie denn da gewöhnlich?“

Digitized by Google

bewährtes Gesetzbuch ganz so, wie es ist, oder doch mit möglichst wenigen Abänderungen auch bei uns einzuführen. Warum thut man denn das nicht?

Natürlich hat auch die gemeinrechtliche Wissenschaft dadurch, daß ihr die reichen Kräfte der preußischen Rechtsprechung entzogen wurden, schwere Einbuße erlitten. Gleichwohl wird unbedenklich behauptet werden dürfen, daß das gesundeste Leben der deutschen Rechtswissenschaft noch auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes liegt. Seinem Fortbestande ist es zu danken, daß auf den Universitäten allgemein noch römisches Recht als Grundlage unsrer gesamten Rechtsbildung gelehrt wird und damit der belebende Geist der römischen Rechtswissenschaft uns erhalten geblieben ist. Von der gemeinrechtlichen Wissenschaft sind alle Fortschritte ausgegangen, die im Laufe dieses Jahrhunderts im Rechte gemacht worden sind. Hie und da haben diese Fortschritte selbst bis in die Gebiete des kodifizirten Rechtes ihre Wirkung geübt. Charakteristisch ist es, daß alle diejenigen, welche in neuerer Zeit das preußische Landrecht wissenschaftlich bearbeiteten (Bornemann, Förster, Eccius, Dernburg), eine gemeinrechtliche Schule durchgemacht haben. Hat doch selbst das erste umfassende biographische Denkmal, das dem Schöpfer des Landrechts, Svarez, gesetzt worden ist, auf einen gemeinrechtlichen Juristen (Stötzel) warten müssen. Das gemeine Recht ist bis auf den heutigen Tag die Rechtsschule für ganz Deutschland geblieben.

Diese Rechtsschule wird, sobald Deutschland ein allgemeines Gesetzbuch erhält, für immer geschlossen sein. Die Wirkung davon wird weit tiefer greifen, als die bisherigen Beschränkungen des gemeinen Rechts auf engere Gebiete. Es wird sich damit ähnlich verhalten wie bei einer Sonnenfinsternis, bei der die tiefen Veränderungen in der Natur erst in dem Augenblicke eintreten, wo die Sonne ganz den Blicken verschwindet. Alle übrigen juristischen Disziplinen sind bereits kodifizirt. Wird nun auch das gesamte Zivilrecht unter den Bann der Kodifikation gebracht, so hat das freie juristische Denken keine Stätte mehr. Die Frage, ob etwas gerecht, ob es verständig sei, tritt fortan für den Juristen ganz in den Hintergrund gegen die Fragen: Was steht geschrieben? Was mögen diejenigen, die es geschrieben, wohl dabei gedacht haben? Auch wenn sie gar nichts dabei gedacht haben sollten, muß doch das Gedachte herausgebracht werden.

Es ist eigentümlich, daß jede Zeit auf die Schwächen früherer Zeiten mitleidsvoll zurückblickt, aber selbst über solche erhaben zu sein glaubt. Wir erkennen an, daß die früheren Kodifikationen keine gelungenen Werke seien. Wir erkennen auch an, daß man im Jahre 1814 schwerlich ein gutes Zivilgesetzbuch geschaffen haben würde. Aber heute — heute sind wir dazu imstande! Auch darin liegt eine Täuschung. Wir sind durchaus nicht so weit, daß wir die Rechtswissenschaft vollkommen beherrschten. Unsre Theorien sind noch vielfach unvollkommen und lückenhaft. Das wissen wir Praktiker am besten, die wir so

Digitized by Google

oft bei unsern Entscheidungen uns von der Theorie gänzlich im Stich gelassen finden, ja mitunter nur dadurch zu verständigen Entscheidungen gelangen, daß wir uns über die Theorie hinwegsetzen.

Es führt dies unwillkürlich auf die Frage, wie denn nun der uns vorliegende Entwurf beschaffen sei. Ein näheres Eingehen auf diese Frage würde so juristisch ausfallen, daß es für die Leser dieser Blätter nicht paßte. Aber wir können doch so viel sagen, daß gewiß nur wenige, die überhaupt ein Urteil haben, in dem Entwurfe das gefunden haben werden, was sie von einem deutschen Zivilgesetzbuch erwarteten. Wertvoll darin ist vieles von dem Positiven, was der Entwurf, meist unter Benutzung schon bestehender deutscher Landesgesetze, neu geordnet hat. In seinem ganzen Aufbau aber ist der Entwurf, trotzdem daß vorzugsweise Praktiker an ihm gearbeitet haben, ein doktrinäres Werk geworden, das in seiner gekünstelten Sprache nicht nur jeder Volkstümlichkeit entbehrt, sondern auch für den Juristen schwer verständlich ist, und das auch nicht auf der Höhe praktischer Rechtswissenschaft steht. Man könnte zu seiner Rechtfertigung sagen, daß er aus den bestehenden Theorien ungefähr das Mittel ziehe, und daß daher die Rechtsprechung so ziemlich die nämliche bleiben werde, wie sie jetzt ist. Darin dürfte aber eine Täuschung liegen. Eine Rechtsprechung, die nicht mehr über den Wert eines gegebenen Gesetzbuches steigen kann, muß naturgemäß unter den Wert desselben heruntergehen. Es ist ein großer Unterschied, ob eine falsche Lehre oder eine Lücke im Rechte sich nur in den Lehrbüchern findet oder ob sie im Gesetze enthalten ist. Die Lehren der Lehrbücher sind wandelbar und lassen der freien Forschung noch Raum neben sich. Vielfach durchbricht die Praxis sie mit ihrem natürlichen Rechtssinn. Und wenn auch heute ein Richter fehl geht, so darf man doch hoffen, daß morgen sein Nachfolger besser erkennen werde. Das alles ändert sich, sobald Irrungen des Gesetzes den Richter fesseln. Wo das Gesetz spricht, da ist der freien Forschung, dem lebendigen Gedanken die Welt mit Brettern zugenagelt. Jeder denkende und strebsame Jurist könnte deshalb als Motto auf sein Zivilgesetzbuch schreiben: Voi che entrate, lasciate ogni speranza.

Es ist dem Entwurfe mehrfach der Vorwurf gemacht worden, daß er bei seinen Aufstellungen allzusehr römisches Recht bevorzuge und das deutsche Recht hintansetze. Wie man auch darüber denken mag, so könnte man doch daraus die Folgerung ziehen, daß der Entwurf, der ja (nach § 1) aus dem „Geiste der Rechtsordnung" ergänzt sein will, mittelbar auf das belebende Studium des römischen Rechtes zurückführe. Das trifft aber doch nicht zu. Hinter dem Entwurfe lagern sich, breit und anspruchsvoll, zunächst die „Motive," die ohne Zweifel in erster Linie als „Geist der Rechtsordnung" gelten und deshalb vor allem studirt und respektirt sein wollen. Leider aber sind diese Motive nicht durchweg von der Art, daß man sie als „Geist" anpreisen könnte. Dafür enthalten sie zu viel unwissenschaftlich Gedachtes. Der Entwurf mit seinen Motiven ist

Digitized by Google

nicht geeignet, eine neue Wissenschaft zu erzeugen. Nur das dürftige Bacillenleben der Kommentare wird reichlich in ihm Nahrung finden.

Voraussichtlich wird hiernach bei Einführung des Gesetzbuches auch das ganze Universitätsstudium sich ändern. Das römische Recht, auf dessen Fortbestand als Grundlage der Wissenschaft wohl manche Rechtslehrer gehofft haben, wird aus dem Studium verschwinden. Es wird keine Zeit mehr dafür übrig bleiben. Ein kodifiziertes Recht nimmt in erster Linie das Gedächtnis in Anspruch. Schon jetzt stellen Handelsrecht, Wechselrecht, Strafrecht und die Reichsprozeßgesetze dem Studirenden die Aufgabe, den Inhalt von 3678 Paragraphen zu erlernen. Tritt das Zivilgesetzbuch mit seinem Einführungsgesetze noch hinzu, so werden das zusammen mehr als 6000 Paragraphen allein im Reichsrecht sein, die der Studirende sich aneignen muß. Wie kann man ihm, wenn man ihm so viel auswendig zu lernen zumutet, auch noch zumuten, juristisch denken zu lernen? Um sich Paragraphen einzuprägen, braucht man auch keinen Professor, sondern nur noch einen Einpauker. Das ganze Rechtsstudium wird hiernach anderer Art werden. Es wird mehr auf ein mechanisches Lehren und Lernen hinauslaufen. Wer aber nur mechanisch das Recht erlernt hat, wird es später im Leben auch nur mechanisch anwenden.

Vielleicht werden manche sagen: Was ist wohl an der Wissenschaft gelegen, wenn wir nur ein gutes Recht haben! Ganz dieser Ansicht würde ich auch sein, wenn die Sache so wäre. Unter der Wissenschaft aber, der ich hier das Wort rede, verstehe ich nicht gelehrten Krimskrams, sondern eine lebendige Erkenntnis der Lebensverhältnisse, die das Recht bedingen. Ohne eine solche wird niemals eine gute Rechtsprechung bestehen. Sie geht aber unter, wenn man nur noch mechanisch Gesetze anwendet.

Nun wird man freilich den gewichtigen Einwand erheben: „Soll denn die jetzt in Deutschland bestehende Buntscheckigkeit des Rechtes ewig fortbestehen? Das deutsche Volk verlangt nach Einheit des Rechtes, und diese muß ihm gewährt werden.“ Gewiß besteht in dem deutschen Volke dieses Verlangen und ist auch vollkommen berechtigt. Es war ein schwerer Fehler Savignys, daß er, als er gegen die Kodifikation auftrat, dies verkannte. Die Frage ist nur die: In welcher Weise wird dieses Verlangen am besten befriedigt? Hier muß ich nun zurückverweisen auf die Stimmen derjenigen im Reichstage, welche begehrten, daß auf dem Wege der Einzelgesetzgebung vorgeschritten werde. Das waren nicht minder patriotisch gesinnte Männer, als die, welche heute für Kodifikation schwärmen. Sie wollten nur nicht eine Einheit auf Kosten des materiellen Wertes der Rechtspflege schaffen. Es ist eine schlimme Verirrung mancher unsrer Politiker, daß sie meinen, wenn man nur Einheit schaffe, so komme es gar nicht darauf an, ob das Geschaffene gut oder schlecht sei. Das deutsche Volk erwartet von der Einheit gute Einrichtungen, nicht aber schlechte. Wir haben das lebendige Beispiel vor Augen an unserm Zivilprozeß, der nur dazu

Digitized by Google

dient, das Recht dem Volke zu verkümmern. Glaubt man etwa, daß, wenn ein Frankfurter Bürger an einer leidigen Zustellungsfrage seinen Prozeß verloren hat, man ihm sagen könnte, es müsse ihm doch zum Troste gereichen, daß dasselbe auch einem Bürger von Konstanz und von Gumbinnen alle Tage begegnen könne? Als verständiger Mann wird er antworten: Umso schlimmer, wenn man solche schnöde Einrichtungen, welche die Menschen um Geld und Gut bringen, für ganz Deutschland geschaffen hat.

Hätte man sich entschlossen, auf dem Wege der Einzelgesetzgebung vorzuschreiten, so hätte man zunächst Gegenstände auswählen können, bei denen vorzugsweise ein Bedürfnis für einheitliche Rechtsgestaltung vorliegt. Es würden dies voraussichtlich auch gerade solche gewesen sein, die sich vorzugsweise zur positiven Ordnung durch Gesetz eignen. Hätte man alljährlich ein oder zwei Gesetze dieser Art bearbeiten lassen, so würden auch die Faktoren unsrer Gesetzgebung eine wirklich nutzbringende Thätigkeit bei ihnen auszuüben imstande gewesen sein. Unser Volk, und namentlich auch unser Juristenstand, würden dann nach und nach in die Einheit hineingewachsen sein, was weit wohlthätiger gewirkt hätte, als wenn man ihnen jetzt ein ganzes neues Gesetzbuch über den Kopf gießt. Wäre in dieser Weise in den fünfzehn Jahren, seit denen das Gesetz vom 20. Dezember 1873 besteht, vorgegangen worden, so könnten wir jetzt schon die Hälfte von dem, was in dem Entwurfe wirklich von Wert ist, als einheitliches Recht besitzen. Auch heute noch ließen sich ganze Kapitel aus dem Entwurfe herausschneiden, um als Spezialgesetze verwendet zu werden. Wenn dann neben diesem Vorschreiten der Reichsgesetzgebung zugleich die Landesgesetzgebungen sich die Mühe hätten geben wollen, in den aus früherer Zeit überkommenen, teilweise recht wüsten Rechtszuständen ihrer Länder einigermaßen aufzuräumen, so würden wir auf diese Weise zu einer vernünftigen Rechtseinheit gekommen sein, ohne so vieles Wertlose, dessen Folgen sich gar nicht überblicken lassen, mit in den Kauf nehmen zu müssen. Eine wirkliche Rechtseinheit, d. h. eine volle Übereinstimmung der Rechtsanwendung in allen Teilen des Reiches, ist ohnehin eine Ideal, das sich nie verwirklichen wird. Namentlich wird mindestens noch ein Menschenalter hindurch auch das einheitliche Zivilgesetzbuch von dem landrechtlichen Juristen ganz anders verstanden werden, als von dem gemeinrechtlichen, und wieder anders von dem Juristen des französischen Rechtes. Auch darin haben wir an dem Zivilprozeß das lebendige Beispiel.

Statt in der gedachten Weise zu verfahren, hat man — gleichsam à fonds perdu — zur Anfertigung eines Zivilgesetzbuches Auftrag gegeben. Nach einer langen Reihe von Jahren liegt jetzt — ich glaube, daß dies wohl ziemlich allgemein anerkannt werden wird — ein wenig ansprechendes Werk vor. Soll dieses nun doch zum Gesetze erhoben und damit die ganze Rechtsentwicklung in Deutschland zum Abschluß gebracht werden? Dann würden wir neben dem übel ausgefallenen Zivilprozeß auch noch ein unbefriedigendes materielles Recht haben. Für den

Digitized by Google

Mißerfolg der Zivilprozeßordnung kann es noch zur Entschuldigung dienen, daß sie zur Zeit ihrer Einführung fast allgemein für ein Mustergesetz gehalten wurde. Für das Zivilgesetzbuch würde diese Entschuldigung nicht zutreffen. Denn unsre juristisch gebildeten Staatsmänner können schon jetzt nicht darüber zweifeln, daß dasselbe für die Rechtsprechung keine wünschenswerte Errungenschaft sein wird. Sonderbar! Während auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens das Reich unserm Volke Gutes, ja zum Teil Vortreffliches gebracht hat, scheinen ihm auf dem Gebiete der Privatrechtspflege, die man in frühern Zeiten als die erste Aufgabe des Staates betrachtete, nur Fehlgriffe beschieden zu sein!*)

Hochlandsgeschichten.

Auf dem engen und zusehends sich verengernden Boden der Dorfgeschichte, insbesondre der bairischen „Hochlandsgeschichte," wie sie eigens benannt wurde, bieten Ludwig Ganghofer und Maximilian Schmidt, derzeit die einzigen Pfleger dieser Gattung von Erzählungen, deutlich erkennbare Gegensätze. Der ältere, Schmidt, zugleich der gelehrtere und der, der ständig in Baiern lebt, hat seine Stellung zum Hochlande Bayerns als Patriot, als Kulturhistoriker, als Ethnograph gewonnen; der jüngere, der seit bald zehn Jahren nur zeitweilig, zur sommerlichen Ferienzeit oder bei einer verheißungsvollen Jagd, seine bairische Heimat besucht, im übrigen aber sich vielfach an Wien gebunden hat, ist unmittelbarer, unbefangner, frischer, frei von jenen an sich löblichen Tendenzen, er schildert das Hochgebirgsvolk und das Bauerntum, weil es sein Naturell man möchte sagen wahlverwandt anspricht und seiner dichterischen Gestaltungskraft sich am bequemsten anpaßt. Maximilian Schmidt will als Lokalpatriot bei der Unterhaltung auch die Kenntnis seines Gebirgswinkels in jeder Beziehung verbreiten: er flicht historische Mitteilungen, Kostümstudien, wirtschaftliche Bemerkungen, philologische Glossen in seine Erzählungen ein; Ganghofer will nur unterhalten. Jedenfalls gewinnt dieser durch sein frisches Zugreifen die Leser mehr, als jener durch seine wohlmeinende Gelehrsamkeit. Ganghofer hat aber noch mehr voraus: weil er dichterisch ursprünglicher und stärker ist, setzt er sein ganzes Können an die Ausbildung der Charaktere, auf die Erfindung drastischer Szenen, und er ist in dieser Richtung glücklich genug. Schmidt ist mehr sentimental, seine Menschen haben etwas Molluskenhaftes, seine Erfindungen sind ohne rechten Reiz, selten ist er

*) Der Verleger der Grenzboten wird von diesem Aufsatze einen besondern Abdruck herstellen, der im Buchhandel zu beziehen ist.

Digitized by Google

spannend, zuweilen hat man Mühe, ihm aufmerksam zu folgen. Am bezeichnendsten drückt sich dieser Gegensatz zwischen den zwei Erzählern in ihrer sehr verschiednen Behandlung des Dialekts aus, der für diese Gattung von Erzählungen doch sehr wichtig ist. Schmidt bestrebt sich, ihn mit peinlichster Treue zu schreiben; Ganghofer hat sich eine Art von süddeutschem Messingisch zurechtgelegt. Durch diese Vermittlung zwischen Dialekt und Schriftsprache kommt er einem größern Leserkreise entgegen. Die Färbung des Hochdeutsch genügt gerade, um bäurisch derbe Art und Urwüchsigkeit zu charakterisiren; die pedantische Treue Schmidts wird nur von dem engern Kreise der Landleute dankbar gewürdigt werden. Auch im Humor ist Ganghofer dem ältern Erzähler zweifellos überlegen; die „Fuhrmännin" wird ihm Schmidt nicht nachschreiben. Der Dramatiker in Ganghofer kommt seinen Erzählungen jedenfalls zu Gute. Freilich hütet er sich nicht vor Übertreibung: er opfert dem überraschenden Effekt, der Verblüffung, der atemlosen Spannung in der Handlung leicht die Wahrscheinlichkeit derselben, und weit mehr ein Naturell, ein Phantasiemensch als ein tiefer Denker, gerät er wohl auch in Verlegenheit, die heraufbeschworenen Schicksale und Verwicklungen in ebenso großem sittlichen Geiste befriedigend zu ordnen und zu lösen, als seine Phantasie sie farbenprächtig darzustellen vermocht hat. Bei Schmidt gewinnt man das Gefühl, daß er sich in der Dorfgeschichte selbstgenügsam wohl fühle, ohne das Bedürfnis, den Kreis seiner epischen Kunst auf eine größere Welt zu erweitern; kaum ragen Motive aus dem Verkehr zwischen Dorf und Stadt in seine Erzählungen hinein. Ganghofer rüttelt an den Stangen seines Käfigs. Er hat sich schon einmal an einem sozialen Romane versucht, freilich mit sehr geringem Erfolge, er ist geschwind wieder zu seiner erprobten Dorfgeschichtschreibung zurückgekehrt. Aber man wandelt nicht ungestraft unter den Arkaden der Wiener Kaffeehäuser und nimmt selbst als Hochländler von der bewegtern Großstadtluft etwas an. Er wird doch nach und nach die Lodenjoppe mit dem Salonrock vertauschen.

Anlaß zu diesen allgemeinen Betrachtungen gab uns die Lektüre der neuesten Bücher der zwei genannten Erzähler.*)

„Der Musikant von Tegernsee" hat eigentlich einen humoristischen Kern, allein die vielen häßlichen Szenen, Handlungen und Charaktere, die Schmidt um diese gruppirt hat, lassen den Humor nicht recht aufkommen, und der Held selbst, der Musikant, ist zu brav, zu nüchtern, um ästhetisch zu fesseln. Er steht im Mittelpunkt mit der Almerin Cilli; sein Porträt hat Mathias Schmidt vor dem Buche als Titelbild gezeichnet: ein hübscher Bursch, der aber die Augen so weinerlich verdreht, daß er ganz andre Vorstellungen erweckt, als sie die Erzählung fordert. Cilli ist aus wohlhabendem Bauernhause; nur die schlechte

*) Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte von Maximilian Schmidt. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1888. — 's Liserl. Erzählung vom Ammersee von Maximilian Schmidt. Ebenda. (Gesammelte Werke VI. VII.) — Der Unfried. Ein Dorfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp., 1888.

Digitized by Google

Behandlung, die sie durch ihre Stiefmutter erlitt, zwang sie, in fremde Dienste zu treten. Auf der Alm lernt sie der Jäger Franz kennen und verliebt sich in sie. Er ist aber eine Art von Dorfstreber, möchte bald Förster werden und bedarf also einer bessern Frau, einer „gebildeten." Darum bemüht er sich, die schöne, aber sonst ganz urwüchsige Dirne zu erziehen. Um sie im Zitherspielen auszubilden, bestellt er seinen Freund Baptist, den Musikanten von Tegernsee, ein musikalisches Dorfgenie, das alle Instrumente zu spielen versteht, wegen seiner harmlosen Gutmütigkeit auch überall beliebt ist. Nun verliebt sich aber Cilli in den Musiklehrer (wie jeder städtische Backfisch); den Franz hat sie eigentlich nur als guten Freund um sich gelitten. Baptist geht seitdem kopfhängerisch umher; seiner guten Seele widerstrebt der Verrat am Freunde. Allein die Liebe ist doch stärker, und Cilli giebt ihm klare Zeichen ihrer Neigung. In dieser Not findet Baptists Mutter ein Auskunftsmittel. Dem Streber Franz will sie weißmachen, daß die alte närrische Jungfer Urschi, die mit ihrer im Dienste der hohen Herrschaften in München erworbenen Bildung auf dem Lande großthut, eigentlich besser zu ihm passe, als die Magd Cilli. Und wirklich, Franz geht auf den Leim, läßt sich von der Jungfer herumkriegen, sagt der Cilli ab und tritt sie förmlich dem Freunde Musikus ab. Damit hätte die Geschichte ein Ende, ein allzu frühes freilich für einen starken Band, der geschrieben werden muß; sie hätte gerade nur für eine heitere Blüette hingereicht. Da setzt aber Schmidt mit einer andern Wilddieb- und sonstigen Kriminalgeschichte ein, die im Grunde nichts mit dem gegebenen Hauptmotiv zu thun hat und auch den Musikanten in den Hintergrund drängt. Diese Geschichte wiederzugeben, können wir füglich unterlassen, sie ist recht unerquicklich. Genug, daß sie nicht dazu dient, den Charakter Baptists weiter zu entwickeln, vielmehr wird Franz ihr wankelmütiger Held; er hat schnell bereut, sich von Cilli losgesagt zu haben, besteht auf seine vermeintlichen Liebhaberrechte, und die andern Beteiligten sind merkwürdigerweise zu schwach und zu feig, sich seiner zu erwehren.

Auch in der sentimentalen, an Handlung weit ärmern „Erzählung vom Ammersee" spukt das Kriminal überall herum. Wie in der erstern die Geschichte Tegernsees ausführlich von den alten Zeiten her berichtet wird, so müssen im „Liserl" die Legende der heiligen Elisabeth, die Geschichte des Klosters Andechs, der Wartburgkrieg, der Sängerstreit mit Klingschor und ausführliche Mitteilungen über die „Devotions"-, Stroh- und Holzindustrie der Gegend die Lücken der Handlung füllen, was weder geschmackvoll noch besonders kurzweilig ist. Auch hier stehen ideale Seelenreinheit und realistische Bauernrohheit unvermittelt nebeneinander; auch hier ist das Mädchen eine große Schönheit, fabelhaft treu und ebenso dumm. Auch hier werden uns Wandlungen von Charakteren als glaubhaft zugemutet, die wir höchst unwahrscheinlich finden; und natürlich finden sich auch hier die Liebenden, nachdem sie sich gegenseitig alle möglichen Opfer gebracht haben, und nachdem der ungeliebte, aber zudring-

Digitized by Google

liche Freier abgefertigt worden ist. Der Held ist hier auch ein Kunstgenie. Hans hat in seiner Jugend nicht gut gethan; er wurde sogar in die Zwangsarbeitsanstalt zu Andechs gesteckt, um nicht ganz verwahrlost zu werden. Das Liserl aber weiß dem Buben Dank, weil er ihr einmal, als sie im Kindesalter am See waren und sie ins Wasser fiel, das Leben gerettet hat. In Wahrheit pflegen Kinder für dergleichen Erlebnisse kein Gedächtnis zu haben. Das Liserl hat nun seinerseits einmal Gelegenheit, den Hans vor Verbrechen und Zuchthaus zu bewahren, und damit wären sie nun quitt, wenn sie nicht, so jung sie auch sind, in einander „für Leben und Ewigkeit" verliebt wären. Hans bessert sich in der That in der Zwangsarbeitsschule; König Ludwig I. muß kommen, sein Talent für bildende Kunst zu entdecken und ihm aus seiner höchsteignen Privatschatulle die Mittel zur vollen Ausbildung in München zu geben. Nach acht Jahren, indessen Hans an kein andres Mädel als an das Liserl und sie an keinen andern Buben als an ihn gedacht hat, kommt er als fertiger, tüchtiger Ciseleur ins Heimatsdorf zurück, obwohl er doch wissen muß, daß die Erinnerung an seine Jugendstreiche ihm dort wenig Freundschaft gewinnen kann. Und er kommt gerade dazu, als die Eltern Liserls, eigennützige, beschränkte Krämerseelen, das Liserl, ohne sie auch nur zu fragen, mit dem dummen, aber reichen Sohne eines Geschäftsfreundes öffentlich „versprechen." Hans benimmt sich dabei sehr dumm. Von der Großmutter Liserls läßt er sich nasführen und mit guten Worten zum Verzicht auf die Geliebte bewegen. Nun tritt wieder ein Zuchthäusler in Aktion u. s. w. Schließlich kriegen sie sich doch noch, der Hans und das Liserl.

Wenn Maximilian Schmidt auf den Titel seines Buches die Bemerkung geschrieben hätte: „Erzählung für die reifere Jugend," so hätten wir vielleicht den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung derselben finden können; wir hätten schließlich zugestanden, daß es eine nicht unpassende Jugendlektüre sei. Für ältere Leser ist sie aber doch gar zu simpel.

Ganghofer hat in seinem „Unfried," dem ersten Dorfroman, den er geschrieben, einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht. Läuft auch die Erzählung fatalerweise wieder einmal in eine Kriminalgeschichte aus, so ist sie doch zum größern Teile ein wahres Charakterdrama. Es stehen da Menschen in kräftiger Leiblichkeit, in scharfer Individualisirung überzeugungsvoll und liebenswert, jeder in seiner Art, vor unsrer Phantasie, sie fesseln uns persönlich, nicht bloß durch die Handlung. Darin liegt der große künstlerische Wert der bedeutenderen ersten Hälfte des Buches. Dabei ist die Komposition klar, übersichtlich, fein berechnet, Schritt für Schritt wohl abgewogen, einzelne Szenen sind schon pantomimisch von großer Beredsamkeit, Knotenpunkte der Handlung. Freilich läßt sich das Bedenken nicht unterdrücken, daß gerade der „Unfried," die schöne Kuni — eine Schwester oder mindestens Base der Sternsteinhofbäuerin von Ludwig Anzengruber —, nicht ganz widerspruchsfrei charakterisirt worden ist; es

Digitized by Google

werden ihr Eigenschaften beigelegt, die psychologisch nicht ganz zusammenstimmen wollen.

Der Pointnerhof in irgend einem bairischen Gebirgsdorfe ist die Stätte des schönsten Friedens und satter Zufriedenheit für alle Insassen. Der alte Pointner, ein guter Mensch, ist seit einigen Jahren verwitwet, aber noch nicht so alt, um nicht seine harmlose Freude am guten Leben, am Wein, am Essen und an der Bequemlichkeit zu haben. Er hat es auch nicht nötig, zu arbeiten, denn sein Großknecht Götz besorgt die Wirtschaft in musterhafter Weise, und unter dessen Augen wächst der junge Pointner, der kürzlich vom Militärdienst als Reservist heimgekehrt ist, zum tüchtigen Hoferben hoffnungsvoll heran. Die kleine, schwärmerische Liebe, die der Karli für ein armes hübsches Mädchen, die Sanni, im Herzen trägt und die von Götz gebilligt wird, trägt auch nur dazu bei, den jungen Mann vor Abwegen zu bewahren. Viel empfänglicher für schöne Weiblichkeit, freilich auch in aller Harmlosigkeit, ist der alte Pointner; schön müssen die Mägde auf seinem Hofe sein, seitdem die gestrenge Gattin dahingegangen ist. In diese wolkenfreie Idylle tritt mit dem zufälligen und plötzlichen Erscheinen der schönen Kellnerin Kuni aus Rosenheim der Unfried ins Haus. Kuni hat ihre Stelle aufgegeben, ist auf der Wanderung in die Heimat begriffen, und indem sie im Dorfe rasten will, kommt sie am Pointnerhof vorbei. Der alte Hofbauer sieht sie vom Fenster aus ratlos den Weg suchen und bietet der schönen, schmuck und fesch gekleideten Fremden gastlich einen Imbiß. Kuni nimmt das Angebot an, und es dauert nicht lange, so hat der Bauer ihre Lage erfahren; eine sympathische Haushälterin hat er sich schon längst gewünscht, und leicht hat er die Landfahrerin, die seine Schwächen mit der geübten Männerkenntnis der Kellnerinnen durchschaut hat, dazu bestimmt, in seinen Diensten zu bleiben. Götz und Karli erfahren nur die vollzogene Thatsache, und wenn sie auch mißtrauisch gegen die hergelaufene Dirne sind — Kellnerinnen stehen auf dem Lande nicht in gutem Rufe —, so lassen sie doch dem Bauer ohne viel Widerspruch sein Vergnügen. Der alte Pointner äußert dieses auch in sanguinischer Lebhaftigkeit vor allen Leuten. Seitdem die Kuni auf den Hof gekommen ist, dünkt der ihm doppelt so schön, die Sonne ist ihm neu aufgegangen. Kuni ist auch eine fleißige und kluge Wirtin, die sich Respekt zu verschaffen versteht, und weder Götz noch Karli können ihr was nachsagen. Allein sie ist ehrgeizig, und in den jungen Hoferben hat sie sich verliebt. Warum soll sie nicht seine Bäuerin werden können? Sie hat wohl gemerkt, daß er eine andre im Herzen trägt, sie hat die kleine, schwächliche Sanni schon gesehen — diese aber wird sie doch ausstechen können? Gegen die verliebte Zärtlichkeit des alten Pointner ist Kuni von artiger Kühle, aber Karli kommt sie überall entgegen, obgleich er unempfindlich bleibt. In diese Lage bringt die Einberufung Karlis zu den Manövern eine entscheidende Wendung. Den Abschied seines abgöttisch geliebten Sohnes feiert der alte Pointner durch ein üppiges Essen

Digitized by Google

und Trinken auf seiner Stube mit ihm und Kuni; Götz, der sich immer vor Kuni zurückhält und sein Mißtrauen nicht verbergen kann, kommt nur ab und zu einmal dahin. Der alte Pointner wird gegen Kuni in seinem Rausche immer zärtlicher, Karli immer kühler, Kuni ist entschlossen, den Jungen im Sturme zu nehmen. Allein mit ihm, rechnet sie auf seine im Rausche unbewachte Sinnlichkeit, sie geht so weit, als es überhaupt möglich ist — jedoch, die Sanni im Herzen, bleibt Karli der keusche Josef vor dieser ländlichen Potiphar und reist am folgenden Morgen, nicht ohne Kuni zu verspotten, nach München ab. Diese aber hat in derselben Nacht aus Rache gegen Karli einen andern Streich verübt, der zur Folge hat, daß sich sein Vater, der alte Pointner, mit ihr noch am selben Tage verlobt. Die wilde Szene nun zwischen Vater und Sohn, unmittelbar vor der Abreise, ist höchst merkwürdig. In München, wo er es im Kreise der alten Kameraden so lustig haben könnte, verbringt Karli eine traurige Zeit: daß sich sein Vater mit der hergelaufenen Kellnerin vermählen sollte, drückt ihn ganz darnieder. Er zieht Erkundigungen nach Kuni ein, sie lauten nicht erbaulich. Zwar ihr persönlich kann man in der Frauenehre nicht nahetreten, allein ihre Herkunft ist dunkel. Sie ist ein uneheliches Kind, vom Vater weiß man nichts, er gilt als verschollen. Ihre Mutter war dann an einen Wirt verheiratet, der sie roh behandelte, die jüngern Stiefbrüder haben sie auch, so lange sie im Hause war, mißhandelt. Das ist alles, was Karli erfährt, es genügt, um ihm die Verbindung seines Vaters mit der Haushälterin als sehr unpassend erscheinen zu lassen. Er schreibt auch in diesem Sinne an den Vater. Von großer Schönheit ist es dabei, daß nicht eigennützige Beweggründe, wie etwa die Furcht um das bedrohte Erbteil, in Karli wirken, sondern bloß die Liebe um den in Ehren grau gewordenen Vater, der noch in seinen alten Tagen vor einem dummen Streiche bewahrt werden muß. Der Pointner schreibt auch trotz jener Rauschszene einen liebevollen, ja heitern Brief an seinen guten Karli in München (dieser Brief ist ein Meisterstück). Darnach wäre die Kuni aus dem Haus in ihre Heimat abgegangen, und der Friede wäre gesichert. Doch wer beschreibt die Überraschung Karlis, als er, voller Zufriedenheit ins Dorf zurückkehrend, gerade dazu kommt, wie sich der Hochzeitszug seines Vaters und der Kuni unter lärmender Musik von der Kirche zum Wirtshaus bewegt! Karli ist außer sich. Er eilt zu Götz, um sich Aufklärung zu holen — der treue Diener seines Hauses zuckt nur die Achseln, er habe nichts verhindern können. Ja, jener Brief des Alten war schon richtig gewesen, Kuni war einige Tage wirklich weg, aber sie ist wieder gekommen, mit Dokumenten wahrscheinlich, die den Bauern beruhigten. Was ihn beruhigte, das erfährt Karli jetzt und auch später ebenso wenig als der Leser — eine der Lücken in der Motivirung. Man muß annehmen, daß der Pointner eben zu schwach gewesen sei, der Koketten zu widerstehen. Aber die Hochzeit selbst hat ihn doch herabgestimmt; vor dem eignen Sohne schämt er sich, und merkwürdig ist es zu sehen, wie er um Karlis An-

Digitized by Google

wesenheit beim Festessen bettelt, wie er ihn triumphirend ins Wirtshaus bringt, wie er den Sohn mehr feiert als die neue Gattin: Szenen tief rührenden Humors, welche die lautere Herzensgüte, die gepaart ist mit reuevoller Willensschwäche im alten Pointner, in wahrhaft dichterischer Weise darstellen.

Auf diesem Höhenpunkte der Handlung tritt der Umschlag auch in künstlerischer Beziehung ein. Ihre Vergangenheit wird Kuni zum Verhängnis. Daß sie selbst als gänzlich unschuldig daran geschildert wird, und daß dennoch hier Mächte eintreten, die ihr Leben zerstören, daß demnach zwischen ihrer wahren Schuld (der Verführung) und jener Vergeltung nur das äußerliche Band des Zufalls besteht, ist der Fehler der Handlung. Auch fällt Kuni von da ab aus ihrem Charakter. Ein Widerspruch ist es schon, daß von ihr als Kellnerin behauptet wird, sie wäre abweisend kalt und spröde gewesen, und dennoch benimmt sie sich mit dem Eintritt auf dem Pointnerhof wie eine erfahrene, raffinirte Kokette. Wie hat sie diese Künste sich erworben? Anderseits hat sie sich bisher klug, entschlossen, energisch benommen; jetzt verliert sie plötzlich alle diese Tugenden. Warum? Weil sich einer ihrer Stiefbrüder, ein Taugenichts und Stromer, bei ihr einfindet und sie dadurch, daß er mit dem Verrat ihres Geheimnisses droht, zwingt, ihm in ihrem Hause Unterkunft und Kost zu gewähren. Sie war glücklich, ihr Dasein endlich gesichert zu haben; jetzt ist es plötzlich durch diesen schlechten Kerl bedroht. Und ihr Geheimnis? Es besteht darin, daß ihr leiblicher Vater wegen eines Mordes ins Zuchthaus gekommen war. Den Vater kennt man nicht; aber die Schande ruht auf der Tochter, die jetzt Pointnerbäuerin geworden ist. Es kommt nun so weit, daß Gregor, der Stromer, am Hofe aller Welt das Leben verbittert und ganz besonders mit Götz in Streit gerät. Und es gelingt dem rachsüchtigen Stromer, zu entdecken, daß Götz, der Mustermensch, die Säule des Hofes, selbst zwölf Jahre im Zuchthause gesessen hat, eines Mordes wegen. Diese Entdeckung hat zur Folge, daß der zerschmetterte Götz sein ganzes Leben, bevor er Abschied nimmt, enthüllt, wobei offenbar wird, daß er selbst Kunis Vater ist. Karli, der in Götz seinen Meister verehrt, will ihn um keinen Preis ziehen lassen, lange Jahre rechtschaffenen Lebens hätten eine That der Liebeseifersucht vollauf gesühnt; der alte Pointner, der in voller Logik seines schwachen Charakters das Gerede der Leute fürchtet, ist weniger dankbar — Götz entflieht in dunkler Nacht mit Kuni, die in überraschender Sentimentalität glücklich ist, den nie gekannten Vater gefunden zu haben. Nach einem Jahre stirbt sie im Gebirge, und Götz begräbt sie. Karli heiratet seine Sanni, und der Friede kehrt wieder ein.

Dies die phantastisch endigende Haupthandlung. Daneben läuft die tragikomische Geschichte des Bygotters, des Vaters der Sanni: die Schilderung eines religiös Wahnsinnigen, seiner Narreteien und des Unheils, das er anrichtet. Der Bygotter ist ein aus Amerika zurückgekehrter Dorfinsasse. Von drüben hat er mit der Not auch den Wahnsinn heimgebracht. Er schwört nur aufs alte

Digitized by Google

Teſtament, predigt gegen Kirche und Pfarrer, quält die kindlich ergebene Sanni, und ſchließlich will er ſie Gott in gleicher Weiſe opfern, wie Abraham den Iſaak opfern wollte. Der rettende Schutzengel iſt natürlich Karli. Eine phantaſtiſche Geſchichte, die aufregend, romantiſch, ergötzend wirken ſoll und den Roman von der edlern Höhe des Charakterſpieles herabzieht. Man darf indes hoffen, daß Ganghofer bei ſeiner großen Geſtaltungskraft nach und nach auf ſolche romantiſche Zugaben verzichten und als Dorfgeſchichtenſchreiber jene Bahn verfolgen wird, die Anzengruber mit ſeinem „Sternſteinhof“ eröffnete und die Ganghofer ſelbſt im „Unfried“ teilweiſe wenigſtens mit Glück betreten hat: die Bahn der großen Kunſt, welche alles menſchliche Schickſal nur als das Erzeugnis des eignen Willens und Charakters erkennt.

Wien. Moritz Necker.

Zur politiſchen Lage.

Es giebt zwei Dinge auf dem Gebiete der deutſchen Politik, die wir mit aller Beſtimmtheit als der Unmöglichkeiten unmöglichſte, als vanitatum vanitatem bezeichnen dürfen, und die gleichwohl von dem dabei beteiligten Auslande immer wieder im Lichte des Möglichen geſehen und darnach behandelt werden: die freiwillige Rückgabe Elſaß-Lothringens an Frankreich und die Wiedervereinigung Nordſchleswigs mit Dänemark auf Grund einer von uns geſtatteten Abſtimmung der dortigen Bevölkerung. Mit dem letztern Verlangen haben wir es hier zunächſt zu thun, da es vor kurzem wieder einmal geſtellt und, allerdings ohne unmittelbare Nennung der Sache, aber ſehr verſtändlich und entſchieden abgewieſen worden iſt, geſtellt zwar nicht vom offiziellen Dänemark, aber von einem andern guten Freunde des deutſchen Reiches, dem offiziöſen Rußland, und abgewieſen mit der kräftigſten Redewendung von keinem geringeren als vom deutſchen Kaiſer ſelbſt.

Wenige Tage nach der Begegnung des letztern mit dem Zaren, an die ſich, ſoweit es auf den guten Willen der beiden Herrſcher ankommt, mit Recht allerlei Hoffnungen knüpften, begannen ſich unſre Feinde in der moskowitiſchen Preſſe von neuem zu regen und, wenn auch nicht mit der frühern bittern Bosheit, doch deutlich genug ihre tiefwurzelnde Abneigung vor uns und das, was ſie infolge derſelben wünſchen und nicht wünſchen, kundzugeben. Es bekümmerte uns das wenig; denn es waren ja nur Privatſtimmen, die ſich in dieſer Weiſe vernehmen ließen, obgleich es bedenklich ſcheinen kann, daß man ihnen auch nur

Digitized by Google

diese Friedensstörung erlaubte. Sehr auffällig dagegen war es, wenn dann der halbamtliche Nord in Brüssel den Besuch Kaiser Wilhelms in Kopenhagen benutzte, um die für uns längst nicht mehr vorhandene oder doch nur in dänischen Zeitungen zuweilen noch spukende nordschleswigsche Frage wieder aufzurühren, als ob sie noch der Erörterung unterläge und in dänischem Interesse gelöst werden könnte. Jeder einigermaßen eingeweihte weiß indessen, daß in dem Brüsseler Organe der russischen Diplomatie der Baron Jomini seine Pfeile gegen Deutschland zu verschießen pflegt, der als Staatssekretär im Petersburger auswärtigen Amte schon unter Gortschakoff in dieser Weise thätig war. (Der ebenfalls offiziöse „Herold“ in Petersburg hat zwar inzwischen bemerkt, der Artikel des Nord gehöre auf eigne Rechnung der Redaktion des Blattes, es ist aber nicht Jominis Stimme, die das erklärt.) Jomini gehört zu unsern bittersten und eifrigsten Gegnern und ist umso gefährlicher, als er sich nicht, wie seine panslawistischen Freunde, mit seiner Persönlichkeit hervordrängt, sondern versteckt, gleichsam unterirdisch nach seinen Zielen hinarbeitet, und als er sich dabei auf staatsmännische Erfahrung und Übung in diplomatischen Kunstgriffen stützt. Nichts charakterisirt die russischen Regierungszustände mehr als die Thatsache, daß ein uns wohlwollender und friedliebender Staatsmann wie Giers diesen Maulwurf und seinesgleichen neben sich dulden muß, und man darf wohl sagen, daß, so lange Jomini im Amte bleibt, sein Einfluß es zu keiner dauernden Verständigung Rußlands mit Deutschland und zu keiner Befestigung des Weltfriedens kommen lassen wird. Als selbstverständlich ist anzunehmen, daß Giers mit dem Artikel des Nord nichts zu thun hatte, aber man merkt daraus, daß die Unterströmung, die während der Kaisertage in Peterhof gestaut war und nur schwach floß, wieder Kraft und Fülle gewinnen will, und wenn wir uns auch mit dem im Grunde festen Charakter und der aufrichtigen Friedensliebe des Kaisers Alexander einigermaßen über sie getröstet finden, so sind wir doch keineswegs ganz sicher, daß sie ihn nicht einmal zu Entschlüssen fortreißen wird, die ihm gegenwärtig fern liegen.

Der Nord glaubte, darauf hinweisen zu müssen, daß der fünfte Artikel des Prager Friedensvertrages, wonach eine Abstimmung der Bevölkerung Nordschleswigs über dessen Schicksal endgiltig entscheiden solle, ausgeführt werden müsse, da dies die unumstößliche Bedingung einer wahren Versöhnung Dänemarks mit Deutschland sei. Man könne demzufolge behaupten, daß, wenn die Reise Kaiser Wilhelms nach Kopenhagen auch eine gewisse Annäherung zwischen dem Berliner Hofe und dem dänischen hervorgerufen habe, durch jenen Besuch anderseits, indem er die schleswig-holsteinische Frage wieder in den Vordergrund gezogen habe, die alte nationale Zwietracht zwischen Deutschland und Dänemark von neuem angefacht worden sei. Das Organ des deutschen Reichskanzlers entnahm daraus, daß diejenigen russischen Politiker, welche hinter jenem belgischen Blatte stehen, noch immer die Absicht verfolgen, uns bei Gelegenheit eines et-

Digitized by Google

waigen Krieges im Verein mit Frankreich einen möglichst großen Teil von Schleswig wieder abzunehmen. Das ist ohne Zweifel richtig, nur bleibt abzuwarten, ob die Absicht zu einem Versuche, sie auszuführen, werden und ob in solchem Falle der Versuch gelingen wird. Es wäre das eine bloße Machtfrage. Die Rechtsfrage ist schon lange aus der Welt geschafft, auch hatte der Artikel 5 niemals ganz die Bedeutung, welche ihm von den Gegnern Preußens und Deutschlands beigelegt wurde. Er lautete: „Seine Majestät der Kaiser von Österreich überträgt auf Seine Majestät den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogtümer Holstein und Schleswig mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen." Das ist alles. Wann die Abstimmung stattfinden, wann ihr die Abtretung folgen sollte, welche nördlichen Distrikte, ob die bis zur Gjennerbucht oder die bis an die Flensburger Föhrde oder die bis zur Schlei und zum Dannewerke, war nicht gesagt, man konnte bloß an einen schmalen Landstreifen längs der jütischen Grenze, man konnte auch an Einschluß Angelns, Nordfrieslands und der Inseln Alsen und Föhr denken. Ferner hatte Dänemark mit dem Prager Frieden nichts zu schaffen, er wurde nicht mit ihm, sondern einzig und allein zwischen Preußen und Österreich abgeschlossen, und nur diese Mächte erwarben durch ihn Rechte und Ansprüche. Nicht gegen Dänemark oder eine andre am böhmischen Kriege unbeteiligt gewesene Macht, sondern nur gegen Österreich verpflichtete sich Preußen in örtlich und zeitlich so wenig bestimmter Weise vorkommendenfalls zur Abtretung eines Teiles von Schleswig an den König von Dänemark. Außer Österreich, das als früherer Mitbesitzer des im deutsch-dänischen Kriege durch Eroberung erworbenen Schleswig-Holstein wenigstens einigen Anlaß hatte, in der deutsch-dänischen Nationalitätsfrage gehört zu werden, hatte kein andrer Staat die völkerrechtliche Befugnis, auf die Ausführung des Artikels 5 des Prager Friedens zu dringen. Österreich bediente sich derselben niemals, ja es schloß am 11. Oktober 1878 mit Preußen einen Vertrag ab, worin es ausdrücklich auf sein Recht verzichtete und einwilligte, daß Artikel 5 des Prager Friedens „außer Giltigkeit gesetzt" werde.

Niemand also ist gegenwärtig befugt, vom deutschen Reiche die Ausführung des Artikels 5, den der Nord ausgegraben und künstlich wieder zu beleben versucht hat, zu verlangen, auch Dänemark nicht, und noch viel weniger die russische Diplomatie. Daß wir aber nicht von freien Stücken an einen solchen reaktionären Akt in unsrer auswärtigen Politik denken, und daß wir uns von keiner Macht der Welt mit den Waffen dazu oder zu einem andern Opfer an unsern notwendig gewesenen und gerecht erworbenen heutigen Grenzländern zwingen lassen werden, daß wir dieselben vielmehr mit Einsetzung aller Kräfte der Nation verteidigen werden, hat Kaiser Wilhelm als der berufene Wortführer

Digitized by Google

der letztern in seinem Trinkspruche bei der Enthüllung des Frankfurter Standbildes Prinz Friedrich Karls nach Osten und nach Westen hin unzweideutig und entschlossen verkündet. Seine Worte enthielten keinerlei Bedrohung des Friedens, aber eine eindringliche Warnung für Störer des Friedens. Deutschland hat im Norden, dann im Westen Kriege führen müssen, aber nur, um sich einen festen Frieden zu sichern. Es hat gesiegt und erobert, aber nur, um die Grenzen zu gewinnen, die ihm bleibende Ruhe vor dem Erbfeinde im Westen und dessen wahrscheinlichem Bundesgenossen im Norden für den Fall eines Angriffes von Westen her verbürgten. Auch an den Osten war damals zu denken, als wir uns die transalbingischen Herzogtümer angliederten, und es wird noch heute daran gedacht, wenn wir sie „op ewig ongedeelt“ behalten wollen. Niemand bei uns verlangt, so stark er sich auch fühlt, irgend welche weitere Erwerbung. Unsre Nachbarn sind vor uns sicher, so lange sie uns bei der so lange ersehnten und endlich errungenen Sicherheit vor ihnen belassen wollen.

So faßt, soweit sich in diesem Augenblicke sehen läßt, auch das Ausland, namentlich die öffentliche Meinung in Österreich und England, die denkwürdige Kaiserrede auf, und wenn Organe derselben in Paris sie anders deuten, so können wir nicht dafür, und ihr großsprecherischer Verdruß läßt uns kalt. In England hält die Presse, wie es scheint, die kaiserliche Erklärung für lediglich gegen Frankreich gerichtet, sonst wird sie von ihr richtig verstanden und günstig beurteilt. Ein paar Beispiele werden genügen. Daily News meint, die Rede Kaiser Wilhelms des Zweiten könne nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen, und sagt dann: „Es würde im Interesse Frankreichs und ganz Europas tief zu beklagen sein, wenn französische Staatsmänner sich für diese Worte zu empfindlich zeigen sollten. Im Grunde hat der Kaiser ihnen nichts gesagt, als was sie nicht vorher gewußt haben müssen. Vom Schlusse des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich gestaltete sich der Einfluß des erstern unzweifelhaft zu Gunsten des Weltfriedens. Deutschland hat keinen Anlaß, eine auf Abenteuer ausgehende und angriffslustige Macht zu sein. Es giebt einige Dinge, für die es kämpfen wird, und das allein ists, was uns der Kaiser gesagt hat. Die Enthüllung des Denkmals für den kriegerischen Prinzen Friedrich Karl gab den geeigneten Anlaß zu einer Erklärung, die nicht hervorgerufen zu sein schien und in einigen Kreisen sogar als Herausforderung betrachtet werden dürfte. Die Welt weiß jedoch nunmehr aus bester Quelle, wofür, wie der Kaiser glaubt, sein Volk kämpfen wird. Wir können nicht einsehen, weshalb die Verkündigung das Ergebnis haben sollte, die einzige europäische Großmacht, welche sie berührt, zu einem voreiligen Unternehmen anzuspornen.“ Auch der Morning Advertiser läßt sich über die Rede nicht pessimistisch vernehmen, wenn er schreibt: „Die Äußerungen des Kaisers werden allenthalben auf dem Festlande geprüft und sorgfältig abgewogen werden, aber niemand überraschen. Überraschung würden nur weniger nachdrückliche und entschlossene Gesinnungen und Anschauungen hinsichtlich der Be-

Digitized by Google

hauptung jenes Gebietes, welches mit so großen Opfern von Frankreich gewonnen wurde, als eines Teiles des deutschen Reiches hervorgerufen haben. . . . Die vom Kaiser kundgegebenen Gesinnungen sind unstreitig die der gesamten Nation, und der Umstand, daß sie so kurze Zeit nach dem Besuche des deutschen Kaisers beim Zaren zum Ausdrucke gebracht wurden, hat eine Bedeutung, welche die Franzosen wahrzunehmen nicht ermangeln werden. Der Kaiser bezeichnete die Gegenwart als eine ernste Zeit, und das war gewiß auch ernstlich überlegt worden. Die beabsichtigte Wirkung war ohne Zweifel die eines Beitrages zur Erhaltung des Friedens, und diese kann nur durch ein einiges, starkes und entschlossenes deutsches Reich verbürgt werden."

Es war selbstverständlich, daß die Enthüllung des Denkmals in der brandenburgischen Stadt Frankfurt dem Kaiser Gelegenheit gab, an sie seine Anerkennung der unter Führung des Prinzen Friedrich Karl von Brandenburgern verrichteten Heldenthaten in der Schlacht bei Vionville auszusprechen, zumal da die Enthüllung mit einem Jahrestage dieser Schlacht zusammenfiel. Aber unsers Wissens geschah es zum ersten male, daß bei einer solchen Feier der Bereitwilligkeit der gesamten Armee und des ganzen großen Volkes der Deutschen, sich für erkämpften Besitz nötigenfalls rücksichtslos zu opfern, gedacht wurde. Die kaiserlichen Worte mit ihrer zuversichtlichen Entschlossenheit konnten auffallen, da sie in eine Zeit hineinschallten, über der seit den Tagen von Peterhof die Sonne des Friedens heller denn seit Jahren zu lächeln schien. Die gewaltige Erklärung hat folglich Gründe, die nicht auf der Oberfläche liegen. Sie wendet sich zunächst gegen die neuerdings von Feinden Deutschlands wieder angestellten Versuche, für immer gelöste Besitzfragen der Deutschen als noch in der Schwebe befindlich darzustellen, und ruft ihnen, die hier noch eine Änderung zu Ungunsten Deutschlands empfehlen, hoffen oder androhen, im Namen eines wohlgerüsteten, zur Verteidigung seines Eigentums mit eisernem Willen entschlossenen Volkes von zweiundvierzig Millionen sein „Unabänderlich," sein „Nimmermehr, beim Leben der Nation!" zu. Nach Dänemark, nach Rußland und nach Frankreich hin hat der Hüter des Reiches, der den Frieden anstrebt, aber den Krieg nicht fürchtet, mit den denkbar stärksten Ausdrücken darauf hingewiesen, daß Heer und Volk im deutschen Staate mit ihrem gekrönten obersten Führer einig sind in dem Glauben, daß unser Bedürfnis wie unsre Ehre uns die Pflicht auferlegen, für die ungeschmälerte Erhaltung der Errungenschaften Wilhelms des Siegreichen bis zu unserm letzten Manne einzustehen. Was unser jugendlicher Monarch in Frankfurt so energisch verkündete, war sein Regierungsprogramm nach außen hin. Durch seine Fahrten nach Petersburg und Kopenhagen hat er bekundet, daß er, so viel an ihm ist, den Frieden erstrebt, durch seine Frankfurter Rede hat er dem Auslande die Stellen bezeichnet, wo dieses Streben seine Schranken hat, und wir hoffen, daß sein Quos ego für geraume Zeit seine Wirkung thun wird.

Digitized by Google

Zum Schlusse noch ein Wort über unsre gegenwärtige Stellung zu Rußland, das mit dem Gesagten zusammenhängt. Diese Stellung könnte besser sein, und es sind Anfänge dazu vorhanden, denen wir aus hundert Gründen von Herzen guten Fortgang wünschen, und die, wie wir fest überzeugt sind, von der deutschen Politik auf jede nur mögliche Weise gefördert werden. Aber die Möglichkeit hat ihre Grenze, die hier nicht bloß durch das Interesse gezogen wird. Noch immer üben auf die russische Politik unberechenbare Gefühle Einfluß, noch immer regieren in hohen Sphären abwechselnd zwei Seelen. Politiker, die an einen vollständigen Umschwung in dem bisherigen Verhältnisse Rußlands zu Deutschland, der infolge des Besuches unsers Kaisers beim Zaren eingetreten sein sollte, nicht glauben konnten, hegten wenigstens die Hoffnung, daß die Zusammenkunft einige Ergebnisse auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik erzielt haben könnte. Aber auch diese bescheidne Erwartung scheint sich als Täuschung herauszustellen. Nicht einmal geringe Transporterleichterungen, geschweige denn einen Handelsvertrag scheint man uns russischerseits zugestehen zu wollen. Das Organ unsers Reichskanzlers erklärt gegenüber der „Moskauer Zeitung," die sich gegen einen Handelsvertrag mit dem deutschen Reiche mit Eifer verwahrte, ein solcher sei unserseits nicht angeregt worden und werde auch nicht angeregt werden; denn die wirtschaftliche Freiheit, welche Rußland nach der Meinung des Moskauer Blattes gegen deutsche Angriffe verteidigen müsse, sei für die deutsche Wirtschaftspolitik gerade den Russen gegenüber ein Erfordernis von höchster Wichtigkeit. Man erinnert sich bei dieser Erklärung an früher erfolgte Andeutungen, nach welchen der wirtschaftliche Krieg, den Rußland gegen uns führt, durch Auflegung von Differentialzöllen auf russisches Getreide, den Hauptausfuhrartikel des Zarenreiches, erwiedert werden sollte, eine Maßregel, die, wenn ein Handelsvertrag bestünde, unmöglich sein würde, und obwohl die Drohung nicht ausgeführt worden ist und die Ausführung wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen dürfte, liegt es doch auf der Hand, daß der deutschen Regierung schon die bloße Möglichkeit eines gelegentlichen Gebrauches dieser Waffe von hohem Werte sein muß. Es ist also nichts mit den optimistischen Erwartungen einer Verständigung zwischen Deutschland und Rußland auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik, und auch aus den angekündigten Zollerleichterungen wird selbst in dem bescheidenen Umfange, von dem zuletzt die Rede war, kaum etwas werden. Übrigens, wenn die Russen nicht nachgeben, so folgen wir ihrem Beispiele in andrer Beziehung. Bald nach der Zusammenkunft der beiden Kaiser wurde angekündigt, die Reichsbank werde den russischen Fonds wieder die Beleihungsfähigkeit zusprechen. Seit vielen Wochen aber hat man vergebens die Erfüllung dieser Meldung erwartet, und jetzt kann mitgeteilt werden, daß an maßgebender Stelle niemals auch nur entfernt an diese Maßregel gedacht worden ist.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobſen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Jennimore thaute mit ihrer Hand ein Loch in das Eis und trocknete das Waſſer dann ſorgfältig mit dem Taſchentuche ab.

Noch war draußen auf dem Fjrod niemand zu ſehen.

Dann fing ſie an, in ihrem Glaskäfig auf und ab zu gehen. Es ſtanden keine andern Möbel draußen als ein Sofa aus gebogenem Holz, und das lag voll von welken Epheublättern, die von den Ranken oben an der Decke abgefallen waren. Jedesmal, wenn ſie daran vorüberkam, raſchelten die Blätter leiſe im Luftzug, und hin und wieder fand ihr Kleid auch ein welkes Blatt auf dem Boden, das es mit kratzendem Laut über die Dielen nach ſich zog.

Auf und nieder ging ſie, ihre traurige Wacht haltend, die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſich hart machend gegen die Kälte.

Endlich kam er.

Mit einem Ruck riß ſie die Thür auf und trat mit ihren dünnen Schuhen hinaus in den eiſigen Schnee. Sie gönnte es ſich, ſie hätte barfuß zu dieſem Stelldichein gehen können.

Niels hatte beim Anblick der ſchwarzen Geſtalt, die ſich gegen den hellen Schnee abhob, geſtutzt, und näherte ſich langſam mit zögernden, forſchenden Bewegungen dem Lande.

Es war ihr, als verbrenne ihr dieſe ſchleichende Geſtalt die Augen. Jede Bewegung, jeder Zug, den ſie wiedererkannte, traf ſie wie eine ſchamloſe Verhöhnung, gleichſam, als wollte ſie mit dem entwürdigenden Geheimnis prahlen. Sie zitterte vor Haß, ihr Herz ſchwoll von Verwünſchungen, ſie konnte ihren Sinn kaum beherrſchen.

Digitized by Google

Ich bin es, rief sie ihm höhnend entgegen, Fennimore, die Metze!

Aber um Gotteswillen, Geliebte? fragte er verwundert, jetzt nur noch wenige Schritte von ihr entfernt.

Erik ist tot!

Tot? Wann? Er mußte mit seinen Schlittschuhen in den Schnee treten, um nicht zu fallen. Aber so sag mir doch! Und er näherte sich ihr hastig.

Sie standen jetzt einander gegenüber, und sie mußte sich Zwang anthun, um ihm nicht mit der geballten Faust in die bleichen, verzerrten Züge zu schlagen.

Du sollst es alles hören, sagte sie, er ist tot, wie ich dir schon gesagt habe. Die Pferde gingen in Aalborg mit ihm durch, und sein Kopf zerschmetterte gegen eine Mauer, während wir ihn hier betrogen.

Es ist entsetzlich! stöhnte Niels und griff sich mit den Händen nach den Schläfen. Wer hätte das auch ahnen können! Ach wären wir ihm doch treu gewesen, Fennimore! Erik, armer Erik! Wäre ich es doch gewesen! Und er schluchzte laut und krümmte sich in wildem Schmerz.

Ich hasse dich, Niels Lyhne!

Ach, was liegt denn an uns! stöhnte Niels ungeduldig. Wenn wir ihn nur wieder hätten! Arme Fennimore, verbesserte er sich dann. Kümmre dich nicht um mich. Du hassest mich, sagst du? Das kannst du gern thun. Dann raffte er sich plötzlich auf. Laß uns hineingehen, fuhr er fort. Ich weiß nicht, was ich sage. Wer hat dir telegraphirt?

Hineingehen, schrie Fennimore, empört, daß er ihre feindliche Stimmung so wenig zu beachten schien. Dahinein? Niemals sollst du deinen ehrlosen Fuß wieder über diese Schwelle setzen! Wie wagst du es nur, daran zu denken! du Elender! du falscher Schuft, der, sich hier einschleichend, die Ehre seines Freundes stahl, weil sie nicht genügend gehütet ward. Was, hast du sie ihm nicht vor seinen eignen Augen gestohlen, weil er glaubte, daß du ehrlich seist, du Hausdieb!

Bist du von Sinnen! Was geht mit dir vor? Was für Worte nimmst du da in den Mund! Er erfaßte sie hart beim Arme und zog sie näher an sich heran und sah ihr verwundert ins Gesicht. Du mußt dich fassen, fuhr er in milderem Tone fort, was kann es helfen, Kind, daß du mit so häßlichen Worten um dich wirfst?

Sie riß ihren Arm los, sodaß er auf seinen Schlittschuhen schwankte.

Kannst du es denn nicht begreifen, daß ich dich hasse? Hast du nicht so viel von einem ehrlichen Manne in dir, daß du das begreifen kannst? Wie blind muß ich nicht gewesen sein, als ich dich, Betrüger, liebte, während ich ihn, der so tausendmal besser war als du, an meiner Seite hatte! Ich werde dich hassen und verachten bis an mein Lebensende. Damals, als du kamst, war ich rechtschaffen, ich hatte niemals etwas Schlechtes begangen, aber nun kamst du und ruhtest nicht, als bis du mich zu dir in den Kot herabgezogen

Digitized by Google

hatteſt. Was hatte ich dir gethan, daß du mich nicht in Frieden laſſen konnteſt, mich, die ich dir doch vor allen andern hätte heilig ſein ſollen? Tag für Tag muß ich nun mit dem Schandfleck auf meiner Seele weiter leben, und niemals werde ich jemand begegnen, er ſei noch ſo gering, ohne mir ſagen zu müſſen, daß ich noch weit geringer bin. Alle meine Jugenderinnerungen haſt du vergiftet. An was könnte ich auch jetzt noch zurückdenken, das rein und gut wäre! Du haſt es beſudelt, alles, alles! Nicht er allein iſt geſtorben, nein alles, was je zwiſchen uns an Gutem und Lichtem geweſen iſt, iſt jetzt tot und verweſt. Du großer Gott, hilf mir doch! Iſt es etwa gerecht, daß ich keine Rache an dir nehmen kann, trotz allem, was du mir zu leide gethan? Mache mich wieder ehrlich, Niels Lyhne, mache mich makellos und rein! Nein, nein, aber es geſchähe dir nur Recht, wenn du ſo lange gefoltert würdeſt, bis du dein Unrecht wieder gut gemacht hätteſt. Kannſt du, kannſt du es wieder zurechtlügen? Steh doch nicht ſo da und verkrieche dich unter deine eigne Hilfloſigkeit, leide hier vor meinen Augen, krümme dich vor Pein und Verzweiflung und ſei elend! Mach ihn elend, mein Gott, laß ihn mir nicht auch noch die Rache ſtehlen! Geh, du Elender, geh, ich ſtoße dich von mir, aber ich ſchleppe dich mit mir, darauf kannſt du dich verlaſſen, ich ziehe dich durch alle Martern, die ich durch meinen Haß auf dich herabbeſchwören kann!

Sie hatte den Arm drohend nach ihm ausgeſtreckt, jetzt wandte ſie ſich ab und ging, und die Verandathür fiel hinter ihr ins Schloß. Niels ſtand da und verfolgte ſie mit ſtarren, faſt ungläubigen Blicken; es war ihm, als ſtünde ſie noch vor ihm mit dem bleichen, rachgierigen Geſicht, das ſo wunderbar niedrig und roh in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, völlig ſeiner ſonſtigen edelgeformten Schönheit beraubt war, als hätte eine rohe, grauſame Hand alle Linien desſelben aufgepflügt.

Er ging vorſichtig auf das Eis zurück und fing langſam an zu laufen in der Richtung nach dem offnen Meere zu, den Mondſchein vor ſich, den Wind im Rücken. Allmählich, je mehr die Gedanken ſeine Aufmerkſamkeit von den Umgebungen ablenkten, lief er ſchneller, und die Eisſpäne, die ſeine Schlittſchuhe ablöſten, raſchelten klirrend mit ihm über die blanke Fläche, von dem ſtetig wachſenden Froſtwind getrieben.

Das alſo war das Ende. So alſo hatte er dieſe Frauenſeele erlöſt, ſie gehoben und ihr das Glück verſchafft! Wie ſchön doch ſein Verhältnis zu dem toten Freunde geweſen war, zu dem Kindheitsfreunde, für den er Zukunft, Leben und alles hatte opfern wollen: er mit ſeinem Opfern und ſeinem Erlöſen! Himmel und Erde ſollten auf ihn hinſchauen, um einen Mann zu erblicken, der ſein Leben auf den Höhen der Ehre hielt, ohne Fleck und ohne Makel, der keinen Schatten auf die Idee werfen wollte, der er diente, und die zu verkünden er berufen war.

Und er ſauſte dahin.

Digitized by Google

Das war nun auch einer seiner großsprecherischen Gedanken, daß sein besudeltes Leben die Sonne der Idee beflecken könne! Großer Gott, er mußte nun einmal alles so hochtrabend auffassen, das lag ihm so im Blute; konnte er nichts Besseres werden, so wollte er doch wenigstens ein Judas sein und sich in seiner großartigen Gemeinheit Ischariot nennen. Das klang doch nach etwas. Mußte er denn stets einhergehen und sich geberden, als sei er der verantwortliche Minister der Idee und Mitglied ihres geheimen Staatsrates, der alles, was die Menschheit anlangte, aus erster Hand hätte! Sollte er es denn niemals lernen, in aller Einfachheit darnach zu streben, als gemeiner Soldat der Idee seine untergeordnete Pflicht zu thun?

Draußen auf dem Eise brannten bengalische Flammen, und er kam so nahe daran vorüber, daß einen Augenblick lang ein riesengroßer Schatten unter seinen Füßen hervorschoß, sich nach rückwärts zu bewegte und verschwand.

Er dachte an Erik, und welch ein Freund er ihm gewesen sei. O Erik! Kindheitserinnerungen rangen die Hände über ihn, Jugendträume verhüllten ihre Häupter und weinten über ihn, die ganze Vergangenheit starrte ihm mit einem einzigen langen, vorwurfsvollen Blicke nach. Er hatte das alles treulos im Stich gelassen um einer Liebe willen, die so klein, so niedrig war wie er selber. Und doch, es war Hoheit in der Liebe gewesen; und auch dieser war er untreu geworden. Wohin sollte er fliehen vor diesen Anläufen, die doch stets im Graben endeten? Sein ganzes Leben war nichts weiter gewesen, und auch in Zukunft würde es damit nicht anders werden, er wußte das, er fühlte es so sicher, und er verging schier bei dem Gedanken an alle diese vergebliche Mühe, er wünschte von ganzem Herzen, daß er entfliehen und sich von diesem zwecklosen Dasein befreien könne. Wenn nur das Eis unter ihm brechen wollte, während er so darüber hinglitt, und alles in einem Zucken, einem Ringen nach Luft dort unten in dem kalten Wasser abgethan sein könnte!

Ermattet vom schnellen Laufe hielt er inne und blickte zurück. Der Mond war verschwunden, und die Eisfläche hob sich dunkel und langgestreckt von den weißen Höhen des Ufers ab. Dann wendete er um und kämpfte gegen den Wind an. Dieser war inzwischen sehr stark geworden, und Niels war müde. Er bemühte sich, in den Schutz der hohen Küste zu gelangen, aber während er sich so vorwärts kämpfte, kam er auf eine Windwake, die durch den von den Höhen kommenden Zug gebildet war, und das dünne Eis gab mit einem zähen, knitternden Knacken unter ihm nach.

Wie war es ihm aber trotzdem leicht ums Herz, als er wieder auf sicheres Eis gekommen war! Die Müdigkeit hatte sich durch die Angst fast völlig verloren, und er flog mit neuer Kraft dahin.

Während er so da draußen kämpfte, saß Fennimore enttäuscht und vergrämt in dem erleuchteten Zimmer. Sie fühlte sich um ihre Rache betrogen, sie wußte nicht, was sie erwartet hatte, aber es war doch etwas ganz andres

Digitized by Google

gewesen; ihr hatte etwas Mächtiges vorgeschwebt, etwas Erhabenes, etwa wie ein Schwert und rote Flammen! Etwas, das sie hoch erhob und sie auf einen Thron setzte, und nun war es so kleinlich ausgefallen, so alltäglich, und sie hatte das Gefühl, als habe sie ihn mehr ausgeschimpft, als sie ihn verfluchte.

Sie hatte doch etwas von Niels gelernt!

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, während Niels noch schlief, überwältigt von Müdigkeit, reiste Fennimore ab.

Zwölftes Kapitel.

Während der beiden nun folgenden Jahre streifte Niels rastlos im Auslande umher.

Er war sehr einsam. Er hatte keinen Verwandten, keinen Freund, der seinem Herzen nahe gestanden hätte. Aber eine weit größere Einsamkeit als diese bedrückte ihn. Denn wohl kann der klagen und sich verlassen fühlen, der auf der ganzen weiten Erde keinen Fleck hat, den er segnen, auf den er Gutes herabflehen kann, wohin sein Herz sich wendet, wenn es einmal übervoll ist, wonach es sich sehnen kann, wenn die Sehnsucht ihre Schwingen ausbreiten will; weiß er aber nur den klaren, unwandelbaren Stern eines Lebenszieles über sich funkeln, so ist ihm keine Nacht so einsam, daß er sich ganz allein fühlte. Aber Niels Lyhne hatte keinen Stern. Er wußte nicht, was er mit sich selber und mit seinen Gaben anfangen sollte. Es war ja ganz schön, daß er Talent besaß, er konnte es nur nicht verwenden; er ging umher mit dem Gefühl, als sei er ein Maler, dem die Hände fehlten. Wie beneidete er nicht die andern, die Großen und die Kleinen, die, wohin sie im Leben auch greifen mochten, stets irgend einen Anhaltepunkt fanden! Ach, er konnte keinen Anhaltepunkt finden! Er konnte, so schien es ihm, nur die alten, romantischen Lieder nachsingen, und alles, was er geschaffen hatte, war auch weiter nichts gewesen. Es war, als sei sein Talent etwas in ihm Verborgnes, ein stilles Pompeji, oder gleichsam eine Harfe, die er aus einem Winkel hervorholen konnte. Es war nicht allgegenwärtig, begleitete ihn nicht auf die Straße hinab, saß ihm nicht in den Augen, kribbelte ihm nicht in den Fingerspitzen, es hatte keine Gewalt über ihn, sein Talent. Zuweilen schien es ihm, als wäre er ein halbes Jahrhundert zu spät geboren, zuweilen glaubte er, er sei viel zu früh gekommen. Sein Talent wurzelte in etwas Längstvergangenem und lebte nur darin, konnte keine Nahrung aus seinen Ansichten, seiner Überzeugung, seinen Sympathien saugen, konnte das alles nicht in sich aufnehmen und umgestalten; sie flossen auseinander, diese zwei Dinge, wie Wasser und Öl, wohl konnte man sie zusammenschütteln, aber sie konnten nicht vermischt, konnten niemals zu einem Ganzen werden.

Allmählich fing er an, das einzusehen, und es stimmte ihn grenzenlos mißmutig, sodaß er bitter und mißtrauisch auf sich und seine Vergangenheit blickte. Es

Digitized by Google

müsse ein Fehler in ihm sein, sagte er sich, ein unheilbarer Fehler im innersten Mark seines Wesens, denn ein Mensch müßte sich doch sonst zusammenleben können! Solche Gedanken und Stimmungen beherrschten ihn immer noch, als er sich im zweiten Jahre seines Aufenthalts im Auslande anfang September an den Ufern des Gardasees in dem kleinen Riva niederließ.

Unmittelbar nachdem er gekommen war, schloß sich das Land rings umher mit einem Wall von Schwierigkeiten und Reisebeschwerlichkeiten, die alle Fremden fernhielten. In Venedig war die Cholera ausgebrochen, ebenso nördlich in der Gegend von Trient und südlich in Desenzano. Unter diesen Umständen wurde Riva nicht sonderlich lebhaft, die Hotels hatten sich bei den ersten Gerüchten geleert, und die nach Italien reisenden gingen einen andern Weg. Umso enger schlossen sich die wenigen zurückgebliebenen an einander an.

Die bemerkenswerteste Persönlichkeit unter diesen war eine gefeierte Opernsängerin, deren wirklicher Name Madame Obéro war; der Name, unter dem sie auf der Bühne auftrat, hatte einen weit berühmteren Klang. Sie und ihre Gesellschaftsdame, Niels sowie ein tauber Arzt aus Wien waren die einzigen Gäste im Hotel zur „Goldnen Sonne," dem hervorragendsten der Stadt.

Niels schloß sich mehr und mehr an die Sängerin an, und sie gab der Herzlichkeit nach, die in seinem ganzen Wesen lag, wie das so oft bei Leuten der Fall ist, die mit sich selber im Unfrieden leben, und die deswegen darauf angewiesen sind, bei andern in Sicherheit zu kommen. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Zur baltischen Frage liegen wieder zwei Schriften vor, beide im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig erschienen. Die erste, „Rechtskraft und Rechtsbruch der liv- und estländischen Privilegien," führt zunächst unter Mitteilung dieser Privilegien den Beweis, daß diese sowie die der Städte Riga und Reval vermöge ihrer Natur und nach der Beschaffenheit ihrer Quellen einer einseitigen Aufhebung oder auch nur Abänderung durch die russische Regierung nicht unterliegen dürfen und einer solchen auch nicht durch amtlichen Akt ausdrücklich unterzogen worden sind, also rechtlich noch bestehen. Dann wird gezeigt, daß sie thatsächlich teils vernichtet, teils mit baldiger Vernichtung bedroht sind. Endlich widerlegt der Verfasser, offenbar ein Mann der Wissenschaft, die Behauptung, daß die bei einzelnen Bestätigungsurkunden hinzugefügten Klauseln die Unabänderlichkeit des verfassungsmäßigen Rechtes der genannten Provinzen und Städte irgendwie zu schmälern geeignet seien. Wir empfehlen die Schrift allen, die der traurigen Angelegenheit ihre Teilnahme zugewendet haben, als eine durch Klarheit und Vollständigkeit ausgezeichnete Arbeit mit dem Wunsche, daß sie an der Stelle, welche den vorliegenden

Digitized by Google

Rechtsbruch allein ungeschehen zu machen vermag, in nicht zu später Zukunft die Ueberzeugung erwecken möge, daß auf dem betretenen und seit Jahrzehnten schon verfolgten Wege umzukehren ein Gebot sowohl der Gerechtigkeit als der Staatsklugheit ist.

Die zweite Schrift, in deren Verfasser wir den bekannten federfertigen und fast unerhört fruchtbaren Julius Eckart vermuten, den man als den „baltischen Archivarius" bezeichnen könnte, führt den Titel: „Deutschprotestantische Kämpfe in den baltischen Provinzen Rußlands," entspricht diesem aber nur in der zweiten Hälfte der einzelnen Abhandlungen, aus denen das Ganze sich zusammensetzt. Die erste ist ein Sammelsurium zur Verwertung von allerhand Studien des Verfassers über die russische Geheimpolizei, die zum Teil interessant sind, aber zu der Sache, um die sichs handeln soll, in gar keiner oder nur sehr entfernter Beziehung stehen. Was hat z. B. der verrückte Baron Asch, der 1777 bis 1796 als Staatsgefangner in Dünamünde saß, weil er den rechtmäßigen Kaiser nicht anerkennen wollte, was hat die Verhaftung des schwedischen Pastors Gedner in Reval, der 1804 sich des Landesverrats verdächtig machte, was hat das Kapitel über das Treiben der Baronin Krüdener, der Prophetin der heiligen Allianz, in Kur- und Livland, was hat der Abschnitt „Zur Geheimgeschichte des Krieges von 1812" und nun gar, was hat „das geheimnisvolle Grab in der Kirche von Goldenbeck" (die Geschichte einer Prinzessin, die von ihrem Gemahl, der sie prügelt, geschieden wird und dann, auf dem Lande lebend, durch ihren Beaufsichtiger in die Wochen kommt), und was haben die komischen Histörchen und Charakterbilder aus der „dritten Abteilung" mit den kirchlichen Kämpfen der Balten zu schaffen? Ueber die letztern und über die Russifizirung des Schulwesens in den russischen Ostseeprovinzen erfolgen von Seite 141 an allerdings lesenswerte Mitteilungen, doch wäre die breite Ausführlichkeit, mit der dabei verfahren wird, nicht notwendig gewesen, eine kürzere Darstellung der Thatsachen würde nicht bloß genügt haben, sondern auch von Vorteil für den Zweck des Buches gewesen sein.

Litteratur.

Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsratsmitgliede. Leipzig, Duncker und Humblot, 1888.

Auch ohne die Andeutung auf dem Titelblatte würde der Leser in dem Verfasser sofort den geschulten Redner erkennen, der nicht nur durch das Gewicht seiner Gründe zu überzeugen, sondern zugleich durch die Form, in der er sie vorbringt, zu gewinnen wünscht. Dem Hörer mag es wohl ein Vergnügen sein, diesen kunstvoll gebauten Perioden zu lauschen, auf den Leser, der zu deren Abwicklung gewissermaßen den eignen Atem leihen muß, wirkt die Manier etwas ermüdend. Es ist also ratsam, das Buch nicht in einem Zuge zu lesen. Lesenswert ist es. Der Deutsche kann bei aller herzlichen und schmerzlichen Teilnahme an den Schicksalen des verbündeten Staates, und vor allem an der Lage der Stammesbrüder in demselben, unmöglich das unabläßige Aufundab und Hinundher in dem politischen Wellenspiel im einzelnen verfolgen und sich über die Ursachen, die Luftströmungen und die Bewegungen in der Tiefe Rechenschaft geben. Uebersichten und Rückblicke,

Digitized by Google

wie sie das vorliegende Buch gewährt, sind daher eine Notwendigkeit und umso nützlicher, wenn aus ihrem Parteicharakter kein Hehl gemacht wird. Der ungenannte Verfasser gehört der „deutschösterreichischen," d. h. derjenigen Partei an, welche zweimal am Ruder gestanden, aber es beidemale nicht verstanden hat, diese Stellung zu behaupten. Bekanntlich bedeutet aber in Oesterreich ein Wechsel des Ministeriums viel mehr als in andern konstitutionellen Ländern; er stellt jedesmal die Verfassung in Frage. Dem Namen nach besteht allerdings die in der Hauptsache wenigstens zentralistische Verfassung immer noch, allein fort und fort sind dem föderalistischen Prinzip Zugeständnisse gemacht worden, und die eigentlich treibende Kraft in der jetzigen Mehrheit, das Tschechentum, leugnet keineswegs die Absicht, auch die Form zu zerbrechen, sobald sich ein günstiger Augenblick finden sollte. Diese Partei arbeitet unverdrossen und mit unleugbarem Geschicke daran, Stein für Stein aus dem Bauwerk zu lösen, das, wie sie hofft, endlich von selbst zusammenbrechen muß. Der deutsche Staat Oesterreich soll verschwinden, der slawische erstehen. Diese Minirarbeit und die gelegentlichen Sturmversuche bespricht der Verfasser auf den verschiednen Gebieten des Staatslebens und hebt nachdrücklich die Unvereinbarkeit der auswärtigen Politik Oesterreichs mit dem maßgebenden Einflusse einer Nationalität hervor, welche Deutschland als „den allergrößten Feind" und dessen Niederlage in einem Kriege mit Rußland und Frankreich als die „Rettung" Oesterreichs ansieht („Hlas," Organ der feudal-klerikalen Fraktion des Tschechentums). Daß diesen unseligen Verhältnissen nicht durch Berufung eines deutschliberalen Ministeriums, sondern durch eine von altösterreichischem Geiste erfüllte, nicht aus dem Parteitreiben hervorgegangene Regierung, ein sogenanntes Beamtenministerium, ein Ende gemacht werden könne und müsse, erkennt auch der Verfasser, und er verheißt einem solchen Kabinet die Unterstützung seiner Partei. Hoffentlich ist er zu solcher Erklärung von seinen politischen Freunden ermächtigt, und hoffentlich werden diese auch das Wort einlösen. Um der Versicherung vollen Glauben schenken zu können, müßten wir freilich die Partei nicht sich an unheilvolle Vorurteile klammern sehen. Wenn das rettende Beamtenministerium dauernde Zustände begründen soll, so wird es nicht nach der liberalen Schablone wirtschaften dürfen; die Tschechen wird es in die gebührenden Schranken weisen, aber den berechtigten Forderungen der deutschen Katholiken Genüge leisten müssen. Von dieser Erkenntnis ist aber der Verfasser noch weit entfernt. Wenn ein so wohlwollender und bedächtiger Mann noch an dem Lehrsatze festhält, daß für Oesterreich kein Heil sei, wenn nicht jeder Bauernbursche acht Jahre lang die Bänke einer konfessionslosen Schule gedrückt habe, was soll man da von seinen leidenschaftlicheren Genossen erwarten? Wir fürchten, die Deutschösterreicher werden noch lange in der jetzigen politischen Schule bleiben müssen, bis sie Realpolitiker werden.

Kaiser Friedrich. Von Wilh. Müller, Prof. in Tübingen. Stuttgart, K. Krabbe, 1888.

Wie die meisten Arbeiten des bekannten Verfassers eine geschickt gemachte Zusammenstellung von mehr oder minder bekannten Dingen, für den Tag geschrieben, auf das große Publikum berechnet, für die Geschichte von geringem Werte. Diesmal hatte man es mit der Sache sogar so eilig, daß man die letzten Wochen der kurzen Regierung des verewigten Fürsten, die doch besonders charakteristisch waren (Battenberger, Puttkamer, Fünfjahrbill) ganz verschweigen zu dürfen meinte. Indes ist ja von einer tieferen Charakteristik des Fürsten hier überhaupt nicht die Rede.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

1.

Der Tod des ersten deutschen Kaisers hat, wie es zu gehen pflegt, bei der Betriebsamkeit unsrer Schriftsteller- und Buchhändlerkreise eine ganze Reihe von mehr oder minder umfangreichen Lebensbeschreibungen des Verewigten hervorgerufen, die mehr oder minder in den Bereich der Fabriklitteratur gehören und von denen sich in den bessern Fällen nur sagen läßt, daß sie gut gemeint sind. Hierher gehören u. a. die populären Schriftchen von Ernst Scherenberg und G. Egelhaaf, die beide unter dem Titel „Kaiser Wilhelm“ erschienen sind, hierher auch die ausführlichere Arbeit des bekannten Kompilators auf dem Gebiete der neuern preußischen Geschichte, Ludwig Hahn: „Wilhelm, der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches.“ Keine von diesen Schriften sagt uns etwas neues, keine macht Anspruch darauf, ihren Gegenstand nach der oder jener Seite mehr aus der Nähe zu betrachten und zu schildern, in keiner wird eine Charakteristik versucht, die über die Oberfläche hinausginge.

Wesentlich anders verhält es sich mit dem dreibändigen Buche, worin uns der verstorbene Louis Schneider seine Erlebnisse und Beobachtungen in langjährigem Verkehre mit dem heimgegangenen Fürsten mitteilt, und das unter dem Titel: Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, geschmückt mit einem Bildnisse und einem Autograph des Kaisers, im Verlage von Otto Janke in Berlin erschienen ist. Der Bildungsgrad des Verfassers ist allerdings kein sehr hoher, sein Stil äußerst mangelhaft, sein politischer Standpunkt, seine Denkart überhaupt, seine Liebhabereien sind nicht von der Art, daß wir uns in jeder Hinsicht von ihm angezogen und ihm geistig verwandt fühlen könnten; aber eins müssen ihm auch

Digitized by Google

seine Gegner lassen, wenn sie ihn sonst auch ziemlich tief stellen: er besitzt die Gabe, so weit sein Verständnis und sein Interesse reicht, vortrefflich zu beobachten, er hat reichlich Gelegenheit gehabt, diese Fähigkeit zu benutzen, und er hat sie mit unendlichem Fleiße und so gutem Erfolge benutzt, daß seine Mitteilungen bei weitem zum größern Teile geeignet sind, das Charakterbild des Kaisers, wie es nach andern Berichten vor uns steht, zu ergänzen und ihn uns namentlich als Menschen wesentlich näher zu bringen. Wenn sein Buch an manchen Stellen aussieht, als erzähle es uns nicht sowohl aus dem Leben des Kaisers Wilhelm, als vielmehr aus dem Leben des Hofrates Schneider, so nehmen wir das im Hinblick auf seine andern guten Eigenschaften gern mit in den Kauf, zumal da dies teilweise kaum zu umgehen war; seine wiederholt sich andeutende Abneigung gegen Fürst Bismarck, seine starke Vorliebe für russische Dinge und Persönlichkeiten, die uns nicht sympathisch sind, sein Ordensbedürfnis zieren ihn nicht, aber es muß am Ende auch solche Käuze geben. Noch manches andre ließe sich aussetzen, aber wir ziehen es vor, die Schattenseiten zu verschweigen und uns an das viele Gute zu halten, das wir in dem Werke vor uns haben.

Schneider hat dem Kaiser sehr nahe gestanden, wenn auch in untergeordneter Stellung, so doch in einer solchen, in der ihm auch in Bezug auf höhere Angelegenheiten bisweilen Vertrauen geschenkt wurde. Durch seinen strammen preußischen Patriotismus und seine eifrige Königstreue mitten in der demokratischen Sintflut, noch mehr aber durch sein starkes Interesse an militärischen Angelegenheiten und dessen Bethätigung im „Soldatenfreund“ und in der „Wehrzeitung“ empfahl er sich dem Kaiser schon, als dieser noch Prinz von Preußen war, so sehr, daß er ihn gelegentlich benutzte, seine Ansichten unter die Leute zu bringen. Später kam er als sein Vorleser und Privatbibliothekar ständig in seine Umgebung und hatte das Glück, ihm zu den Feldzügen in Böhmen und Frankreich folgen zu dürfen, was ihn in den Stand setzte, eine größere Anzahl von Äußerungen und Gewohnheiten des Monarchen als Augen- und Ohrenzeuge oder sonstwie zuverlässig zu erfahren und für die Geschichte zu sammeln. Aus diesem Notizenschatze ist das vorliegende Buch entstanden, und aus diesem wieder entnehmen wir mit Hinweglassung alles minder Wichtigen und bereits sattsam Bekannten, sowie mit Zusammenziehung weitschweifiger Stellen und Glättung des unbeholfenen, oft liederlichen Vielschreiberstils die folgenden Mitteilungen. Es sind, wie man sehen wird, lediglich solche, die den Kaiser selbst zeichnen. Den übrigen Inhalt mögen unsre Leser in dem Buche selbst nachsehen; es befindet sich noch viel Wissenswertes und Hübsches darunter, wir wollen aber nicht unbescheiden sein und uns innerhalb des Rahmens halten, der mit der Überschrift des Berichtes gegeben ist.

Nach einer Audienz, die Schneider während der Beratungen über die angeblich endgiltige preußische Verfassung mit dem damaligen Prinzen von Preußen hatte, äußerte jener im Hinblick auf die weitgehenden Forderungen der Oppo-

Digitized by Google

sition Bedenken gegen ein sofortiges Beschwören dieses Grundgesetzes durch den König und den Prinzen als dessen voraussichtlichen nächsten Nachfolger und fragte, ob man die Eidesleistung nicht erst nach einigen Jahren der Erfahrung eintreten lassen könne. Der Prinz, meinte er dann, könne sich allerdings nicht weigern, die Verfassung zu beschwören, da er sich dazu durch den bekannten Brief an den König, datirt Brüssel, 30. Mai 1848, gewissermaßen im voraus verbindlich gemacht habe. Darauf sagte der Prinz: „Dieser Brief verpflichtet mich zu nichts. Lesen Sie ihn nur aufmerksam. Es heißt darin: ›Ich werde der Entwicklung dieser freien Institutionen mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich der Verfassung, welche Eure Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Beratung zu vereinbaren im Begriffe stehen, die Anerkennung erteilen werde, welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird.‹ In den Worten ›nach gewissenhafter Beratung‹ liegt die Möglichkeit meinerseits, diese Anerkennung zu verweigern, wenn ich Dinge darin aufgenommen finde, die sich nach meiner Überzeugung mit dem Wohle des Staates für die Zukunft nicht vertragen. Denn die Beurteilung, ob gewissenhaft beraten worden ist, steht mir allein zu, wenn etwas von mir verlangt wird, und bis jetzt wenigstens ist von seiten der Nationalversammlung nicht gewissenhaft, sondern nur leidenschaftlich beraten worden.“ So bedenklich aber der Prinz bei der Vereinbarung auch war, und so sehr er sich die Möglichkeit wahren wollte, seine Anerkennung zu versagen, so treu und gewissenhaft hielt er später, als die Eidesleistung seines Bruders, die auch ihn verpflichtete, stattgefunden hatte, sein Wort und sprach bei seiner Thronbesteigung nicht einmal einen Vorbehalt aus, wie sein Vorgänger in der Rede bei der Eidesleistung vom 6. Februar 1850, in der er erklärte: „Die Lebensbedingung der Verfassung ist, daß mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde.“

Sehr interessant ist großenteils die Korrespondenz des Prinzen mit Schneider als dem Herausgeber der genannten militärischen Blätter. Im Dezember 1848 übergab der Prinz letzterm eine von ihm verfaßte Kritik des von einer besondern Militärkommission des deutschen Bundes ausgearbeiteten Entwurfs zu einer deutschen Heerverfassung zu dem Zwecke, sie durchzusehen und für den Druck vorzubereiten. Später, als Befehle zu einer neuen Einteilung der Kavallerie- und Infanteriebrigaden ergingen, sandte der Prinz für die „Wehrzeitung“ Gedanken zu einem Artikel über die Sache ein, der, als er erschienen war, den Kriegsminister veranlaßte, sich beim Könige über solche Opposition zu beklagen. Im Jahre 1851 waren die Militärkonventionen Preußens mit den kleinern deutschen Staaten Gegenstand vielfacher Erörterungen, und wieder ließ der Prinz den Vertrauensmann in der Presse seine Ansicht über den Gegenstand verbreiten, indem er ihm folgenden Entwurf zuschickte: „Diese Konventionen dürfen von Preußen unter keiner Bedingung aufgegeben werden. Die alte Korpsformation des deutschen Bundes ist als wiederhergestellt zu betrachten. Wenn

Digitized by Google

nun feststeht, daß alle Kontingente eines deutschen Armeekorps möglichst gleiche Organisation, Formation und Reglements haben sollen, so steht doch nicht fest, daß diese Gegenstände von dem größten Kontingente den kleinern aufgezwungen werden sollen. Die genannten Kleinern haben dieselben von Preußen angenommen, weil sie sich bei einer Großmacht bewährten. Preußen muß sie also mainteniren, wenn ihnen zugemutet wird, die preußischen Institutionen wieder aufzugeben, um sie mit den minder guten des größten Kontingents zu vertauschen. Hier muß Preußen ein ernstes Wort sprechen und seine militärischen Institutionen hervorheben und jenem größten Kontingente nicht nur sehr bestimmt vorschlagen, sondern dies verlangen. . . . NB. Das Militärbudget muß künftig, wie in England, en bloc eingebracht werden, um von den Kammern en bloc angenommen zu werden. Eine Diskussion en detail ist Unsinn, weil kein Mensch in den Kammern etwas vom Militär versteht." Nach den Erfahrungen, die man in der Pfalz und in Baden sowie bei der damaligen Mobilisirung gemacht hatte, wurde viel über eine vollständige Umgestaltung der Landwehr gesprochen. Der Prinz aber wollte nur Verbesserungen im einzelnen, über die er Schneider seine Weisungen zugehen ließ. Im Eingange derselben schreibt er: „Alle öffentlichen Besprechungen dieses Gegenstandes müssen auf das sorgfältigste vermeiden, glauben zu machen, das Landwehrinstitut habe sich bei der Mobilmachung als unhaltbar erwiesen, welche Ansicht bereits durch einige unvorsichtige Zeitungsartikel Platz greift. Dieser Ansicht muß sehr bestimmt entgegengetreten werden. Verbesserungen ergeben sich bei jedem Institut von Zeit zu Zeit, also bei dem vorliegenden auch. Meine Ansicht: eine totale Reform erscheint nicht notwendig, und wenn sie selbst nötig wäre, so wäre der jetzige Moment nicht der zeitgemäßeste, weil von einem Augenblicke zum andern ein Aufgebot der Armee möglich, also eine totale Reorganisation uns unschlagfertig finden würde." Die Adlerzeitung (ein Regierungsblatt) hatte 1852 am 18. Dezember am Schlusse eines Artikels über das Heeresbudget bemerkt, die dreijährige Dienstzeit, die man damals abschaffen wollte, könne nur wieder eingeführt werden, wenn man zwei Drittel der Staatseinnahmen auf die Armee verwenden wolle, und Schneiders „Wehrzeitung" hatte bald darauf einen Aufsatz aus dem Kriegsministerium gebracht, worin behauptet wurde, der dreijährigen Dienstzeit trete das Militärbudget nicht als ein Gespenst, sondern als traurige Wirklichkeit entgegen, was die nun folgenden Gehaltskompetenzen beweisen sollten. Darauf Bezug nehmend, schrieb der Prinz an den Herausgeber des letztern Blattes: „Diese Kompetenzen schließen dann mit der Bemerkung, daß jenes Gespenst 600000 Thaler kosten würde. Wahrlich ein Gespenst, vor dem ein preußisches Budget mit 94 Millionen zu erschrecken hat!!! Letzterer Artikel trägt das Gepräge, aus dem Kriegsministerium gekommen zu sein. Beide zusammen genommen haben die Aktion, zu verblenden und das Vertrauen in der Armee gänzlich sinken zu lassen. Da Sie aber verblendet haben, so hoffe ich, werden Sie einen Artikel schreiben, der

Digitized by Google

jene beiden in ihr wahres Licht stellt, nämlich, daß sie ein Abtrumpfen der Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit sein sollen, denn die Hälfte des Staatsbudgets wären 47 Millionen, zwei Drittel desselben sind 62 Millionen. Jeder Kriegsschüler aber kann nachrechnen, daß die Etatserhöhung bei allen Waffen durch die dreijährige Dienstzeit noch nicht eine Million macht, also $1 + 27 = 28$ Millionen. Und behaupten zu wollen, daß Preußen nicht 600000 Thaler aufbringen könne, und diese Summe ein Gespenst zu nennen, beweiset doch auch augenscheinlich mauvaise volonté in dieser Lebensfrage der Armee. Also schreiben Sie etwas der Art." Der König war für die kürzere Dienstzeit durch den Kriegs- und den Finanzminister bereits gewonnen, und man wollte sich seiner Verweigerung in den Kammern aussetzen. Für Schneider war infolge dessen guter Rat teuer. Ihm war befohlen, im Sinne des Königs und der Minister zu schreiben, und jetzt verlangte der Prinz bestimmt das gerade Gegenteil. Er that in seinem Blatte, was er unter solchen Umständen thun konnte. Darauf erhielt er vom Prinzen folgende Zuschrift: „Ihre Artikel in dem morgenden Blatte werde ich abwarten. Gegen das zweieinhalbjährige Dienstzeitsprojekt habe ich mich auf das allerbestimmteste gegen den König ausgesprochen. Man steht an der Schwelle, alles haben zu können, was uns Not thut, und trifft eine halbe Maßregel, um — 500000 Thaler nicht zu verlangen. Das ist nicht zu dulden. P. S. Die übrigen Punkte sind gut, nur zu wenig Offizier."

Im Jahre 1853 gab es in der zweiten Kammer lange Debatten über die Giltigkeit der Wahl eines Landwehrrittmeisters v. Puttkamer, weil dieser einige Tage darnach militärisch befördert worden war. In Bezug hierauf schrieb der Prinz an Schneider: „Ich bin begierig auf Ihre verheißene Abfertigung der v. Puttkamerschen Angelegenheit in der Wehrzeitung. Die grundfalsche Landrechtbezeichnung der Offiziere als Staatsbeamte ist mir odiös! und ist am besten mit dem Hinblick auf den Fahneneid für den Kriegsherrn abzufertigen."

Als der Prinz Regent wurde und bald den Thron besteigen sollte, hofften viele Einfluß auf ihn zu gewinnen und so für sich und andre allerlei durchsetzen zu können. Er war indes für dergleichen unzugänglich und hörte zwar gern den Rat Sachverständiger, hatte aber nur in geschäftlichen Dingen Vertraute und nie einen Günstling der Art wie Friedrich Wilhelm II. in Wöllner, Bischofswerder und Ritz, Friedrich Wilhelm III. in Witzleben und Friedrich Wilhelm IV. in Stolberg, Radowitz und Gerlach gehabt hatten. Jeder, der in seine Nähe kam, empfand bald, daß es vergebliche Mühe war, mit ihm über Gegenstände zu sprechen, über die er keine Meinung verlangte. Zu wohlwollend und freundlich, um einen solchen Versuch zu verbieten, hörte er wohl ruhig zu, wußte aber das Gespräch sehr bald auf etwas andres zu leiten. Schneider „unterstand sich" einst, am 25. Juli 1865 in Babelsberg, ihn zu fragen, ob er nie einen Freund gehabt habe. Der König sah ihn lange prüfend an, schien

Digitized by Google

die Frage aber nicht übel zu deuten. Dann sagte er: „O ja, ich habe zwei Freunde im Leben gehabt, und zwar in meinen frühesten Mannes- oder eigentlich Jünglingsjahren: den Obersten, spätern General v. Brause, den mir mein Vater, noch 1815, zum militärischen Gouverneur gab, und dann Roeder,*) der mit mir gleichzeitig bei denselben Truppenteilen stand, über den ich weg avancirte, wobei er dennoch stets mein militärischer Lehrer und Vorbild blieb. Beide haben nie etwas von mir gewollt und waren vortreffliche Männer. An Roeder habe ich sehr gehangen." Schneider fragte weiter: „Ist es denn wahr, daß Eure Majestät noch nie mit dem Generalleutnant v. Manteuffel von politischen Dingen gesprochen haben? Das glaubt doch alle Welt. Aber er selbst und seine Gattin haben mir einmal gesagt, daß Eure Majestät nur mit Herrn v. Bismarck über politische Angelegenheiten sprächen, mit ihm nur über militärische." Der König erwiederte: „Das ist vollkommen richtig, außer in den Fällen, wo ich Manteuffel zu politischen Sendungen gebrauchte. Beide Männer, welche mir jetzt mit ihrem Rate am nächsten stehen, werden nicht sagen können, daß ich mit ihnen von Gegenständen gesprochen hätte, die nicht direkt zu ihrem Ressort gehörten, und für welche sie mir später nicht hätten verantwortlich sein müssen. Mit Bismarck spreche ich nie über militärische, mit Manteuffel nie über politische Dinge."

Wir können dazu bemerken, daß Ausnahmen von dieser Regel vorgekommen sind, wo Kenntnis des augenblicklichen militärischen Standes der Dinge für richtiges politisches Verfahren und Einwirkung auf militärische Maßregeln für diplomatische Arbeit erforderlich waren, und daß Bismarck eine solche Ausnahme in Nikolsburg durchsetzte und es in Versailles, als keine gemacht wurde, so schwer empfand, daß er mit einem Abschiedsgesuche umging. Beides ist vollkommen verbürgt, doch muß hier die bloße Andeutung genügen.

In zwei Dingen ertrug der König kein Besserwissenwollen oder Vermitteln, gleichviel, wie gut es gemeint war: in Aufrechterhaltung der Würde seiner Krone, die er von ruhmreichen Ahnen geerbt hatte, und in Heeresangelegenheiten, die er besser als jeder andre verstand. In allen andern Sachen hörte er ruhig und unermüdlich zu, wenn Fachleute Ansichten äußerten, die der seinen entgegenliefen; aber in diesen beiden Punkten wagte es wohl niemand, dem Könige zum zweiten male mit einer andern Meinung zu kommen. Immer war es das unbedingte Pflichtgefühl, der „Dienst," wenn er in jenen beiden Beziehungen auf nichts hören wollte, in andern aber Sachverständigen gern das Ohr für ihren Widerspruch lieh. Ohne es ausdrücklich zu sagen, betrachtete er sich als den ersten Diener des Staates, aber auch als dessen ersten Soldaten. Ein Beispiel dafür, daß er in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens durchaus selbständig handelte und nur seiner eignen Eingebung folgte, ist der Entwurf des Regierungs-

*) Er starb als Generalleutnant und Gesandter bei der Eidgenossenschaft in Bern.

Digitized by Google

programms, das er bei der Übernahme der Regentschaft und Berufung des Ministeriums Hohenzollern-Auerswald-Schwerin verkündigte. In konstitutionellen Staaten pflegt ein neu eintretendes Kabinet dem Monarchen ein Programm vorzulegen und von dessen Gutheißung seine Übernahme der Geschäfte abhängig zu machen. Die damals zu Ministern gewählten Herren mögen daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als König Wilhelm am Tage nach ihrer Ernennung sie zusammenrief und ihnen das Programm vorlas, nach welchem er regieren wollte. Er hatte es ganz allein, ohne allen Beirat und ohne jemandes Zustimmung niedergeschrieben, unterwarf auch jetzt die darin ausgesprochenen Grundsätze keiner Erörterung und ließ es sogar ohne die Vermittelung der neuen Minister veröffentlichen. In einem Ministerrate, der um dieselbe Zeit abgehalten wurde, sagte der König: „Meine Herren, ich mache es Ihnen zur heiligen Pflicht, in jedem Falle, wo es sich um meine Unterschrift unter ein Todesurteil handelt, mich auch auf den kleinsten Umstand hinzuweisen, durch den die Hinrichtung vermieden und eine Milderung der Strafe herbeigeführt werden kann. Nur Sie, Herr Justizminister [damals Simons] entbinde ich davon, da Ihr Amt Ihnen nicht gestattet, etwas andres als den Lauf der Gerechtigkeit zu befürworten." Und so wurde es denn auch später gehalten. Der König las nicht bloß in jedem Falle die umfangreichen Untersuchungsakten und die Gründe für das Urteil gewissenhaft durch, sondern ließ sich auch darüber erst durch den Kabinetsrat, dann im Plenum des Ministerrates ausführlich Vortrag erstatten, und selbst dann unterschrieb er nicht sofort, sondern legte sich das Urteil beiseite, um irgend ein frohes Ereignis abzuwarten, das ihm Gelegenheit bieten konnte, Gnade zu üben. Bei solchen Ereignissen kamen dann die Todesurteile oft in großer Anzahl an das Justizministerium in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt zurück. Am 1. Oktober 1861 war ein Tischler in Trebbin wegen Mordes zum Tode verurteilt worden, und der Justizminister hatte am 13. Januar darauf beim König beantragt, „der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen." Die darin liegende königliche Bestätigung war aber bis zum 19. August nicht zu erlangen und erfolgte erst, als sich beim Vortrage der Sache im Ministerrate keine einzige Stimme zu Gunsten des Mörders erhob. Die Hinrichtung desselben wurde dann auf den 9. September anberaumt; da aber an demselben Tage der Prinz Heinrich getauft werden sollte, so nahm der Justizminister daraus Anlaß, dem Könige nach Baden zu melden, die Exekution sei, um die Festfreude in der königlichen Familie nicht zu stören, auf den 16. verlegt worden. Darauf antwortete der Monarch mit folgender Randbemerkung zu dem Berichte: „Liegen denn gar keine Milderungsgründe vor, die zur Begnadigung auf lebenslängliches Zuchthaus führten? Wenn es übrigens irgend möglich ist, so wäre ein andrer Tag als der 16. zu bestimmen, da ich niemals den Tag einer Exekution kennen will."

Ganz außerordentlich war noch im hohen Alter die Rüstigkeit und dieser entsprechend die körperliche und geistige Unermüdlichkeit des Königs bei den

Digitized by Google

Arbeiten ſeines hohen Berufs. Die wenigen Minuten, wo er des Morgens Kaffee trank, waren ſtets die einzige Zeit am Tage, wo er ſich nicht in anſtrengender Thätigkeit befand, und ſelbſt dabei beſchäftigte er ſich noch mit dem Durchſehen von Berichten und Telegrammen. Abends ſpät, oft erſt nach ein Uhr, von einer Feſtlichkeit zurückgekehrt, bei der er in der Regel nur während des Eſſens ſaß, fuhr er am nächſten Morgen mit dem erſten Zuge nach Potsdam, um ausgebildete Erſatzmannſchaften zu beſichtigen; dann kehrte er nach Berlin zurück, um Vorträge anzuhören, Audienzen zu erteilen und bei Konſeilſitzungen den Vorſitz zu führen. Schon während der Hin- und Rückfahrten nach Potsdam ließ er ſich allerlei Vorträge halten. Auch die nächſten Diener ſahen ihn nie ohne Beſchäftigung ſtillſitzen. In ſeinem Arbeitszimmer befand ſich nur ein Stuhl, den er zum Schreiben gebrauchen konnte, alle andern, auch das Sofa, waren mit Papierrollen, Karten, Aktenſtücken und Büchern vollgepackt. Nur wenn er wichtige Denkſchriften, diplomatiſche Berichte und andre umfangreiche Schriftſtücke ſtudirte, bediente er ſich eines hohen Reitbockes ohne Lehne, auf dem er wie zu Pferde vor einem in die Höhe geſchraubten Pulte ſaß. Von irgend welcher Bequemlichkeit, von Anlehnen oder Ausſtrecken war keine Rede. Es war immer, als befände ſich der König im Dienſte, ſtets bereit und gewärtig, mit angeſtrengten Kräften ſich einem neuen Gegenſtande zuzuwenden. Aerztlicher Mahnung, ſich zu ſchonen, folgte er nur, wenn er ſich wirklich ſchon unwohl fühlte. Obwohl die Karlsbader Kur gebieteriſch Unterbrechung der gewöhnlichen Thätigkeit fordert, nahm er jedesmal das ganze Zivil- und Militärkabinet nach der böhmiſchen Brunnenſtadt mit und ließ ſich Vorträge halten, als ob für ihn keine Kurregeln beſtünden, und wagte dann ſeine Umgebung einmal, ihn auf die Folgen aufmerkſam zu machen, ſo bekam ſie zur Antwort: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Ich fühle mich ganz wohl in meiner gewohnten Beſchäftigung.“

Die Ortspolizei und ihre Koſten.

Von Otto Gerland.

Seit dem Erlaß des Geſetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 herrſcht in Preußen eine ungleiche Verteilung der für die Ortspolizeiverwaltungen aufzubringenden Koſten. Diejenigen Städte, welche königliche Polizeiverwaltung haben, tragen nur einen Teil dieſer Koſten, in den alten Provinzen die ſächlichen, während dem Staat die perſönlichen Koſten zufallen, in den neuern

Digitized by Google

Provinzen gemäß der dem Gesetze vom 11. März 1850 im wesentlichen nachgebildeten Verordnungen vom 20. September 1867 und 7. Januar 1870 bei weitem weniger. Die Städte, welche eigne Polizeiverwaltung haben, müssen sämtliche Kosten dafür aufbringen. Zur Polizeiverwaltung auf dem platten Lande erhalten die Provinzen zwar neben der Unterstützung durch die staatlich besoldete Gendarmerie eine nicht unerhebliche Dotation, müssen aber doch den dritten Teil der Kosten für die wesentlich der Polizeiverwaltung dienenden Amtsbezirke selbst zahlen und die Amtsvorsteher im Ehrenamt stellen, mit Ausnahme der Provinz Hannover, innerhalb deren die Polizei von den königlichen Landräten gehandhabt wird, die Dotation daher zu andern Zwecken flüssig ist und auch für die Amtsbezirke nichts aufgebracht zu werden braucht. Posen mit seinen besondern Verhältnissen übergehe ich hier.

Schon lange, namentlich seit 1869, hat diese Angelegenheit auch den Landtag beschäftigt, bis endlich am 16. April 1885 das Abgeordnetenhaus auf Antrag des Abgeordneten von Eynern die Staatsregierung ersuchte, zur Beseitigung der ungerechtfertigten Bevorzugung der mit königlicher Polizeiverwaltung versehenen Städte die Beitragspflicht dieser Städte zu den Kosten der Polizeiverwaltung anderweit zu regeln. Diesem Antrage, der 1886 wiederholt wurde, kam die Staatsregierung nach, indem sie dem Abgeordnetenhause im Februar 1888 eine entsprechende Vorlage machte, die nach der Generaldebatte einer Kommission überwiesen, von dieser aber nicht fertig beraten wurde. Da diese Angelegenheit aber bei ihrer Wichtigkeit sicher den Landtag bald wieder beschäftigen wird, so lohnt es sich, dieselbe hier kurz, wie es der Raum dieser Blätter erfordert, nach zwei Richtungen hin zu erörtern, nämlich: 1. was der Gesetzentwurf bezweckt, und 2. was gegen denselben vorgebracht worden ist.

Der Gesetzentwurf will nur, entsprechend den verschiednen Resolutionen des Abgeordnetenhauses, den Beitrag der mit königlichen Polizeidirektionen versehenen Städte zu den Kosten dieser Behörden anderweit und zwar dahin regeln, daß Staat und Gemeinde diese Kosten je zur Hälfte tragen. Diese Kosten sollen durch den Voranschlag zum Staatshaushalt festgesetzt werden, während die Verteilung der Kosten einer für mehrere Gemeinden zusammen bestellten Polizeiverwaltung auf die einzelnen Gemeinden, sowie der für die von einer Ortspolizeibehörde gleichzeitig wahrzunehmenden landespolizeilichen Geschäfte zu berechnende Teil der für diese Behörde aufzubringenden Kosten vom Minister des Innern bewirkt oder bestimmt werden soll.

Gegen diesen Entwurf sind im Landtage selbst und in Adressen beteiligter Städte verschiedene Einwände erhoben worden. Vor allem wurde eine vollständige Auseinandersetzung zwischen Polizei und Verwaltung im engern Sinne begehrt, ein Verlangen, das bei der für einen beschränkten Zweck berechneten Gesetzesvorlage nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Ich kann diese Frage daher hier als nicht zur Sache gehörig übergehen, behalte mir aber vor,

Digitized by Google

sie an einem andern Orte unter Benutzung auch der bei der Beratung des Gesetzentwurfes gemachten, zum Teil sehr schätzbaren Bemerkungen ausführlicher zu behandeln.

Ein zweiter Einwand richtet sich gegen die vorgeschlagene Teilungssumme, wie ich glaube, ebenfalls mit Unrecht. Die Verhandlungen ergaben zur Genüge, daß alle Versuche, eine andre als die von der Regierung vorgeschlagene Teilung zu begründen, fehlgeschlagen sind; es ist eben thatsächlich unmöglich, eine Teilung der Thätigkeit der Polizei nach Vernunft und Billigkeit dahin aufzustellen, inwieweit sie im Interesse der Stadt und inwieweit sie im Interesse des Staates geleistet wird. Es bleibt deshalb nur übrig, anzunehmen, daß die Thätigkeit für beide Rechtssubjekte in gleichem Maße geschieht, was auch im allgemeinen den Verhältnissen entspricht, und damit ergiebt es sich ganz von selbst, ohne daß man dies eine rein mechanische, durchschneidende Arbeit zu nennen braucht, die Kosten der Polizei ebenfalls jedem Teile zur Hälfte aufzuerlegen. Wenn man sagt, daß damit die bisher von den Polizeikosten mehr oder weniger befreiten Städte gegen ihre bisherigen Verhältnisse zu sehr belastet würden, so ist dagegen auch mit Recht hervorgehoben worden, daß diese Städte bisher auf Kosten der übrigen Steuerzahler im Lande zu gut weggekommen sind, sodaß also nicht von der Auflage einer neuen Last, sondern nur von der Beseitigung einer ungerechtfertigten Befreiung zu reden sein würde. Eine Entlastung dieser Städte hat der Entwurf auch gar nicht beabsichtigt, er will sie im Gegenteil, den Wünschen des Abgeordnetenhauses entsprechend, durch Beseitigung ihres bisherigen Vorrechtes belasten. Ob es mit Rücksicht auf die finanziellen Verhältnisse dieser Städte zweckmäßig wäre, die Sache nicht auf einmal, sondern allmählich innerhalb einer Übergangsperiode durchzuführen, darüber ließe sich vielleicht reden, obwohl es ebenso gut angeht, die Sache auf einmal durchzuführen, da das Gesetz ja nicht alsbald, sondern erst mit Beginn des nächsten oder vielleicht erst zweitnächsten Etatsjahres nach seiner Verkündigung in Wirksamkeit treten kann. Natürlich müssen vor der Halbirung der Kosten der Ortspolizei die Kosten der Landespolizei abgezogen werden, und diese können sich in manchen Städten, namentlich in Berlin, recht hoch belaufen.

Ein Punkt ist freilich bei der Debatte über die Höhe des Beitrages zur Sprache gebracht worden, der eine andre Lösung verdient, als es von der Staatsregierung vorgesehen war, dies ist die Berechnung der Pensionen, der Wartegelder, der Witwen- und Waisengelder. Die hierfür nötigen Beträge darf man nicht von derjenigen Stadt fordern, in deren Dienst ein Beamter pensionirt oder gestorben ist, denn es wurde mit Recht darauf hingewiesen, wie dadurch infolge von Versetzungen leicht Ungleichheiten entstehen können, welche sicherlich nicht beabsichtigt waren. Es muß vielmehr eine Generalpensionskasse gebildet werden, in die für jede einzelne Polizeiverwaltung ein zu berechnender Durchschnittsbetrag jährlich einzuzahlen ist. Die Höhe dieser Einzahlung läßt sich ohne

Digitized by Google

Schwierigkeiten feststellen, und es würde bei einer einigermaßen vorsichtigen Verwaltung der Kasse sich bald ein Reservefonds bilden, der zu Ausgleichungen benutzt werden könnte.

Beachtung verdient der Einwand bezüglich der von der Regierung vorgeschlagenen Art und Weise der Festsetzung der zu halbirenden Polizeikosten, obwohl die in dieser Richtung laut gewordenen Bedenken übertrieben sein dürften. Die Begründung des Gesetzentwurfs besagt ausdrücklich, daß die Gemeinden in der Regel über die in dem Etat einzustellenden Ausgaben zunächst gehört werden sollen, glaubt aber, daß dies nicht in das Gesetz gehöre, sondern durch eine entsprechende Anweisung an die Provinzialbehörden geordnet werden könne. Vom Regierungstisch aus ist ferner gesagt worden, daß die Entscheidung des Ministers, welcher Teil der Polizeikosten als Kosten der Landespolizei abgezogen werden solle, vor Aufstellung des Etats erfolgen müsse, sodaß diese Entscheidung zum Gegenstande der Verhandlung im Landtage gemacht werden kann. Damit wird die Stellung der Gemeinden gegen den bisherigen Zustand nicht wesentlich verändert, da auch jetzt schon die Aufsichtsbehörden das Recht haben, auch gegen den Willen der Gemeinde Posten zwangsweise in deren Etat einzustellen, während die hiergegen zulässige Klage bei den Verwaltungsgerichten um deswillen keine große Bedeutung hat, weil diese Gerichte über die Bedürfnisfrage nicht entscheiden, die Entscheidung darüber vielmehr zur Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden gehört. Es liegt deshalb ein genügender Schutz der Gemeinden gegen etwaige Übergriffe des Ministers — wenn man denn nun einmal stets von solchen und nicht auch von (vielleicht nicht immer gerechtfertigten) Weigerungen der Gemeinden zur Aufbringung nottwendiger Kosten reden will — darin, daß die Angelegenheit im Landtage zur Sprache kommt. Daß dadurch der Abgeordnete der betreffenden Stadt in die Lage käme, das Interesse seiner Stadt gegenüber der Allgemeinheit zu vertreten, würde nicht mehr der Fall sein, als es dies schon jetzt ist, wenn es sich um Anlage einer Eisenbahn oder die Bewilligung irgend sonst einer Summe handelt, woran der Wahlkreis der Abgeordneten Interesse hat; auch da pflegt er das Interesse seiner Stadt zu vertreten, und ich glaube, man darf sagen, er hat dies Interesse warm, wenn auch von einem höhern Gesichtspunkte aus zu vertreten. Der Minister wird aber sicher, schon aus persönlichen Rücksichten, wegen der Verhandlung im Landtage bei Aufstellung des Etats alles vermeiden, was zu vertreten er nicht vollständig in der Lage ist. Das freilich kann zur Vermeidung von Zweifeln verlangt werden, daß die Bestimmung, es solle der für die landespolizeiliche Thätigkeit zu berechnende Betrag vor Aufstellung des Etats stattfinden und es sollen die Gemeinden über den Etat vor dessen Feststellung gehört werden, in das Gesetz aufgenommen wird, was ohne Schwierigkeit geschehen kann. Dann, meine ich, sind diese Bedenken gehoben. Ebenso wenig Bedenken möchten bezüglich der etwa vorkommenden Etatsüberschreitungen begründet sein, bei denen die Behörden

Digitized by Google

um so vorsichtiger zu Werke gehen werden, als sie sich bewußt sind, möglichenfalls, bei Verweigerung der nachträglichen Bewilligung, selbst für die ausgegebenen Beträge aufkommen zu müssen.

Den wichtigsten Einwand gegen den Gesetzentwurf erblicke ich jedoch darin, daß auch nach Durchführung des Entwurfes immer noch eine grundlose Bevorzugung der mit königlicher Polizeiverwaltung versehenen Städte vor den übrigen bestehen bleibe, da erstere nur zur Hälfte, letztere ganz zu diesen Kosten herangezogen würden, und ich stehe nicht an, diesen Einwand für vollkommen begründet zu erklären. Mag die Polizeiverwaltung durch staatliche oder städtische Behörden geführt werden, sie wird im Namen des Königs gehandhabt, und sie besorgt, wie schon gesagt, gleichmäßig Angelegenheiten des Staates und der Gemeinden. Es ist im Laufe der Landtagsverhandlungen betont worden, daß die Neigung der Städte, eigne Polizeiverwaltung zu besitzen, wesentlich gegen früher nachgelassen hat, zum Teil wohl wegen der Kosten, zum Teil auch aus innern Gründen; denn die Selbstverwaltung, d. h. die selbständige Verwaltung der eignen Angelegenheiten, schließt keineswegs die mindestens zum guten Teil wesentlich andern Zwecken als der Kommunalverwaltung dienende, ja diesen häufig entgegentretende Polizeiverwaltung unbedingt in sich. Nun liegt kein genügender Grund vor, eine Anzahl Städte, darunter gerade die größten und leistungsfähigsten oder solche, denen man aus politischen Gründen die Polizeiverwaltung nicht überlassen kann, auf Kosten der übrigen zu bevorzugen, die auch, wie wir gesehen haben, gegenüber dem platten Lande im Nachteil sind. Es muß deshalb der Betrag, der an den königlichen Polizeiverwaltungen erspart wird, dazu verwandt und, wenn er nicht genügt, um so viel erhöht werden, als nötig ist, um in allen Städten, in denen eine selbständige Polizeiverwaltung besteht, die Hälfte dieser Kosten für diese Verwaltung auf den Staat zu übernehmen. Aus dem Entwurfe eines Gesetzes betreffend die Kosten königlicher Polizeiverwaltungen in Stadtgemeinden würde dann ein Entwurf betreffend die Kosten der Polizeiverwaltung in den Stadtgemeinden werden; damit wäre alle Ungerechtigkeit ausgeglichen.

Damit würde auch der § 2 sowohl des Gesetzes vom 11. März 1850 als der Verordnung vom 20. September 1867 über die Polizeiverwaltung zu voller Giltigkeit gelangen. Darnach soll der Minister des Innern unter gewissen Bedingungen die Ortspolizei in den Städten für den Staat übernehmen können. An der Ausübung dieser Befugnis ist er aber zur Zeit gehindert, da er dazu wegen der dadurch entstehenden Kosten der Genehmigung des Landtags bedarf. Entstünden dadurch keine Kosten für den Staat, so könnte der Minister von diesem Rechte wirklich Gebrauch machen, wo es ihm gut scheint, während er deshalb immerhin mindestens im Landtage seine Kontrole fände.

Man sagt nun freilich, daß die Verwaltung der Polizei durch den Staat teurer sei als die durch die Gemeinden; aber es beruht dies doch vielleicht auf

Digitized by Google

einem Irrtum, oder es wird die größere Billigkeit, wie dies im Abgeordnetenhause namentlich von dem jetzigen Minister des Innern in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet wurde, auf Kosten einer energischen Polizeiverwaltung erzielt, deren Notwendigkeit doch selbst von fortschrittlicher Seite anerkannt wurde. Man kann auch gar nicht allgemein sagen, wie viel Mark auf den Kopf der Ortseinwohner die Polizeikosten betragen müssen, denn dies kann sich nur nach den Verhältnissen eines jeden einzelnen Ortes bemessen lassen; es kann sein, daß eine kleine Fabrik- oder Hafenstadt bei weitem mehr Polizeikosten verursacht als eine weit größere Stadt, in der vorzugsweise Landwirtschaft betrieben wird oder zahlreiche Beamten und Pensionäre leben. Es fehlt uns auch, wie schon angedeutet, bis jetzt an einer allgemein anerkannten Begriffsbestimmung darüber, was zur Polizei zu rechnen sei. Da nun aber der Fiskus sich bekanntlich auch einer sehr lobenswerten Sparsamkeit befleißigt, so würde sich wohl schon dahin eine Einigung erzielen lassen, daß die Kosten der staatlichen oder städtischen Polizei verhältnismäßig immer die gleichen sein würden.

Wie ich im Eingang sagte, nehme ich an, daß die hier besprochene Frage den Landtag bald wieder beschäftigen wird, und ich hoffe, daß sie dann eine allseitig befriedigende Lösung finden wird. Daß Städte, wie z. B. Kassel, deren Beiträge zu den Polizeikosten vertragsmäßig festgesetzt sind, nur nach dem Verhältnis dieser Vertragsbestimmungen herangezogen werden können, wenn ihre Rechte nicht abgelöst werden sollen, würde keine Ausnahme von der Regel bilden, sondern nur dem Artikel 9 der Verfassung entsprechen. Die Behauptung, daß der Zeitpunkt zur Erledigung dieser Frage nicht richtig gewählt sei, hat der Finanzminister bei den Verhandlungen treffend mit der Bemerkung widerlegt, daß zu einem gerechten Unternehmen immer die rechte Zeit sei.

Die Entfernungen in der Geschichte.

Ein großer Teil der Fortschritte, welche die Menschheit von den ersten Anfängen ihrer Geschichte an gemacht hat, führt auf die Überwindung von Entfernungen zurück. Die dem Naturmenschen ursprünglich von dem Gesichtskreise seiner Insel, seines Jagdgebietes, seines Fischereigrundes umschlossene Welt ist immer größer, ihre Vorstellung immer geistiger geworden. Noch in dem, was wir geschichtliche Zeit nennen, war die homerische Welt viel kleiner als die Herodots, welche ihrer-

Digitized by Google

seits mit einem Fünfzigstel der uns bekannten Erdoberfläche reichlich bemessen sein dürfte. Ptolemäus ging darüber hinaus, indem er, wenn auch nicht immer sicher, den Teil der Erde überblickte, der zwischen den Glücklichen Inseln und der Küste des Seidenlandes (Südchinas) gelegen ist. Wenn er den Kreis seines geographischen Wissens bis an die Grenze des Vermuteten oder Geahnten ausdehnte, schloß dieser die Hälfte der Erde in sich. Was Vasco de Gama, Kolumbus, Magalhaens und ihre Nachfolger für die Hinausrückung der Grenzen des geographischen Gesichtskreises gethan haben, hält man mit vollem Rechte für wichtig genug, um den Höhepunkt dieser die Welt erweiternden Entdeckungsepoche gleichzeitig einen Scheidepunkt der geschichtlichen Zeitalter bilden zu lassen. Viel Großes drängte sich auf der Grenze mittlerer und neuerer Zeit zusammen, es hat besonders die Erfindung der Buchdruckerkunst allen geistigen Regungen und Äußerungen der Menschen eine ganz andre Energie, Wirksamkeit und Dauerhaftigkeit verliehen; aber die Entdeckung Amerikas hat den Boden der Geschichte erweitert, neue Völker auf den Schauplatz geführt, neue politische Mächte geschaffen und einen großen Teil der Menschheit ein neues geschichtliches Leben von den Anfängen an beginnen lassen. Man scheint darüber einig zu sein, daß die damit gegebene Schaffung einer zweiten Welt, die gegenüber der ersten oder alten im politischen Sinne wie im Sinne der Kultur neu ist, die wichtigste der Errungenschaften jener an großen Menschen und Dingen reichen Zeit sei. Geistige Schöpfungen können verblassen, ja absterben, jene große Erfindung kann durch eine größere übertroffen werden, aber das neuentdeckte Land und Meer können die Menschen nicht verlieren, es müßte denn von einer Erdumwälzung verschlungen werden.

Und wenn wir fragen, wodurch die Geschichte der letzten beiden Menschenalter einen von allem Vorherigen so durchaus abweichenden Charakter erhalten habe, so ist es doch wohl im tiefsten Grunde wieder der räumliche Unterschied; denn so weit die Geschichte zurückreicht, hat sie niemals, so wie heute, die ganze Erde, soweit diese bewohnbar ist, zum Boden gehabt. Vor dem, was wir heute Weltmacht nennen, sinkt Rom in den Staub, und die weitesten Wege des Altertums schrumpfen in der Länge mit denen der Gegenwart verglichen ebenso zusammen, wie der Betrag der einst zu ihrer Zurücklegung erforderlichen Zeit uns, an dem Maßstabe des jetzt geforderten gemessen, fast unerschwinglich erscheinen will. Wohl verwirklicht sich dadurch in immer mehr Geistern, was schon Kolumbus ahnungsvoll ausgesprochen hat, daß die Erde eigentlich sehr klein sei, aber diesem Gedanken verneinender Haltung gegenüber steht die für den Gang der Geschichte in den nächsten Jahrzehnten hauptsächlich bestimmende Thatsache, daß der für die Menschheit auf der Erde verfügbare Raum immer näher an die alten Mittelpunkte der Kultur, an die Trennpunkte des geschichtlichen Lebens herangezogen wird, daß seine Bewohner denen Europas immer verwandter werden, daß die geschichtliche Bewegung, an Länderräumen und Volks-

Digitized by Google

zahlen gemessen, immer umfassender, immer großartiger wird. Erscheint die Erschließung neuer Länderräume zur Bewohnung und neuer Meeresstrecken zum Verkehr als stofflich greifbarster der Gewinne, welche Menschen als Lohn ihrer Kulturarbeit zufallen konnten, so wird das allmähliche Fortschreiten dieses Prozesses durch die Verbindung mit der Entwicklung des Wissens von der Erde und vom Himmel zu einem der wichtigsten Abschnitte der Geistesgeschichte der Menschheit. Mit der Erde gestaltete sich der Himmel um. Der Auffassung, die eine Scheibe im weiten Ozean schwimmen sieht, über welche sich der eherne Hohlraum des Firmaments wölbt, tritt die einer Erdkugel, welche konzentrisch von der Kugelschale des Himmels umgeben wird, berichtigend gegenüber. Je mehr man von der Erde wußte, d. h. je mehr man Entfernungen auf der Erde beherrschte, desto weniger blieb die Scheibenform möglich, je weitere Wege man aber auf der Kugel zurücklegte, desto sicherer mußte auch die Orientirung am Himmel werden, denn in den Gestirnen lesend findet der Wanderer seine Wege auf der Erde. Es giebt einen körperlichen und einen geistigen Besitz an diesem Planeten, und beide sind nicht von einander zu trennen. Ein neues Land bringt demjenigen Reichtümer, welcher zuerst den Weg nach ihm erschließt, indem er Schranken durchbricht, vor welchen seine Zeitgenossen träge, unwissend oder ängstlich stehen geblieben waren. So ist jedes Volk des Mittelmeer-Gestades und des ferneren Europas jeweils reicher als alle andern gewesen, welches Indien, die Quelle des ergiebigsten Handels, auf nächstem Wege zu erreichen, seine Schätze am sichersten den Warenhäusern seiner Heimat zuzuführen wußte. Doch hat es in jedem Falle allen andern Völkern Wege gewiesen, Küsten und Inseln entdeckt, Karten und Berichte hinterlassen, die vorher nicht vorhanden gewesen waren. Indem es sich bereicherte, vermehrte es den geistigen Besitz der Mitbewohner der Erde. Im glücklichsten Falle lehrte es so folgenreiche Dinge, wie die Regelmäßigkeit der Monsunwinde oder das hartnäckige Deuten der Magnetnadel.

Es gehört zu dem auszeichnenden Besitz, der ein Volk vor andern groß macht, dieses Wissen von näheren oder sichreren Wegen, oder auch die Beherrschung derselben. Der Wege zwischen zwei Punkten auf der Erde sind es selbstverständlich, denn wir leben auf einer Kugel, immer mehrere, von denen aber in der Regel nur einer der kürzeste oder sicherste, bequemste und daher wichtigste, gesuchteste, in Krieg und Frieden heiß umworbene ist. Man kann nach Indien um das Kap der guten Hoffnung und durch den Suezkanal fahren; aber man braucht von Triest nach Bombay dreiundzwanzig, von Plymouth nach der Kapstadt vierundzwanzig Tage. Es versteht sich daher von selbst, daß der Suezkanal ein Objekt von der größten Wichtigkeit für die Mächte ist, welche Interessen in Indien und im ferneren Asien haben, weshalb Großbritannien zuerst die Herstellung dieses Kanals mit französischem Kapital und Geist als unmöglich bezeichnete, dann zu hemmen, endlich, als er vollendet war, seiner sich zu be-

Digitized by Google

mächtigen suchte. Man kann vom Atlantischen Ozean in die Nordsee durch den Ärmelkanal und auch um Schottland bei Kap Race herumkommen, jenes ist der kürzere, daher durch mehrere Seefestungen der stärksten Art, besonders Brest und Cherbourg, Portsmouth und Plymouth geschützte, beziehentlich bedrohte Weg. Schon das Altertum hat sich Mühe gegeben, Umwege zu kürzen; die alten Ägypter sind aus dem Mittelmeer ins Rote Meer gefahren, und die Griechen erwogen den Plan der Durchstechung des Isthmus von Korinth. Die ganze weltgeschichtliche Bedeutung der Kürzung der Entfernungen prägt sich aus in der dauernden Bedeutung, die solchen Arbeiten beigemessen, in den Opfern, die ihrer Ausführung gebracht wurden. Der Suezkanal hat das Gewicht der europäischen Interessen in Asien vervielfacht, indem er die entlegensten Teile der alten Welt um das Doppelte einander näher brachte. Der Panamakanal wird noch viel wichtiger werden, er wird den Unterschied zwischen alter und neuer Welt mindern, indem er der Weltgeschichte, die, seitdem sie das Mittelmeer verlassen hat, hauptsächlich atlantisch geworden war, den pazifischen Schauplatz erschließt und allen Ländern und Inseln auf der östlichen Seite der Halbkugel einen erhöhten wirtschaftlichen, politischen und damit, wie sicher zu hoffen ist, auch Kulturwert verleiht.

Die Fähigkeit der Bewältigung von Entfernungen gehört also zu den Mitteln, durch welche die Völker sich Reichtum und politischen Einfluß sichern und zugleich die geistigen Besitztümer der ganzen Menschheit vermehren. Es ist daher für die Charakteristik der Völker und Zeitalter die Bestimmung des Maßes dieser Fähigkeit von der größten Bedeutung. Überblicken wir die Geschichte ihrer Entwicklung, so treten die großen Völker und die großen Epochen deutlicher vor uns hin, und wir glauben dem Strome der Zeit bis auf den Grund zu schauen, dessen Abschnitte den ewig gleichen Lauf der aufeinanderfolgenden Geschlechter unterbrechen und teilen. Homer bezeugt es, daß die Phöniker von Kreta nach der ägyptischen Küste in fünf Tagen fuhren. Der Weg ist rund achtzig Meilen lang. Aber Xenophon berichtet uns von einem phönikischen Piraten, der im fünften Jahrhundert die fast hundert Meilen lange Strecke Rhodus-Tyrus in drei Tagen und Nächten zurücklegte. Von griechischen Fahrten erfahren wir in der Odyssee, daß der Weg von Lesbos nach Argos in drei Tagen zurückgelegt wurde, was täglich zwanzig Meilen oder etwas darüber macht. In der Zeit der Blüte der athenischen Schifffahrt wurden siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Meilen in Tag und Nacht, am Tage allein fünfzehn Meilen zurückgelegt. Xenophon führt als Beispiel großer Fahrgeschwindigkeit die Reise eines milesischen Schiffes an, das den zweiundsiebzig bis fünfundsiebzig Meilen langen Weg von Lampsakus nach der Küste von Sparta in drei Tagen durchfuhr. Von der Puniern haben wir anzunehmen, daß sie an der atlantischen Küste der Pyrenäenhalbinsel die zweiundfünfzig Meilen nach dem Kap Vincent in drei, die dreißig Meilen von da nach der Tajo-

Digitized by Google

mündung in zwei, nach Galicien in sechs Tagen zurücklegten. Die Römer machten im Mittelmeer durchschnittlich einundzwanzig bis zweiundzwanzig Meilen im Tage, eine Geschwindigkeit, die im frühern Mittelalter, trotz der jetzt in Benutzung tretenden Bussole, auf achtzehn bis zwanzig Meilen herabsank. Die Spanier und Portugiesen erreichten Geschwindigkeiten von dreißig bis vierunddreißig Meilen, hinter denen sie aber oft zurückblieben, bei den Fahrten im Atlantischen Ozean während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Fuhr doch Kolumbus schon bei seiner zweiten Fahrt (1493) in einundzwanzig Tagen von Ferro nach Dominica, Hojeda 1499 von Cadiz nach der Küste von Guyana in fünfundzwanzig Tagen; die Rückreise gegen den Nordostpassat erforderte aber viel mehr Zeit, durchschnittlich machte man nur zwanzig Meilen täglich und brauchte daher sieben Wochen von den Antillen nach Spanien. Für die jährlich wiederholte Fahrt Manila-Acapulco quer durch den Stillen Ozean brauchten die Spanier hundertzehn bis hundertzwanzig Tage. Die Erfindung des Fernrohres (1608), die schon im sechzehnten Jahrhundert angebahnte Verbesserung der in immer allgemeinere Benutzung übergehenden Karten, die Fortschritte in der Längenbestimmung durch Mondtafeln (1755) und Chronometer (1764) sicherten die Erreichung der Ziele, ohne die Geschwindigkeit höher als unter günstigen Umständen vierzig Meilen auf den Tag zu steigern. Den großen Fortschritt darüber hinaus bewirkte von 1819 an die Einführung der Dampfboote, die heute als Lastschiffe sechzig, als Postschiffe fünfundsiebzig Meilen unter weit größerer Sicherung sowohl gegenüber Gefahren als bezüglich der Einhaltung der Fahrzeit zurücklegen. Mit Eisenbahn und Dampfboot ist die Reise um die Welt in zweiundsiebzig bis dreiundsiebzig Tagen möglich geworden, welche Zeit die Zukunftsbahn Moskau-Peking um zehn Tage abzukürzen vermöchte, und zwar in der Folge Hamburg-Brindisi drei, Bombay siebzehn, Madras zwei, San Francisco siebenunddreißig, New-York sechs, Hamburg sieben Tage: alles im günstigen Falle; also elf Tage Land- und einundsechzig Tage Seefahrt. Wir schweigen weislich von Möglichkeiten rascherer Beförderung, die das Reich der Luft zu bieten schiene. Über das Maß der Beflügelung, das der Telegraph unsern Gedanken erteilt, wird ja doch der günstigste Höhenwind und die kräftigste Batterie den Ballon nie hinaustreiben. Es genügt zunächst für die größten Zwecke, daß ein Gedanke in wenigen Stunden um den Erdball eilt. Nicht das höchste Ziel zu erreichen, sondern die vorhandenen Mittel am zweckmäßigsten auszunutzen, scheint die Kunst der politischen Verwertung des Wissens einer Zeit, auch des Wissens von Wegen und ihrer Benutzung zu sein.

Das römische Reich bietet das erste Beispiel einer Weltmacht von einer Lebenskraft, die viele Stürme überdauerte. Die Vorgänger waren an der Unmöglichkeit, weite Räume zu umfassen, gestorben. Der Straßenbau ist für Rom eine Bedingung der Existenz des Reiches gewesen, das früh unter der Schwierigkeit litt, die entfernteren Provinzen vom Mittelpunkte aus festzuhalten. Der

Digitized by Google

technische Fortschritt, vielleicht von den Etruskern herübergenommen, gemauerte Straßenkörper herzustellen, die von außerordentlicher Dauerhaftigkeit sind, hat die politischen Fortschritte Roms ungemein begünstigt. Noch ehe Rom ganz Italien gewonnen hatte, wurden solche Straßen gebaut. Die appische Straße von Rom nach Capua ist 312 (442 der Stadt) gebaut worden, und zur Zeit Cäsars waren alle wichtigen Städte Italiens mit der Hauptstadt durch ähnliche Straßen verbunden. In der Kaiserzeit mündeten deren sechzehn in oder nahe bei Rom. Diese Straßen von vier bis achtzehn Meter Breite, die, in einer ausgehobenen Vertiefung fundirt, aus Schichten von durch Mörtel verbundenen Steinplatten, Kieseln und Zement zusammengefügt sind, gewähren bis auf den heutigen Tag den Eindruck meisterhafter Werke. Wo sie, wie die Regel, durch ein erhöhtes Mittelstück gegliedert und in der Nähe der größern Städte mit Steinplatten gleichmäßig belegt sind, ist ihr Eindruck, verglichen mit dem einer heutigen Landstraße, sogar schön zu nennen. Der Zweck, kürzeste Verbindungslinien bei bequemen Profilverhältnissen zu schaffen, wurde energisch verfolgt. Wo Kürzungen gewonnen werden konnten, sparte man nicht an Geld und Arbeit. So ließ noch Vespasian, um der wichtigen, nach der Adria bei Fano führenden Via Flaminia im Apennin einen Umweg zu sparen, einen dreihundert Meter langen Einschnitt aus dem Felsen meißeln. Man kann dies römische Straßenwesen nur würdigen, wenn man sich erinnert, daß die Straßen für Rom von ebenso großer politischer und wirtschaftlicher Bedeutung waren, wie die Eisenbahnen es heute für unsre Großstaaten sind. Nach Anlage und Zweck finden die Römerstraßen ihr genauestes Analogon in den strategischen Eisenbahnen. Wie, mit welchen Mitteln, zu welchen Zwecken die Römer ihre Straßen bauten, das alles findet wohl Analogie und Erklärung in einer rein militärischen Eisenbahn, wie die Russen sie in den letzten Jahren von Krasnowodsk nach Merw, die Engländer von Shikarpur über den Bolanpaß nach Quetta in der Richtung auf Kandahar gebaut haben. Dem entspricht dann auch die Einrichtung des zunächst rein politischen und speziell militärischen Cursus publicus, dessen Abart Cursus velox ein beschränkter Eilwagendienst war. Cäsar, der römischste aller römischen Staatsmänner, der die Schnelligkeit als militärisches und politisches Werkzeug vortrefflich zu handhaben wußte, bediente sich bei seinen eiligen Reisen des Cursus velox. Er fuhr im pompejanischen Kriege in siebenunddreißig Tagen von Rom nach Obelco, das in der Nähe des heutigen Cordova lag; das bedeutet eine Tagesleistung von dreizehn Meilen, die besonders im Hinblick auf die körperliche Ausdauer, welche man voraussetzen muß, sehr respektabel ist. Es sind das nun freilich noch lange nicht die zwanzig Meilen täglich, an welche uns Sueton, der den Cäsar hundert millia durcheilen läßt, glauben machen möchte, noch weniger die fünfundzwanzig, die er auf der Fahrt von Illyricum nach Gallien täglich zurückgelegt haben soll. Das waren ungewöhnliche, vielleicht nicht vollkommen glaubhafte Leistungen, die viele Jahr-

Digitized by Google

hunderte hindurch nicht mehr erreicht worden sind. 238 n. Chr. wird ganz besonders hervorgehoben die Schnelligkeit eines reitenden Boten, der am vierten Tage von Aquileja nach Rom die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Maximinus Thrax brachte. Der Weg ist vierundachtzig Meilen lang, das sind mindestens ungewöhnliche Leistungen. In der Regel machte man wohl nicht viel über sechs oder sieben Meilen am Tage; von Rom aus wurde Mailand in elf, Verona in zehn, Brindisi in sieben Tagen erreicht. Heute fährt der Courierzug von Rom nach Verona in sechzehn, nach Mailand in achtzehn Stunden, d. h. man legt die Strecke fünfzehnmal schneller zurück, als die Römer es vermochten. Die Wege Rom-Paris in einunddreißig Tagen (heute neunundzwanzig Stunden), Rom-Augusta Vindelicorum in fünfundzwanzig Tagen (heute zweiunddreißig Stunden) zeigen noch schärfer den Unterschied zwischen dem höchsten Maße der Wegzeiten im Altertum und in der Zeit der Eisenbahnen.

Wir haben Cäsar genannt. Dieser große Mann erinnert an Alpenübergänge und Rheinüberschreitungen, an eilige Märsche in Gallien und Spanien, er erinnert daran, daß ein weiter Raum, auf dem sich geschichtliche Ereignisse abspielen, immer über alles Maß den Ruhm der Männer erhöht hat, die darin einen leitenden Anteil nahmen. Vorzüglich gilt dies von der Kriegsgeschichte. Der Zug Alexanders des Großen nach Indien, der Marsch Hannibals aus Spanien nach Italien sind klassische Beispiele. Aus einem an großen Leistungen reichen Leben wie dem Friedrich Barbarossas, strahlt doch der Kreuzzug mit unvergänglichstem Glanze, ebenso wie aus Napoleons mannichfaltigen Kriegszügen der ägyptische Feldzug vielen als der anziehendste entgegentritt. Ein so ruhiger Beurteiler der Menschen und Dinge wie Ranke nennt den Marsch Hannibals über die Alpen „seine große Handlung in der Geschichte." Worin liegt das Große? Die Alpen sind vorher wegsam gewesen. Hannibal erkundigte sich bei den Abgesandten cisalpinischer Stämme darnach und erhielt ermutigende Antwort. Den Mons Poeninus krönte ein keltischer Tempel, Zeugnis genug für älteren Verkehr über ihn. Ob Hannibal den kleinen St. Bernhard oder den Monte Genèvre überschritt, ob er nun das Thal der Isère oder das der Durance hinaufrückte, Bahnbrecher war er hier nicht. Das Imponirende und in der That höchst Folgenreiche seiner That liegt in der militärischen Leistung und dem, was politisch sich daran knüpfte. Von diesem Marsche Hannibals an konnten Alpen und Pyrenäen kein Hindernis mehr sein, Italien, Gallien und Spanien als eine politische Einheit aufzufassen. Der spätern Vereinigung dieser Länder als Provinzen des römischen Reiches hat Hannibal den Weg gebahnt. Mag der kommerzielle Gesichtskreis einzelner Etrusker, Punier oder Griechen über diese Gebirge hinausgereicht haben, in den politischen hat Hannibal Westeuropa erst hereingezogen. Wer Wert auf sichere Daten legt, kann sagen: Vom Jahre 218 v. Chr. an giebt es eine westeuropäische Geschichte, die Beschränkung der Geschichte auf das Mittelmeer hört auf, man rückt an die lange

Digitized by Google

Küstenlinie des Atlantischen Ozeans vor. Wer weitsichtig ist, sieht beim Alpenübergange Hannibals die neuere Geschichte aufdämmern, die immer mehr west- und mitteleuropäisch geworden ist, bis sie, übers Weltmeer wandernd, sogar den atlantischen Charakter annahm.

Das Ringen der Völker um Macht oder auch bloß um Leben kennt den außerordentlichen Einfluß, den die Bewältigung der Entfernungen im entscheidenden Kampfesaugenblicke gewinnt. Oft entscheidet ein Zeitgewinn bei Zurücklegung der Wege auf ein von beiden Seiten gleichmäßig angestrebtes Ziel. Die Kriegführung sucht schon beim Aufmarsch dem Gegner zuvorzukommen, es ist eine Frage der Geschwindigkeit, welche von zwei Mächten der andern den Krieg ins Land spielt. Eine rastlose Beweglichkeit, die zuerst fertig am Platze ist und dem Gegner keine Ruhe läßt, hat 1814 und 1866 in Frankreich und Böhmen auf preußischer Seite weltgeschichtliche Fragen rasch zur Lösung gebracht. 1756 handelte es sich um die Existenz Preußens, als Friedrich II. in Eilmärschen die sächsische Grenze überschritt. Wo stünden wir möglicherweise, wenn Blücher und Gneisenau am 18. Juni 1815 ein paar Stunden mehr gebraucht hätten, um die Entfernung von Ligny nach Belle Alliance zurückzulegen, oder wenn es Napoleon I. möglich geworden wäre, im März 1814 Blücher auf seinem Marsche nach Paris, der durch die Stationen Troyes, Laon und Montmartre bezeichnet wird, zu überholen? Die Siege von Königgrätz, von Sedan sind nicht bloß durch Geist, Disziplin und Mut entschieden worden, sondern auch durch die prompte Überwindung der räumlichen Entfernungen. Wellingtons Wort in der Schlacht bei Belle Alliance: Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen, ist typisch für die entscheidende Bedeutung des Raumes. Mit Änderung der Zeit und des Ortes hat mancher große Feldherr in Augenblicken der Entscheidung ähnlich gedacht oder gesprochen.

Die vorstehenden Betrachtungen knüpfen an ein Buch an, welches das Wachstum der Fähigkeit, Entfernungen zu bewältigen, unter dem Gesichtspunkte der engen Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem Boden, auf dem er lebt, zu schildern unternimmt.*) Dabei ist der friedliche Verkehr, der seine Strahlen von den großen Plätzen des Handels nach den Stätten der Erzeugung und des Verbrauches wichtiger Waren zieht, in den Vordergrund gestellt, ohne daß indessen, wie natürlich, die politischen Mitursachen und Folgen der damit gegebenen Erweiterung des geographischen Gesichtskreises vernachlässigt werden. Es ist das ein gelehrtes Buch, insofern es aus einer Fülle von Thatsachen schöpft, wie sie nur im eindringenden Studium der ersten Quellen oder einer ebenso reichen wie zerstreuten und stellenweise geradezu verborgenen Litteratur gewonnen wird. Es ist aber zugleich ein Buch für ungelehrte, freilich gebildete Leser, da der Stoff ungewöhnlich

*) Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung samt einer Einleitung für eine „Wissenschaft der geographischen Entfernungen." Von Dr. Wilhelm Götz. Mit 5 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1888.

Digitized by Google

großartig und mit der Geſchichte der Menſchheit eng verflochten iſt, und da der Verfaſſer durch klare, geiſtreiche und eigenartige Darſtellung feſſelt. Die in jeder der Perioden dieſer Entwickelungsgeſchichte wiederkehrenden Erörterungen über Wege und Ziele des Handels, Mittel und Methoden des Verkehres berühren eine Fülle der verſchiedenartigſten Probleme. Wir finden hier Bernſtein und Zinn, welche die Phöniker nach Norden lockten, dort das Gold Auſtraliens oder die Diamanten Südafrikas behandelt. Der Elephant und das Kamel, das Dampfboot und der Telegraph werden als Werkzeuge des Reiſens und des Warenverkehres gewürdigt. Bei den erſten noch kurzen Straßen des Verkehres zwiſchen den großen Mittelpunkten ſemitiſcher und hamitiſcher Kultur in Weſtaſien und im Nillande beginnen wir den Überblick, der mit dem Panamakanal und der ſibiriſchen Eiſenbahn in die Zukunft hinein abſchließt. Wir ſehen endlich, um mit dem Schlußworte des Verfaſſers zu reden, „die durch weite Räume von einander getrennten Teile der Erdoberfläche und ihre gegenſeitig beziehungsloſen Bewohner zu einem zirkulirenden Verkehrsganzen werden.“ Das Buch entläßt uns mit dem Eindruck, daß die Beachtung der Entfernungsverhältniſſe von größtem Werte für das Verſtändnis geſchichtlicher und geographiſcher Erſcheinung iſt. Möge dieſer Eindruck in Forſchung und Lehre lebendig werden.

Die Schulvereine.

Der einſtige Geſchichtſchreiber der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts wird neben vielen andern in dieſer Zeit neu auftauchenden Erſcheinungen beſonders einer nicht vergeſſen dürfen, die mit ihren Folgen und Wirkungen eine hervorragende Rolle in unſerm öffentlichen Leben ſpielt — des ſogenannten Nationalitätsprinzips. Das Wort, zum erſtenmale ausgeſprochen von Napoleon III. und in der Einigung Italiens und Deutſchlands, ſeines erbittertſten Gegners und Veranlaſſers ſeines Sturzes, zum erſten male Fleiſch geworden, iſt freilich nur als Wort betrachtet eine Erfindung unſrer Zeit, ſein Begriff war zu allen Zeiten vorhanden und in keiner ſo ſcharf empfunden wie in der Blütezeit des Hellenentums, wo das Stammesbewußtſein der ſiegreichen Überwinder aller Nichthelenen in der einſeitigſten Verachtung der „Barbaren“ gipfelte. Deſſen ungeachtet dürfte es ſchwer ſein, ſolche Erſcheinungen, wie ſie unſer jetziges Stammesgefühl gezeitigt hat, in andern chauviniſtiſchen Zeitläuften nachzuweiſen. Dies gilt ganz insbeſondre von dem Gedanken der ſogenannten „Schulvereine.“

Digitized by Google

In ihnen hat die Liebe zum eignen Volkstum und die Schwärmerei für dessen wichtigstes Kennzeichen, die Sprache, den lebhaftesten Ausdruck gefunden. Nachdem man erkannt hatte, daß die immer ungeheuerlicher sich dehnenden Staatengebilde der Neuzeit mit Riesenschritten sich einer Grenze nähern, bei der nicht mehr Politik gegen Politik, sondern Volk gegen Volk, Rasse gegen Rasse, Kultur gegen Kultur zum Vernichtungskampfe bereit stehen würden, begann man die wahrscheinlichen Streitkräfte des künftigen Völkerkrieges nach Köpfen zu zählen, und nahm hierbei nicht etwa politische Bündnisse von jetzt oder künftig bestehenden Staaten, sondern die natürliche Scheidung durch die Sprache zum Maßstabe. Nur sie schien zuverlässig auch für die Zukunft zu sein, während die täglich wechselnde Gestaltung der politischen Karte Europas und ganz besonders die hauptsächlichste Ursache dieser Veränderungen, das Nationalitätsprinzip innerhalb der noch nicht sprachlich geeinigten Staaten, die von Sprachkämpfen entweder akut oder schon chronisch durchzuckt werden, für die obige Berechnung keine dauernde Grundlage verhieß. War es da ein Wunder, daß eine allgemeine Bewegung entstand, um die Zahl der eignen Volksgenossen straff bei einander zu halten, Zersplitterungen vorzubeugen, sie vielleicht sogar durch künstliche Adoptionen und Zuchten zu vermehren?

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die schon viele Jahrhunderte dauert, ist es nun, daß von den Völkern, die bei einem solchen Wettstreite als kämpfende Gegner in Betracht kommen können, kein einziges der Ehre so vieler Feinde sich rühmen darf, wie das deutsche. Ob diese Thatsache rein aus der mittleren Lage unsers Volkes erklärt werden muß, die es mit sich brachte, daß Gesamtdeutschland von allen europäischen Staaten die meisten Staaten und die meisten Völkerschaften zu Grenznachbarn hat, oder ob nicht vielleicht doch die deutsche Kultur oder wenigstens die Art und Weise der Übertragung derselben ein herbes, unverdauliches Etwas in sich birgt, das auf die Dauer dem selbständig gewordenen Kostgänger nicht behagen kann, diese Frage will ich hier nicht untersuchen, obwohl sie des Fleißes und der Denkkraft des größten Forschers wert wäre. Die Thatsache ist aber da und zeigt sich nicht nur in den Vorländern, die sich um das jetzige deutsche Reich lagern, besonders in Österreich, sondern auch in Deutschland selbst, in den polnischen Landesteilen und selbst bei einem so unbedeutenden Völkchen, wie es die Wenden sind. Faßt man den Begriff der germanischen Länder noch weiter, so erblicken wir sogar dieselben heftigen Kämpfe auch innerhalb der deutschen Völkerfamilie, nicht nur zwischen Vetter und Vetter, nämlich Deutschland und Dänemark, sondern auch zwischen leibhaftigen Brüdern, Schweden, Norwegen und Dänemark.

Gesetzt aber den Fall, die Allmutter Germania hätte ihre Kinder bloß gegen die wirklichen äußern Feinde zu verteidigen, wie weit und schier unermeßlich dehnt sich auch da der Kampfplatz aus! Keine andre Mutter hat so viele kräftige Söhne in fremdem Hause in Diensten, keiner werden sie so erbittert

Digitized by Google

verfolgt und entrissen wie ihr! Im Nordosten des Reiches fängt die Drangsal bei den Russen an und setzt sich durch Polen und Litauen bis nach Österreich fort, wo die Tschechen, Slovenen, Magyaren und Italiener um die Wette den großen Nachbar zerzausen. Den Franzosen im Westen ist zwar seit 1870 eine derbe Lektion geworden, aber es scheint noch lange nicht, als ob diese für ewige Zukunft genügenden Schutz gewährte. Brauche ich noch zu erwähnen, daß deutsche Landeskinder auch außerhalb dieses riesigen Kreises, in Siebenbürgen, Groß- und Kleinrußland, in beiden Amerika, kurz überall, wo überhaupt nur Menschen leben können, in achtunggebietender, zugleich aber auch ausgiebigen Schutz rechtfertigender Anzahl zerstreut sind, und brauche ich, als Deutscher zu Deutschen sprechend, erst gründlich zu beweisen, daß wir keinen von diesen aufgeben dürfen?

Welches gesetzlich erlaubte Mittel könnte aber die Rettung und Erhaltung dieser vom Schicksale der Entdeutschung bedrohten so gründlich und doch so schnell, so energisch und doch so sanft, so leicht und — so billig bewerkstelligen wie die Gewährung des deutschen Schulunterrichtes? Gerade die fremdsprachigen Schulen, in welche die Kinder von Tausenden unsrer deutschen Auswanderer geschickt werden mußten, haben in Amerika und anderswo die erschreckend schnelle Entfremdung der zweiten Generation herbeigeführt, sodaß der Sohn eines deutschen Ansiedlers sich schon nicht mehr als Deutscher, sondern als Angloamerikaner fühlte und gelten wollte. Millionen sind uns dadurch verloren gegangen und andern zugewachsen. Es war die höchste Zeit, daß wir anfingen, uns dieses Nachteiles bewußt zu werden und dieselbe Erfahrung einmal zu Gunsten unsers Volkstumes zu verwerten. Hierzu wurde in Österreich, und zwar im deutschen Teile dieses Landes, der erste bewußte Schritt gethan durch die Gründung des „Deutschen Schulvereins."

Ich sage, der erste Schritt, und bin mir dabei wohl bewußt, daß schon früher gerade auch in Österreich Kaiser Josef II. die deutsche Sprache gewaltsam und überall zur Herrschaft bringen wollte, daß der ganze Nordosten Deutschlands nichts andres als germanisirtes Land ist, von ähnlichen Wandlungen bei andern Völkern ganz zu schweigen. Solche Thatsachen vollzogen sich aber entweder ganz unbewußt, als einfache Folgen der Überlegenheit deutscher Gesittung, oder sie wurden zwar von den Fürsten mit vollem Bewußtsein ins Werk gesetzt, gingen aber aus bloßen Verwaltungsrücksichten hervor. Eine volkstümliche, von den Regierungen nicht nur unabhängige, sondern von einzelnen sogar angefeindete Bewegung, welche aus der reinsten Schwärmerei für den Wert, die Schönheit und Würde des angebornen Volkstumes hervorgegangen ist und schließlich wegen ihrer hohen politischen Bedeutsamkeit auch die kühleren Stammesgenossen fortgerissen hat, ist erst durch die Gründung dieses ersten Schulvereines entstanden, und gerade Österreich bot die Bedingungen für eine begeisterte Teilnahme sämtlicher deutschen Volkskreise, so weit sie nicht

Digitized by Google

durch höfische Furcht oder pfäffischen Sinn für das Deutschtum verloren gegangen sind.

Denn in Österreich sind es nun schon neun Jahre her, daß eine Mehrheit, bestehend aus der Verbindung aller deutschfeindlichen Elemente, das Ruder des Staates im Besitze hat und im Vollgefühle der Macht lustig darauf hinarbeitet, daß die steuer- und geisteskräftige Minderheit der liberalen Deutschen aus ihrer gebietenden Stellung für immer verdrängt werde, was erstere, mit bitterstem Schmerze sei es gesagt, niemals erreichen könnte, wenn nicht auch ein großer Teil der Deutschen selbst, die Ultramontanen, und einige „Auchdeutsche" zur Bekämpfung des eignen Volkes hilfreiche Hand böten. So ist im Laufe der Jahre ein Bollwerk nach dem andern in die Hände der Gegner gefallen, Landtage, Handelskammern, Wahlbezirke, Rechtspflege und viele kleinere, aber nicht minder wichtige Stellungen der Deutschen sind den Tschechen, Slovenen und Italienern überliefert worden. Vor allem aber soll die Jugend, wo immer sie in gemischten Bevölkerungen aufwächst, zum Dienste des künftigen Slawenreiches tauglich gemacht werden. Kein einziges Kind, dessen Eltern nicht ausgesprochen deutsch fühlen, soll dem „Mütterchen" Slavia entzogen werden. Daher die unzähligen tschechischen und slovenischen Schulgründungen mitten im deutschen Gebiete, die auf Kosten der deutschen Gemeinden gesetzlich errichtet werden mußten, sobald ein fünfjähriger Durchschnitt ergeben hatte, daß von mindestens vierzig Kindern die Eltern, in den meisten Fällen freilich die terroristischen Beherrscher derselben, den Unterricht in tschechischer u. s. w. Sprache erteilt wissen wollen. Eine friedliche und für die „armen Opfer" selbst nur ersprießliche Kulturmission der deutschen Schule wurde hiermit lahm gelegt. Die letztere hatte aber auch bald ihren eigensten Besitz gegen wütende Angriffe zu verteidigen.

Wie es nämlich im geschlossenen Sprachgebiete der Deutschen zahlreiche Niederlassungen tschechischer u. s. w. Handwerker und Arbeiter giebt, so sind auch, und zwar in noch höherm Grade, die Deutschen als Ärzte, Lehrer, Fabrikanten und in andern hervorragenden Stellungen über das ganze nichtdeutsche Land zerstreut, bilden hier ganze Sprachinseln, wie Iglau in Mähren, Gottschee in Krain, und dort wieder, besonders in den Städten, kleinere oder größere deutsche Gesellschaftskreise. Während diese nun in früherer Zeit ganz selbstverständlich die geistige Führerschaft besaßen und trotz ihrer geringeren Zahl in Schule und Amt deutsche Sprache und deutschen Geist walten ließen (was, beiläufig gesagt, für Österreich das einzige staatserhaltende Mittel bedeutet), sahen sie sich durch das neu erwachte nationale Leben der Gegner um allen Einfluß gebracht, ohne daß sie an allen Orten Einrichtungen geschaffen hätten, die ihnen die Pflege ihrer deutschen Stammesangehörigkeit auf die Dauer gesichert hätten, besonders also festbegründete deutsche Schulen. Da aber der Terrorismus einer slawischen Mehrheit viel heftiger und roher auftritt als in rein deutschen Gemeinden, da ferner die slawisch gewordenen Landesschulräte, z. B. in Böhmen, nicht immer

Digitized by Google

deutschen Schulforderungen gegenüber dasselbe Entgegenkommen bewiesen wie etwa slawischen, und da es auch viele deutsche Niederlassungen giebt, die, aus armen Gewerbsarbeitern oder Ackerbürgern bestehend, für die Mittel zur Gründung und Erhaltung einer Schule gar nicht aufkommen können, so war eine große Anzahl von deutschen Mitbrüdern der Gefahr des Aufgehens in fremden Nationalitäten umso mehr ausgesetzt, als wir Deutschen ja leider in solchen Lagen viel eher unterliegen als andre. So war denn die Zeit reif geworden, wo aus dem Volke selbst der Ruf nach Hilfe erklang und gehört wurde. Im Sommer 1880 wurde der „Deutsche Schulverein" ins Leben gerufen, mit dem Zwecke, der deutschen Jugend auch in sprachlich gemischten Ländern, insbesondre an den deutschen Sprachgrenzen, deutsche Art und Sitte durch das Mittel einer deutschen Schule zu bewahren.

Den riesigen Aufschwung, den dieser Verein trotz aller Anfeindungen bei Hoch und Niedrig in wenigen Jahren genommen hat, brauche ich nicht näher zu beleuchten, denn er ist weltbekannt. Es genüge die Thatsache, daß er am Ende des Jahres 1887 an 1200 Ortsgruppen mit ungefähr 120 000 Mitgliedern zählte, daß er seit seiner Gründung die Summe von mehr als 1 200 000 Gulden im Interesse der deutschen Schule ausgegeben und außerdem ein Stammvermögen von 170 000 Gulden angesammelt hat. Wie viel Gutes er schon geschaffen hat, läßt sich gar nicht ermessen, denn dies gehört ja seiner Natur nach zu den „Imponderabilien"; aber es ist doch noch eine weite Strecke bis zu dem idealen Ziele zurückzulegen, welches erst dann erreicht sein wird, wenn von den acht Millionen Deutschen der westlichen Reichshälfte ein jeder seinen Pflichtgulden als Mitglied entrichtet. Dann wird der Verein auch eine Macht sein, mit welcher der Staat und seine Lenker zu rechnen haben, mehr noch als jetzt, wo es Hindernisse über Hindernisse zu überwinden giebt, die meistens auf vermeintliche politische Regungen des Vereins, welche ihm gesetzlich verboten sind, gegründet werden. Allerdings sollte die Thätigkeit des Schulvereins nur eine bildende sein, und im Lichte reiner Menschlichkeit betrachtet, ist sie auch nichts andres; wie aber kann in einem Staate, dessen Politik mit dem Dilemma: „Deutsch sein oder slawisch sein" gekennzeichnet ist, von einem Vereine verlangt werden, daß er irgend eine nationale Maßregel treffe, die nicht zugleich eine politische ist? Es ist wahrhaftig ein Glück, daß die Oberleitung des „Deutschen Schulvereins" seit Jahren von Männern geführt wird, die Weisheit und Besonnenheit nicht minder besitzen als glühende Liebe zum deutschen Volke, sonst wäre das unbequeme „Nebenkultusministerium" wohl schon längst seiner Wirksamkeit beraubt worden.

Eine echt deutsche Eigentümlichkeit ist es, daß auch in dieser so notwendigen und ersprießlichen Vereinigung die Eintracht, die gerade jetzt für die Deutschen in Österreich erstes Erfordernis sein sollte, in der mutwilligsten Weise gestört wurde durch die Sezession eines großen Bruchteiles der Mitgliederschaft, die

Digitized by Google

es mit ihrem Antisemitismus nicht für vereinbar hielten, daß der Schulverein seine Unterstützung auch einzelnen jüdischen Privatschulen angedeihen läßt, weil gerade diese, zumal in Mähren, mitten unter slawischen Bevölkerungen die einzigen Bewahrer deutscher Sprache und Bildung von altersher sind. Die Antisemiten bildeten einen eignen „Schulverein für Deutsche," der satzungsgemäß dieselben Ziele anstrebt wie der Musterverein, von seinen Wohlthaten aber, wie auch von seinen Pflichten, jeden Nichtarier ausschließt. Die Hauptmasse der Anhänger des neuen Vereins ist in den Alpenländern, besonders in Steiermark, zu finden, dessen Hauptstadt Graz auch der Sitz der Hauptleitung ist; schon aus dieser geographischen Lage erhellt, daß seine Thätigkeit hauptsächlich dem südslawischen Boden gewidmet sein muß, und das ist eine Entlastung für den alten Verein, der nunmehr umso kräftiger die nördlichen Gebiete beschützen kann. Der „Schulverein für Deutsche" wurde im Jahre 1886 gegründet, zählt jetzt an dreihundert Ortsgruppen mit einer Einnahme von 25000 Gulden, von welchen aber nach den letzten Ausweisen nur etwa 5000 Gulden für Schulzwecke ausgegeben werden.

Noch wäre ein älterer Verein in Österreich zu erwähnen, der zwar nur einen beschränkten Wirkungskreis gewählt, in diesem aber schon seit Jahrzehnten viel Segensreiches geschaffen hat, nämlich die „Deutsche Schulgesellschaft" in Innsbruck, begründet im Jahre 1867 auf Anregung des gelehrten Professors Dr. Ignaz Zingerle. Trotz geringer Hilfsmittel ist es dieser Gesellschaft gelungen, der zunehmenden Verwälschung in Südtirol durch unermüdete Förderung des Deutschtums in den hier merkwürdig zersplitterten Grenzgebieten Einhalt zu thun, und der einsichtsvolle Berechner zukünftiger Staatenverhältnisse wird die Wichtigkeit gerade dieser deutschen Vorwacht an der Adria (bekanntlich sind Reste deutscher Bevölkerung noch auf italienischem Gebiete bei Treviso u. s. w. vorhanden) nicht verkennen und jenen vaterlandsliebenden Männern den Dank des ganzen Volkes in Aussicht stellen können.

Der „katholische Schulverein" ist nicht unter die nationalen Verteidigungsanstalten zu rechnen, denn er verfolgt ausschließlich römisch-klerikale Zwecke. Ich nenne ihn hier nur deswegen, weil ich des alten Elendes unter den Deutschen gedenken muß, daß sie von jeher ihre Haut für andre zu Markte getragen haben. Mit seinem stattlichen Vermögen von mehr als 20000 Gulden, welches aus den Taschen deutscher Alpenbewohner entnommen ist, könnte so manche gute nationale That verrichtet werden, während es leider nur allzu wahr ist, daß der freisinnige deutsche Bürger in Österreich mit seinen nationalen Feinden noch eher paktiren kann als mit dem eignen, dieselbe Sprache redenden Klerus.

Umso jubelnder wurde daher die Nachricht begrüßt, die im Sommer des Jahres 1881 in die Ostmark getragen wurde. Durch die Bemühungen einiger edeln Patrioten war der „Allgemeine Deutsche Schulverein" ins Leben gerufen worden, und zwar im Haupt- und Stammlande der Deutschen selbst, wo vier-

Digitized by Google

undvierzig Millionen Deutsche nebeneinander wohnen, und wo deutsch fühlen und deutsch sprechen nicht nur nicht für staatsgefährlich angesehen wird, sondern sogar die einfachste und erste Pflicht jedes Staatsbürgers ist. Erst hier wird es also möglich werden, dem Schulvereinsgedanken eine solche Tragweite zu geben, daß große und dauernde Ergebnisse aus ihm hervorsprießen können; denn indem er die Zahl der Beisteuernden um das Fünffache erhöht, wovon er freilich jetzt noch entfernt ist, erweitert er das Gebiet der Unterstützungsbedürftigen höchstens um das Doppelte. Er kann daher, sobald er die ideale Größe erreicht hat, mit Grund hoffen, daß auch wirklich kein einziges versprengtes Glied des großen deutschen Volkes seiner Mutter verloren gehen wird. Welche Früchte hätten solche Bestrebungen schon jetzt getragen, wenn sie schon seit Jahrzehnten über dem ganzen Erdkreise wirksam gewesen wären! wie mancher so schnell verlorene Pionier bildete jetzt, mit andern um das deutsche Schulhaus geschart, den hoffnungsvollen Keim für künftiges Reichsland, während er jetzt entweder schon selbst oder in seinen Kindern zum Russen, Engländer, Ungar u. s. w. geworden ist, vielleicht sogar zum schnödesten Hasser des eignen Vaterlandes!

Die bisherigen Erfolge des Vereins sind schon sehr achtungswerte zu nennen, denn die Mitgliederzahl hat schon längst 20000 überschritten, und die Jahreseinnahme der Zentrale weist etwa 40000 Mark auf, wozu noch die Unterstützungen der Ortsgruppen selbst mit 60000 Mark gezählt werden müssen. Allerdings sind das kleine Zahlen im Verhältnisse zu dem großen deutschen Volke, aber sie wachsen mit jedem Jahre in geometrischer Progression, besonders durch das glänzende Beispiel des Königreichs Sachsen, dessen Landesverband beinahe die Hälfte sämtlicher Mitglieder und Beiträge aufweist. Die akademische Jugend hat dem Schulvereine besonders Fürsorge zugewendet, und wer könnte da zweifeln, daß dieser edeln Sache noch eine reichere Zukunft erblühen werde?

Unter den Ländern, welche der Schulverein mit seinem mütterlichen Schutze bedenkt, ragt natürlich Österreich-Ungarn und in diesem Reiche wieder das Volk der Siebenbürger Sachsen und Banater „Schwaben“ hervor. In den russischen Ostseeprovinzen ist ein unmittelbares Eingreifen leider unmöglich; dagegen sind in Finnland und England, Bosnien, Bulgarien, Serbien, der Türkei, Rumänien, Kleinasien, Ägypten, Kapland, Brasilien und Australien wirksame Schritte gethan worden. Und wenn die genannten Schulvereine bisher nur das eine Ergebnis aufzuweisen hätten, daß, durch ihr Beispiel angeregt, ähnliche Vereinigungen in allen Teilen der Welt entstanden sind, so wäre dies schon eine rühmliche That zu nennen. Welch hoffnungsfreudiger Blick eröffnet sich da dem Vaterlandsfreunde!

Im Jahre 1881 entstand der Münchner „Verein zum Schutze deutscher Interessen im Auslande,“ und bald darauf folgte ein zweiter mit gleichem Ziele

Digitized by Google

zu Würzburg. In derſelben Zeit wurde in Frankfurt ein „Verein zur Unterſtützung deutſcher Schulen im Auslande“ begründet, im Jahre 1882 der „Schweizeriſche Schulverein“ zu Zürich, im Jahre 1885 der „Nationale deutſch-amerikaniſche Schulverein“ in Chicago, 1886 der Newyorker „Verein zum Schutze deutſcher Kultur,“ der „Deutſche Schulverein“ zu Porto Alegre in Braſilien und wohl noch andre mehr, deren Namen ich bisher nicht habe erfahren können. Es ſchwellt uns die Bruſt mit hoher Freude, wenn wir leſen, daß der deutſch-amerikaniſche Lehrertag die Zahl ſämtlicher deutſchen Schulen in den Vereinigten Staaten mit 2364, die der Lehrer mit 6779 und der Schüler mit 430465 angiebt! Dazu die unzähligen deutſchen Geſangs- und Geſelligkeitsvereine, die Turnvereine, Auskunftsvereine, deutſche Spitäler und ſo viele andre, hier gar nicht aufzuzählende Anſtalten! Wahrlich, der große deutſche Krieg der Heilsjahre 1870/71 iſt unberechenbar in ſeinen Wirkungen geweſen, und allenthalben reift aus dem koſtbaren Blute ſeiner Toten die herrlichſte Saat. Kamerun, Guinea und das Hinterland von Sanſibar ſind kleine, kleine Stationen gegen das, was noch die Zukunft birgt, wenn wir ſie weiſe vorzubereiten verſtehen. Und hierzu gehört vor allen Dingen die werkthätige Unterſtützung der Bemühungen unſrer Schulvereine. (Schluß folgt.)

Theodor Althaus.

Ein vortreffliches Buch, das an einen bedeutenden und trotz ſeiner Irrtümer vorzüglichen und liebenswürdigen Menſchen erinnert, ein Lebensbild, das zugleich das Bild einer Zeit und einer Entwicklung heraufbeſchwört, die wir glücklich überwunden haben, aber nicht vergeſſen wollen und ſollen, liegt in Theodor Althaus, einem Lebensbilde von Friedrich Althaus (Bonn, Emil Strauß, 1888) vor uns. Das Buch erſcheint inſofern zur rechten Stunde, als, wie die Vorrede richtig hervorhebt, „die Größe des in unſerm Vaterlande vollzogenen Umſchwunges dem Rückblick auf die Ereigniſſe und die Vertreter jener früher durchlaufenen vorbereitenden Entwicklungsphaſen ein neues Intereſſe verleiht. Und einen würdigenden Rückblick ſcheint Theodor Althaus in jedem Sinne zu verdienen, denn er war zugleich ein völlig moderner und ein von Grund aus deutſcher Charakter. Theolog, Dichter, Politiker, Patriot, Märtyrer für ſeine Überzeugung, tritt er hervor als eine der intereſſanteſten Charaktergeſtalten der merkwürdigen Übergangsepoche der Hoffnung, der Erfüllung, der Enttäuſchung,

Digitized by Google

welche durch die Jahre 1840—50 bezeichnet wird, während die Tiefe seines Wesens in Ideen wurzelte, die an keine Grenze der Zeit gebunden sind." Obwohl es die Pietät eines überlebenden Bruders, des Verfassers der Biographie, ist, welche diese Worte diktirt, so wird doch niemand, der sich von dem klar, maßvoll und vornehm geschriebenen Buche anziehen läßt und aus den Schilderungen, die Friedrich Althaus entwirft, aus den Briefen und Briefbruchstücken, die er mitteilt, einen lebendigen Eindruck von dem Wesen des früh verstorbenen Theodor Althaus empfängt, der Grundcharakteristik widersprechen. Eine der interessantesten und, setzen wir hinzu, eine der edelsten, gewinnendsten Charaktergestalten der vormärzlichen Zeit und der revolutionären Gährung der letzten vierziger Jahre, eine Natur, der es wohl zu gönnen gewesen wäre, daß sie ungebrochen durch Schicksale, unverbittert und unverkümmert durch ein Exil in England oder Amerika, die großen Ereignisse von 1866 und 1870 erlebt hätte. Es ziemt sich nicht, in die Seele und die Bildung eines längst geschiedenen eigne Überzeugungen und die Anschauungen unsrer Tage hineinzutragen. Aber dies gilt nach beiden Seiten, und so wenig der national gesinnte Konservative von heute einen unmittelbaren Anspruch auf Theodor Althaus erheben kann, so wenig hat der „Fortschritt" von heute ein unmittelbares Anrecht auf ihn. Wenn wir uns Abstammung, Entwicklungsgang, ethische Lebenshaltung, innerstes Wollen dieses eigentümlichen Schriftstellers, die verheißungsvolle, tragisch schöne Laufbahn des als Dreißigjähriger in ein frühes Grab gesunkenen vergegenwärtigen, so überkommt uns dennoch die Zuversicht, daß dieser ernste Geist heute die Hauptsehnsucht seines Lebens nach der Einheit Deutschlands erfüllt sehen und an der ernsten Arbeit für den Ausbau des Geschaffenen willigen und treuen Anteil nehmen würde. Doch das alles dürfen wir dahingestellt sein lassen. In Theodor Althaus, wie er war, haben wir einen der Ausnahmemenschen vor uns, die in allen Perioden selten, durch den Ernst, die Tiefe, die Reinheit und den Schwung ihres Wesens auch ihren politischen oder litterarischen Gegnern Achtung, ja Bewunderung abnötigen. Frei von aller Eitelkeit, Selbstsucht, Frivolität, frei von dem einseitigen Fanatismus der achtundvierziger Demokratie, frei von der Lust am Zerstören und von jener wilden Verachtung der Bildung, durch die sich ein großer Teil seiner Partei hervorzuthun vermeinte, war Theodor Althaus eine durchaus ideale, eine lautere Natur, die durch die Verkettung der Verhältnisse in die revolutionären Bewegungen von 1849 hineingezogen ward. Als Herausgeber der „Zeitung für Norddeutschland" zu Hannover erließ er im Mai 1849 einen Aufruf zur bewaffneten Erhebung für die von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossene, von einem großen Teile der deutschen Regierungen schon anerkannte Reichsverfassung. Er genügte damit einem innern Drange seines Wesens, die Dinge zum Abschluß zu bringen. Auch wäre der „Abschluß" — ein Jahr und ein Tag Staatsgefängnis für diesen Akt des Hochverrats — noch eine verhältnismäßig leichte Buße ge-

Digitized by Google

wesen, wenn der jugendliche Mann nicht aus dem Gefängnis eine Schädigung seiner durch Arbeit und leidenschaftliche Anspannung schon zuvor geschwächten Gesundheit davongetragen hätte, die nicht ganz zwei Jahre später seinen Tod herbeiführte. Den Entschluß, die Althaus nach seiner Freilassung für sich gefaßt hatte: in ernster wissenschaftlicher Thätigkeit das nächste Jahrzehnt zu verbringen, würde er durchgeführt haben, und nur der Zweifel könnte uns beschleichen, ob man ihm irgendwo unter den unglücklichen Umständen der Zeit die Ruhe zu solcher Thätigkeit gegönnt haben würde. Denn zum Fluch so leidenschaftlicher Kämpfe, wie der damaligen, gehört es ja auch, daß die siegende Partei — zunächst wenigstens — die Unterscheidung bei ihren Gegnern verlernt und blindlings dreinfährt.

Aus dem besten Kern des deutschen Wesens und der deutschen Bildung war der jugendliche Schriftsteller erwachsen, dessen kurze Entfaltung und Wirksamkeit uns der überlebende Bruder schildert. Wer die Schicksale von Theodor Althaus und die wenigen Bücher desselben von obenher und obenhin betrachtet, mag leicht aburteilen: ein Tendenzdichter und Tendenzlitterat der vierziger Jahre. Seine Gedichte, seine „Märchen aus der Gegenwart," sein Buch „Aus dem Gefängnis" passen unter den Begriff der damaligen Tendenzschriftstellerei. Und doch lebte und lebt ein Etwas in ihnen, ist ein Zug in diesen Schicksalen, ein geistiger Hauch in diesen Büchern, der sie von dem erwähnten Gesamtbegriff scheidet. Das Rätsel erklärt sich, sowie wir Althaus durch seine Knaben- und Studentenjahre begleiten. Geboren zu Detmold im Oktober 1822, war er der erste Sohn des Predigers und nachmaligen Generalsuperintendenten des Fürstentums Lippe Georg Friedrich Althaus aus dessen Ehe mit Julie Dräseke, der Tochter des gefeierten protestantischen Kanzelredners, des Hauptpastors an St. Ansgarii in Bremen und spätern Bischofs der Provinz Sachsen. Er besaß ein Elternhaus, in dem es weder an der äußern Enge, an idyllischem Behagen, noch an weitem Welthorizont fehlte, er empfing früh unvergeßliche Eindrücke der Liebe, der Tüchtigkeit, der reinsten Bildung. Beide Eltern waren tief religiöse Naturen, der Vater mit frei aufgeschlossenem Sinn, die Mutter mit gläubig hingebender Wärme des Gefühls. Jeder Tag hatte seine Morgenandacht. Festtage in stiller Sammlung waren besonders die Sonnabende und Sonntage, wenn der Vater mit der Vorbereitung zur Predigt beschäftigt war und die Mutter sorgte, daß so viel als möglich jeder störende Lärm in und außer dem Hause vermieden wurde. Ebenso war sie stets liebevoll bemüht, das Bild ihres eignen verehrten und geliebten Vaters bei ihren Kindern lebendig zu halten. Ihre Erzählungen von dem Leben des Großvaters Dräseke, besonders aus den frühern Zeiten, als er in Mölln und Ratzeburg Prediger war, aus den Zeiten nach der Schlacht bei Jena, als sein Haus geplündert wurde und er selbst von einer Abteilung Franzosen, die von Hamburg abgeschickt war, um den kühnen Prediger gegen die Unterdrücker des Vaterlandes

Digitized by Google

zu verhaften, die Flucht ergreifen mußte, dann seine Übersiedelung nach Bremen, seine großartige Wirksamkeit dort, endlich seine Ernennung zum Bischof der Provinz Sachsen — alles dies gestaltete sich zu einer bilderreichen Familienlegende, einem nie versiegenden Quell des Interesses für das heranwachsende Geschlecht. Unter diesen Einwirkungen war es natürlich, daß Theodor Althaus den Entschluß faßte, Theologie zu studiren, daß er diesen Vorsatz, wissenschaftlich glänzend und vielseitig befähigt, beharrlich durchführte, obschon bereits während der Universitätszeit starke Zweifel an seinem besondern theologischen Beruf in ihm aufstiegen. Seine Studentenbriefe aus Bonn, Jena, wiederum Bonn und endlich Berlin legen ebenso Zeugnis für die Redlichkeit seines Sinnes, die männliche Offenheit seiner Natur, die entschlossene Arbeitskraft und die erfolgreiche Hingebung an seine Studien, als davon ab, daß der junge Mann von den Bewegungen und der Gährung der Zeit mehr und mehr ergriffen ward. Er vermochte sich der Überzeugung nicht zu erwehren, daß er kein gläubiger Kandidat mehr sei, doch konnte er sich noch eine Wirksamkeit als Prediger auf einem abgeschiedenen Dorfe denken, „um in die Herzen zu säen, die offen sind." Als er jedoch Ostern 1844 in das väterliche Haus nach Detmold zurückkehrte und die Zeit des Wartens auf eine solche Stellung mit Studien und litterarischen Arbeiten nutzbar und fruchtbar zu machen begann, mußte er sich offen bekennen, daß er weiter und weiter nach links gegangen und dem Boden des positiven Christentums weit entrückt sei. Ein Mensch wie er, vermochte niemals zum flachen Religionsspötter, zu einem der damals auf allen Gassen pfeifenden äußerlichen Nachbeter Heines oder Herweghs zu werden. Er war sich bewußt, nach der Wahrheit zu trachten, und erkannte, daß Wahrheit nur in tiefster, selbstlosester Hingebung an ein Ideales gewonnen wird. Er schrieb mit blutender Seele in sein Tagebuch: „Es lautet für ein junges Menschenohr vortrefflich und richtet das Haupt empor und gießt aus der tiefsten Seele einen Strahl ins Auge, der Vorsatz: stets nach der Wahrheit zu suchen. Aber es ist etwas Fürchterliches um den Zwiespalt, um die Angst in schlechten Momenten für den, der die Wahrheit, die Wahrheit verkünden soll, und etwas mehr als Geist, allgemeinen Gehalt, Liebe u. s. w. vorbringen muß. Wie unendlich glücklich steht einem solchen, wenn er noch sucht, noch die feste Form und den harten Kern nicht konsolidirt hat, der Mann des entschiednen Prinzips gegenüber, der Mann des Glaubens, der nicht mehr zweifelt, sondern ein Ja und Amen ist!" Da er dieser Mann nicht war, that er entschieden auf die Kanzel Verzicht und widmete sich ausschließlich der Litteratur. Wenn zwei dasselbe thun, ist es bekanntlich nicht dasselbe. Die Art, wie Theodor Althaus die gefährliche Laufbahn des Berufsschriftstellers betrat, entsprach dem innern Gehalt seines Wesens und sicherte den auf seine Feder angewiesenen davor, ein Lohnknecht litterarischer Industrie zu werden. Als sein Entschluß feststand, ging er Mitte 1847 nach Leipzig. Es war die Zeit, wo Leipzig vorübergehend ein Mittelpunkt der

Digitized by Google

liberalen politisch-litterarischen Zeitbewegung war, wo die von J. Kuranda begründeten „Grenzboten" die österreichischen Zensurflüchtlinge um sich sammelten, wo in Kühnes „Europa" das junge Deutschland noch einmal das große Wort ergriff, wo das Leipziger Stadttheater unter Dr. Schmidts Direktion, Laubes und Marrs dramaturgischer Mitwirkung, einen außergewöhnlichen Aufschwung nahm und die wichtigsten Dramen der Zeit in Szene setzte, wo die Sehnsucht nach neuen Zuständen noch als eine einheitliche erschien und die großen Gegensätze, die sie in sich barg, erst für sehr scharfblickende zu Tage getreten waren. Der junge Detmolder empfand die Macht wie das Bedenkliche dieses geräuschvollen, vielseitig angeregten Lebens. „Man steht hier — schrieb er seinem jüngern Bruder Friedrich (dem Biographen) — einer ernsten Wirklichkeit gegenüber, in der es doppelt wohlthut, das ewige Sein festzuhalten und den innern Kern des Lebens nicht zersplittern zu lassen. Man sagt sich wohl manches voraus, aber wenn es als Gestalt entgegentritt, ist der Eindruck doch ein andrer; man kann gegen ihn zwar nur dieselben Mächte aufbieten, aber man muß es in einer durch die Wirklichkeit bestimmten Weise thun. Hier ist viel Bewegung, aber noch mehr Konkurrenz; viel Umgang, aber noch mehr Egoismus; viel Anregung, aber noch mehr Zersplitterung. Ich weiß, ich werde mich retten aus dem Strome und werde meinen Weg gehen, wie ich ihn als notwendig erkenne; er ist fürerst nicht der der Poesie, sondern der des Studiums und des Lebens mit Menschen. Aber das sag' ich dir: trotzdem, daß ich die Pforten jenes Tempels hier wohl schließen werde, trotzdem, daß ich vor mir fürs erste eine entschieden praktische, von den wirklichen Verhältnissen bestimmte Bahn sehe, du kannst nichts Besseres thun, als das Beste, was du erkannt hast, was du glaubst, und selbst dein Heiligtum des Geistes und der unendlichen, schrankenlos fordernden Liebe und Freiheit in dir bauen und pflegen, dein Leben darin finden, diese Flamme nähren und reinigen zum kühnsten Ideal, sodaß dies dir ewig unverlierbar bleibt. Es ist der einzige Halt in diesem Wirbel, und wer ihn nicht hat, wer nicht mehr in schweigendem Lapidarstil das Wort: Entsagung, Selbstüberwindung, in diesem Tempel schreiben kann, der geht unter, wie unendlich viele untergehen, weil Erwerb und Genuß sie locken."

In der That gemahnen die feste Sicherheit, mit der Theodor Althaus sich unter den Schriftstellern des damaligen Leipzigs auf die eignen Füße stellte, die Frugalität und kluge Ruhe, mit der er seine volle Unabhängigkeit wahrte, etwas an den jugendlichen Lessing. Das Jahr 1847 ging nicht zu Ende, ohne daß Althaus seine „Märchen aus der Gegenwart" veröffentlicht hatte, ohne daß er es in fleißiger Arbeit unternahm, einen gedrängten Abriß der Weltgeschichte unter neuen Gesichtspunkten zu schreiben, und den ersten Teil dieses Buches abschloß. Aber die Zeit war gewitterschwül, und das Jauchzen, mit dem im Vorjahre Theodor Althaus gleich Millionen die Erhebung der Sicilianer gegen den wirklich grausamen bourbonischen Despotismus begrüßt hatte, weissagte die

Digitized by Google

Stellung, die er in den kommenden Monaten einnehmen sollte. Die Februarrevolution fand den jungen Schriftsteller bereit zur Arbeit und zu jedem Opfer für seine Sache. Noch im März entschied sich, auf welchem Felde er seinen feurigen Sinn und seine Hingebung an die Ideen der deutschen Einheit und der politischen Freiheit bewähren sollte. Ältere Verbindungen mit der „Weserzeitung" und der „Bremer Zeitung" führten ihn nach Bremen und stellten ihm die mißliche Aufgabe, inmitten der zwar republikanischen, aber im Grunde genommen gut konservativen Hansestadt für das Programm der modernen Demokratie zu wirken. Als Redakteur der „Bremer Zeitung" trat er rückhaltslos und rücksichtslos, doch ohne einen Anhauch demokratischer Rohheit oder Lästersucht, für die Souveränität der Frankfurter Nationalversammlung ein.

Um Althaus' ganze Entwicklung und sein Verhalten in dieser Zeit richtig zu beurteilen, muß man sich nicht bloß der Gährung und elementaren Erregung der Geister, sondern auch der Thatsache erinnern, daß er durch Geburt und Erziehung einem der dürftigsten Kleinstaaten des alten deutschen Bundes angehörte. Kein Bewußtsein, mit einem Staate verwachsen zu sein, der selbst bei Schwachheit oder Thorheit seiner Regierung seine historische Stellung und historische Aufgabe behielt, gab ihm im Sturme der Revolution Halt. Keine nüchterne Erfahrung hielt den jugendlichen Politiker zurück, mitten im Kampfe erst gewann er Einsichten und Aussichten, die ihm künftig hätten zu gute kommen können. Nachdem auf seinen Rat und Betrieb die „Bremer Zeitung" zu Neujahr 1849 nach Hannover als „Zeitung für Norddeutschland" übergesiedelt war (wo und unter welchem Namen sie bekanntlich noch jetzt fortbesteht), ergaben sich die unvermeidlichen Konflikte zwischen dem Reichsgedanken und der Zähigkeit des hannöverschen Partikularismus. Wie einsichtig, fest und klar, man möchte sagen unbarmherzig klar, er zu dieser Zeit bereits geworden war, verraten gewisse Briefstellen aus dem Frühling 1849. „Am Dienstag sprechen sie vielleicht noch über Deutschlands Schicksal in der Paulskirche. Auch dort ist ein Todeskrampf, und ich bin ruhig wie der Arzt, der das hippokratische Gesicht sieht, während der Kranke noch immer seine Hoffnung nicht aufgeben mag. Wir haben diese Enttäuschung nötig, und da wir unser Herz ja am Ende nicht an die Poesie des raschen Werdens, sondern an das Werden der Sache gehängt haben und kein Strohfeuer auf unserm Herde brennt, so können wir ja unsre Seelen in Geduld fassen. Wenn ich sehe, wie wenig Tüchtiges geschieht, habe ich mir schon oft gesagt, es wäre doch gut, hätten wir noch so ein paar Jahre das langsame, geistige Wühlen forttreiben können; die Sache ist uns zu rasch gekommen, und die Gebildeten sind noch zu roh. Nun werden wir die Muße ja bald auf eine Zeit haben, wenn nicht noch einmal von außen das Unberechnete und Unerhörte geschieht." Und noch glücklicher als diese Erwägung lautet die Erkenntnis: „Vielleicht wirst du in den nächsten Tagen in meiner Zeitung lesen, was nun aufgegangen ist. Es ist ein neues Leben

Digitized by Google

in Preußen, das seine Muskeln reckt und seine Hand ausstreckt nach dem Ruder der Macht. Die Rede des Grafen Dyhrn ist sein — vielleicht nicht ganz bewußtes — Programm. Der Trieb nach dem neuen Erkennen lenkt meinen Blick jetzt zuerst nach Berlin, und nach Frankfurt ist es nur ein Rückblick."

Diese Einsicht hinderte jedoch nicht, wie schon erwähnt, daß Althaus es als eine Pflicht ansah, Mitte Mai 1849 in seiner Zeitung zu bewaffnetem Einstehen für die Frankfurter Reichsverfassung aufzufordern. Ihm war ein Abschluß Bedürfnis — ein Abschluß auch mit den Träumen des Revolutionsjahres. Und wenn man nicht sagen kann, daß er sich in dem — wie er gern anerkannte — überaus milden hannöverschen Staatsgefängnis selbst wiederfand (denn er hatte sich, seine edle und reine Natur in allen Kämpfen und Krämpfen der Zeit nicht verloren), so wirkte die verhältnismäßige Ruhe, die er in dem Jahre seiner Haft gewann, die Rückkehr zu ernsten Studien und einem Lebensplan, der seinen ursprünglichen Anlagen gemäßer war, durchaus günstig. Durch sein Buch „Aus dem Gefängnis" zitterten wohl noch die Irrlichter des revolutionären Jahres, aber zugleich strahlt ein ruhig glänzendes Licht gerechter Humanität, reifer Anschauung und eines unverwüstlichen Glaubens an die Lebenskraft des deutschen Volkes hindurch. Von der Verachtung, in der sich die zu dreiviertel französisch gebildeten und in der demütigsten Franzosenbewunderung erwachsenen Jünger Börnes gefielen, ward ein Mann wie Althaus, eine so echt deutsche Natur, kaum vorübergehend angefochten. Er hätte, wie gesagt, eine reiche und große Zukunft haben können, wenn er gesund aus der Überanstrengung des Revolutionsjahres und der allzu gegensätzlichen Enge des Gefängnisses hervorgetreten wäre. Er kehrte, noch der besten Hoffnungen und Vorsätze voll, in das Vaterhaus nach Detmold zurück, wo er leider die geistesklare und liebevolle Mutter nicht mehr vorfand; sie war Anfang 1849 gestorben. Als er seines Zustandes inne wurde, galt natürlich seine nächste Sorge der Wiedergewinnung der verlornen Gesundheit. Aber weder die Seebäder von Ostende noch die Kuren, die er in Gotha brauchte, hatten den gewünschten Erfolg, er schied aus dem Leben, ehe er in dessen Mitte angelangt war. Seine „Gedichte," die edelsten und schönsten Zeugnisse seines Geistes und Wesens, sammelte die Familie und ließ sie als Manuskript drucken, eine kleine Auswahl daraus gelangte durch Adolf Sterns Sammelwerk „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung" in die Öffentlichkeit und aus diesem vielgeplünderten Buche heraus in andre Anthologien. Es wäre an der Zeit, daß jetzt, wo eine liebevoll eingehende Lebensdarstellung erschienen ist und die Blicke wenigstens einer großen Gemeinde auf Theodor Althaus zurücklenkt, diese eigentümlichen, vielfach an Hölderlin und seine elegische Gedankendichtung erinnernden Gedichte nicht länger zurückgehalten würden. Auch die „Märchen aus der Gegenwart" sind ein Buch, das nicht vergessen werden darf. Dem Wesen und der Gesamterscheinung des frühgeschiednen Dichters aber glauben wir schließlich nicht besser gerecht werden

Digitized by Google

zu können, als indem wir ein paar Stellen aus dem Briefe hierherſetzen, mit welchem Theodor Althaus ſeiner frommen Mutter die „Märchen aus der Gegenwart“ ſandte, einem Briefe, den Friedrich Althaus ſeinem ganzen Wortlaute nach mitteilt und von dem er ganz richtig ſagt, daß wohl ſelten ein ſchönerer, weihevollerer Brief von einem Sohne an ſeine Mutter geſchrieben worden ſei. Er hätte hinzufügen können, daß eben dieſer Brief eine unbeabſichtigte Selbſtcharakteriſtik des Schreibers einſchließt, die ihn in ein verklärendes und dennoch wahres Licht rückt: „Nimm mich in dieſem Buch, liebſte Mutter, wie ich werde und wie ich lebe. Unſre Gemeinſchaft iſt darum mehr geworden und geblieben als das Naturgefühl von deiner Seite und dankbare Erinnerung von meiner Seite, ſie iſt mehr, inniger und echter dadurch geworden, daß du es verſtandeſt, aus meinen Worten, aus dem, was ich dachte und dichtete, den einen Ton zu erkennen und in dich aufzunehmen, der dir und allen guten Herzen verwandt und befreundet klingt. Und laß es mich jetzt wiederholen, wie froh und dankbar ich ſtets das Glück empfinde, daß unſer Verhältnis aus jener beſchränkten Sphäre, der die Welt und dein Sohn mehr und mehr entwachſen, ſich gehoben hat in die helleren, geiſtigen Kreiſe; daß die ewigen Gedanken, welche die Menſchheit bewegen, trennen und vereinigen, auch uns bewegt haben, zwiſchen uns lebendig geweſen ſind, auch uns getrennt und vereinigt haben. Ich gebe wenig auf jene romantiſche Poeſie, die in Momenten der Verlaſſenheit ſich mit Thränen und Träumen an das Mutterherz zurückſehnt, denn es ſind nur Momente und nicht das Leben, Momente der Schwachheit und nicht der Kraft. Zu dir aber, du weißt es, komme ich nicht in ſolchem Sinn, ſondern dir teile ich mit, was mein Leben füllt, was kräftig in ihm iſt; wenn dein Bild vor mir ſteht, ſo empfinde ich neu, daß die Liebe die größte iſt, denn ſie, und ſie allein, hat dich den neuen Gedanken vertraut gemacht, hat dir gegeben, was ſo vielen verſagt iſt: das Edle und Ewige in ihnen zu erkennen und zu lieben. Meine ganze Seele lebt in dem großen Pulsſchlag der Geſchichte dieſer Gedanken in der Menſchheit und ihrer Zukunft; aber wie ſchön iſt es auch, im engſten Kreiſe, in der häuslichen Umſchränkung, in der Geſchichte der Eltern und der Kinder, im Verhältnis der Mutter zu ihrem Sohne ein Moment aus dieſem Weltleben zu empfinden, ein Spiegelbild des werdenden, aufſtrebenden Alls! Die Liebe zu dir hält das in mir wach und lebendig, was andre in dem ſchweren Drange der Zeit ſo raſch vergeſſen: die Sanftmut, die Freiheit, welche anerkennen kann, den milden Blick, der in ſo vielen Geſtalten und Welterſcheinungen gern den Zug ſieht, welcher das Gute und Wahre will und auch aus Quellen, zu denen wir nicht mehr gehen, Waſſer des Lebens und der Liebe ſchöpft.“

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobſen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Madame Odéro verbrachte ſchon den ſiebenten Monat in Riva, um ſich in völliger Ruhe von den Nachwehen eines Halsleidens zu erholen, das ihre Stimme bedroht hatte. Der Arzt hatte es ihr ſtreng befohlen, ein ganzes Jahr lang nicht zu ſingen, ja er hatte ihr ſogar jegliche Muſik verboten, um ſie nicht in Verſuchung zu führen. Erſt wenn das Jahr verſtrichen wäre, wollte er ihr geſtatten, einen Verſuch zu machen, und wenn ſich dann herausſtellte, daß ſich nicht die geringſte Müdigkeit darnach bemerkbar machte, ſollte ſie als völlig geheilt zu betrachten ſein.

Niels gewann eine Art bildenden Einfluſſes auf Madame Odéro, die eine heftige, feurige Natur war.

Es war ja für ſie ein furchtbarer Schlag geweſen, als ſie erfuhr, daß ſie ein ganzes Jahr in aller Stille hinleben ſollte, fern von Bewunderung und Vergötterung. Im Anfange war ſie ganz verzweifelt geweſen und hatte wie gelähmt vor Schreck in dieſe vor ihr liegenden zwölf Monate hinaus geſtarrt, als wären ſie ein tiefes, ſchwarzes Grab, in das ſie lebendig gelegt werden ſollte, ſie hatte geglaubt, von allen Menſchen darauf angeſehen zu werden. Das hatte ſie nicht ertragen, und eines ſchönen Morgens war ſie plötzlich nach Riva entflohen. Sie hätte ebenſo gut einen lebhafteren, beſuchteren Ort wählen können, aber das wollte ſie gerade nicht. Sie ſchämte ſich, wie geſagt, und es war ihr zu Mute, als hätte ſie ein äußeres Gebrechen, wegen deſſen die Leute ſie bemitleideten und von dem ſie mit einander ſprächen. Darum hatte ſie an ihrem neuen Aufenthaltsorte jeglichen Umgang vermieden und meiſtens auf ihren Zimmern gelebt, deren Wände viele Verwünſchungen hinnehmen mußten,

Digitized by Google

wenn ihr dies freiwillige Gefängnis allzu unleidlich wurde. Jetzt, wo die Gesellschaft auseinander gestoben war, tauchte die Dame wieder auf und kam so mit Niels Lyhne in Berührung, denn den einzelnen Menschen gegenüber war sie durchaus nicht scheu.

Man brauchte nicht gar lange mit ihr zusammen zu leben, um sich darüber klar zu werden, ob sie den Betreffenden gern hatte oder nicht, denn sie gab das deutlich genug zu verstehen. Niels Lyhne gegenüber war ihr Benehmen sehr ermutigend, und beide hatten nur wenige Tage allein mit einander in dem prächtigen Hotelgarten mit seinen Granaten und Myrten, seinen Lauben von blühenden Oleandern und seiner herrlichen Aussicht verlebt, als sie auch schon recht vertraut geworden waren.

Von einem Verliebtsein war nicht die Rede, oder jedenfalls war es nicht von Belang; es war eines jener unbestimmten, angenehmen Verhältnisse, die zwischen Männern und Frauen entstehen können, die über die erste Jugend hinaus sind, über das Aufflackern derselben, über ihr Sehnen nach dem unbekannten Glücke. Es ist eine Art fliegender Sommer: man lustwandelt zierlich nebeneinander, sammelt sich selber die Blümchen seines Gemütsgärtchens zu einem Strauße, streichelt sich selber mit der Hand eines andern, bewundert sich selber mit den Augen eines andern. Alle die schönen Geheimnisse, die man hat, alle die niedlichen, gleichgiltigen Dinge, die man aufbewahrt hat, alle die Nippsachen der Seele werden hervorgeholt und gehen von Hand zu Hand und werden prüfend in einem künstlerischen Suchen nach dem besten Lichte in die Höhe gehalten, während man vergleicht und erklärt.

Natürlich hat man nur in den guten Stunden des Lebens Ruhe zu derartigen Sonntagsverhältnissen, aber hier an dem herrlichen See hatten sie ja Zeit genug. Niels hatte das Verhältnis eingeleitet, indem er Madame Odéro durch Worte und Mienen mit einer kleidsamen Melancholie umgab. Im Anfange war sie mehrmals im Begriff, sich den ganzen Staat abzureißen und als die Barbarin, die sie war, zum Vorschein zu kommen; als sie aber einsehen lernte, daß die Melancholie sie vornehm kleide, ging sie darauf ein wie auf eine Rolle und beschränkte sich nicht allein darauf, das Schlagen mit den Thüren zu unterlassen, sondern sie forschte in sich selber nach solchen Stimmungen und Rührungen, die zu dem neuen Gewande paßten, und es war erstaunlich, wie sie nach und nach zu der Einsicht kam, daß sie sich selber doch nur unendlich wenig gekannt habe. Ihr Leben war ja zu bewegt, zu wechselvoll gewesen, als daß sie früher Zeit gefunden hätte, in sich selber aufzuräumen, und eigentlich näherte sie sich ja auch erst jetzt dem Alter, wo die Frauen, die viel erlebt und viel von der Welt gesehen haben, damit anfangen, ihre Erinnerungen zu bewahren, auf sich selber zurückzublicken und sich eine Vergangenheit zusammenzustellen.

Von dieser Einleitung aus entwickelte sich das Verhältnis schnell und be-

Digitized by Google

stimmt, und sie wurden einander ganz unentbehrlich. Man fühlte sich nur halb, wenn man allein war.

Da geschah es eines Morgens, als Niels aussegeln wollte, daß er Madame Odéro im Garten singen hörte. Er beabsichtigte im ersten Augenblicke umzukehren und sie zu schelten; ehe er sich aber noch recht besonnen hatte, war er schon außer Hörweite gelangt; außerdem war der Wind so verlockend zu einer Fahrt nach Limone, und zu Mittag wollte er ja wieder zurück sein. So segelte er denn davon.

Madame Odéro war ungewöhnlich früh in den Garten gekommen. Der frische Duft, der draußen herrschte, die runden Wellen, die so glasklar und blank unter der Gartenmauer stiegen und sanken, und die ganze Farbenpracht auf allen Seiten, der blaue See, sonnenbeleuchtete Berge, und Segel, die über die Wasserfläche dahinschossen, und rote Blumen in Unmenge über ihrem Haupte, alles das und dann ein Traum, den sie nicht vergessen konnte, der noch immer in ihrem Herzen wogte — sie konnte nicht schweigen, sie mußte ihr Teil beitragen zu all diesem Leben.

Und so sang sie.

Voller und voller erklang der Jubel ihrer Stimme, sie berauschte sich an ihrem Wohllaut, sie erzitterte in einem wohligen Gefühl ihrer Macht; und sie sang weiter, sie konnte nicht inne halten, dazu trug es sie viel zu schön dahin durch wunderbare Träume von zukünftigen Triumphen.

Es stellte sich auch keine Müdigkeit ein, sie konnte reisen, gleich reisen, die ganze Nichtigkeit dieser Monate abschütteln und vorwärts kommen und leben!

Schon am Nachmittage waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen.

Als der Wagen bereits vor der Thüre hielt, kam ihr plötzlich der Gedanke an Niels Lyhne. Sie zog ein kleines Schreibebuch, das sie in der Tasche trug, hervor und schrieb es voll Abschiedsworte an Niels Lyhne, denn die Blätter waren so klein, daß auf einem jeden nur drei bis vier Worte stehen konnten. Dann legte sie das Ganze in ein Kouvert und fuhr davon.

Als Niels am Nachmittage — er war von der Gesundheitspolizei in Limone aufgehalten worden — heimkehrte, war sie längst in Mori und auf der Eisenbahn.

Er wunderte sich nicht, er war nur traurig, nicht im geringsten ärgerlich, er hatte sogar ein leichtes, resignirtes Lächeln für diese neue Feindseligkeit des Geschickes. Als er aber am Abend in dem leeren, mondhellen Garten saß und dem kleinen Sohne des Wirtes die Geschichte von der Prinzessin erzählte, die ihr Federgewand wiedergefunden hatte und damit fortflog, weit fort von dem Geliebten, in das Land der Feen, da erfaßte ihn eine unsagbare Sehnsucht nach Lönborggaard, nach einem Heim, das ihn umschließen, das ihn an sich ziehen und ihn halten könnte, gleichviel wie. Er konnte die Gleichgiltigkeit des Daseins nicht länger ertragen, das Gefühl, stets losgelassen, stets auf sich selber zurück

Digitized by Google

gewiesen zu werden. Kein Heim auf Erden, keinen Gott im Himmel, kein Ziel draußen in der Zukunft! Ein Heim wollte er doch wenigstens haben; er konnte durch Liebe zu seinem Eigentume sich ihn schaffen, diesen Fleck Erde, im großen wie im kleinen, jeden Stein, jeden Baum, das Leblose wie das Lebende, sein Herz zwischen dem allem teilen, sodaß es ihn nie wieder losließe.

Dreizehntes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr lang hatte Niels Lyhne auf Lönborggaard gewohnt und sein Gut, nach besten Kräften und soweit sein Verwalter ihm freie Hand ließ, verwaltet. Er hatte sein Schild herabgenommen, die Devise ausgelöscht und verzichtet. Die Menschheit mußte sich ohne ihn behelfen; er hatte das Glück kennen gelernt, das die rein körperliche Arbeit gewährt, das Glück, ein Vorhaben unter den Händen wachsen zu sehen, wirklich fertig zu werden, sodaß man fertig ist, und, wenn man ermüdet von dannen geht, zu wissen, daß die Kräfte, die man zugesetzt hat, in einer Arbeit hinter einem liegen, daß die Arbeit Bestand haben wird, daß kein Zweifel der Nacht sie verzehren, keine Kritik einer nüchternen Morgenstunde sie vernichten kann. Bei der Landwirtschaft gab es keinen Sisyphusstein zu wälzen.

Und dann das Gefühl, den Körper müde gearbeitet zu haben, der Genuß, sich zur Ruhe zu legen und im Schlafe neue Kräfte zu sammeln, um sie wieder bei der Arbeit zuzusetzen, regelmäßig wie Tag und Nacht auf einander folgen, ohne daß die Launen des Gehirns störend dazwischen treten können, ohne mit sich selber so vorsichtig umgehen zu müssen wie mit einer gestimmten Guitarre, deren Schrauben abgenutzt sind.

Er war still glücklich, und oft konnte man ihn auf einem Zaune oder einem Grenzsteine sitzen sehen, wie sein Vater einst gesessen hatte, und über den goldnen Weizen oder den schweren Hafer hinstarren.

Noch hatte er keinen weitern Verkehr mit den Familien in der Umgegend angeknüpft; das einzige Haus, wo er häufiger verkehrte, war das des Kanzleirats Skinnerup in Varde. Der Kanzleirat war schon zu Lebzeiten von Niels Lyhnes Vater in die Stadt gekommen, und da er ein alter Universitätsfreund desselben war, hatten beide Familien viel mit einander verkehrt. Skinnerup, ein sanfter, kahlköpfiger Mann mit scharfen Zügen und sanften Augen, war jetzt Witwer und hatte das Haus mehr als voll von vier Töchtern, von denen die älteste siebzehn, die jüngste zwölf Jahre alt war.

Niels unterhielt sich gern mit dem sehr belesenen Kanzleirat über allerhand ästhetische Gegenstände, denn hatte er auch angefangen, seine Hände zu gebrauchen, so war er doch deshalb nicht plötzlich zum Bauer geworden.

Er konnte auch die etwas komische Vorsicht wohl leiden, mit der er sich notgedrungen ausdrücken mußte, sobald die Rede auf einen Vergleich zwischen

Digitized by Google

der dänischen und der ausländischen Litteratur kam, wie überhaupt wenn Dänemark mit etwas verglichen werden sollte, das nicht dänisch war; denn es war ganz notwendig, vorsichtig zu sein, der sanfte Kanzleirat war nämlich einer von den guten, begeisterten Patrioten, die es damals gab, Menschen, die es mit genauer Not eingestanden, daß Dänemark nicht die bedeutendste Großmacht sei, die sich aber auf nichts einließen, was das Land selbst oder alles sonst irgend dazu Gehörige auf einen andern Platz als an die Spitze hätte stellen können. Was er bei diesen Unterredungen auch sehr gern hatte, jedoch ganz unbewußt und ohne das geringste Gewicht darauf zu legen, das war, die strahlende Bewunderung zu sehen, mit der ihm die Augen der siebzehnjährigen Gerda folgten, sobald er sprach, und sie bemühte sich, jedesmal zugegen zu sein, wenn er da war, und nahm so lebhaft Teil an allem, daß er häufig sehen konnte, wie sie vor Entzücken errötete, sobald er etwas gesagt hatte, das ihrer Ansicht nach besonders schön war.

Er war nämlich ohne jegliches Dazuthun von seiner Seite das Ideal dieser jungen Dame geworden; im Anfang wohl hauptsächlich deshalb, weil er, wenn er in die Stadt ritt, einen ausländischen grauen Radmantel von ziemlich romantischem Schnitt trug. Dann kam aber dazu, daß er immer Milano sagte und nicht Mailand, und daß er so allein in der Welt dastand und einen so schwermütigen Ausdruck hatte. Es war so vielerlei, worin er sich von allen andern Menschen sowohl in Varde wie in Ringkjöbing unterschied.

An einem heißen Sommertage kam Niels durch die kleine Straße, die hinter dem Garten des Kanzleirats lag. Die Sonne brannte auf die kleinen ziegelsteinbraunen Häuser herab, die kleinen Kutter, die im Fluß lagen, waren mit Matten behängt, damit das Pech nicht aus den Fugen schmelzen sollte, und rings umher waren alle Fenster geöffnet, um die Kühlung einzulassen, die draußen nicht vorhanden war. Vor den offnen Hausthüren saßen die Kinder und lernten ihre Lektionen laut und summten um die Wette mit den Bienen oben im Garten, und ein Volk Sperlinge schwirrte schwatzend von Baum zu Baum, alle auf einmal hinauf und alle auf einmal wieder herab.

Niels trat in ein kleines Haus, das an den Garten grenzte, und wurde von der Frau, die zum Nachbar lief, um ihren Mann zu holen, in eine kleine, zierliche Stube geführt, in der es nach Steifzeug und Goldlack roch.

Als er mit den Bildern an der Wand, den beiden Hunden auf der Kommode und den Muscheln auf dem Deckel des Nähkastens fertig war und ans offne Fenster trat, hörte er Gerdas Stimme dicht neben sich, und siehe, da standen die vier Fräulein Skinnerups in geringer Entfernung von ihrem Hause, draußen auf dem Bleichenplatz des Kanzleirats.

Die Balsaminen und die andern Blumen vor dem Fenster verbargen ihn, und er schickte sich an, zu lauschen.

Offenbar war eine Neckerei im Gange, und die jüngern Schwestern schienen

Digitized by Google

gemeinsame Sache gegen Gerda gemacht zu haben. Sie hatten alle zitronengelbe Ringspielstöcke in den Händen, und die jüngste hatte sich drei bis vier von den rotumwundenen Reifen wie eine Art Turban auf den Kopf gesetzt. Sie war es auch, die jetzt sprach.

Er sieht wie Themistokles auf dem Ofen im Büran aus, sagte sie mit schwärmerischem Antlitz und mit zum Himmel gewandten Augen zu ihren Mitverschwornen.

Ach was! erwiederte die Mittlere, eine mokante, kleine Dame, die im Frühjahr konfirmirt worden war. Ob Themistokles auch wohl einen so runden Rücken hatte? Und sie ahmte Niels Lyhnes ein wenig vornüber gebeugte Haltung nach. Themistokles, das fehlte noch!

Es ist etwas so Männliches in seinem Blick, er ist ein ganzer Mann, zitirte die Zwölfjährige.

Der? Das war wieder die Mittelste. Der gebraucht ja Parfüms, ist das etwa männlich? Neulich lagen seine Handschuhe da und rochen in der Entfernung dermaßen nach Millefleur —

Alle Vollkommenheiten! rief die Zwölfjährige in schmachtendem Entzücken dazwischen und schwankte ganz ergriffen einen Schritt rückwärts.

Alle diese Äußerungen richteten sie scheinbar an einander und nicht an Gerda, die glühend rot etwas abseits stand und mit ihrem gelben Stocke in die Erde bohrte. Plötzlich richtete sie sich auf. Ihr seid ungezogene Mädchen, so über jemand zu sprechen, der viel zu gut ist, um euch überhaupt anzusehen!

Er ist doch auch nur ein Mensch wie wir andern, versetzte die älteste von den dreien in mildem Tone, als wollte sie vermitteln.

Nein, das ist er ganz und gar nicht! erwiederte Gerda.

Er hat aber doch auch seine Fehler, fuhren die Schwestern fort, indem sie sich den Schein gaben, als hätten sie gar nicht gehört, was Gerda gesagt hatte.

Nein!

Aber, liebste Gerda, du weißt doch, daß er niemals in die Kirche geht!

Was sollte er auch da? Er ist viel, viel klüger als der Prediger!

Ja, aber er glaubt doch, leider, nicht an Gott, Gerda!

Ach du kannst überzeugt sein, mein Kind, daß er, wenn er das nicht thut, auch seine guten Gründe dafür hat.

Pfui, Gerda, wie kannst du das nur sagen!

Man sollte fast glauben — unterbrach sie die Ebenkonfirmirte.

Was sollte man fast glauben? fragte Gerda erregt.

Nichts, nichts, beiß mich nur nicht! antwortete die Schwester und that auf einmal ungeheuer friedlich.

Willst du mir gleich im Augenblick sagen, was es war?

Nein, nein, nein; ich kann doch wohl meinen Mund halten, wenn ich will.

Sie ging von dannen in Begleitung der Zwölfjährigen, die in schwester-

licher Eintracht ihren Arm um sie gelegt hatte. Ihnen folgte die älteste, höchst entrüstet. Gerda blieb allein zurück und sah trotzig vor sich hin, während sie mit dem gelben Stocke in der Luft hin und her schlug. Dann währte es eine kleine Weile, da ertönte von dem andern Ende des Gartens die heisere Singstimme der Zwölfjährigen:

Und fragst du mich, mein Schatz,
Was soll das welke Veilchen —

Niels verstand die Neckerei wohl; er hatte neulich Gerda ein Buch geschenkt, worin ein getrocknetes Weinblatt lag, das er in dem Garten zu Verona gepflückt hatte, wo sich Juliens Grab befindet. Er konnte sich kaum halten vor Lachen. Dann kam die Frau mit ihrem Manne zurück, den sie endlich gefunden hatte, und Niels gab ihm den eine Tischlerarbeit betreffenden Auftrag, um deswillen er gekommen war.

Von diesem Tage an achtete Niels fleißiger auf Gerda, und mehr und mehr ward er sich bewußt, wie gut und lieblich sie sei, und allmählich schweiften seine Gedanken öfter zu diesem vertrauensseligen kleinen Mädchen hinüber.

Sie war auch wirklich reizend und hatte so viel von jener sanften, rührenden Schönheit, die uns unwillkürlich die Thränen in die Augen lockt. Über ihre ganze früh entwickelte Gestalt war noch etwas kindlich Unschuldiges verbreitet. Ihre kleinen, weichgeformten Hände, die im Begriff waren, die rosenrote Farbe der Übergangszeit abzulegen, waren so unschuldig und hatten so gar nichts von der nervösen, zitternden Neugierde dieses Zeitpunktes an sich. Sie hatte einen starken, kleinen Hals, volle, runde Wangen, eine jener niedrigen, träumerischen Frauenstirnen, in denen große Gedanken so ungewohnt, ja fast schmerzhaft sind, daß sich dabei die vollen Brauen unwillkürlich zusammenziehen. Und nun gar das Auge! so dunkelblau und tief, aber nur so tief wie ein Wasser, dessen Grund man sehen kann. Und dieses Auge lag zwischen vollen, weichen Augenwinkeln, in denen das Lächeln wohnte und wohl geschützt unter dem Lide wohnte, das sich verwundert hob. So sah sie aus, die kleine Gerda, weiß und rot und blond, mit all ihrem kurzen, goldig schimmernden Haar, das im Nacken zu einem zierlichen Knoten verschlungen war.

Sie sprachen oft mit einander, Niels und Gerda, und er ward immer mehr von ihr eingenommen; ruhig, fein und offen im Anfang, bis sich eines Tages eine Veränderung in der Luft, die sie umgab, bemerkbar machte, ein kleiner Funke von einem Gefühl, für das Sinnlichkeit ein zu starker Ausdruck war, obgleich es doch im Grunde nichts weiter war. Es treibt die Hände, den Mund und die Augen, nach dem zu greifen, was das Herz nicht nahe genug ans Herz ziehen kann. Und dann eines Tages, bald darauf, ging Niels zu Gerdas Vater, weil Gerda so jung war und weil er sich ihrer Liebe sicher fühlte. Und der Vater gab sein Jawort, und Gerda gab das ihre.

Im Frühjahr fand die Hochzeit statt. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Litteratur.

Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. XXI. Band. Berlin, J. Springer, 1888.

Es ist bei Besprechung dieses Werkes, das alle Jahre ein neues Glied ansetzt, wiederholt in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine Geschichte der Gegenwart eigentlich ein Widerspruch ist, wenn Geschichte die wissenschaftlich beurteilte und geordnete Wiedergabe geschehener Dinge sein soll. Die Gegenwart wird niemals imstande sein, die Forderungen, welche die Wissenschaft an eine solche Arbeit stellt, zu erfüllen, sie wird niemals sich selbst erzählen und beschreiben können, wenigstens niemals genügend und für die Dauer. Sie wird immer, wenn derartiges versucht wird, zu befürchten haben, durch die Zukunft in wesentlichen Stücken des Irrtums und der Unvollständigkeit gezogen zu werden, durch die Zukunft, welche durch Oeffnung jetzt verschlossener Quellen und durch Beseitigung der Parteileidenschaften, die auch gute Augen verblenden, das rechte Verständnis der Ereignisse und der durch sie geschaffenen Zustände ermöglicht. Geschichte der Gegenwart schreiben nur die Zeitungen, und man weiß, was das für Geschichte ist. Indes richten sich solche Bemerkungen nur gegen den Titel derartiger Werke wie das vorliegende, und die Verfasser erheben wohl selbst nicht den Anspruch, als Geschichtschreiber betrachtet zu werden. Sie liefern, was sie können, Rückblicke, die, nach Zeitungsberichten zusammengestellt und vorzüglich für Zeitungsleser bestimmt, bis auf weiteres hinreichen, wenn sie mit Geschick angefertigt sind und nicht gar zu sehr die Farbe der Partei tragen, welcher der Verfasser angehört. Diese Eigenschaften lassen sich dem Sammelwerke nachrühmen, mit dem wir es hier zu thun haben. Der neue Band berichtet über das Jahr 1887, das zu den inhaltsreichsten Abschnitten unsrer Zeit zählt, namentlich, soweit es sich um das handelt, was uns am nächsten liegt. Die Auflösung des deutschen Reichstages, mit dessen aus Demokraten und klerikalen Reichsfeinden zusammengesetzter Opposition sich nicht mehr regieren ließ, der Umschwung, welchen die Wahl einer nationalgesinnten Mehrheit im Reichstage herbeiführte, die nun rasch erfolgende Erledigung der dringend notwendigen Militärvorlage, die Bewilligung der dazu erforderlichen finanziellen Mittel, das umsichtige und kraftvolle Auftreten des Reichskanzlers in den Parlamenten und in der Diplomatie für die Erhaltung des Friedens, der sowohl von Westen als von Osten her wiederholt gefährdet erschien, alles das lenkte die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich und trug erheblich dazu bei, die Verteidigungsstellung des Reiches zu verstärken und zu befestigen, und da das Reich zum Grund- und Eckstein des Weltfriedens geworden ist, so kann man das Jahr 1887 als Jahr der Beruhigung bezeichnen. Blicken wir auf die mit uns zur Erhaltung des Friedens verbündeten Mächte zurück, so hatte Oesterreich-Ungarn noch von der slawisch-magyarischen Hochflut zu leiden, welche von der Regierung entfesselt worden ist, ihr aber jetzt wohl in dem Lichte erscheint, in welchem der Zauberlehrling die von ihm gerufenen Geister zuletzt erblickte. Italien dagegen hatte mit den Verlegenheiten zu kämpfen, in die es seine Politik in Ostafrika verwickelt hatte. Rußland war ohne Erfolg im Innern mit der Ueberwindung finanzieller Schwierigkeiten, nach außen hin mit Versuchen beschäftigt, die Mißerfolge seiner Politik in den Balkanländern auszugleichen Frankreich rückte, wie ihm mit seinem Parlamentarismus von Anfang

Digitized by Google

an geweissagt worden ist, auch in diesem Jahre weiter nach links, es erlebte wieder ein paar Ministerkrisen und sogar einen Wechsel der Präsidentschaft. Das britische Reich mühte sich wie seit Jahren mit der brennend gewordenen irischen Frage ab, mit der auch die jetzt regierende konservative Partei nicht fertig werden kann, und suchte sich weiter gegen die Bedrohung Indiens durch Rußland zu rüsten. Ueber alles das und die kleineren Staaten berichtet der Verfasser, soweit sich nach verständiger Lektüre der Zeitungen berichten läßt. Hätten wir daran etwas auszusetzen, so wäre es nur die Stellung, die er zu der in Bulgarien herrschenden Partei einnimmt und die kein Kenner der Verhältnisse als richtig bezeichnen kann.

Esther. Die semitische Unmoral im Kampfe wider Staat und Kirche. Von C. Radenhausen. Zweite Auflage. Leipzig, Thiele, 1888.

Diese Schrift unterscheidet sich von mancher andern verwandter Richtung dadurch, daß es dem Verfasser darum zu thun ist, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen das Aufgehen der Juden in dem deutschen Volke möglich wäre. Er führt — leider ziemlich weitschweifig — den Nachweis, daß nicht die Religion Ursache der allgemeinen Abneigung gegen das Judentum ist, und daß nicht die „Unterdrückung im Mittelalter“ die dem Arier anstößigen Eigenschaften des Semiten verschuldet hat, daß vielmehr das Trennende und das für Staat und Kirche Gefährliche in sittlichen und rechtlichen Anschauungen liegt, die sich von den Tagen des Erzvaters Jakob her bis auf die unsrigen erhalten haben. Das sind nun zwar Wahrheiten, die nur der nicht sieht, der sie nicht sehen will. Doch ist es gegenüber der Einmütigkeit und Ausdauer, mit welcher Juden und Judengenossen in der Presse bemüht sind, den Sachverhalt zu verdunkeln, immerhin notwendig, die eigentümliche Moral der jüdischen Gesetze hervorzuheben. Radenhausen entnimmt die Beweisstellen dem Pentateuch und dem im sechzehnten Jahrhundert verfaßten Auszug aus dem Talmud „Schulchan Aruch.“ Bekanntlich wollen die Anwälte der Juden die Berufung auf den Talmud niemals zulassen, weil er in seiner echten Gestalt nichts Unmoralisches enthalte, die Zusätze solcher Natur aber nicht das Ansehen von Gesetzen oder Vorschriften genössen. Schulchan Aruch aber soll in vielen Auflagen verbreitet und seine Lehren sollen derart in das Volk gedrungen sein, daß ein Rabbiner selbst erklärt hat, es gebe nur noch Schulchan-Aruch-Juden, d. h. solche, die sich für Mitglieder eines auserwählten Volkes halten u. s. w. Daß das nicht richtig ist, daß es überall Juden giebt, welche wenigstens einen großen Teil der nationalen Vorurteile abgestreift haben, das erkennt auch der Verfasser an; da sie jedoch durchaus in der Minderzahl sind, war es ein Irrtum der Gesetzgebung, die ganze Masse als emanzipationsreif anzusehen. Seine Vorschläge zur allmählichen Beseitigung des Mißstandes sind wenigstens zum Teil einer Erörterung wert. Nur fürchten wir, daß er sich gerade die wichtigste Maßregel als zu einfach vorstellt. Durch staatliche Anordnungen allein wäre selbstverständlich nicht zu helfen, das Judentum selbst müßte entscheidende Schritte thun. Deshalb wird S. 204 die Einberufung einer Versammlung aller Oberrabbiner und Thoragelehrten des deutschen Reiches gefordert zum Zwecke der Ausmerzung aller den Gesetzen des Staates und der (arischen) Moral widersprechenden Lehren des Talmud. Nun würden aber, soviel bekannt, die rechtgläubigen Juden irgend eine Reform nur anerkennen, wenn diese von einem Sanhedrin nicht eines, sondern aller von Juden bewohnten Länder beschlossen wäre. Um sich darüber hinwegzusetzen, müßten also die Juden Deutschlands sich von dem internationalen auf den nationalen Standpunkt begeben, sie müßten in Wahrheit werden, was sie wohl gelegentlich zu sein be-

Digitized by Google

haupten: jüdische Deutsche anstatt deutschsprechende und in Deutschland lebende Juden. Das ist schwer denkbar, wie jeder unbefangene Beurteiler zugeben wird. Seit einem halben Jahrhundert oder länger giebt es ja ein Reformjudentum, allein dessen Anhänger gelten der großen Masse als Abtrünnige, sind ohne Einfluß auf diese. Ebenso scheint der Verfasser bei seinem günstigen Urteil über Mischehen die weitreichende Vererbung semitischer Eigenschaften, die ihm nicht unbekannt ist, außer Rechnung gelassen zu haben, sowie eine Zusammenstellung der Verteilung der jüdischen Rasse in Europa (wobei sich folgende Reihe ergiebt: England [0,12 Prozent der Gesamtbevölkerung], Italien, Frankreich, Schweiz, europäische Türkei, Deutschland [1,27 Prozent], Niederlande, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Russisch-Polen, Galizien [14,60 Prozent]) doch wohl auf der Statistik der Bekenntnisse beruht und daher nicht genau sein kann. Von Staat und Gemeinde fordert Radenhausen u. a. als Schutzwehren Beaufsichtigung der jüdischen wie andrer Schulbücher; Untersagung der Verwendung christlicher Arbeiter und Arbeiterinnen in jüdischen Geschäften, Fabriken und Haushaltungen; Bestrafung aller Spielgeschäfte; Nichtzulassung zu deutschen oder gar christlichen Eiden; Unterdrückung der Pfandgeschäfte im fünfmeiligen Umkreise eines öffentlichen Pfandleihhauses, beziehentlich Auferlegung derselben Bedingungen, welche für die letztern gelten; Beschränkung der gerichtlichen Befugnisse, Beschränkung der Einwanderung.

Zur Geschichte der russisch-österreichischen Kooperation im Feldzuge von 1759. Von Thilo von Trotha. Hannover, Helwingsche Buchhandlung, 1888.

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, verfaßt auf Grund bisher noch unveröffentlichter russischer Dokumente, die Oberst Maßlowski als Beigabe zu seinem groß angelegten Werke „Die russische Armee im siebenjährigen Kriege" vor kurzem herausgegeben hat, und die in der hier vorliegenden Bearbeitung derartig gruppirt sind, daß sich daraus ein übersichtliches Gesamtbild der großen Operationen dieses Feldzuges ergiebt. Wer mit den Vorgängen desselben einigermaßen vertraut ist, wird sein Urteil über sie in wesentlichen Beziehungen geklärt und berichtigt finden, wenn auch nicht in dem Umfange und zu dem Grade, den der russische Herausgeber im Auge hat. Maßlowski lehrt uns die Verhältnisse, unter denen die russische Armee im Verein mit der österreichischen wirkte, vollständiger kennen, er weist darauf hin, daß die politische und strategische Lage der beiden verbündeten Mächte sehr verschieden war, und zeigt, daß die russischen Generale Ursache hatten, den Oesterreichern mit Mißtrauen zu begegnen. Daraus erklären sich nach ihm der ganze Gang des Krieges und viele einzelne Ereignisse. In den ersten Jahren der gemeinsamen Kriegführung blieben alle Versuche der Wiener Diplomatie, die russischen Heerführer unter österreichische Leitung zu bringen, erfolglos, die Russen operirten selbständig und lösten die ihnen gestellten strategischen Aufgaben trotz einzelner Unfälle befriedigend. Im Jahre 1759 aber erreichte Kaunitz sein lange erstrebtes Ziel, einen beträchtlichen Teil der russischen Streitkräfte dem Oberbefehle des Grafen Daun unterzuordnen: die ganze Armee Saltykows stand völlig diesem zur Verfügung. Auf blutigem Wege, nach zwei großen Siegen (bei Kay oder Züllichau und bei Kunersdorf) vereinigte sie sich mit den Oesterreichern; statt nun aber durch eine letzte gemeinsame Anstrengung den Gegner vollständig niederzuwerfen, begnügte man sich mit einigen Hin- und Hermärschen, der geniale königliche Feldherr ging aus verzweifelter Lage siegreich hervor, und die Geschichte verwies Saltykow in die Reihe der unfähigen Generale. Maßlowski erblickt darin eine auf durchaus falscher Auffassung beruhende Unge-

Digitized by Google

rechtigkeit und legt, um auch andre zu seiner Ueberzeugung zu bringen, seine Dokumente vor, die hauptsächlich in vertraulichen Weisungen und Berichten bestehen. Er will damit darthun: 1. daß der spät erfolgende Beginn der Operationen durch den langsamen Gang der Verhandlungen über den gemeinsamen Feldzugsplan verschuldet worden sei, 2. daß Daun von Anfang an sich bemüht habe, die russische Armee im einseitigen Interesse Oesterreichs auszunutzen, 3. endlich, daß es unbegründet sei, wenn man Saltykow die Schuld daran beimesse, daß nach der Schlacht bei Kunersdorf Preußen nicht gänzlich niedergeschlagen wurde. So interessant und dankenswert vom unparteiischen Standpunkte der Kriegswissenschaft die Gabe des russischen Obersten ist, wird er doch schwerlich bei Sachkennern seine Absicht erreichen, die russische Kriegführung jenes Jahres ganz zu rechtfertigen oder gar zu verherrlichen. Der eigentliche Wert seiner Mitteilungen liegt überhaupt nicht in thatsächlichen Angaben über ausgeführte Operationen und Aktionen, sondern darin, daß sie uns Einblicke in die Vorgeschichte und Entwicklung verschiedner Entschlüsse gestatten, die von den obern Heeresleitungen gefaßt wurden.

Friedrich Rückert. Vortrag gehalten in Weimar am 16. Mai 1888 von Bernhard Suphan. Weimar, Böhlau.

Wir werden nachgerade daran gewöhnt, den poetischen Geist nur in Jahrhundertfeiern bei uns wiedererstehen zu sehen. Leider geschieht dies zum großen Teil in der Tagespresse, deren weit geöffnete Spalten selbst den ihr so wenig gemäßen Einsiedler von Neuses merkwürdig umgänglich und allerweltsinteressant gefunden haben. Das trägt nicht dazu bei, die Wirkung eines Denkmals, das diesen Namen verdient, zu erhöhen. Bei der Betrachtung eines solchen, wie des vorliegenden, stört wirklich nur der Gedanke, daß es nicht möglich ist, die so vielfach geteilte Aufmerksamkeit auf die wirklich Berufenen zu vereinigen. Als Hüter des Goethehortes in Weimar hat Suphan Gelegenheit genommen, den Begleitbrief zu den „östlichen Rosen" mitzuteilen, mit dem sich Rückert im Jahre 1827 Goethe vorstellte, ein Schriftstück, bescheiden, stolz und voll ruhigen Selbstgefühls, wie der vorangehende Vortrag den kindlichen Weisen, den unbekümmert für sich selbst dichtenden Versvirtuosen schildert.

Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin (M. J. Saltykow). Autorisirte Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg und Mitau, Behres Verlag, 1888.

Es wird jetzt sehr viel aus dem Russischen übersetzt; die großen Geister Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski haben den andern russischen Dichtern Eingang auch in Deutschland geschafft, und von Zeit zu Zeit wird ein neues russisches Genie entdeckt, damit die Uebersetzer zu thun haben. Die Bedingung des Erfolges eines fremden Schriftstellers wird aber dabei nur zu leicht übersehen, und daher kommt es, daß jene neuen Entdeckungen wieder bald verschwinden und ihr Werk, mag es in der Heimat noch so berühmt sein, in der Fremde nicht Wurzel fassen will. Diese Bedingung besteht aber darin, daß der Verfasser neben seiner politisch kühnen Gesinnung und neben seinem Mute, dem Absolutismus zu opponiren, auch noch rein dichterische Eigenschaften besitze, die allein ihm in der Fremde Leser zu schaffen imstande sind. Dostojewski hätte politisch noch so interessant sein können, die deutschen Romanleser hätten sich sicherlich wenig um ihn gekümmert, wenn er nicht das dichterische Talent wäre, das man überall bewundern muß, und so erging es mit Turgenjew, mit Tolstoi, wogegen Gontscharow nicht durchgegriffen hat, noch

Digitized by Google

weniger Fürst Mestſcherski u. a. m. Wir fürchten, es wird ebenſo mit Schtſchedrin gehen. Er iſt ohne Zweifel ein intereſſanter Schriftſteller, wert genug, daß man ihn kennen lerne, aber wichtig doch nur für den Kreis derjenigen Leſer, die ſich überhaupt für ruſſiſche Kultur- und Litteraturzuſtände intereſſiren. Hat der Ueberſetzer auf ein größeres Publikum gerechnet, ſo wird er wahrſcheinlich Enttäuſchungen erleben. Denn — wenigſtens nach dieſem einen, ſeinem jüngſten, auch erſt 1887 in Rußland erſchienenen Werke zu urteilen — Schtſchedrin iſt nichts mehr als ein guter, realiſtiſcher Feuilletoniſt, der die short story pflegt, politiſche Spitzen hinter ſeiner ſcheinbar rein der Beobachtung gewidmeten Darſtellung verbirgt, aber größerer poetiſcher Kraft entbehrt. Pikant berührt die nur zwiſchen den Zeilen verratene Oppoſition gegen den büreaukratiſchen Abſolutismus, der Rußland zu Tode regirt. Aus all ſeinen Bildern ſpricht der tiefe, unſägliche Schmerz über die troſtloſe Lage ſeines Volkes, das von oben keinerlei Impuls zum Fortſchritt und in ſich ſelbſt, überlaſſen ſeiner Trägheit und Trunkſucht, auch keine Kraft zur Erhebung aus der tiefen ſittlichen und materiellen Not findet. Dieſe Liebe Schtſchedrins adelt einigermaßen die troſtloſen Bilder der Armut und Verlotterung, der Charakterloſigkeit und Rohheit, die er von Stadt- und Landbewohnern Rußlands entwirft. Sonſt ſpräche die bare Verzweiflung aus dieſen Skizzen, umſo furchtbarer und aufreizender, als Schtſchedrin ein Erzähler von großer Objektivität iſt, der ſich jeder Gloſſe enthält, mit klarer Einſicht die Thatſachen aneinanderreiht und für ſich ſprechen läßt. So führt er uns den „arbeitſamen" Bauer vor, der mit aufreibender Lebensarbeit es doch zu nichts mehr bringen kann, als ſeiner Tochter ein Kattunkleid und einige Rubel Ausſteuer mitzugeben; den Dorfprieſter, der ſo wenig Einkommen hat, daß er ſich nicht ſatt eſſen kann und ſeine Kinder mit Kummer und Not in der Stadt erziehen läßt u. dergl. m. Am liebſten verweilt Schtſchedrins Phantaſie in der Zeit des Regierungsantrittes Kaiſer Alexanders II., der die Bauern emanzipirte und die Leibeigenſchaft aufhob. Zunächſt wurde dem Volke ein zweifelhafter Dienſt erwieſen. Es war zur freien Arbeit ja noch gar nicht erzogen worden! Der Bauer befand ſich als leibeigner Sklave, für den ſein Herr die Nahrung beſorgte, beſſer, denn als freier Mann, der ſelbſt nach Arbeit und Verdienſt ſuchen mußte. Und der Gutsbeſitzer ſeinerſeits mußte zunächſt lernen, nicht mit Fronarbeitern, ſondern mit Knechten zu wirtſchaften, die mit barem Gelde bezahlt werden ſollten, worauf er auch nicht eingerichtet war. Das alles brachte die Verhältniſſe in eine ungeheure Verwirrung, und in dieſer blieb Schtſchedrins Phantaſie peſſimiſtiſch ſtecken. Ob Ordnung ſeitdem eingetreten iſt oder nicht, erfahren wir aus ſeinen Skizzen nicht. Eine unerquickliche Art von Poeſie demnach, aber freilich auch eine echt ruſſiſche, denn ſie wühlt im eignen nationalen Schmerz, hält die Wunden offen und verzweifelt an der Möglichkeit, jemals einen Arzt dafür zu finden.

Der Hahnrei. Roman von Fedor Doſtojewski. Deutſch von Auguſt Scholz. Berlin, S. Fiſcher, 1888.

Doſtojewski, dem pſychologiſchen Kriminaliſten von „Raskolnikow," dem myſtiſchen Religionsphiloſophen der „Brüder Karamaſow," dem tiefſinnigen Grübler und Dialektiker, auf den Pfaden der humoriſtiſchen Erzählung zu begegnen, dürfte vielen Leſern, die ſich für ihn intereſſiren, überraſchend ſein. Und doch muß man den kurzen Roman „Der Hahnrei," der uns jetzt durch die bewährte Ueberſetzungskunſt von Auguſt Scholz vermittelt iſt, als humoriſtiſche Erzählung bezeichnen, wenn auch die Heiterkeit darin nur an einigen Stellen ganz ungebunden durchbricht, da

Digitized by Google

der russische Dichter die schweren Fesseln seines vielgeprüften Gemütes nicht ganz abzustreifen vermocht hat. Der „Hahnrei“ ist eine Charakterstudie. Dostojewski stellt in Pawel Pawlowitsch Trussozki einen zum Hahnrei von Haus aus geschaffenen Menschen dar: das ist doch wahrlich ein humorvolles Problem. Trussozki hat lange Jahre mit seiner Frau in der Provinz, als Staatsbeamter, bescheiden aber sicher versorgt, dahin gelebt; der Pantoffel, unter dem er stand, war ihm gerade recht, denn er ist eine unselbständige Natur und bedarf der Stützen, um sich anzuschmiegen und sich leiten zu lassen. In seiner ganzen Ehe merkte er nicht, daß seine Frau nach einander verschiedene Liebhaber hatte; ja sein Töchterchen Lisawetta hat einen Fremden zum Vater. Erst nach dem Tode seiner Frau merkte er den Betrug, unverbrannte Briefe wurden zu Verrätern. Gemein, wie er ist, will er sich zunächst durch eine zügellose Genußsucht in Petersburg für die langjährige Abhängigkeit rächen. Sein Kind behandelt er in der rohesten Weise. Und nun ein feiner Kunstgriff Dostojewskis: in der Residenz kommt Trussozki mit Weltschaninow, gerade jenem Liebhaber seiner Frau zusammen, der in Wahrheit Lisas Vater ist. Die ganze Handlung des Romans beschränkt sich nun eigentlich auf das Gegenspiel dieser zwei grundverschiednen Männercharaktere. Weltschaninow, der leichtlebige Weltmann von der Zehe bis zum Scheitel, elegant, gewinnend, ohne Absicht die Weiber fesselnd, Trussozki ungeschickt, brutal, täppisch, lächerlich. In der feinsten Weise wird die Handlung mit der Schilderung hypochondrischer, reuevoll selbstquälerischer Stimmungen bei dem leichtlebigen Weltschaninow eröffnet: der echte Dostojewski! Nur diese Hypochondrie des einen ermöglicht nämlich überhaupt den Verkehr zwischen beiden Männern. Dann die tragische Episode von Lisas Tod in den Armen des tief erschütterten, reuevollen Weltschaninow — ein Glanzpunkt. Dann die burlesk-brutalen Versuche Trussozkis, sich an dem einstigen Räuber seines Ehegl ückes zu rächen: kriminalistische Lieblingsmotive des Dichters. Den Höhepunkt erreicht die ergötzliche Komödie darin, daß Trussozki eben denselben Weltschaninow dazu preßt, ihm bei der Wahl seiner neuen Ehefrau behilflich zu sein. In dem heitern Bilde russischen Familien- und Mädchenlebens kommt der Kontrast der beiden Männer zur vollsten Geltung. Dostojewski schließt damit, daß er beide einige Jahre später zufällig einander begegen läßt: Trussozki hat eine junge schöne Frau, die einen verliebten, hübschen Leutnant mit sich schleppt und in aller Eile auch mit dem ritterlichen Weltschaninow kokettirt, den ihr sogenannter Gatte aufs angelegentlichste einlädt, ihn zu besuchen. Weltschaninow thut aber nicht mehr mit und fährt weiter — andern Abenteuern nach, denn alle Hypochondrie ist von ihm gewichen.

Neue Kartenwerke. Zu empfehlen sind für Militärs zwei in Artarias Verlag zu Wien soeben erschienene Kartenwerke: „Dislokationskarte der russischen Armee im europäischen Reichsteile nebst tabellarischer Uebersicht der Ordre de Bataille und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege“ und „Universal-Administrativkarte der österreichisch-ungarischen Armee mit der Einteilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine.“ Der letztern Karte ist eine Uebersicht über die regelmäßigen Ergänzungen an Truppen beigegeben, welche die bestehenden Stellungsbezirke Oesterreich-Ungarns für das stehende Heer, die Kriegsflotte, die Landwehr und den Landsturm zu leisten haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

2.

Sehr charakteristisch für die Denkart des Königs ist ein Brief von ihm aus der Konfliktszeit, der von Schneider zufällig aufgefunden und hier zum ersten male veröffentlicht worden ist. Der Oberstleutnant von Vincke auf Olbendorf hatte 1863 zum Neujahrstage ein Schreiben mit warmen Glückwünschen an den König gerichtet, dabei aber zum Schlusse gesagt:

Mit schwererem Herzen als je sehe ich in die Zukunft. Eure Königliche Majestät wage ich nicht weiter mit meinen Ansichten zu belästigen, weil ich doch die Allerhöchste Zustimmung nicht finden würde. Nur eins kann ich nicht unterlassen auszusprechen, weil es meinerseits eine Untreue gegen Eure Majestät sein würde, wenn ich es hier verschwiege: ich fürchte, Eure Majestät sind über die Stimmung des bei weitem größten Teils des Volkes getäuscht. Das Volk hängt treu an Eurer Majestät, aber es hält auch fest an dem Rechte, welches ihm der Artikel 99 der Verfassung unzweideutig gewährt. Möge Gott die unglücklichen Folgen eines großen Mißverständnisses in Gnaden abwenden. In tiefster Ehrfurcht ersterbend u. s. w.

Der König antwortete darauf am 2. Januar:

Für Ihre freundlichen Glückwünsche beim Jahreswechsel danke Ich Ihnen bestens. Daß der Blick in das neue Jahr nicht freundlich ist, bedarf keines Beweises. Daß aber auch Sie in das Horn stoßen, daß Ich nicht die Stimmung des bei weitem größten Teils des Volkes kenne, ist Mir unbegreiflich, und Sie müssen Meine Antworten an die vielen Loyalitätsdeputationen nicht gelesen haben. Immer und immer habe Ich es wiederholt, daß Mein Vertrauen zu Meinem Volke unerschüttert sei, weil Ich wüßte, daß es Mir vertraue; aber diejenigen, welche Mir die Liebe und das Vertrauen desselben rauben wollten, die verdamme Ich, weil ihre Pläne nur ausführbar sind, wenn dieses Vertrauen erschüttert wird.

Digitized by Google

Und daß zu diesem Zwecke jenen alle Wege recht sind, weiß die ganze Welt, denn nur Lüge und Trug und Lug kann ihre Pläne zur Reife bringen.

Sie sagen ferner: Das Volk verlange die Ausführung des § 99 der Verfassung. Ich möchte wohl wissen, wie viele Menschen im Volke den § 99 kennen oder ihn je haben nennen hören!!! Das ist aber einerlei und thut nichts zur Sache, da für die Regierung der § existirt und befolgt werden muß. Wer hat denn aber die Ausführung des Paragraphen unmöglich gemacht?? Habe Ich nicht vor der Winter- zur Sommersession die Konzession von vier Millionen gemacht und danach das Militärbudget — leider! — modifizirt? Habe Ich nicht mehrere andre Konzessionen — leider! — gemacht, um das Entgegenkommen der Regierung dem neuen Hause zu beweisen? Und was ist die Folge gewesen?? Daß das Abgeordnetenhaus gethan hat, als hätte Ich nichts gethan, um entgegen zu kommen, um nur immer neue Konzessionen zu erlangen, die zuletzt dahin führen sollten, daß die Regierung unmöglich würde. Wer einen solchen Gebrauch von seinem Rechte macht, das heißt, das Budget so reduzirt, daß alles im Staate aufhört, der gehört ins Tollhaus! Wo steht es in der Verfassung, daß nur die Regierung Konzessionen machen soll und die Abgeordneten niemals??? Nachdem ich die meinigen in unerhörter Ausdehnung gemacht hatte, war es am Abgeordnetenhause, die seinigen zu machen. Dies aber wollte es unter keiner Bedingung, und die sogenannte Episode bewies wohl mehr wie sonnenklar, daß uns eine Falle nach der andern gelegt werden sollte, in welche sogar Ihr Vetter Patow und Schwerin fielen durch die Schlechtigkeit des Bockum-Dolffs. 234 000 Thaler sollten noch pro 1862 abgesetzt werden, um das Budget annehmen zu können, während der Kern der Frage erst 1863 zur Sprache kommen sollte. Dies lag gedruckt vor, und als ich auch darauf eingehe, erklärt nun erst V.-D., daß ihrerseits, d. h. seitens seiner politischen Freunde, dies Eingehen nur angenommen werden könne, wenn sofort in der Kommission die Zusage und andern Tags im Plenum das Gesetz einer zweijährigen Dienstzeit eingebracht werde. Und als ich darauf nicht eingehe, verhöhnt uns V.-D. durch seine Presse! „nun sollte man sich die Unverschämtheit der Regierung denken, dem Hause zuzumuten, um 234 000 Thaler Frieden anzubieten." Und doch lag nur ein Anerbieten seitens des Hauses vor! Ist jemals eine größere Infamie ausgeführt worden, um die Regierung zu verunglimpfen und das Volk zu verwirren?

Das Abgeordnetenhaus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das Budget reduzirt. Das Herrenhaus hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht und das reduzirte Budget en bloc verworfen. Was schreibt die Verfassung in einem solchen Falle vor? Nichts! — Da, wie oben gezeigt, das Abgeordnetenhaus sein Recht zur Vernichtung der Armee und des Landes benutzte, so mußte Ich wegen jenes „Nichts" supplöiren und als guter Hausvater das Haus weiterführen und spätere Rechenschaft geben. Wer hat also den § 99 unmöglich gemacht??? Ich wahrlich nicht!

Wilhelm.

In der That, ein hochinteressantes Aktenstück, für dessen Veröffentlichung die Biographen des Kaisers dem Sammler dieser Materialien, der sich die Erlaubnis verschaffte, es in seine Mappe aufzunehmen und später drucken zu lassen, großen Dank schuldig sind.

Als 1866 der Krieg mit Österreich und seinen Verbündeten bevorstand, scheint der König anfangs nichts weniger als einen so raschen Erfolg, wie er

Digitized by Google

ihn später errang, erwartet, vielmehr an einen Rückzug der preußischen Armee und an eine Verteidigungsschlacht derselben gegen die bis in die Mark vorgedrungenen Feinde, ja sogar an die Möglichkeit des Eindringens der Feinde in Berlin gedacht zu haben. Als Schneider ihn fragte, ob er den Feldzug mitmachen dürfe und in welcher Weise dies geschehen solle, erhielt er die Antwort: „Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Großbeeren hinüberreiten können.“ Der König sah also damals die Österreicher aus Böhmen durch Sachsen und die Lausitz vormarschiren und die Preußen vor ihnen bis vier Meilen vor der Hauptstadt zurückweichen; er sah den Feldzug mit der Defensive beginnen, einer Kampfweise, die der preußischen Armee noch niemals günstig gewesen ist. „Ungefähr eine Woche vor dem Abgange des großen Hauptquartiers — erzählt Schneider — bemerkte ich in der Bibliothek eine große Kiste aus starkem Holze und nichts weniger als elegant gebaut, mit Eisenblech beschlagen und in Form und Umfang einer Marktkiste ähnlich. Ich erkundigte mich bei dem Kammerdiener, was sie an dieser Stelle zu bedeuten habe, und hörte, daß der König schon wiederholt allerlei Papiere da hinein gepackt habe. Er traf also Vorsorge für den Fall, daß ihm das launenhafte Glück der Schlachten den Rücken kehrte; denn wahrscheinlich waren seine wichtigsten Papiere in der Kiste, die bei ihrem unscheinbaren Aussehen leicht beiseite gebracht werden konnte. Er war aber seinem ganzen Charakter nach fern von Selbstüberhebung und Geringschätzung andrer und er hatte in seiner Jugend erfahren, was es heißt, wenn eine Königsfamilie sich zur Flucht gezwungen sieht.“ Bald jedoch änderte sich diese Stimmung. Als Schneider am 14. Juni beim Könige war, äußerte dieser, der soeben die Nachricht erhalten hatte, daß der Bundestag feindliche Beschlüsse gegen Preußen gefaßt habe, daß die Österreicher aus Schleswig-Holstein abgezogen und daß die Konzentration der ersten und der Elbarmee ausgeführt worden sei: „Ich gehe einen Tag nach der Kriegserklärung ins Hauptquartier ab. Die Herren werden sich wundern, wenn sie mich anzugreifen denken. Wir sind fertig und sie nicht.“ — „Also geht es nun nicht nach Großbeeren?“ — „O nein.“ Als am 29. das Telegramm über den Sieg der Armee des Kronprinzen bei Skalitz eingelaufen war und Schneider es dem Könige vorgelesen hatte, war dieser hocherfreut und sagte: „Mein Sohn ist glücklicher als ich in meinen jungen Jahren. Mir war ein solches Kommando und ein solcher Erfolg nicht beschieden.“ Dann aber fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange alles zu gut; wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über den Berg.“ Dann folgte er auf den über die Tische des Arbeitszimmers ausgebreiteten Karten den Bewegungen der Truppen. „Es war — berichtet Schneider — wunderschönes Wetter, die Fenster standen offen, und ich sah drüben am Denkmale Friedrichs des Großen meine Frau, welche aus Potsdam mit nach Berlin gekommen war, um den König vor seinem Abgange zur Armee, wenigstens aus der Ferne, noch einmal zu sehen. Ich winkte ihr, etwas mehr auf die

Digitized by Google

Seite zu treten, weil sie dann den König über seinen Karten bemerken konnte. Meine Bewegung mußte gesehen worden sein, denn der König blickte mich befremdet an. Als ich ihm aber erklärte, weshalb meine Frau dort war, trat er an das Fenster, rief sie herbei, lehnte sich weit hinaus und sagte: „Gute Nachrichten! Mein Sohn hat einen glänzenden Sieg erfochten. Soll alles gleich bekannt gemacht werden. Geht alles nach Wunsch. Hoffentlich bringe ich Ihnen Ihren Mann gesund wieder."

Aus den Tagen des böhmischen Feldzuges, an dem Schneider als Berichterstatter teilnahm, teilen wir noch folgende für den Charakter des Königs sprechende Äußerungen mit. Am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz sagte der König zu ihm: „Berichten Sie nur Thatsachen. Keine Bemerkungen, namentlich nichts, was den Feind erniedrigen könnte. Auch was Sie von unsern Verlusten erfahren, geben Sie nur in Zahlen, keine Namen. Die können später kommen und kommen doch immer noch zu früh." Schneider fragte: „Darf ich mir noch eine Notiz erbitten? Eure Majestät sind mehrmals im Granatfeuer gewesen. Wo war das? Das muß die Armee am Main wissen." Er bekam die Antwort: „Im Granatfeuer? Daß ich nicht wüßte! In einer so ausgedehnten Schlacht fallen überall Granaten. Wie ich auf dem Hügel von Sadowa über die Chaussee ritt, sah ich wohl einige fallen, und nachmittags bei dem Reitergefecht [bei Streselitz] schlugen auch Granaten um uns her ein. Das versteht sich aber ja ganz von selbst und braucht nicht besonders beschrieben zu werden."

In Brünn erschien ein Graf von der Recke-Volmarstein, der die Absicht hatte, in Berlin für den Krieg eine Freischar zu errichten, dabei auf Schwierigkeiten gestoßen war und sich nun vom Könige selbst die Vollmacht dazu erbitten wollte. Ob er überhaupt vorgelassen wurde, erfahren wir nicht, bezweifeln es aber, da er im Freischärlerkostüm, mit Revolvern im Gürtel und sonst mit allem „volkstümlichen Zubehör" ausgestattet erschien. Sicher ist, daß der König „offenbar nicht geneigt war, dergleichen zu gestatten. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, wo der Graf denn die Leute für ein solches Korps hernehmen wolle, und betonte bei dieser Gelegenheit, anscheinend mit besondrer Genugthuung, daß die gänzliche Abwesenheit aller Freiwilligkeit, aller Begeisterung und aller abnormen Formationen ein charakteristisches Zeichen dieses Krieges und der Vorbereitungen dazu sei. Weder Turner-, Schützen- und Sänger- noch Handwerkervereine hätten sich zu Freischaren zusammengethan; im Gegenteile, man hätte Petitionen um Erhaltung des Friedens unterschrieben. Es wäre das Verdienst der preußischen Heeresorganisation, daß jeder Freiwilligkeit, jedem anerkennenswerten guten Willen schon im voraus der richtige Platz im Heere angewiesen und vorbereitet sei.... Gerade in der unleugbaren Erscheinung, daß das Gefühl der Pflicht in ganz Preußen so fest wurzele, daß trotz allgemeiner Unlust sich ein solches Heer ohne Lärm und Gesang, ohne Gedichte und Reden habe aufstellen lassen, beruhe die Kraft des

Digitized by Google

Staates. Kein Strohfeuer eines gelegentlichen guten Willens habe man gebraucht, sondern Pflichttreue, Ausdauer und Zucht, und alles das habe sich in diesem Kriege bewährt u. s. w.

Erstaunlich war die Ruhe, welche der König sich inmitten der in Nikolsburg beginnenden Friedensverhandlungen bewahrte. „Während in den verschiednen Kreisen des Hauptquartiers alles in Unruhe durcheinander wirbelte, Projekte, Nachrichten und Vermutungen einander jagten und namentlich durch den Siegesjubel aus der Hauptstadt sich schon ein gewisser Übermut zeigte, blieb er anscheinend ohne alle Erregung, immer das Ganze im Auge behaltend, sich nicht jedem Eindrucke hingebend, obgleich Günstiges wie Ungünstiges ihn doch am tiefsten berühren mußte."

Wieder nach Berlin zurückgekehrt, rief der König eines Tages, am 25. August, Schneider, als er ihn verlassen hatte und in die Bibliothek gegangen war, wieder in sein Arbeitszimmer und sagte: „Ich habe noch einen Auftrag für Sie, den ich schon seit meiner Heimkehr mit mir herumtrage, für den ich aber nicht die rechte Form finden konnte. Es ist mir unter all dem Jubel und der Anerkennung ungemein peinlich ... daß in der jetzigen Zeit gar nicht daran gedacht wird, wie mein Bruder das alles, was gegenwärtig errungen worden ist, auch schon gewollt und erstrebt hat. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gefahren, so würde mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben sein. Das müssen Sie den Leuten sagen, gerade jetzt sagen, damit sie nicht vergessen, was sie meinem Bruder schuldig sind." Wir glauben es Schneider gern, wenn er versichert: „Selten ist mir eine Arbeit so schwer geworden wie diese." Er leistete sie indes, und sogar in zwei Leitartikeln, einem beim Onkel Spener und einem in der Kreuzzeitung.

Wir machen noch darauf aufmerksam, daß der erste Band des Werkes gegen den Schluß hin vier interessante Schriftstücke bringt, die bisher noch nicht veröffentlicht waren: einen Brief des Kölner Erzbischofs Melchers und einen des bekannten Ministers a. D. v. Bethmann-Hollweg, beide kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 an den König gerichtet und beide gegen diesen Krieg, der zweite auch voll bitterer Anklagen Bismarcks, dann die Antworten des Königs darauf. Wir haben hier nicht Raum, sie ganz mitteilen, und ein Auszug würde ihnen ihr Kolorit nehmen.

Auch in Betreff dessen, was der Verfasser über seine Erlebnisse und Beobachtungen im Verlaufe des Feldzuges in Frankreich mitteilt, müssen wir uns kurz fassen und auf das Buch selbst verweisen. Doch wollen wir folgendes herausgreifen. Nach Schneider hätte der König am Abende der Schlacht bei Sedan zu Bismarck gesagt: „Dieses welthistorische Ereignis, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht." Unsers Wissens nahm er bei dieser Gelegenheit das gerade Gegenteil an, und der Bundeskanzler erlaubte sich eine andre Meinung auszusprechen. In Reims kam es zu einem Konflikte zwischen Bismarck und den Militärs, wobei der König sich auf die Seite der letztern gestellt zu

Digitized by Google

haben scheint. Der Maire von Reims hatte auf die Nachricht von den Vorgängen, die am 4. September in Paris stattgefunden hatten, sein Amt niedergelegt, zugleich aber eine Kommission aus zehn Mitgliedern des Stadtrates eingesetzt, die unter seinem Vorsitz die Verwaltung fortführen sollte. Das sah, als es von den dortigen Blättern veröffentlicht wurde, wie eine Anerkennung der in Paris ausgerufenen Republik aus und konnte für andre Städte in den besetzten Teilen Frankreichs Anlaß werden, ähnlich zu verfahren. Bismarck befahl deshalb Stieber, dem Direktor der Feldpolizei, dagegen einzuschreiten, und das geschah, indem Stieber dem Maire erklärte, die Ereignisse in Paris gingen ihn nichts an. Im Generalstabe nahm man das sehr übel, indem man hier der Ansicht war, dergleichen Maßregeln dürften nur vom militärischen Oberkommando verfügt werden, und keine nicht militärische Behörde oder Person sei befugt, selbständig in den Gang der Dinge einzugreifen. Als Schneider am nächsten Morgen dem Könige von dem Vorgehen gegen den Maire, wobei er als Dolmetscher und Protokollführer gedient hatte, erzählte, fragte ihn der König, ob ihn der Bundeskanzler oder Stieber dazu aufgefordert habe, und als er antwortete, der letztere, von dem ihm jedoch bekannt sei, daß er stets im Auftrage des Kanzlers handle, äußerte er nur ein „Hm!" Die Sache wurde damals von den Militärs und den Beamten Bismarcks vielfach und ungenirt besprochen. „Im Generalstabe schien man die Anwesenheit des Bundeskanzlers im Hauptquartiere, in täglicher Berührung mit dem königlichen Oberfeldherrn und sogar beim Generalsvortrage, nicht allein für überflüssig, sondern sogar für hinderlich zu halten. Es spreche sich das, so behauptete man, schon in der offiziellen Liste des großen Hauptquartiers aus, wo das gesamte Bundeskanzleramt unter der Rubrik »Außerdem« verzeichnet sei. In der That könne ein fortdauernder politischer Beirat die Kraft und Schnelligkeit der militärischen Aktion nur hemmen und dem raschen Entschlusse durch langsames Erwägen die Spitze abbrechen. Habe Politik und Diplomatie einmal erklärt, nicht weiter zu können, und dem Kriege die Entscheidung überlassen, so müsse ihre jeden Schritt begleitende Einwirkung auch aufhören. Der Soldat habe nur die Aufgabe, den Feind zu überwinden und ihn so gebunden der nun wieder eintretenden politischen Aktion zu Füßen zu legen, daß diese nach ihren Interessen mit ihm schalten könne. ... Im Bundeskanzleramte hieß es dagegen, der Krieg sei doch nie Selbstzweck, sondern nur eins der Mittel für die Politik, dürfe sich also ihrer Leitung nicht entziehen. Sei er vorüber, so stecke der Soldat den Degen ein, die Orden vor die Brust, die Dotation in die Tasche, und der Generalstab habe nur noch die Aufgabe, sich für den nächsten Krieg vorzubereiten. Die Politik aber überdauere den Krieg, sie müsse mit dem überwundenen Nachbar weiter leben, aus dem gedemütigten werde sehr bald wieder ein gleichberechtigter Faktor in der Familie der Staaten, und die Politik könne sich durch den Krieg keine Verantwortlichkeiten aufbürden lassen, bei deren Herbeiführung sie

Digitized by Google

nicht gehört worden sei. . . . Beide Parteien hatten von ihrem Standpunkte aus unstreitig recht, und so lange sie Hand in Hand gingen [wie es Bismarck wollte], wirkten sie vortrefflich. Wie peinlich aber mußte die Lage des Entscheidenden werden, hier also des Königs, wenn sie in Konflikt mit einander gerieten." Wir fügen hinzu, daß der Kanzler sich von da ab längere Zeit von den Generalsvorträgen fernhielt, und daß später, in Versailles, wieder ein Streit zwischen ihm und dem Generalstabe ausbrach, der ihm ein Abschiedsgesuch nahe legte, da der König dabei nicht für ihn Partei nehmen wollte.

Am 3. März 1871, dem Tage der großen Parade der preußischen Garde und eines Teiles der bairischen Truppen, die im Bois de Boulogne stattfand und dem Einmarsche in Paris voranging, schien der Kaiser sehr bewegt darüber, daß die Dinge sich so ganz anders gestaltet hatten, als er mit Vorliebe bedacht [das soll vermutlich heißen, daß Bismarck aus Gründen weiser Politik auf eine Besetzung nur eines Teiles von Paris, die überdies nur einige Tage dauern sollte, eingegangen war, während der König und das Heer mehr gewünscht und gehofft hatten], und äußerte, als ihm ein Pariser Blatt vorgelegt wurde, das dem Unvermeidlichen gegenüber zur Vernunft und Ruhe riet und die Hoffnung aussprach, es werde nichts geschehen, was den Zorn der Preußen reizen könnte: „Das habe ich ja immer gesagt, daß es so kommen und nicht das Geringste geschehen würde. Gott verzeihe denen, die es anders gemacht haben, als ich gewollt." Über die abscheuliche Gemeinheit und den Blutdurst, der sich in dem ultraradikalen Blatte Le Père Duchesne aussprach, war der Kaiser empört und meinte: „Wenn das so fortgeht, werden die Franzosen bald wünschen, daß wir noch in den Forts wären." Von der bevorstehenden Parade sagte er: „Es wird heute das erste mal sein, daß ich das ganze Gardekorps mit seiner Landwehr beisammen sehe. Während meiner langen Dienstzeit hat sich das nie so treffen wollen, und ich freue mich sehr auf den Anblick, der gewiß auch auf die Truppe selbst einen großen Eindruck machen wird." Dann sprach er von seiner baldigen Abreise, aber auch von vorheriger Besichtigung der sächsischen und württembergischen Truppen auf der Ostseite von Paris, da diese ja durch die „neuen Arrangements" [Bismarcks] um den Einmarsch in die Hauptstadt gekommen wären, und er ihnen doch seinen Dank aussprechen müsse.

Am 4. früh bat Schneider den Kaiser, ihm den Inhalt der Anrede, die er nach Beendigung der Parade an die Generale und Stabsoffiziere gerichtet hatte, zu diktiren, da es wünschenswert sei, daß man ihn genau und bald in der gesamten Armee erführe, und dabei kam es zu einem charakteristischen Vorgange. „Der Kaiser war sogleich damit einverstanden — erzählt Schneider —, und diktirte mir wie gewöhnlich rasch aus dem Gedächtnisse, sodaß ich nur einzelne Worte und Sätze notiren konnte, deren Zusammenstellung er mir dann überließ. Der Schluß lautete nach dem Diktat: »Vergessen wir aber nicht, daß wir alle der Vorsehung unsern Dank schuldig sind, welche es gewollt hat, daß wir das

Digitized by Google

Werkzeug waren, um ſo große welthiſtoriſche Ereigniſſe herbeizuführen.« Da es noch früh war und genug Zeit bis zum Anfange der Vorträge übrig blieb, ſo ging ich in das Nebenzimmer, um ſofort das Diktat ins Reine zu ſchreiben und es dann gleich zur Genehmigung vorzulegen. Während ich damit beſchäftigt war, kamen mir Bedenken gegen die Faſſung. »Die Vorſehung hat es gewollt, daß wir das Werkzeug waren.« Es ſchien mir nicht gerechtfertigt, daß der Menſch, und ſei es auch der mächtigſte, ſich mit ſolcher Beſtimmtheit für eingeweiht in den Willen der Vorſehung und für ihr Werkzeug erklärt. Ich erlaubte mir daher die Änderung: »Die Vorſehung hat es geſtattet, daß wir ihr Werkzeug ſein durften,« und ging ganz ſtolz auf meine Verbeſſerung in das Arbeitszimmer zurück, um mir die Genehmigung zu erbitten. Als ich an die fragliche Stelle kam, unterbrach mich der Kaiſer mit den Worten: »Das habe ich nicht geſagt. Ich habe geſagt: Die Vorſehung hat es gewollt.« — »Ich hatte es auch ſo mit Bleiſtift niedergeſchrieben — antwortete ich —, aber bei der Faſſung kamen mir Bedenken, ob auch jeder der Leſer den Gedankengang Eurer Majeſtät ſofort richtig erkennen werde. Was die Vorſehung gewollt hat, kann der Menſch nicht wiſſen.« — »Glauben Sie denn — erhielt ich da zur Antwort —, daß ich die ſchwere Laſt dieſes Krieges hätte tragen können, oder daß ſolche Erfolge möglich geweſen wären, wenn ich nicht feſt überzeugt wäre, daß die Vorſehung gewollt und uns zu ihrem Werkzeuge ausgewählt hat? Schreiben Sie genau, wie ich es Ihnen diktirt habe.« — »Zum erſtenmale ſtimmt meine Auffaſſung nicht mit der Ausdrucksweiſe Eurer Majeſtät überein«, wagte ich zu bemerken. »Ich bitte daher, Eure Majeſtät wollen die Gnade haben, das Wort geſtattet in gewollt abzuändern und dann das ganze Schriftſtück zu unterzeichnen.« — »Was das für ein Eigenſinn iſt! Geben Sie her. So — jetzt werden Ihre Bedenken wohl gehoben ſein.«" So entſtand ein Dokument, welches höchſt intereſſant iſt, inſofern es zeigt, daß Kaiſer Wilhelm daran nichts ändern ließ, „weil er eben damit den innerſten Gedanken ſeines Herzens ausſprechen wollte: Nicht uns, nicht uns! Ihm allein die Ehre!"

Die landwirtſchaftliche Notlage.

In einer ernſten Zeit, wie es die unſrige iſt, dürfte es auch wohl dem, der nicht gewohnt iſt, mit der Feder im Dienſte der Öffentlichkeit zu arbeiten, geſtattet ſein, ſein Scherflein beizutragen, wenn es darauf ankommt, eine Notlage und deren mögliche Abhilfe zu erörtern. Ich ſtehe an der Grenze des Lebens, wo man für ſeine Perſon nicht mehr vorwärts, ſondern rückwärts ſieht, wo man mit

Digitized by Google

seiner eignen Thätigkeit abgeschlossen hat und hinter sich blickt auf ein langes, arbeitsvolles Leben. Es hat ein halbes Jahrhundert im Dienste der Landwirtschaft umfaßt, und mehr als vier Jahrzehnte davon waren der Bewirtschaftung großer Pachtgüter für eigne Rechnung gewidmet. Mit frohem Mute und unter günstigen finanziellen Verhältnissen begann ich. Die allerschwersten, ja beinahe vernichtende Unglücksfälle, wie Mißernten, furchtbare Wasserschäden, großes Viehsterben, Brandschaden u. s. w., führten aber binnen kurzem zur drangsalvollsten Not, aus der nächst Gottes Hilfe nur durch eine mir unvergeßliche Beihilfe mir ganz fernstehender Personen herauszukommen war. Dann endlich, nach langen Jahren des Fleißes, gestaltete sich das wirtschaftliche Erträgnis günstig, und ich kann jetzt beim Abschluß meines Lebens wohl sagen, es ist mühselig und voll schwerer Arbeit, aber doch voll reichen Segens gewesen. Ich schicke das voraus, um damit zu beweisen, daß ich wohl eigentlich wenig berechtigt bin, über die derzeitige Notlage unsrer Landwirtschaft und die Mittel zu deren Abhilfe ein Urteil abzugeben. Es entspringt das aber auch einem gewissen Drange zur Dankbarkeit gegen das Fach selbst, dem ich von Geburt und Familie fern stand, dem ich aber mit der Arbeit meine Befriedigung und in rastloser Hingebung meine Erfolge verdanke. Ich stelle ferner, wie jeder vorurteilsfrei denkende Mann, das landwirtschaftliche Gewerbe so überaus hoch, daß ich es nicht für einen Schaden erachte, wenn ein Baustein, der zur Befestigung desselben bestimmt ist, auch einmal unnötigerweise herzugetragen werden sollte.

Des ganzen Staates Macht und Allgewalt, seine gesicherte Fortdauer beruht vorzugsweise auf dem Landbau, auf der von ihm in Anspruch genommenen Bevölkerung und ihrer auskömmlichen Existenz. Militär und Beamtenstand gehen meist aus ihm hervor und fußen auf ihm. Bei einem auf eigner Scholle seßhaften oder auch erbpächterisch befestigten, selbstthätig wirtschaftenden Grundbesitzerstande, der alle Klassen vom kleinsten Häuslerstellenbesitzer bis zum größten Großgrundbesitzer in auskömmlichen Verhältnissen gleichartig umfaßt, haben wir die Sozialdemokratie nicht zu fürchten; namentlich dann nicht, wenn der vagirende ländliche Arbeiterstand und der leider auch einem fortwährenden Wechsel unterliegende Pächterstand mit der Zeit zum Verschwinden gebracht werden könnte. Einer Befestigung in den landwirtschaftlichen Verhältnissen bedarf es aber dringend. Wenn eine solche erst erreicht sein wird und die ländliche Kultur durch Kinder und Kindeskinder auf eigner Scholle munter fortgeht, dann haben wir, bei einer sonst weisen gesetzgeberischen Fürsorge, keine andre Not zu erwarten, als solche, die in vorübergehender Heimsuchung von Gott kommt. Der Staat und die gesamte bürgerliche Gesellschaft darf also den Landbau nicht sinken lassen.

Es ist im allgemeinen und vorzugsweise in den beteiligten Kreisen selbst wenig Neigung vorhanden, das Gewerbe von der Person zu trennen. Und doch

Digitized by Google

ist diese Scheidung ein dringendes Erfordernis, um zur Erkenntnis zu kommen. Was der Grundbesitzer an Not und Schaden trägt, so weit dergleichen nicht aus der allgemeinen Lage des Gewerbes stammt, muß er als eigne Verschuldung auf sich nehmen. Es ist seine Sache, die außerhalb des Faches liegenden Übel zu heben, oder wenn dies nicht möglich ist, von einer weiteren Führung desselben zurückzutreten. Die Landwirtschaft ist Industrie wie jede andre gewerbliche Thätigkeit. Wie allgemein in den Gewerben die Person und die Ausstattung des Industriellen alles zusammenfaßt, was das Gedeihen der Unternehmung nach Zeit und Verhältnissen zu begründen vermag, so ist auch der Landwirt nach seiner Person, seiner Tüchtigkeit, Thätigkeit und Intelligenz, nach seinem Kapital seines Glückes Schmid. Der Industrielle wie der Landwirt sind Künstler, die sich ihr Instrument unter den eignen Händen gestalten, und die bei hervorragender Begabung und Ausbildung auch eine mangelhafte Konstruktion desselben zu überwinden vermögen. Beim einsichtigen Fachmann erregt es Erstaunen, wenn die Produktionskosten und Erträgnisse der Landwirtschaft allgemein festgestellt und zur Begründung von seiner und seines Gewerbes Notlage klar dargelegt werden sollen. Sie sind so verschieden, wie es Güter und Landwirte sind; wenigstens so verschieden als andersartiger Boden, andre Gegenden und so viele darauf Einfluß habende Verhältnisse es mit sich bringen. Man nehme vergleichsweise einen Kurszettel zur Hand; man wird daraus ersehen können, daß sich unter den Brauereien einzelne Aktiengesellschaften befinden, die ein Jahreserträgnis von 4 Prozent, andre bis hinauf zu 43 Prozent zur Auszahlung bringen, daß ihre Aktien einen Kurswert von 85 bis über 700 Prozent haben. Das Gleiche gilt von der Landwirtschaft. Wie bei den Brauereien Wasser, Malz und Hopfen, auch die Fabrikanlage überall einen ziemlich gleichen Wert haben und sich nur in den Dirigenten unterscheiden, so auch die Landgüter mit ihren verschiedenwertigen Wirtschaftern, Pächtern und Besitzern. Es kommt vielfach, ja meist nicht auf die Unterlage des Gewerbes, sondern auf das Leistungsvermögen des einzelnen Dirigenten an.

Will man sich eine Kenntnis von den Erträgnissen der Landwirtschaft, ihrem Stande, ihrem Auf- und Niedergange verschaffen, so gewährt eine solche der Pachtertrag der Güter. Leider ergiebt sich aber diese Erkenntnis aus dem Ertrage von Privatpachtungen sehr schwer, und zwar wegen der Verschiedenheit der ihnen zu Grunde liegenden Kontrakte. Nur aus dem Pachtertrage unsrer preußischen Staatsdomänen kann sie mit möglichst zuverlässiger Sicherheit geschöpft werden. Diese haben gleichlautende Bestimmungen, wo der in Rücksicht zu nehmende Teil aller Gutslasten schon auf den Pächter abgewälzt ist. Es geht das so weit, daß selbst die Wiederherstellung abgebrannter Gebäude nach ihrem Neubauwerte auf alleinige Kosten der Pächter, also ohne Beihilfe der Verwaltung, in Aussicht genommen ist. Die allgemeine Domänen-Feuerschaden-

Digitized by Google

versicherung nimmt nämlich die Gebäude der königlichen Domänen nach ihrem Neubauwerte bei gegenseitiger Verbindlichkeit aller Pächter unter entsprechender Prämie in Versicherung und hält damit das Kapital für den Fiskus bereit, das zu ihrer Wiederaufrichtung erforderlich ist.

Unbezweifelt haben wir daher in den Staatsdomänen und deren Pachtertrag den geeignetsten Wertmesser für den Stand des landwirtschaftlichen Gewerbes. Es ist deshalb zu beklagen, daß das preußische Landwirtschaftsministerium sich bisher nicht veranlaßt gesehen hat, eine Zusammenstellung von dem Ergebnis der ausgeschriebenen Verpachtungstermine dem sich dafür lebhaft interessirenden Publikum zu geben. So gut das Ministerium ein paar Jahre vorher durch die landwirtschaftlichen Blätter eine genaue Zusammenstellung aller demnächst pachtfrei werdenden Domänen bringt, und zwar genau nach ihrer Größe, Zusammensetzung, Grundsteuereinschätzung und ihrem bisherigen Pachtertrage, unter Namhaftmachung der derzeitigen Pächter, ebenso müßte es auch nach Ablauf jeden Jahres eine Zusammenstellung der neuerzielten Verpachtungsergebnisse der Öffentlichkeit übergeben. Die Termine dafür sind öffentlich, der ganze Verlauf derselben und die Verpachtungsergebnisse sind nach Höhe der erreichten Pachtquote und dem Namen der neuen Pächter der Kenntnisnahme gar nicht zu entziehen; es ist deshalb der Grund für eine solche Zurückhaltung des Ministeriums schwer zu erklären. Eine Deklaration über die erzielten neuen Pachten ist aber nicht bloß für denjenigen wünschenswert, der selbst auf eine Pachtung ausgeht, sondern auch für den, der zeitgemäß verpachten oder verkaufen will, und ebenso für alle diejenigen, welche sich über den Stand des landwirtschaftlichen Gewerbes unterrichten wollen. Aus diesem Grunde kann es denn auch nicht hoch genug geschätzt werden, daß der preußische Staat im Besitze so vieler kleiner und großer Domänen ist, die über alle Gegenden und unter die verschiedensten Verhältnisse des Staates verteilt sind. Unter gewissen Umständen, auf die ich später noch kommen werde, dürfte es sogar angemessen erscheinen, diesen Güterbesitz des Staates weiter auszudehnen. Einen Maßstab muß die Staatsverwaltung haben, um in Recht und Billigkeit ihre gesetzgeberischen Wege zu gehen.

Aus dem Rückgange der Pachterträgnisse hat denn auch die Staatsverwaltung den allgemein herrschenden Notstand in der Landwirtschaft erkannt und ist dem weitern Niedergange ihrer Erträgnisse durch Einführung von Schutzzöllen bereitwilligst entgegengekommen. Ob solcher Schutz aber für eine längere Zeit aufrecht zu erhalten möglich sein wird, ist doch die Frage. Die Landwirtschaft muß sich auf eine Herabsetzung, vielleicht gar einmal auf den Wegfall derselben gefaßt machen. Er wird kommen, wenn schlechte Ernten im Inlande hohe Preise bringen, und wir der allgemeinen Notlage der Gesamtbevölkerung nicht die gesonderte der Landwirtschaft gegenüber zu halten berechtigt sind. Daß dann aber der Ausfall nicht allzu vernichtend werde, muß

Digitized by Google

das Gewerbe bei Zeiten sich angelegen sein lassen. Es gewährt dafür Trost, die gewaltigen Fortschritte zu überschauen, die der landwirtschaftliche Betrieb in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, wie rüstig und emsig daran weiter gearbeitet wird, und welcher Ausdehnung die Produktion bei intensiver Kultur noch fähig ist. Und gerade auf solche weitere Ausdehnung, wie auf Moorboden und in wenig entwickelten Gebieten, kommt es für unser reichbevölkertes Vaterland wesentlich an, das mit allen Mitteln billigen Kapitals und hoher Intelligenz aufs beste ausgestattet ist.

Ein schwerwiegendes Hindernis, das sehr deutlich eine mit der größern Produktion nicht Schritt haltende Konsumkraft bekundet und damit einem gleichmäßigen Fortschritte entgegensteht, ist der Niedergang in den Erträgnissen unsrer Viehzucht. Wenn man ins Auge faßt, wie innig ein blühender Landwirtschaftsbetrieb mit der Entwicklung der Viehzucht, insbesondre der Aufzucht und Mästung, zusammenhängt, so ist dieser Übelstand tief beklagenswert; denn nur eine reichliche und billige Düngerproduktion ermöglicht auch wieder auskömmliche, reiche Ernten. Gehen aber die Preise für die Produkte der Viehzucht derartig zurück, wie es in den letzten Jahren der Fall ist, dann erscheinen die Aussichten für eine Besserung der landwirtschaftlichen Zustände sehr getrübt. Ich mag hierbei noch gar nicht des unrettbar verloren gegangenen wichtigsten Zweiges derselben, der Schafzucht, dieses bedeutenden Gliedes der Viehhaltung auf leichtem Boden, besonders Erwähnung thun. Sie ist zu Grabe gegangen, wenigstens mit ihrer Rentabilität, durch die Konkurrenz des Auslandes in der Wollproduktion, und findet auch kein Auferstehen wegen der geringen Neigung des deutschen Volkes für den Verbrauch von Schaffleisch. Würde der Verbrauch von Schaffleisch größer sein, so wie beim Engländer, so würden wir wenigstens auf leichtem Boden, der ganz wohl dafür geeignet ist, eine Fett- oder Fleischschafzucht betreiben können.

Die Hebung einer durch ihre mangelhafte Verwertung im Inlande beschränkten Produktion durch den Export allein ist auf die Dauer nicht möglich; es muß zu einer Hebung des inländischen Verbrauchs kommen. Und daß eine solche in einem selbst bedeutenden Umfange für den Fleischverbrauch zu ermöglichen wäre, läßt sich bei allseitig thatkräftiger Unterstützung gewiß nicht in Abrede stellen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der zur Zeit so sehr ausgedehnte Zwischenhandel ganz unerhörte Vorteile in Anspruch nimmt und die Preise, welche der Produzent löst, für den kleinen Konsumenten nahezu verdoppelt. Noch mehr aber als beim Fabrikanten ist dies beim Landwirt der Fall, dem nicht wie jenem so vielfache Hilfsmittel zur Seite stehen, die ihm Kenntnis und Wege zur bessern Verwertung an die Hand geben. So ist es z. B. beim Mastvieh. Welche unermeßlichen Werte bleiben da vom Ursprungsorte bis zum kleinen Haushalte in den Taschen der zahlreichen Mittelspersonen zurück! Wenn des Arbeiters Hausstand das Fleisch nur annähernd zu dem

Digitized by Google

Preise bekäme, den der Landwirt erzielt, wie viel billiger und besser würde der Arbeiter leben, wie viel mehr würde er leisten, wie viel zufriedener würde er sein können! Die Annahme, daß die Konkurrenz allein, oder auch nur vorzugsweise, die Preise billiger zu gestalten vermöge, ist irrig, auch der befangenste muß davon zurückkommen; im Gegenteil, schlechter und erheblich teurer als ohne sie, die sich häufig sogar noch zur Erstrebung höherer Preise vereinigt, gestaltet sich durch sie der Umsatz.

Ob es nun da nicht angebracht wäre, wenn einmal vorübergehend ein Keil eingeschoben würde und die städtischen Verwaltungen, vielleicht auch eine Vereinigung von größern Fabriken und Werken, sich herbeiließen, die notwendigsten Nahrungsmittel an Fleisch und Brot dem Arbeiterstande ohne gewerbsmäßigen Zwischennutzen zum Verkauf zu bringen, muß einer ernsten Erwägung anheimgestellt werden. Eine Vereinigung von Produzenten, der Landwirte und Viehmäster für diesen Zweck, dürfte wohl nicht ganz der Aufgabe entsprechen. Sie würde sich mehr oder minder, jedenfalls aber mit der Zeit, treiben lassen, in die altgewohnten Reihen einzutreten, und dann mitzunehmen, was sie an Gewinn sich schaffen kann. Sie würde keinesfalls andauernd auf eine erhebliche Ermäßigung der Einzelpreise einwirken. Billige Preise aber nur vermögen den bei uns so sehr darniederliegenden Fleischverbrauch zu heben und ihn bis in die niedersten Schichten zu Nutz und Segen der Arbeiterbevölkerung auszudehnen. Wie von staatlichen Monopolverwaltungen es gerühmt wird, daß sie ohne große Erschwernisse bedeutende finanzielle Mittel schaffen, so könnten anderseits wohl einmal die städtischen Verwaltungen sich dem allgemeinen Nutzen förderlich erweisen, wenn sie dem Arbeiterstande sein Hauptnahrungsmittel billig und doch gut in kostenloser Vermittlung zu beschaffen suchten. Polizeiliche Taxen sind anerkanntermaßen dafür ungenügend.

Die Landwirtschaft hat nun aber nicht allein mit den für sie äußerst niedrig stehenden Preisen ihrer Produkte zu kämpfen, auch deren Erzeugung wird ihr erschwert, wenigstens sehr erheblich verteuert. Am einschneidendsten ist in dieser Beziehung die mehr und mehr um sich greifende Entvölkerung des platten Landes und der gewaltige Umzug, der von dort in die Städte hinein stattfindet. Er entzieht der Landwirtschaft den bei ihrem Fortschritt zur intensiven Kultur so dringend nötigen kräftigen Arbeiterstand und häuft auf die Städte eine immer mehr zunehmende Last von Sorgen, Ärger, Plack und Qual. Endlich schwellen durch ihn auch die für eine ruhige Entwicklung des Staates so verderblichen Massen einer unsteten Bevölkerung immer gewaltiger an.

Die Landwirtschaft ist in so manchen Provinzen neuerdings vielfach genötigt, sich die erforderlichen Arbeitskräfte aus weniger kultivirten Gegenden kommen zu lassen. Dieses Übel ist schon so weit vorgeschritten, daß selbst das ländliche Dienstgesinde, wie z. B. im Königreich Sachsen, aus andern Ländern beschafft werden muß. Wenn man bedenkt, welche großen Werte, namentlich

Digitized by Google

im Vieh, der sorgsamen Pflege des Gesindes überwiesen werden müssen, wie abhängig Kultur und Ertrag überhaupt von einem auf der Scholle eingelebten Gesinde- und Arbeiterstande sind, dann wird man den schweren Druck dieses Übels ermessen können. Dieses Übel entspringt nun aber nicht bloß daraus, daß der erwähnte Umzug in der Hoffnung auf bessere Löhne und die größern Annehmlichkeiten des Lebens in der Stadt gemacht wird — denn die erstern sind bei genauer Erwägung aller Umstände nicht mehr so verschieden zwischen Land und Stadt, als sie es in frühern Zeiten waren, und die letztern, die erträumten Annehmlichkeiten, gehen mit dem Zuwachs der Familie gar bald verloren —, sondern das Übel kommt hauptsächlich daher, daß dem jungen, kräftigen Arbeiter, der es durch Arbeit und Dienst, auch durch Erheiratung ꝛc. zu etwas Vermögen gebracht hat, nicht ermöglicht ist, sich auf dem Lande in eigner kleiner Wirtschaft seßhaft zu machen. Wäre dem fleißigen Arbeiter die Gelegenheit mehr geboten, sich, wenn auch nur im bescheidensten Maße, auf kleiner Scholle selbständig zu machen, so würde der arge, immer mehr zunehmende Übelstand zum Aufhören kommen.

Staat, Städte und Landwirtschaft haben die allerdringendste Veranlassung, hierfür Hilfe zu schaffen. Der Staat, indem er sich eine körperlich und geistig kräftige Bevölkerung auf dem Lande erhält, die ihm einen allezeit tüchtigen Stamm für das Militär und seine monarchische Zukunft abgiebt; die Städte, um ihr immer mehr anschwellendes Armenbudget zu vermindern; die Landwirtschaft, indem sie sich unabhängig von den äußern Verhältnissen stellt und sich stützt auf eine Bevölkerung, die ihr durch Erziehung und Ausbildung nahe steht.

Wir müssen nun einmal erkennen und daran festhalten, daß wir einer ganz neuen Zukunft entgegentreiben, und daß wir mit allen Mitteln nicht mehr imstande sind, die altgewohnten Verhältnisse andauernd aufrecht zu erhalten. Zu solchen gehört unzweifelhaft dasjenige unsers Dienstpersonnls. Es werden die Zeiten kommen, und sie sind vielfach schon vorhanden, wo der Grundbesitzer sein Gesinde sich nur aus dem Arbeiterstande seines Ortes beschaffen kann, wo dasselbe in der elterlichen Familie bleibt, wo also elterlicher Zwang und der Drang des Familienlebens in Anspruch genommen werden muß, um das jüngere Glied desselben an Haus und Ort festzuhalten.

Hat der Grundbesitzer tüchtige Arbeiterfamilien in auskömmlichen Wohnungen, so ist er in der Lage, sich sein Gesinde angemessen zu beschaffen. Es gehört freilich dazu, daß er eine Kleinigkeit mehr an Kosten aufwende als bisher, damit auch Eltern und Angehörige von dem dienstlichen Einkommen Nutzen ziehen. Gewöhnlich genügt es aber schon, daß man dem unverheirateten Gesinde dasselbe an Lohn, Kost und andern Einkünften gewährt, was sonst nur das verheiratete Gesinde bekommen würde. Dadurch fällt für Eltern und Angehörige so viel ab, um diese zu bestimmen, ihre Kinder von anderweitiger Vermietung und namentlich dem für die Mädchen häufig so verderblichen Abzug

Digitized by Google

in die Städte zurückzuhalten. Der höhere Betrag für eine derartige Gesindeschaffung wird reichlich aufgewogen durch die Erhaltung der auf ihre Anstelligkeit erprobten Personen und die Zufriedenheit, die sich auf die gesamte Arbeiterwelt des Gutes überträgt.

Eine befriedigende Beseitigung des herrschenden ländlichen Arbeitermangels ist meiner Ansicht nach allein durch eine gründliche innere Kolonisation zu erreichen mittels Schaffung kleiner, ja kleinster Häuslerstellen. Es wären dafür Stellen zu gründen, deren mäßige Größe und bescheidner Ertragswert nötigt, einen wesentlichen Teil von seinem und seiner Familie Lebensbedarf aus demjenigen Einkommen zu ziehen, das ihm diese Beschäftigung außerhalb, aber doch am Orte seiner kleinen Wirtschaft gewährt. Diese Arbeiterwirtschaften dürften daher nur einen Ertragswert von 200 bis etwa 300 Mark haben, und sollten deshalb nicht größer sein, als daß sie 2, höchstens 3 Hektaren Acker- und vielleicht $^1/_2$ Hektar an Wiesenland umfaßten, so, daß kein andres Zugvieh als die beiden Nutzkühe des Besitzers gehalten werden könnte. Ferner sollte bei der Herrichtung derselben darauf Rücksicht genommen werden, daß Wohnung, Stallung und Scheunenraum nach niederdeutscher Art unter einem Dache bereitet würden, und endlich, daß die kleinen Arbeiterstellen, namentlich mit den Gebäuden, aber auch mit dem Lande derartig gestellt würden, daß dereinst zwei oder drei derselben vereinigt werden könnten. Es würde damit einer spätern Bildung von eigentlichen Bauernwirtschaften vorgearbeitet werden, denn das Größere erbaut sich dem Bedarf entsprechend zweckmäßig immer erst aus dem Kleinen heraus.

Bei der Neugestaltung derartiger Wirtschaften würde es ferner angemessen sein, eine gewisse Fürsorge zu treffen, daß sie nicht etwa die Grundlage für ein späteres Proletariat abgeben. Es müßte zu diesem Zwecke jeder Stelle außer ihrer Unteilbarkeit die Verpflichtung auferlegt sein, daß sie nur von einer Familie und deren Angehörigen in Anspruch genommen, daß also niemals noch einer andern Familie das Recht zum Wohnsitze darauf gewährt werden dürfe.

Ich verkenne es nicht, daß mir von seiten des Staates der Vorwurf einer spätern Bildung von ländlichem Proletariat gemacht werden kann und daß deshalb dem Projekt nicht ausreichend beigetreten werden möchte. Aber eine reiche und langjährige Erfahrung hat mir dargethan, daß dem nicht so ist, daß vielmehr Wohlstand und Zufriedenheit in die ländlichen Arbeiterkreise damit einkehren.

Ich hatte in meiner Jugend eine größere Pachtung mit dürftigem Boden, in armer Gegend, wo ein nicht unerheblicher Teil der Äcker wegen tiefer, unentwässerbarer Lage nicht von mir selbst bebaut werden konnte. Er wurde von mir an die kleinen Leute und Arbeiter des Ortes in Afterpacht gegeben, und dies war nun die Veranlassung, daß auf diesen mir und meinen Vorgängern nicht nutzbaren Flächen sich eine Kultur entwickelte, die, ähnlich der belgischen, meine höchste Achtung herausforderte. Bei meinem Abschiede wurde

Digitized by Google

mir damals, im Gegensatze zu einer von höherer Seite kommenden Verurteilung dieses Systems, von dem Vormäher, einem sehr tüchtigen Manne, mit dem ich sonst wohl manchen Strauß auszufechten hatte, der unvergeßliche Dank zu Teil, daß ich aus ihnen, den Arbeitern, durch diese Landverpachtung erst glückliche Menschen geschaffen und sie zu erträglichem Auskommen und einem gewissen Wohlstande gebracht hätte. Es ist dies Verfahren von meinem Nachfolger zu seinem und der Leute Vorteil auch weiter beibehalten worden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich davor warnen, sich von der Einführung eines Systems von Anteilwirtschaft Erfolge zu versprechen. Dieses wird beim Landbau in größerer Ausdehnung niemals Erfolg haben. Dafür sind die Ansprüche, die an Charakter, Intelligenz und Kapitalkraft des Landwirtes gestellt werden, auch diejenigen Einwirkungen, welche Zeit- und Witterungsverhältnisse auf die Erträgnisse ausüben, allzu gewaltig, um von der geringen Bildung und der Kraft des Arbeiters überwunden werden zu können. Nur in freier, uneingeschränkter Wirtschaft, mit freiem, auf der Scholle fest wurzelndem Arbeiterstande, vermag der Landwirt den vielfachen Unbilden seines schweren Berufes zu begegnen. Er lebt nun einmal streng genommen in einem dauernden, allseitigen Kriege.

Mit der Schaffung kleiner Wirtschaften und der Möglichkeit, daß der kleine Mann seine Ersparnisse zu seinem und der Seinigen dauernden Nutzen in Grund und Boden anlegen kann, wie es sein höchster Wunsch ist und sich auch schon in der Anlegung seiner Gelder auf kleine Hypotheken ausspricht, dürfte auch die Auswanderung mehr eingeschränkt werden. Denn nicht etwa um der Militärpflicht — dem Blutzoll, wie eine frivole Presse sagt — zu entgehen, wendet der Deutsche seinem Vaterlande den Rücken. Der militärische Dienst ist dem Landmann kein Opfer, sondern eine von ihm wohl gewürdigte gute Schule, die ihm zu körperlicher und geistiger Ausbildung dient, ihm Achtung und Ansehen giebt und ihm angenehme Erinnerungen für sein ganzes Leben zurückläßt. Daß die großen Güter im Norden und Osten Deutschlands geschlossen sind, Abverkäufe nur unter den erschwerendsten Umständen gemacht werden können, hat die Auswanderung aus diesen aus frühern Kriegszeiten an und für sich schon dürftig bevölkerten Provinzen zur Folge gehabt. Wenn die preußische Domänenverwaltung mit der Parzellirung von Domänen in diesen Teilen der Monarchie keine Erfolge erzielte, so lag das daran, daß es den zu schaffenden Bauernwirtschaften an dem notwendigen Arbeiterstande fehlte. Es ist ja dem Bauer nicht zu verargen, daß er sich sträubt, die gesamte schwere Wirtschaftsarbeit allein auf seine und seiner Familie Schultern zu nehmen. Er kennt die großen, stets gefüllten Bierpaläste der Städte und möchte auch einmal, wenigstens am Abend, seine Pfeife Tabak in Ruhe genießen.

Die innere Kolonisation kommt jedem zu Gute. Und wie wir ausreichende Kraft an Leuten und Geldmittel zu ihrer Ausführung haben, so fehlt es auch

Digitized by Google

nicht an Raum und Boden dafür. Wir sollten doch jeden geeigneten Umstand nützen, unsre Bevölkerung nutzbringend zu mehren. Die Zeit der Auseinandersetzung mit unsern mißgünstigen Nachbarn, auf die sich unsers Staates weise Führer so mächtig vorbereiten, wird früher oder später kommen; möchten wir dann nicht bloß gewappnet, sondern auch zahlreich genug sein, um dem allseitig gewaltigen Andrange mit Erfolg widerstehen zu können.

Die Verwaltung der preußischen Staatsdomänen sollte den Bau von eigentlichen Arbeiterwohnhäusern auf ihren Gütern aufgeben und an deren Stelle mit der Errichtung kleiner Wirtschaften vorgehen, sich also vorläufig nur auf die Herrichtung von Wohnungen für das wirkliche Dienstgesinde beschränken. Der Übergang zur Beschaffung des Dienstgesindes aus den neu gewonnenen Kolonistenfamilien wird sich für spätere Zeiten von selbst ergeben.

(Schluß folgt.)

Die Schulvereine.

(Schluß.)

Könnte es jemanden geben, dem die weittragende Bedeutung des Schulvereinsgedankens nicht sofort einleuchtete, dem müßte das Verhalten unsrer nationalen Gegner die Augen gewaltsam öffnen. Was in den russischen Ostseeprovinzen seit Jahrzehnten gegen das dortige zähe Deutschtum geübt wird, spottet jeder Beschreibung und bedarf auch wohl keiner solchen, denn es „schreit zum Himmel um Rache.“ Da aber diese Gewaltthaten von einer uns „befreundeten“ Regierung ausgehen, so werden die baltischen Deutschen wohl noch lange auf Selbsthilfe angewiesen sein und diese hoffentlich so kräftig und so lange ausüben, bis andre Zeiten gekommen sind. Die polnischen und wendischen Landesteile Preußens sind durch ihre Staatsangehörigkeit in die bloße Verteidigung geworfen, wehren sich aber hartnäckig gegen die unabweisliche Germanisation. In diesen Gebieten ist es Sache der preußischen Regierung, für das Deutschtum zu wirken.

Um so ärger ist aber der Streit in Österreich ausgebrochen, wo ein slawenfreundliches Regiment dem Schulverein kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht. Kaum war von seiten der Deutschen nicht etwa ein Angriffskampf, sondern nur eine ehrliche Verteidigung organisirt, als auch mit einem Schlage die Gegenrüstung begann. Nie ward über einen Verein so viel Zeter geschrieen, so viel verleumdet, verdächtigt und Lärm geschlagen wie über diesen

Digitized by Google

„Deutschen Schulverein," dessen gesunde Kraft hiermit glänzend anerkannt war. Wenn ich die wichtigsten Schöpfungen, die von unsern Gegnern zur Abwehr ersonnen wurden, aufzählen will, muß ich gleich vorausschicken, daß über die innere Einrichtung derselben nichts zu sagen übrig bleibt, weil sie überall der des „Deutschen Schulvereins" nachgebildet ist. Auch der Zweck aller dieser Vereinigungen ist mit dem einzigen Worte „Paralysirung des schädlichen, entsetzlichen, ja grausamen und gottlosen Schulvereins" erschöpft, mag man nun die genannten fürchterlichen Einflüsse von tschechischen, slovakischen, slovenischen oder italienischen Kindern abwehren wollen.

Weitaus die wichtigste Gegenmaßregel ist die Ustřední matice školská in Prag, deren Gründung dem „Deutschen Schulvereine" fast auf dem Fuße folgte. Mit einem jährlichen Aufwande von fast 200 000 Gulden unterhält sie Gymnasien, Realschulen, Volksschulen, Kindergärten u. s. w. in allen drei Ländern der ehemaligen Wenzelskrone (Böhmen, Mähren und Schlesien) und hat in einer bedeutenden Anzahl von Fällen den großen Erfolg zu verzeichnen, daß ihre Schulgründungen schon nach kurzer Zeit von den betreffenden Gemeinden auf eigne Kosten übernommen werden mußten, wodurch bedeutende Mittel wieder für andre „bedrohte" Punkte frei wurden. An Opferwilligkeit leuchtet das tschechoslawische Volk dem deutschen weit voran, da es, obwohl ärmer und minder zahlreich, fast dieselbe Höhe der Zuflüsse an Geldmitteln erreicht. Man hat berechnet, daß 15 000 Tschechen für ihren Schulverein dasselbe leisten wie 85 000 Deutsche in Österreich, und das Verhältnis würde noch zehnmal ungünstiger sein, wenn Gesamtdeutschland in Rechnung käme. Die Ursache liegt teils in der größern Thatkraft, welche den Minderheiten stets innewohnt, teils in dem Entgegenkommen der leitenden Kreise, teils in der ausgiebigen Teilnahme des tschechisch gewordenen Hochadels, teils aber auch in der nie erlöschenden Liebe dieses slawischen Stammes zu seiner schönen Heimat, einer Liebe, die sogar von Amerika herüber bedeutend einwirkt und in den bekannten Wallfahrten, welche die amerikanischen Tschechen zum Prager Nationaltheater unternommen haben, ihren Gipfelpunkt findet.

Ein zweiter tschechischer Schulverein, welcher den Namen des berühmten landsmännischen Pädagogen Comenius (eigentlich Komenský) führt, hat seinen Sitz unter den zahlreichen Böhmen in Wien und soll allmählich auch diesen die Wohlthat eigner Nationalschulen überall zukommen lassen. Obwohl bisher nur in dem Arbeiterviertel Favoriten eine solche Schule besteht, so ist doch auch dieser Verein nur zu sehr geeignet, die bis dahin, wie alle Einwohner des vielsprachigen Wiens, kosmopolitischen Schuster und Schneider zu fanatischen Hussiten zu machen und auf diese Weise ein mühelose Werk der Germanisirung zu vernichten. Daneben giebt es noch Provinzialverbände nach Art des „Deutschen Böhmerwaldbundes" oder des „Bundes der Nordmährer," von denen nicht bloß die Schule, sondern mehr noch die materiellen Interessen der betreffenden

Digitized by Google

Landschaften, Industrie, Landwirtschaft u. s. w. aus den Geldern der Volksgenossen unterstützt werden sollen und auch der nationale Geist belebt werden soll. Diese tschechischen Schöpfungen sind fast überall als trotzige Antwort auf vorangegangene deutsche Schutzvereine entstanden und bestehen daher für den Böhmerwald, das nördliche Böhmen und andre Orte mehr. Zu erwähnen ist auch der alte Verein Matice lidu, für die Volksbildung berechnet, jedoch immer mehr in eine einseitig nationale Richtung hineingedrängt.

Von den Polen läßt sich so viel Rührigkeit nicht berichten. In Deutschland dürfen sie nicht, wie sie gern möchten, und in Österreich brauchen sie, wenigstens den Deutschen gegenüber, keine große Verteidigung. Die Polen haben zu jeder Zeit eine exklusive Stellung eingenommen, spielen im österreichischen Parlamente das Zünglein an der Wage und im eignen Landtage die unbeschränkten Herren. Eine nationale Schulbewegung, die gegen die Deutschen gerichtet wäre, kann hier schon deswegen nicht leicht organisirt werden, weil das gemeinsame Grenzgebiet nur äußerst klein ist und nicht einmal das kleine Herzogtum Teschen vollständig umfaßt. Außerdem ist die polnische Kultur in den Kreisen, die der Volksschule bedürftig sind, gegenüber der deutschen so weit und so offenbar zurück, daß sie es nur mit Freuden begrüßen kann, wenn irgendwo ein deutscher Schulmeister sich niederläßt. Solche vereinzelte Bildungsinseln kommen über das ganze Kronland Galizien zerstreut vor und werden besonders von den unzähligen Juden dieses Landes aus praktischen Rücksichten begünstigt. Wenn also ein polnischer Schulverein, etwa die Oswiata ludowa, Schulen und sonstige Anstalten errichtet, so geht er hierbei wohl nicht als Kämpfer gegen andre Stämme, sondern nur als friedlicher Kulturträger vor. Kampf, und zwar der Kampf des Unterdrückers, wird höchstens gegen ein Brudervolk geführt, gegen die russenfreundlichen Ruthenen.

An der östlichen Sprachgrenze heruntergehend, begegnen wir dem harmlosen Völkchen der Slowaken, deren Nationalgefühl allerdings auch einige Heißköpfe hervorgebracht hat, bei den meisten Angehörigen dieses Stammes aber, den weltbekannten Topfbindern und Kesselflickern, sich nur in süßen und schwermütigen Heimatsliedern äußert. Ferner den Magyaren, die leider keinen Schulverein nötig haben, um alles Deutsche, was sich bei ihnen findet, unbarmherzig zu magyarisiren. Gegen diesen Widersacher wird sich so lange nichts ausrichten lassen, als die westliche Reichshälfte von der östlichen in allen möglichen Dingen bevormundet wird. Die Magyaren haben die schon angedeutete Periode des künftigen Völkerkampfes am frühesten vorausgesehen und ihre kleine Schar am genauesten berechnet; sie fanden aber in dem Dualismus der Monarchie, durch den sie, obwohl sie selbst im eignen Lande die Minderheit bilden, zu unbeschränkter Herrschaft gelangten, das kräftigste Hilfsmittel zur Züchtung eines ungarischen Patriotismus, und wehe dem Deutschen oder Rumänen aus Siebenbürgen oder dem Banate, der diesen nicht auch magyarisch zu beteuern vermöchte!

Digitized by Google

Die weit gedehnte Südgrenze des deutschen Sprachgebietes ist nicht minder scharf bewacht und eifrig befehdet. Ganze Kronländer, wie das naturschöne Krain, sind in den letzten Jahren fast über Nacht dem Deutschtume entrissen worden, und Nationchen, wie die Slovenen oder Winden, von deren Litteratur ein österreichischer Abgeordneter mit Recht sagt, daß sie in der Westentasche zu tragen sei, haben mit zwei uralten Kulturvölkern einen erfolgreichen Kampf auf allen Linien eröffnet, und diese letztern selbst, die Deutschen und Italiener, machen einander jeden Quadratfuß Erde streitig. Welch ein erbittertes Aufeinanderplatzen der Gegensätze in jenem Völkerwinkel der Adria! Kampf ist Leben. Ja freilich, aber welches Leben bringt er hier zu stande! Das Denkmal eines der edelsten deutschen Dichter muß in Laibach von der Polizei bewacht werden, damit es nicht gemeine Gassenjungen besudeln, und in Triest jubelte man offen dem Andenken des Meuchelmörders Oberdank!

Der slovenische Schulverein hat sich einen Namen gewählt, der allein schon ein mächtiges Agitationsmittel ist. Indem der südslawische „Cyrill- und Methodverein" in den schützenden Falten des Talars jener hochberühmten Slawenapostel einherwandelt, hat er mit schlauer Berechnung der Bigotterie seiner meist bäuerischen Volksgenossen einen Verbündeten gewonnen, der auch bei den Nordslawen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Während der deutsche Priester mit wenigen Ausnahmen seinem eigenen Volke als Römling fremd gegenübersteht, ist sein slawischer Amtsbruder der zuverlässigste und durch seinen Einfluß auch wichtigste Vorkämpfer des Nationalismus, und so manche Errungenschaft des Gegners wäre ohne ihn gar nicht möglich gewesen.

Von ebenso sichern Erfolgen ist auch die Arbeit des italienischen Rivalen gekrönt. Schon die stolze Aufschrift desselben: Pro patria läßt durchblicken, für welche Zukunft er vorbereitet, und da die Italiener eine offen ausgesprochene Irredenta mit unzweideutigem Programm besitzen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn bei allen politischen Verhaftungen, die in jenem Grenzgebiete mit der heißen Sonne und den noch heißern Köpfen so häufig vorgenommen werden, die Personalien des Verhafteten auch seine Mitgliedschaft bei diesem Bunde erweisen. Daten zu geben ist dem Verfasser dieser Zeilen nicht möglich geworden; es scheint fast, als hütete sich der über ganz Istrien, Dalmatien und Südtirol ausgebreitete Verein, von seinem Gebahren öffentlich statistische Rechenschaft zu geben. Leider ist seine deutschfeindliche Thätigkeit auch ohne diese an dem steten Zurückweichen der deutschen Stellungen deutlich zu erkennen.

Das Schweizergebiet, das bekanntlich von Deutschen, Italienern und Franzosen bewohnt ist, vermag unser Interesse nicht in demselben Grade zu fesseln wie die deutsche Grenzlinie in Österreich. Einerseits liegt es in der Natur eines von hohen Bergen und tiefen Thälern erfüllten Landes, daß seine Bewohner an den alten Sitten, der altererbten Sprache mit Zähigkeit festhalten,

Digitized by Google

anderseits hat die eigentümliche Regierungsform der Republik, die den einzelnen Kantonen und Gemeinden fast gänzliche Selbständigkeit überläßt, weitgehende Verschiebungen der Nationalgrenzen hintangehalten. Zudem ist bekannt, daß jeder echte Schweizer sich als Schweizer fühlt und von dem Zusammenhange mit andern großen Völkern blutwenig weiß. Wie könnten da hitzige Sprachenkämpfe entstehen, solche, die eine beträchtliche Veränderung für die Zukunft erwarten ließen? Daß es an kleinen Schulzwistigkeiten nicht fehlt, beweist allerdings das Vorhandensein des „Schweizerischen Schulvereins in Zürich," der im Jahre 1882 gegründet wurde. Er sucht hauptsächlich der Verwälschung der südlichen Kantone vorzubeugen, in denen ein langsames, aber stetiges Zurückdrängen des Deutschtums schon seit längerer Zeit beobachtet werden kann.

Nun gelangen wir zu einem ganz besonders wichtigen Grenznachbar, der sich bis vor gar nicht langer Zeit im Besitze zwei deutscher Provinzen befand und noch immer nicht daran glauben will, daß ihm diese auf ewige Zeiten entrissen sind. Die Sprachgrenze ist seit 1871 im ganzen und großen auch die politische Grenze geworden und begünstigt eher das siegreiche Deutschland. Wer wüßte nicht, wie tief sich der Groll darüber in alle französischen Herzen eingefressen hat, und wie mächtig der Ruf nach „Revanche" immer wieder erschallt, wenn irgend ein Fünkchen aufblitzt, das bei gehöriger Schürung zum großen Weltbrande auflodern könnte? Aber Deutschland ist weise, mächtig und groß, und die französischen Staatsmänner sind vorsichtig geworden; so ist es denn wahrscheinlich, daß das Elsaß und Lothringen schon längst wieder auch dem Herzen nach zu Deutschland vollständig gehören werden, wenn Frankreich endlich den „Befreiungskampf" vornimmt.

Bei so feindseligen Beziehungen ist es aber auch ganz unmöglich, daß in diesen Grenzgebieten heftige Schulkämpfe entstehen könnten, oder daß irgend ein Privatverein gegen die Oberhoheit des Staates sich auflehnte. Hier wie auf der ganzen westlichen Grenzlinie wahrt sich Deutschland sein gutes Recht und lenkt die Schulen nach eignem Gutdünken, nur von dem einzigen Streben beseelt, ein an Kenntnissen tüchtiges und in der Liebe zum deutschen Vaterlande reiches Volk heranzuziehen. Jede Gegenbestrebung muß als staatsfeindlich verfolgt werden. Das begriffen schließlich auch die Franzosen und suchten auf andre Weise Entschädigung. Sie begründeten einen Schulverein, der die ganze Welt umspannen soll, in allen Erdteilen französische Sprache und Sympathien großzieht. Er besteht jetzt schon seit dem Jahre 1883.

Die Alliance française ist offenbar als Konkurrenz und Nachahmung der deutschen Schulvereine gedacht worden und verfehlt daher bei keiner Gelegenheit, in Hauptversammlungen, in propagandistischen Reden u. s. w. auf das Beispiel Deutschlands hinzuweisen, als wirksamstes Mittel zur Anwerbung der noch Unschlüssigen, denen vielleicht der kleinste Jahresbeitrag von sechs Franks noch

Digitized by Google

immer zu hoch erscheint. Trotz der eifrigen Thätigkeit der Hauptmacher hat die Mitgliederzahl erst das dreizehnte Tausend erreicht, aber es läßt sich voraussehen, daß in kurzer Zeit diese Vereinigung, die von der Regierung im Inlande und von ihren offiziellen Vertretern im Auslande avec une sorte de fièvre unterstützt wird, über bedeutende Summen zu verfügen haben wird, da sie mit einem Umstande rechnen kann, der bei den Deutsche glücklicherweise vollständig fehlt, mit der steigenden Angst der Franzosen vor dem gänzlichen Aussterben ihres Volkes. In der That sind derartige Befürchtungen, so übertrieben sie auch erscheinen mögen, bei den Gebildeten wie bei dem gemeinen Manne in Frankreich gäng und gäbe geworden. Die Statistik erzählt ihm mit unerbittlicher Regelmäßigkeit, daß die Bevölkerung Frankreichs nur ganz verschwindenden Zuwachs durch natürliche Vermehrung aufweise, während die benachbarten Deutschen, Engländer, die Russen u. a. zu bedrohlichen Völkerkolossen heranwachsen. Wie wird es nun den Franzosen ergehen, wenn einst im großen Riesenkampfe die zehnmal überlegenen Feinde über das arme Frankreich herfallen werden, um es zu zerstückeln? Auf dem Verordnungswege läßt sich eine größere Fruchtbarkeit nicht erzielen, und so bleibt denn nur das Mittel der langsamen Gallisirung übrig, welche ganz richtig von der Erlernung der Sprache ausgeht und darauf rechnet, daß diese Kenntnis genügen werde, um sofort auch an französischen Schriften, Sitten, Anschauungen und — Exportwaren Gefallen zu finden. Ganz besonders das letztere wird von den praktischen Rechnern an der Seine als sicher erwartet und als kräftiges, gesperrt zu druckendes Schlagwort bei der Agitation verwertet; es verrät auch, bei wem die Lockungen der Alliance française, die natürlich mehr zum Angriff als zur Verteidigung gegründet wurde, zunächst verfangen sollen, nämlich bei allen den Völkern, die sich noch halb oder zum dritten, vierten, fünften u. s. w. Teile im Naturzustande befinden. Ein kurzer Einblick in die zuletzt ausgegebenen „Bülletins“ der Gesellschaft zeigt dies am besten.

Nach diesen betrug die Mitgliederzahl im Jahre 1887 ungefähr 12 000 und die Einnahme rund 90 000 Franks, wovon aber nicht viel mehr als der dritte Teil zu Unterstützungen verwendet werden konnte. Außerdem bezieht die Alliance durch die Freigebigkeit der Verleger einen ansehnlichen Wert in Büchern und sonstigen Schulbedürfnissen, die bis in die entferntesten Gegenden der Welt verschickt werden, nach der Türkei, auf den Libanon zu den Maroniten, nach Griechenland zu den Cykladen, Syrien, Algerien, Annam, Tonking, Westafrika, aber auch nach Spanien, Holland und Böhmen. Mit besondrer Rührung gedenkt der Bericht der Unterstützungen für letzteres Land, dessen tschechische Bewohner bekanntlich für Frankreich, als den Erbfeind der verhaßten Deutschen, ebenso schwärmen wie für das heilige Mütterchen Rußland. In Böhmen haben sich auch einige Zweigvereine zur Pflege der französischen Freundschaft gebildet, die zwar mit dem Pariser Hauptverein gesetzlich nicht

Digitized by Google

verbündet sein dürfen, umso mehr aber von dem deutschfeindlichen Geiste durchtränkt sind, und von der Gelegenheit, billige französische Bücher zu lesen, den eifrigsten Gebrauch machen.

Wollen die Franzosen mit ihrer Schulpropaganda auch der Politik die Wege vorbereiten? Das „Bülletin," welches über sämtliche irgendwo abgehaltenen Vereinsversammlungen und die dabei gesprochenen Reden genau Buch führt, giebt auch darüber genaue Auskunft. Die zahlreichen Schulen in Syrien dienen dem ganz bestimmten Zwecke der Einführung des französischen Geistes in diese türkische Provinz, weil „Frankreich — wie es in einem dieser Berichte heißt — sich rüsten muß gegen die Möglichkeit, daß England auch Syrien dem kranken Manne entreiße." Die Länder französischer Zunge, Belgien, die Schweiz, Kanada, Mauritius u. s. w., sollen durch die Thätigkeit der Alliance immer von neuem daran erinnert werden, daß sie zum großen Mutterlande gehören und von diesem nicht vergessen worden sind. Nur ein einziges Land ist von der Wirksamkeit des Vereins ausgeschlossen: „denn wozu würde sie nützen? Es liebt uns genug, um sich selbst zu bewahren. Auf welche Liste würden wir es auch schreiben? Es giebt keinen Platz dafür unter den andern Ländern; es steht abseits, unberührbar, im tiefsten Grunde unsrer Herzen. Es weiß und sieht dies und täuscht sich nicht über die Bedeutung unsres Schweigens und unsrer Enthaltsamkeit."

Noch eine Festrede möchte ich zum Schlusse berühren, weil sie in nicht wenigen Stellen dasselbe Land „Rührmichnichtan," wie es von Deutschen und Franzosen, allerdings von beiden mit anderm Sinne, genannt werden könnte, in aller Zartheit berührt. Die Alliance hat das Glück, daß gerade die größten Männer Frankreichs zu ihren eifrigsten Anhängern gehören (Lesseps ist z. B. ihr erster Präsident, die Universitätsprofessoren, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, sind ihre thätigsten Werber und Förderer), und so hat denn auch der greise Renan einem Gesellschaftsabende dieses Vereins dadurch einen besondern Glanz verliehen, daß er eine an und für sich geistvolle und mit schelmischer Grazie erfüllte, aber auch den alten Deutschenhaß verratende Ansprache hielt, aus der ich nach dem Texte des Journal des Débats vom 3. Februar 1888 nur folgende Stellen herausheben will. Er spricht von dem Zuge nach Freiheit, dem die Franzosen und ihre Sprache stets als Vorkämpfer gedient haben, und fährt dann fort: „Nun aber hat sich ein so wenig liberaler Hauch erhoben in der ganzen Welt, daß man beinahe als einen Beweis gegen uns ausgenützt hat, was doch so hohes Lob verdient hätte. Man hat ohne viele Umstände ein Land weggenommen, welches wir, wie sie sagen, nicht zu assimiliren verstanden hätten. Aber die Welt liebt den Starken. Kümmern wir uns nicht um sie; bald wird sie anders denken. Ich habe stets jene Antwort so schön gefunden, die Abraham dem Könige von Sodom, seinem Verbündeten, gab: Da mihi animas, caetera tolle tibi." Im folgenden scherzt er: „Geben Sie Acht,

Digitized by Google

meine Herren! Es giebt besonders einen Tag, wo der Gebrauch des Französischen recht notwendig sein wird: das ist der Tag des Thales Josaphat. O, verlängern Sie das Leben der französischen Sprache bis zum jüngsten Tage! Ich versichere Ihnen, wenn man an jenem Tage deutsch spricht, so wird es Verwirrung und Irrtum ohne Zahl geben. Alle Entdeckungen, alle guten Dinge werden von Deutschen hervorgebracht sein müssen. Meine Herren, ich bitte Sie nochmals, wirken Sie dahin, daß man im Thale Josaphat nicht deutsch spreche." In diesem kleinen Scherze liegt doch auch recht viel Ernst; er besagt, daß die Franzosen, auch ein Renan, das baldige Aussterben ihrer Sprache befürchten, er sagt aber auch noch deutlicher, daß dieses Volk noch immer nichts von seinem Dünkel und Gottähnlichkeitsglauben eingebüßt hat. Einer Antwort aus deutschem Munde ist die zuletzt genannte geplauderte Gemeinheit nicht wert. —

Auf solche Weise ist das deutsche Volk, rings um seine ungeheure Grenzschranke, von grundverschiedenen, aber im Hasse gegen das Deutschtum geeinten Feinden belagert und in seinen heiligsten Besitztümern, in Sprache, Lied, Sitte und Gesinnung, an manchen Orten auch in seinem Glauben und, versteckt oder offen, auch in seinem verbrieften und mit kostbarem Blute errungenen Besitze bedroht. Überdies muß es auch in fremden Landen, an der Maros, in Afrika, auf fernen Meereilanden einem rücksichtslosen Entdeutschungskampfe entgegentreten.

Ist es nicht merkwürdig, daß nur das deutsche Volk den Zielpunkt so heftiger und erbitterter Schulkämpfe, hinter denen die Politik begehrlich lauert, abgeben muß, während von andern Völkern nichts ähnliches bekannt ist? Es muß doch eine gewaltige Macht in dem „deutschen Schulmeister" wohnen, weil man sich gerade vor ihm so entsetzlich fürchtet, gerade gegen ihn so leidenschaftlich wehrt! Wie verblendet sind aber die Thoren, die seine milden und nützlichen Gaben verschmähen! Eins sein mit der deutschen Bildung, mit deutscher Gesittung, das heißt wenigstens geistig zu einem Volke von siebzig Millionen gehören, dem die Weltherrschaft noch lange nicht entrissen ist, das sie vielmehr erst noch in sieggekröntem Laufe erstürmen wird. Gegen diesen Gedanken kann auch das eifrigste Sträuben nicht siegreich bleiben, mag es nun von französischen Träumern oder tschechischen Moskaupilgern ausgehen. Ehre aber jenen rastlosen und vaterlandsliebenden Männern, die durch die deutschen Schulen die Größe Deutschlands geistig vorbereiten helfen!

Digitized by Google

Zur Philosophie der Umgangsformen.

Noch wird zur Zeit auf keiner deutschen Universität eine Vorlesung angekündigt über die Wissenschaft des gesellschaftlichen Benehmens. Daß aber dem Gegenstande eine Behandlung zu Teil werden kann, die ihn für philosophische Betrachtung der Welt und der Menschen außerordentlich fruchtbar macht, ist zur Genüge erwiesen, seit uns der zweite Band von R. von Iherings „Zweck im Recht“ vorliegt. Was ist der vornehmste Zweck der Wissenschaft? Das Wesen des Menschen zu erkennen. Zwischen dem Wesen aber, das seinen Charakter ausmacht, und dem Wesen, das in der Redensart gemeint ist: „Sie hat etwas so Anziehendes in ihrem ganzen Wesen,“ besteht ein inniger Zusammenhang. Vielleicht, wenn wir versuchen, dem auf den Grund zu kommen, was uns äußerlich als das Wesen des Menschen entgegentritt, kann es uns auch gelingen, manches Interessante zu erfahren und nicht unwichtige Aufschlüsse zu erhalten über unser inneres Wesen, das für uns ebenso rätselhaft wie geheimnisvoll ist. Mit dieser Aussicht und Aufgabe befinden wir uns aber schon mitten in der Philosophie.

In der Philosophie des Komplimentirbuches — wendet vielleicht jemand spöttisch ein. Die Franzosen, die den alten Ausspruch des Aristoteles, daß der Mensch ein für Gesellschaft bestimmtes Wesen sei, ihrer nationalen Anlage entsprechend mit besondrer Betonung hervorzuheben pflegen, haben es längst verstanden, ihrer reichen Litterattur über die Formen des gesellschaftlichen Umganges durch eingestreute feine Bemerkungen und Betrachtungen einen Wert zu verleihen, der das Lesen solcher Schriften auch zu einem geistigen Genusse macht. Das läßt sich freilich Albertis Komplimentirbuch und ähnlichen in Deutschland öfter angeführten Hilfsbüchelchen dieser Gattung nicht nachsagen. Dem langweilig braven Alberti und seinen Nachtretern stand eben nicht das Auge eines La Bruyère zu Gebote, um die Sitten der Gesellschaft zu beobachten, auch nicht La Bruyères Sprache, um sie zu schildern. Übrigens ist die Zeit der Komplimentirbücher auf schmutzig grauem Löschpapier auch für Deutschland vorüber, man lehrt uns heute den „guten Ton“ auf Velinpapier mit Goldschnitt. Auch die Darstellung sucht meist den größern Ansprüchen gerecht zu werden, die wir an litterarische Erzeugnisse stellen, die gesellschaftsfähig sein wollen. Wenn indes ein gebildeter Leser, Mann oder Frau, ein solches Buch durchblättert, ehe er es als Geschenk weiter giebt, so wird ein Gefühl der Nichtbefriedigung und Enttäuschung selten ausbleiben. Woran liegt dies?

Eben an der Verkennung der Wahrheit, daß jede Belehrung, die Frucht tragen soll, in gewissem Betracht eine philosophische sein muß. Mit andern

Digitized by Google

Worten: jede Unterweisung, die bestimmt ist, den Geist zu bilden, muß ausgehen von sorgfältiger Beobachtung der Thatsachen und einzudringen suchen in den innern, tiefern Sinn derselben. Der gute Ton aber muß offenbar geistig vermittelt sein, wenn er den Eindruck einer wirklich zum Wesen der Persönlichkeit gehörenden Eigenschaft machen soll. Man wird vielleicht einwenden, daß der gesellschaftliche Takt, worauf alles ankommt, sich überhaupt nicht lehren lasse, sondern nur äußere Gebräuche. Das ist aber falsch. Auch die äußerlichsten Formen verlangen immer noch, daß man wisse, wo sie hingehören. Es kann aber niemand in den Sinn kommen, in kasuistischer Weise alle Lebenslagen aufzählen zu wollen, in der sich Bildung und Unbildung durch das Benehmen unterscheidet, mit jedesmal hinzugefügter Anweisung: hier gilt die und die Regel. Und wenn es möglich wäre, für die Schwierigkeiten, die im gesellschaftlichen Verkehr auftreten können, stets im Gedächtnisse das Rezept bereit zu halten, wie sie zu heben seien, so würde doch noch das Wort La Bruyère's Geltung behalten: Ein Dummkopf tritt nicht ins Zimmer, steht nicht, setzt sich nicht wie ein Mann von Verstand. Das bloß äußere Anlernen vermag am Dummkopf nichts zu ändern. Takt aber kann, wenn nicht gelernt, so doch bis zu einem hohen Grade ausgebildet werden, und wäre es auch nur der Takt des Schweigens, der oft so viel und noch mehr wert ist, als die köstlichsten Eigenschaften des Geistes.

Eine Zusammenstellung des Brauches der gebildeten Gesellschaft bei Begrüßungen, bei Besuchen, beim Essen und Trinken u. s. w. hat an sich einen Wert; in praktischer Hinsicht wird dieser umso größer sein, je sorgfältiger das Allgemeingiltige hervorgehoben, je knapper die Regel gefaßt ist. Aber eine solche Darstellung muß sich bewußt bleiben, daß damit noch lange nicht der gute Ton, das korrekte und empfehlende Betragen in guter und gebildeter Gesellschaft gelehrt wird. Dem Bedürfnis einer Unterweisung, die über die Wissenschaft der Handhabung von Messer und Gabel hinausgeht, wird jedoch dann am wenigsten entsprochen, wenn nun als „guter Ton" alles Mögliche angepriesen wird, was an allgemeinen Lebens- und Klugheitsregeln, an hauswirtschaftlichen Erfahrungssätzen, an modischen Vorschriften über Briefkouverts und Namenszüge zusammengerafft werden kann. Die Brücke, welche hinüberführt von einer rein äußerlichen Kenntnis der gesellschaftlichen Gebräuche zu einer praktischen Philosophie des Umgangs mit Menschen, besteht in einer methodischen Anleitung zum Selbstauffinden des gesellschaftlich Zweckmäßigen. Goethe sagt im „Faust": So bald du dir vertraust, so bald weißt du zu leben. Selbstvertrauen ist allerdings erste Bedingung eines vorteilhaften Auftretens. Wie sollen andre dem trauen, der nicht vermag, zu seiner Persönlichkeit selbst sich ein Herz zu fassen? Aber es genügt daran nicht. Noch zwei andre Eigenschaften, die dem Selbst entspringen, sind nicht minder erforderlich: Selbstdenken und Selbstbeherrschung. Wer nicht stets die Augen offen hält, wer

Digitized by Google

glaubt, er könne, wenn er in Gesellschaft geht, den Verstand zu Hause lassen, dem dürfte sein Selbstvertrauen möglicherweise nur allzu bald einen bösen Streich spielen. Selber denken ist für den Geist, was selber essen für den Körper ist. Daß man den Maßstab für den Wert eines schriftstellerischen Erzeugnisses in dem darinliegenden Anreiz zu eignen Gedanken suchen müsse, wird namentlich von französischen Schriftstellern in unzähligen Wendungen wiederholt: Un bon livre est celui qui fait penser.“

Eine praktische Denklehre für den geselligen Verkehr wäre das erste Erfordernis einer Belehrung über den guten Ton, die sich an Leser wendet, welche Bildung besitzen oder solche erwerben wollen. Daß Bildung vor allem in einem Betragen besteht, das den gesellschaftlichen Anforderungen entspricht, drückt die französische Sprache unmittelbar dadurch aus, daß sie den gebildeten Mann un homme comme il faut nennt. Wie wünscht sich die Gesellschaft den Mann und sein Betragen? Kurz gesagt: ihren Zwecken entsprechend. Die Frage nach dem Zweck wird also den Wegweiser bilden für ein Verhalten, das als comme il faut Anerkennung finden soll.

Die menschliche Gesellschaft ist das erstaunlichste Wunderwerk, das der weite Kreis der Schöpfung unserm Auge darbietet. Hier feiert die göttlich-menschliche Vernunft ihren höchsten Triumph, indem sie den Egoismus des persönlichen Willens, der alle gegen alle in den Kampf hetzt, in einer Weise zu bändigen, zu disziplinieren und dem Gemeininteresse dienstbar zu machen versteht, daß aus dem chaotischen Widerstreit sich das Bild einer friedlichen Interessenharmonie erhebt. Herstellung der Interessenharmonie ist der umfassendste Ausdruck für die Aufgabe des Gesellschaftslebens, insbesondre also auch für den geselligen Umgang. Jeder erscheint da auf dem Markte, um seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Pflicht eines jeden ist es, darauf zu sehen, daß die eigne Person nicht, wie der populäre Ausdruck lautet, sich in einer Weise breit mache, daß dadurch den andern ihr Spielraum in ungebührlicher Weise beengt und verschränkt wird. Besondern Beifall aber wird derjenige erlangen, der nicht bloß sich hütet, andern im Wege oder im Lichte zu stehen, sondern auf feine Weise und unmerklich jedem, mit dem er in Berührung tritt, Gelegenheit zu verschaffen weiß, mit sich selbst zufrieden zu sein. Denn auf Selbstbefriedigung ist jeder persönliche Wille gerichtet. Der Virtuose des geselligen Umganges wird erfinderisch sein in den Mitteln zur Erreichung des angegebenen Zweckes der Selbstbefriedigung aller, welche zum geselligen Tauschverkehr zusammengetreten sind.

Aber mag auch das Selbstdenken keinem zu ersparen sein, das Selbsterfinden ist nicht jedem zuzumuten. Und so arbeitet denn die Gesellschaft in Bezug auf ihre Art, sich zu unterhalten, sich gegenseitig zu genießen, wie in jedem andern Betracht, wesentlich „nach berühmten Mustern.“ Maßgebend ist die Autorität des erfahrungsmäßig als zweckdienlich erkannten. Auch der

Digitized by Google

schöpferische Geist muß zuerst lernen, und erzeugt Wertvolles nur unter der Bedingung, daß er sich zuerst in Zucht begiebt bei andern. Daher ist Erziehung eine Notwendigkeit für alle. Die gebildete Erziehung aber ist ein Einleben in die Formen, in denen der Egoismus des Einzelnen am vorteilhaftesten in Gemeinschaft tritt mit dem Egoismus aller. Erziehung ist Bildung für die Gesellschaft. So ist es der Zweck, welcher nach wunderbar waltendem Gesetz bewirkt, daß der Egoismus in unmerklichem Uebergang sich seiner eignen Grundlage entfremdet, einen staunenswerten Wandel seiner selbst vollzieht und den natürlichen Trieb zum sittlichen veredelt. Hier liegt das große Geheimnis der sittlichen Weltordnung.

Bis hierher, bis zu dem Wendepunkte, wo die Vernunft den natürlichen Egoismus hinüberleitet in die Sphäre der sittlichen Selbstverleugnung, hat der „gute Ton“ den Menschen, dem es um Erziehung zu thun ist, zu begleiten. Fortschreiten in selbständigem Gebrauch der durch Sitte, Herkommen, ja selbst durch die Mode als nachahmenswert bezeichneten Formen des geselligen Verkehrs wird das Ziel sein, Sicherheit in Geltendmachung der eignen Persönlichkeit der Lohn.

Zwei der berühmtesten unter den neueren Moralisten, Larochefoucauld und Franklin, stimmen in dem Ausspruch überein, die höchste Weihe der Bildung bestehe darin, daß man den Preis der Dinge kenne, also den wahren und wirklichen Wert dessen, was die Welt uns bieten kann. Eine Lebensphilosophie, die das Dasein vorzugsweise von seiten des Genusses betrachtet, wird also nicht umhin können, eine nach dem Maßstabe des Durchschnittsegoismus einer bestimmten Kulturepoche bemessene Güterskala aufzustellen, deren sorgfältiges Beachten Grundbedingung eines dauernden Glückes wäre. Schopenhauer hat für unsre Zeit etwas derartiges versucht in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ (Parerga und Paralipomena, Band I). Eine Betrachtung, die umgekehrt vorzugsweise unsre Leistung an die Gesellschaft ins Auge faßt und uns darüber belehren will, wird ebenfalls in einer richtigen Reihenfolge dessen, was als Verpflichtung uns auferlegt wird, ihre Hauptaufgabe zu erblicken haben. Das Gebot der guten Sitte ist ein grundwesentlich andres, als das der Mode. Den Maßstab der Beurteilung liefert das Gesamtinteresse der Gesellschaft. Was schreibt das Gesamtinteresse der Gesellschaft vor als Sitte, als Herkommen, als allgemeinen Brauch? Wenn nur auch so leicht auszumachen wäre, welcher Ausschnitt der großen Kulturgemeinschaft, die wir mit dem Namen der Gesellschaft bezeichnen, in jedem einzelnen Falle die Autorität gewesen ist, die vom Standpunkt ihres Interesses aus das Urteil über das der Gesamtheit dienende maßgebend bestimmt hat. Neben der Sittlichkeit, die wir für alle Menschen verbindlich erachten, besteht die Sitte, die sich zur Nachachtung empfiehlt als das von der „Gesellschaft“ als zweckdienlich und richtig bezeichnete, wir haben aber auch noch besondre Landes- und Standessitten. Wo die Stände sich unter einander streng abscheiden, so mag leicht — man denke nur an das Duell! — in dem einen gesellschaftlichen Kreise als Verpflichtung und Ehrensache erscheinen, was anderen Kreisen, vielleicht selbst dem Gesetz, als Verbrechen gilt. Diese Beschaffenheit des Tribunals, das über gut und schlecht in der Sitte entscheidet, berechtigt auch den Einzelnen, gewisse Anforderungen derselben nur mit Vorbehalt zuzulassen, möglicherweise sogar ihnen energischen Widerstand entgegenzusetzen. Auch vom Standpunkte des Gemeininteresses aus könnte der Einzelne einmal Recht haben gegen alle.

Digitized by Google

Die Erziehungslitteratur, die mit Sitte, Herkommen und Brauch bekannt zu machen unternimmt, pflegt den angedeuteten Schwierigkeiten dadurch auszuweichen, daß die Bildungsbegriffe einer bestimmten Volksschicht, die mit dem Namen „Gesellschaft“ bezeichnet wird, als normgebend vorausgesetzt werden. Aber auch in dieser Beschränkung tritt sogleich die Abstufung hervor des unter Androhung sozialer Strafnachteile gebotenen, des herkömmlicherweise beobachteten, des vorübergehend modischen, sowie der Gegensatz zwischen dem vom Zwecke der Gesamtheit und dem durch den Zweck einzelner Kreise geforderten. Da die Eitelkeit und die Sucht, sich zu unterscheiden, ebenfalls ein gesellschaftliches Interesse bildet, und zwar ein sehr bedeutend wirkendes, so erscheint es keineswegs als verwunderlich, daß die Standessitte und das Standesherkommen oft in viel strengerer und schrofferer Weise der Nachachtung sich empfehlen, als Sitte und Brauch der Allgemeinheit. Und doch ist die besondre Standessitte großenteils, die Mode ganz der Ausdruck des Bestrebens, das Auszeichnende der eignen sozialen Stellung vor der der andern äußerlich in möglichst auffallender Weise hervorzuheben. Deswegen kann ein allzu modisches Erscheinen den Eindruck des anmaßenden, für andre geradezu beleidigenden machen. Deswegen auch kennt der Cyniker und der Puritaner, die von der Nichtigkeit alles Irdischen überzeugt sind, keine Mode, obwohl für die Eitelkeit, die hier als Eitelkeit der Weltverachtung auftreten mag, eine besondre Tracht dieselben Dienste leisten kann.

So müßte denn eine Psychologie der Gesellschaft im Lichte der gesellschaftlichen Zwecke die Grundlage bilden für nutzbringende Behandlung irgendwelchen Abschnittes der Gesellschaftswissenschaft, wozu auch die Lehre vom „guten Ton“ gehört. Die Einsicht in die verschiednen gesellschaftlichen Zwecke, das vergleichende Studium der Zweckverwirklichung bei verschiednen Völkern und Rassen, in den verschiednen Ständen, zu verschiednen Zeiten, eröffnen ein weites, unendlich ergiebiges Feld für die Kenntnis des Menschen als gesellschaftlichen Wesens. Ueberraschende Schlaglichter fallen auf Fragen, deren Zusammenhang mit dem „Komplimentirbuch“ bisher kaum geahnt wurde. So ist man gewohnt, in der jüngst wieder vielfach erörterten Fremdwörterfrage vorzugsweise eine Reaktion des nationalen Sinnes zu erblicken. Es steckt aber ebenso viel soziale Opposition in dem Protest gegen die Fremdwörter. Wenn der übermäßige Gebrauch derselben einerseits Mangel an nationalem Selbstgefühl zu bekunden schien, so war anderseits unverkennbar, daß das Fremdwort ganz vorzugsweise seine Verwendung fand im Dienste aristokratischen Hochmuts, der seine eigne nichtplebejische Sprache haben wollte. Das Gemeindeutsch unsers Volkes ist dem Dünkel des sozial privilegirten allzu gemeines Deutsch. Ganz französisch zu sprechen und zu schreiben, wie noch im vorigen Jahrhundert, geht heutzutage nicht mehr an, aber man spickt seine Rede wenigstens à la Pückler mit fremdsprachigen Wendungen. Aber auch hiergegen wehrt sich der demokratische Zug der Zeit. Wie er jeden Zivilisten in den schwarzen Frack steckt, verlangt er allgemeine Gleichheit in Wörterbuch und Grammatik. So öffnet der „gute Ton“ auch Ausblicke aufs politische Leben. Wenn irgendwo, gilt hier das Wort des Dichters:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben;
Ein jeder lebts, nicht jedem ists bekannt,
Und wo ihrs packt, da ists interessant.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Fortſetzung.)

Es wollte Niels ſcheinen, als ſei das Daſein ſo unendlich klar und einfach geworden, das Leben ſo leicht zu leben, und das Glück ſo nahe und ſo mühelos zu gewinnen, wie die Luft, die er mit einem Atemzuge einſog.

Er liebte ſie, die junge Frau, die er gewonnen hatte, liebte ſie mit all der Feinheit der Gedanken und des Herzens, mit der ganzen, großen, zärtlich tiefen Fürſorglichkeit, die einem Manne innewohnt, der der Liebe Hang zum Sinken kennt und an der Liebe Fähigkeit zu ſteigen glaubt. Er ging ſo behutſam um mit dieſer jungen Seele, die ſich in namenloſem Vertrauen zu ihm hinneigte, die ſich an ihn ſchmiegte mit derſelben zärtlichen Zuverſicht, mit derſelben feſten Überzeugung, daß er nichts wolle, als was gut und edel ſei, wie es jenes Lamm im Gleichnis zu ſeinem Hirten hatte, das aus deſſen Hand aß und aus deſſen Becher trank. Er wagte es nicht, ihr ihren Gott zu nehmen, alle jene Scharen von weißen Engeln zu vertreiben, die den Tag über ſingend durch den Himmel ſchweben und gegen Abend zur Erde herabſteigen und von Lager zu Lager ſchreiten, treue Wacht haltend und das Dunkel der Nacht mit einem unſichtbaren Lichte erfüllend.

Er wollte ſo ungern, daß ſeine ſchwerfälligeren, bilderloſen Lebensanſchauungen ſich zwiſchen ſie und das milde Blauen des Himmels drängten und ihr dadurch ein Gefühl der Unſicherheit und des Verlaſſenſeins gäben. Aber ſie wollte es anders haben, ſie wollte alles mit ihm teilen; es ſollte keinen Platz im Himmel noch auf Erden geben, wo ſich ihre Wege trennten, und alles, was er ſagte, um ſie zurückzuhalten, verſcheuchte ſie, alles, wenn auch nicht mit den Worten des moabitiſchen Weibes, ſo doch mit demſelben unbiegſamen Gedanken,

Digitized by Google

der in den Worten lag: dein Volk mein Volk, dein Gott mein Gott! Und nun fing er ernstlich an, sie zu belehren, und er entwickelte ihr, wie alle Götter nichts seien als Menschenwerk, wie sie gleich allem, was von Menschen stammt, nicht für ewige Zeiten bestehen könnten, sondern verfallen müßten, Göttergeschlecht auf Göttergeschlecht, weil sich die Menschheit ewig fortentwickle und stets um ihre Ideale herum wachse. Und ein Gott, in den die Edelsten und Größten nicht ihren reichsten, geistigen Inhalt niederlegten, ein Gott, der sein Licht nicht von der Menschheit erhielt, sondern der aus sich selber leuchten sollte, ein Gott, der keine natürliche Folge war, sondern erstarrt in dem historischen Kalk der Dogmen, war nicht länger ein Gott, vielmehr ein Abgott, und darum war das Judentum in seinem vollen Rechte einem Baal und einer Astarte gegenüber, und auch das Christentum war in seinem vollen Rechte einem Juppiter und einem Odin gegenüber, denn ein Abgott ist nichts in der Welt. Von einem Gotte zum andern war die Menschheit vorgeschritten, und deswegen konnte Christus auf der einen Seite gegen den alten Gott gewendet sagen, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu vervollkommnen, konnte er auf der andern Seite, über sich hinaus, auf ein noch höheres Gottesideal zeigen durch seine mystischen Worte von der Sünde, die nicht verziehen werden könne, nämlich die Sünde wider den heiligen Geist.

Und weiter lehrte er sie, wie der Glaube an einen persönlichen Gott, der alles zum Besten lenkt und in einem andern Leben straft und belohnt, nichts sei als ein Entfliehen vor der rauhen Wirklichkeit, ein ohnmächtiger Versuch, der trostlosen Willkür des Daseins den Stachel zu nehmen. Er wies ihr nach, wie es das Mitleid der Menschen mit den Unglücklichen abschwächen und sie weniger bereit machen müßte, alle Kräfte anzuspannen, um zu helfen, wenn sie sich mit dem Gedanken beruhigen könnten, daß alles, was hier in diesem kurzen Erdenleben erlitten wird, den Leidenden den Weg zur Ewigkeit in Herrlichkeit und Freuden bahne.

Er hob hervor, welche Kraft und Selbständigkeit es dem Menschengeschlecht verleihen müsse, wenn es im Glauben an sich selber sein Leben im Einklang mit dem zu leben suche, was der Einzelne von allem, was in ihm lebe, in seinen besten Augenblicken am höchsten stelle, statt es außerhalb seiner selbst auf eine kontrolirte Göttlichkeit zu übertragen. Er machte seinen Glauben so schön, so segensreich, wie er nur konnte, aber er verbarg ihr auch nicht, wie erdrückend schwer, wie trostlos die Wahrheit des Atheismus in Zeiten des Leidens zu tragen sei, im Vergleich mit jenem lichten, glücklichen Traume von einem himmlischen Vater, der lenkt und regiert. Aber sie war mutig. Wohl erschütterten sie viele seiner Lehren bis ins innerste Mark ihrer Seele, und am häufigsten gerade die, von denen man es am wenigsten hätte glauben sollen, aber ihr Vertrauen zu ihm kannte keine Grenzen, ihre Liebe zog mit ihm, alle Himmel hinter sich lassend, und sie liebte sich in seine Anschauungen hinein

Digitized by Google

Und nachdem ihr im Laufe der Zeit das Neue heimisch, geläufig geworden war, wurde sie in hohem Grade unduldsam und fanatisch, wie es stets mit den jugendlichsten Jüngern zu gehen pflegt, die ihren Meister am glühendsten lieben. Niels tadelte sie oft, aber das konnte sie nun einmal nicht begreifen, wenn das Ihre das Wahre sei, daß dann das der andern nicht abscheulich und lasterhaft sei.

Drei Jahre lang lebten sie ein glückliches Leben mit einander, und ein gutes Teil des Glückes strahlte aus einem kleinen Kinderantlitz, dem Antlitz eines kleinen Knaben, den sie im zweiten Jahre ihrer Ehe bekommen hatten.

Das Glück macht die Menschen im allgemeinen gut, und Niels strebte ehrlich und nach besten Kräften, ihr Leben so edel, so schön und so nützlich zu gestalten, daß niemals ein Stillstand eintreten möchte in dem Wachstum ihrer Seelen zu jenem Menschenideal, an das sie beide glaubten. Aber es war bei ihm nie mehr die Rede von dem Gedanken, die Fahne der Idee unter die Menschheit hinauszutragen, es genügte ihm, ihr zu folgen. Es konnte wohl hin und wieder einmal vorkommen, daß er die alten Versuche wieder hervorholte, aber er wunderte sich stets darüber, daß wirklich er es war, der alle diese schönen kunstfertigen Dinge geschrieben hatte, und regelmäßig traten ihm beim Lesen seiner eignen Werke die Thränen in die Augen. Er hätte aber nicht um alle Schätze der Welt mit dem Ärmsten tauschen mögen, der sie geschrieben hätte.

Da plötzlich, im Frühling, erkrankte Gerda so heftig, daß jede Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen war.

Eines Morgens in der Frühe — es war ihre letzte Nacht — wachte Niels an ihrem Bette. Die Sonne war im Aufgehen begriffen und warf einen rosigen Schimmer auf die weißen Rouleaus, während das Morgenlicht, das an der Seite durch die Gardinen drang, noch blau war und den Schatten zwischen den weißen Falten des Bettes und unter Gerdas weißen, schmalen Händen, die gefaltet vor ihr auf dem Betttuche lagen, blau färbte. Die Nachthaube war ihr heruntergeglitten, und sie lag mit dem Kopfe weit hintenübergelehnt da, völlig verändert, wunderbar vornehm durch die scharfen, spitzen Züge, die ihr die Krankheit verliehen hatte! Sie bewegte die Lippen, als wollte sie sie netzen, und Niels griff nach dem Glase mit dem dunkelroten Trank; sie aber schüttelte verneinend ihr Haupt. Dann wandte sie plötzlich ihr Antlitz nach ihm um und starrte angestrengt in seine kummervollen Züge. Je länger sie den ganzen, tiefen Kummer ansah, den diese Züge ausdrückten, die ganze Hoffnungslosigkeit, die sich in ihnen abspiegelte, desto mehr verwandelten sich ihre schrecklichen Ahnungen in furchtbare Gewißheit.

Sie bemühte sich, sich aufzurichten, es war ihr aber nicht möglich.

Niels beugte sich hastig über sie, und sie ergriff seine Hand.

Ist das der Tod? fragte sie, ihre schwache Stimme dämpfend, wie um es nicht allzu deutlich auszusprechen.

Digitized by Google

Er sah sie nur an, indem er einen klagenden Seufzer ausstieß.

Gerda umklammerte seine Hand fest und warf sich in ihrer Angst über ihn. Ich kann nicht sterben, sagte sie.

Er sank vor dem Bette auf die Kniee und schob seinen Arm unter ihr Kopfkissen, sodaß er sie fast an seiner Brust hielt. Die Thränen standen ihm in den Augen, sodaß er sie nicht sehen konnte, sie liefen eine nach der andern an seiner Wange herab. Er führte ihre Hand mit einem Zipfel des Tuches an seine Augen, dann gewann er wieder Macht über seine Stimme. Sage mir alles, teure Gerda, begann er. Kehre dich an nichts. Willst du den Pfarrer haben? Er konnte nicht recht glauben, daß es das sei, und es lag ein wenig Zweifel in seiner Stimme.

Sie antwortete nicht, sie schloß ihre Augen und zog den Kopf ein wenig zurück, als wollte sie mit ihren Gedanken allein sein.

Es währte eine Weile. Das langgezogene, weiche Flöten einer Drossel ertönte unter dem Fenster, dann flötete eine zweite und eine dritte; eine ganze Reihe von Flötentönen drängte sich in das Schweigen im Zimmer.

Dann blickte sie wieder auf. Wenn du mit mir kommen könntest! sagte sie und lehnte sich schwer gegen das Kissen, das er stützte. Es lag eine Liebkosung darin, das fühlte er. Wenn du mit mir gehen könntest! Aber so ganz allein! und sie nahm leise seine Hand in die ihre und ließ sie dann wieder fallen. Ich wage es nicht! Ihre Augen nahmen einen ängstlichen Ausdruck an. Du mußt ihn holen, Niels, ich wage es nicht, allein dahinauf zu kommen — und so! Wir haben ja niemals daran gedacht, daß ich zuerst sterben könnte, wir waren so fest überzeugt, daß du vorausgehen müßtest. Ich weiß ja freilich — aber wenn wir uns nun doch geirrt hätten, Niels, es könnte doch möglich sein, Niels, nicht wahr? Du glaubst es nicht; aber es wäre doch wunderbar, wenn sich alle Menschen geirrt haben sollten, wenn da gar nichts wäre, alle die großen Kirchen — und wenn sie sie begraben — die Glocken — Sie lag regungslos da, als lauschte sie auf die Glockentöne.

Es ist unmöglich, Niels, daß es mit dem Tode vorbei ist, du kannst es nicht so fühlen, du bist ja gesund; du meinst, der Tod müsse uns völlig vernichten, weil man so matt ist und weil alles hinschwindet; aber das ist nur für die Außenwelt. Hier drinnen ist ebensoviel Seele wie vorher, glaube mir es, Niels, ich habe es alles hier drinnen, was ich bekommen habe, dieselbe unendliche Welt, nur stiller, nur mehr für mich allein, gerade so, als wenn man seine Augen schließt. Es ist nur wie ein Licht, das von dir fortgeht, fort von dir, ins Dunkle hinein, und es wird für dich schwächer und schwächer, und du kannst es nicht sehen, und doch leuchtet es noch ebenso hell, dort, wo es jetzt ist, weit fort von dir. Ich habe immer geglaubt, ich würde eine alte, alte Frau werden, ich würde hier bei euch allen bleiben, aber nun darf ich nicht länger, sie reißen mich fort von Haus und Herd und lassen mich ganz allein

Digitized by Google

gehen. Ich fürchte mich, Niels! Dort, wohin ich nun kommen werde, dort regiert der Herr, und der kümmert sich nicht um unsre Klugheit hier auf Erden, er will das Seine haben und weiter nichts, und alles, was sein eigen ist, das liegt mir so fern, so fern! Ich habe nicht viel Böses gethan, nicht wahr? Aber darauf kommt es ja nicht an — hol mir den Pfarrer, Niels, ich möchte so gern mit ihm reden!

Niels stand auf und schickte sich an, den Pfarrer zu holen; er war dankbar, daß dies nicht im allerletzten Augenblicke gekommen war.

Der Pfarrer kam und blieb allein mit Gerda.

Er war ein hübscher Mann mittlern Alters, mit feinen, regelmäßigen Zügen und großen braunen Augen. Natürlich kannte er sowohl Niels Lyhnes als auch Gerdas Stellung zur Kirche, ihm waren auch wohl hin und wieder verschiedne kirchenfeindliche Äußerungen der jungen Frau zu Ohren gekommen, aber es fiel ihm jetzt nicht ein, zu ihr wie zu einer Heidin oder einer Abtrünnigen zu reden, er verstand es nur zu gut, daß ihre große Liebe allein sie auf die Irrwege geführt hatte, und er verstand auch das Gefühl, das sie jetzt, wo die Liebe sie nicht weiter geleiten konnte, dazu veranlaßte, sich in ihrer Herzensangst nach einer Versöhnung mit dem Gotte zu sehnen, den sie früher gekannt hatte, und er bemühte sich deshalb, in seiner Rede hauptsächlich ihre schlummernden Erinnerungen zu wecken und ihr solche Stellen aus dem Evangelium und aus dem Gesangbuche vorzulesen, von denen er annehmen konnte, daß sie sie noch am besten kannte.

Und darin irrte er sich nicht. Wie klangen sie nicht heimatlich und festlich, diese Worte, gleich dem Läuten der Glocken am Weihnachtsmorgen, wie lag es nicht auf einmal wieder vor ihrem Blick, das Land, in dem ihre Phantasie zu allererst heimisch gewesen war, das Land, in dem Josef träumte und David sang, wo die Leiter steht, die vom Himmel bis zur Erde reicht! Mit Feigen und Maulbeerbäumen lag es da, und der Jordan schimmerte silberhell durch den Morgennebel, Jerusalem lag rot und trauernd im Strahl der Abendsonne, aber über Bethlehem breitete sich eine herrliche Nacht aus mit großen Sternen am dunkelblauen Himmel. Wie sprudelte nicht der Kinderglaube wieder gewaltsam hervor! Sie wurde wieder zu dem kleinen Mädchen, das an der Hand der Mutter zur Kirche ging und dasaß und fror und sich darüber wunderte, weswegen die Menschen eigentlich so viel sündigten. Dann wuchs sie heran unter den hohen Worten der Bergpredigt, und als der Pfarrer von den heiligen Mysterien sprach, von den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls, da lag sie als kranke Sünderin da. Da gewann das wahre Bedürfnis ihres Herzens die Oberhand, jenes tiefe Knieen vor dem allmächtigen, richtenden Gotte, jene bittern Thränen der Reue über den verratenen, bespotteten, leidenden Gott, und jenes demütige und doch so kühne Sehnen, durch Wein und Brot einen neuen Vertrag zu schließen mit dem geheimnisvollen Gotte.

Digitized by Google

Der Pfarrer ging. Am Vormittage kehrte er zurück und bereitete sie zum Tode vor.

Die Kräfte nahmen, seltsam auflodernd, schnell ab, aber noch in der Dämmerung, als Niels sie zum letzten mal in seine Arme schloß, um Abschied von ihr zu nehmen, ehe die Schatten des Todes sich gar zu tief gelagert hatten, war sie bei vollem Bewußtsein. Aber die Liebe, die das höchste Glück seines Lebens gewesen war, war in ihrem Blick erloschen, sie war nicht mehr die Seine, schon jetzt nicht mehr, die Schwingen hatten bereits angefangen zu wachsen, sie sehnte sich nur nach ihrem Gott.

Um Mitternacht starb sie.

Es waren schwere Zeiten, die nun folgten. Die Zeit schwoll zu etwas Ungeheuerm, Feindlichem an; jeder Tag war eine unendliche Wüste von Inhaltslosigkeit, jede Nacht eine Hölle von Erinnerungen. Erst nach Monaten, als der Sommer zur Neige ging, hatte der schäumende, reißende Strom des Kummers sich ein Flußbett in seiner Seele geschaffen, sodaß er dahinrinnen konnte wie ein murmelnder, schwerwogender Strom des Entbehrens und der Schwermut.

Da, eines Tages, als er vom Felde heimkehrte, fand er seinen kleinen Knaben schwer erkrankt vor. Der Kleine hatte in den letzten Tagen ein wenig gekränkelt und war in der vorhergehenden Nacht unruhig gewesen, niemand hatte jedoch geglaubt, daß es etwas zu bedeuten habe; jetzt lag er fieberheiß und fieberkalt in seinem kleinen Bette und stöhnte vor Schmerz.

Der Wagen wurde sofort nach Varde geschickt, um den Arzt zu holen, aber keiner von den Ärzten war zu Hause, und er mußte viele Stunden warten. Zur Schlafengehenszeit war er noch nicht zurück.

Niels saß am Lager des Knaben; jede halbe Stunde wenigstens sandte er jemand hinaus, um zu lauschen und zu spähen, ob der Wagen noch nicht käme. Ein reitender Bote wurde dem Wagen entgegen geschickt. Aber er begegnete keinem Wagen und ritt bis nach Varde.

Dies Warten auf eine Hilfe, die nicht kommen wollte, machte es noch unerträglicher, Zeuge der Leiden des kranken Kindes zu sein. Und die Krankheit machte reißende Fortschritte.

Bald nach ein Uhr kam der reitende Bote mit dem Bescheid zurück, daß der Wagen fürs erste nicht zu erwarten sei, da, als er die Stadt verlassen hatte, noch keiner der Ärzte nach Hause gekommen war.

Da brach Niels zusammen. Er hatte, so lange noch ein Hoffnungsfunke vorhanden gewesen war, mutig gegen die Verzweiflung angekämpft, jetzt konnte er nicht länger. Er ging in die dunkle Stube, die neben dem Krankenzimmer lag, und starrte durch die dunkeln Fensterscheiben, während seine Nägel sich in das Holz des Fensterrahmens gruben; seine Augen fraßen sich gleichsam durch das Dunkel hindurch nach Hoffnung, sein Hirn krümmte sich zum Sprunge,

Digitized by Google

einem Wunder entgegen, dann ward es einen Augenblick klar und still, und in dieser Klarheit trat er vom Fenster und warf sich über einen Tisch, der dort stand, und brach in Schluchzen aus, ohne jedoch eine einzige Thräne hervorzubringen.

Als er wieder in das Krankenzimmer kam, hatte das Kind Krämpfe. Er sah es an, als wollte er sich damit töten. Es war entsetzlich, und doch war es noch nicht das Schlimmste. Als der Krampf nachließ und der Körper wieder weich und biegsam wurde, und sich dem Glücke, weniger Schmerzen zu empfinden, hingab, da die Angst zu sehen, die der Blick des Kindes annahm, als es in der Ferne bemerkte, daß der Krampf wieder kam, dies steigende Flehen um Hilfe, je näher die Pein kam, nein, das ansehen zu müssen und nicht helfen zu können, nicht mit dem eignen Herzblute, nicht mit allem, was er besaß, was er hatte — er erhob seine geballten Hände drohend gen Himmel, er griff in dem wahnsinnigen Gedanken an eine Flucht nach dem Kinde, und dann warf er sich auf die Erde, auf seine Kniee und betete zu dem Gott da droben im Himmel, der das Erdreich durch Prüfungen und Züchtigungen in Angst erhält, der Not und Krankheit, Leiden und Tod sendet, der da will, daß sich alle Kniee zitternd vor ihm beugen sollen, und vor dem kein Entfliehen möglich ist, weder ans äußerste Meer noch in die tiefsten Tiefen hinab, der, wenn es ihm gefällt, den, welchen du am heißesten auf der ganzen Welt liebst, mit Füßen treten und ihn zu dem Staube zermalmen wird, woraus er selber ihn geschaffen hat.

Mit solchen Gedanken betete Niels Lyhne zu Gott, warf sich in seiner Ohnmacht vor dem Himmelsthrone nieder und bekannte, daß die Macht sein sei, sein alleiniges Eigentum.

Aber das Kind litt nach wie vor. Gegen Morgen, als der alte Sanitätsrat, der Hausarzt, durch das Hofthor fuhr, war Niels Lyhne allein.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Prozeßkosten. Anknüpfend an einen Fall, wo ein einfacher Prozeß, der lediglich die Rückzahlung von 20 Mark betraf, zu seiner Erledigung nahezu ein Dutzend Termine und anderthalb Jahre Zeit gebraucht und 25 Mark Anwaltsgebühren gekostet haben soll, urteilt der Verfasser eines in Nr. 30 der Grenzboten enthaltenen Aufsatzes „Ein Notschrei“ über den amtsgerichtlichen Zivilprozeß in einer Art und Weise, die einer Berichtigung bedarf, um dieses Institut bei den nicht-

Digitized by Google

juristischen Lesern der Grenzboten nicht in Mißkredit zu bringen. Gehört doch gerade der amtsgerichtliche Zivilprozeß mit zu dem Besten, was uns die Justizreorganisationsgesetze gebracht haben.

Auf den Vorwurf der Verschleppung und Verteuerung des Musterprozesses, der dem Verfasser vorgelegen hat, läßt sich nur dann etwas erwiedern, wenn er genau angeben wollte, wodurch dieser Prozeß, der sich bei so einfacher Sachlage gewiß in drei Terminen, also in sechs bis acht Wochen, hätte erledigen lassen, zu einer solchen Länge und Breite gediehen ist. Was er hierfür angiebt, trifft gewiß nicht das vorgeschriebene Verfahren. Der Vertreter eines Anwalts konnte auch nach dem frühern Verfahren auf Grund mangelhafter Notizen falsche Angaben machen und dadurch einen Prozeß in falsche Bahnen bringen. Dann ist in einem Termine eine Partei nicht vertreten gewesen, deshalb gab es Versäumnisurteile, Einsprüche dagegen, neue Termine und unendliche Verschleppungen der Sache, wie der Verfasser sagt. Wir meinen, es gab ein Versäumnisurteil, einen Einspruch, die Zahl der Termine wurde um einen vermehrt, der Prozeß wurde um die Zeit von einem Terminstage zum andern verlängert. Weitere Gründe der Verschleppung, die in dem jetzigen Verfahren liegen sollen, giebt der Verfasser nicht an. Wenn er den altpreußischen Bagatellprozeß als einfach, kurz und billig rühmt, so dürfen die beiden ersten Eigenschaften auf den jetzigen amtsgerichtlichen Zivilprozeß noch vielmehr angewendet werden, ein einfacheres Verfahren läßt sich überhaupt wohl kaum denken. Es ist geradezu unverständlich, wie von Mängeln, die jahraus jahrein gerügt werden, gesprochen werden kann, wie behauptet werden kann, „man habe sich an der Hand grundstürzender Doktrinen in eine Sackgasse verrannt, aus der man vergeblich herauszukommen suche.“ Welches sind diese Mängel, wo liegt die Sackgasse?

Was die in dem betreffenden Prozesse bezahlten Anwaltsgebühren anlangt, so scheinen 25 Mark, also 12 Mark 50 Pfennige für jeden Anwalt allerdings eine hohe Summe zu sein. Das dem Anwalte zustehende Pauschquantum würde 6 Mark betragen, der Rest von 6 Mark 50 Pfennig ist also entstanden durch Schreibgebühren, Zustellungskosten und Portoauslagen; diese Nebenkosten fallen natürlich bei kleineren Prozeßobjekten verhältnismäßig schwerer ins Gewicht, aber 6 Mark als geringste Gebühr für Führung eines Prozesses mit Beweisaufnahme wird man einem Anwalt doch wohl zubilligen dürfen. Richtig ist, daß oft in einfachen Sachen von den Anwälten weniger geschrieben werden könnte, womit sich die Schreibgebühren vermindern würden.

Die verwickelten und umständlichen Formen des jetzigen Verfahrens sollen mittelbar zu dem Ergebnis geführt haben, daß die Parteien genötigt sind, auch den amtsgerichtlichen Prozeß einem Anwalte zu übergeben. Welches diese Formen sind, wird nicht erwähnt, es können vielleicht die in § 230 der Zivilprozeßordnung für Erhebung der Klage vorgeschriebenen Formen gemeint sein, diese sind aber sehr einfach, die Bestimmung der angegebenen Gesetzesstelle ist leicht verständlich, sie verlangt für die Klageschrift nur die Bezeichnung der Parteien, einen bestimmten Antrag, die Ladung und die bestimmte Angabe des Gegenstandes und des Grundes des erhobenen Anspruchs. Wenngleich nun in der Theorie anzunehmen ist, daß der Prozeßbetrieb lediglich in den Händen der Parteien liegen soll, so zeigt doch die Praxis, daß er auch jetzt der vermißten „bewährten Leitung des Gerichts“ noch unterliegt. Der in der Praxis in dieser Beziehung hervortretende Unterschied gegen das frühere Verfahren ist sehr gering. Mehr noch, als dieses früher vorgeschrieben war, hat der Richter bei der Leitung der Verhandlung

Digitized by Google

dahin zu wirken, daß die Parteien über alle erheblichen Thatsachen sich vollständig erklären und sachdienliche Anträge stellen.

Der dem Richter gemachte Vorwurf, daß die Partei, wenn sie neben dem Anwalte den Termin wahrnehme, kaum zum Worte gelassen und die Wahrnehmung des Termins durch sie als etwas Ueberflüssiges angesehen werde, bedarf des Beweises. Richtig ist allerdings, daß es dem Richter oft zu viel wird, wenn die Partei nach sachgemäßem Vortrage durch den Anwalt den Prozeß nochmals wieder vollständig vortragen will und Sachen einmischt, auf deren Unerheblichkeit sie vom rechtskundigen Anwalt längst aufmerksam gemacht worden ist.

Besteht hiernach für die Partei kein auch nur mittelbarer Zwang, sich bei der Prozeßführung eines Anwalts zu bedienen, so glauben wir noch hinzufügen zu dürfen, daß wohl die meisten Prozeßrichter wünschen werden, die Parteien möchten ihre amtsgerichtlichen Prozesse viel mehr selbst führen, als es bisher gebräuchlich ist. Die Prozesse würden durchweg wesentlich schnellere Erledigung finden.

Hiernach wird das Ergebnis dieser Besprechung doch wohl das sein, daß es gewagt ist, aus einem einzelnen, nicht einmal genau dargelegten Falle gleich auf die Unzweckmäßigkeit eines ganzen Instituts zu schließen. Auf den in jenem Aufsatze erwähnten ernsten sozialpolitischen Hintergrund der Mängel des jetzigen Verfahrens noch einzugehen, wird darnach wohl nicht mehr nötig sein. Ein Gesetz herzustellen, welches in einzelnen Fällen nicht auch einmal eine scheinbare Härte bieten kann, ist unmöglich. Das amtsgerichtliche Zivilprozeßverfahren ist nicht darnach angethan, das Rechtsbewußtsein des Volkes zu zerstören und als mitwirkende Ursache für das Wachsen der Sozialdemokratie angesehen zu werden. Wenn die Tagespresse die Besprechung einzelner Fälle zurückweist, so verkennt sie ihre Aufgabe nicht; gegen richterliche Urteile und Beschlüsse giebt es das Rechtsmittel der Berufung oder Beschwerde, die Tagespresse, beziehentlich das aus derselben sich unterrichtende Publikum ist nicht die Beschwerdeinstanz für die richterliche Thätigkeit, die vom Laien, wenn ihm nach seiner Ansicht Unrecht geschehen ist, so oft mißverstanden wird. *W.*

Zur jüdischen Schächtfrage. In einem frühern Hefte der Grenzboten ist auf den Umstand hingewiesen worden, daß die christliche Bevölkerung einzelner Gegenden und Städte eine große Portion Gutmütigkeit oder sagen wir lieber Schwäche und Charakterlosigkeit dem hie und da recht aufdringlichen und anmaßend anspruchsvollen Judentum gegenüber an den Tag lege. Es konnte dabei der Blick auf eine Stadt an der Lahn (Universitätsstadt) gelenkt werden, die sich dazu versteht, das gesamte Fleisch, das von ihrer Bevölkerung verzehrt wird, durch das Messer des Juden schächten zu lassen. Jener Artikel der Grenzboten ist in der betreffenden Stadt auch wohl beachtet und gelesen worden. Aber eine Widerlegung etwa von seiten der Behörden durfte schon darum nicht versucht werden, weil man eingestehen mußte, die Thatsachen seien genau der Wirklichkeit gemäß dargestellt. Nur dies und nichts anderes sollte geschehen. Nun darf aber gefragt werden, ob denn mit der Unsitte des Schächtens in jener Stadt, seitdem man sich an das christliche Ehrgefühl gewandt hat, aufgeräumt worden sei, oder ob etwa noch heute die alten Zustände herrschend geblieben sind, wodurch der gesamte Fleischbedarf einer Stadt von 20 000 Einwohnern, gleichviel ob das Fleisch an Christen oder an Juden (die kaum $^1/_{15}$ der Bevölkerung bilden) abgesetzt wird, durch die Hände des jüdischen Schächters geht. Nach unsern Erkundigungen ist man

Digitized by Google

einfach bei der bisherigen Sitte des allgemeinen Schächtens verblieben. Die Christen insgesamt halten es also mit ihrer Würde und Ehre vereinbar, daß sie der wenigen jüdischen Mitbürger halber ihren ganzen Fleischbedarf aus der Hand des Schächters empfangen.

Es will uns scheinen, als ob sie wegen dieser freiwilligen Unterordnung unter einen jüdischen Ritus, der uns sehr anfechtbar erscheint, nicht zu beneiden wären. Schärfere Beurteiler werden ihre Auffassung dahin kundgeben, daß man heutzutage kaum für möglich halten sollte, daß dergleichen thatsächliche Zustände in einer Stadt bestehen, die doch sonst mit Eifersucht darüber zu wachen scheint, daß man sie, mindestens der Mehrheit der stimmberechtigten Bürger nach, zur „Fortschrittspartei" zähle. Die zugestandene Thatsache beweist, daß man sehr „fortgeschritten" denken und stimmen und sich doch hinsichtlich humaner Anschauungen und bezüglich eines allseitig entwickelten Selbst- und Ehrgefühls entschieden in der Rückwärtsbewegung begriffen zeigen kann.

Wohl ist die Angelegenheit zur Debatte gestellt worden, auch, wie bekannt geworden, auf Grund jenes ersten Aufsatzes innerhalb des Tierschutzvereins; denn man war deutlich genug auf das Mückenseihen und Kameeleverschlucken hingewiesen worden. Diesen Vorwurf wollte man nicht auf sich sitzen lassen, und was brachte man, selbst aus den Reihen der Fleischer, zur Entschuldigung in Sitzungen, die deshalb gehalten wurden, vor? Man ließ sich vorreden, gerade diese Schlachtweise (das Schächten) bewirke, daß das Fleisch besonders schmackhaft und gut zu genießen sei, denn es sei am meisten vom Blute entleert, was ja der Jude gerade mit seinem Schächten bezwecken wollte. Zudem könne kaum von Tierquälerei geredet werden, denn im ganzen sei doch in nicht allzu langer Zeit das geschächtete Tier zum Verenden gebracht, und es sei nicht inhuman, auf einen jüdischen Ritus Rücksicht zu nehmen und hierbei denn auch einem Tiere wohl einige Qual zuzumuten.

Da uns die gesamte Frage lebhaft beschäftigt hat, haben wir uns bei einem älteren, anerkannt sehr tüchtigen und sehr erfahrenen Kreistierarzt einer großen rheinischen Handelsstadt mündlich Aufklärung geben lassen, sind aber durch die uns sehr bestimmt und mit aller Entschiedenheit mitgeteilten Auffassungen jenes Mannes einfach in den früher vorgetragenen Meinungsäußerungen bestärkt worden. Es gilt uns heute, das, was wir gehört haben, auch andern — auch den Vätern der hessischen Universitätsstadt — an diesem Orte weiter zu geben. Lächerlich geradezu und in keiner Weise zutreffend fand es jener in einem sehr umfangreichen Wirkungskreise stehende verdiente Tierarzt, daß man sage, je blutleerer das Fleisch, desto besser sei es. Er war geneigt, gerade das Gegenteil anzunehmen, und wies auf die Sitte andrer Nationen hin, gerade mit Vorliebe das mit Blut noch durchzogene Fleisch zur Verwendung in die Küche gelangen zu lassen. Die Behauptung, das geschächtete Fleisch sei der Gesundheit zuträglicher und genußreicher, wies mein Gewährsmann als durchaus unbegründet mit aller Entschiedenheit zurück. Er fand nicht den mindesten Grund, sie in irgend einer Beziehung für zutreffend zu halten, bekannte sich auch auf Grund seiner mehr als vierzigjährigen Erfahrung — inmitten einer großen, viel Fleisch verbrauchenden Stadt — als entschiedener Gegner der Schächtmethode, die kaum für die Juden selber, aber in keiner Weise für die Tiere, die zum Zwecke des Fleischgenusses in christlichen Häusern und Familien geschlachtet werden müssen, sich mit gutem Gewissen rechtfertigen lasse. Jener Tierarzt hatte die Qualen der Tiere, die zum bequemen Schächten in schmerzhafte Zwangslagen gebracht werden, beim Niederwerfen zuweilen einzelne Körperteile

Digitized by Google

brechen und so eine Zeit lang ausharren müssen, öfter mit angesehen; auch war er voller Entrüstung wider die Verteidiger der von ihm gemißbilligten Schlachtweise. Nur wer gar keine Barmherzigkeit mit einem gequälten und geknebelt zu Boden geworfenen Tiere habe, das ohne jede vorherige Betäubung zu Tode gebracht werde, könne die Art des jüdischen Schächtens billigen oder sich selber weiß zu waschen versuchen. Die mannichfachen Versuche, die Tiere möglichst schnell und ohne unnötige Quälerei zu Tode zu bringen, seien Zeugnisse einer humanen Zeit und Anschauung, und deshalb sei jedes Beginnen, zur frühern Barbarei zurückzukehren, und sei es auch „aus Furcht vor den Juden," aufs höchste zu mißbilligen und zu bekämpfen. Es sei fraglich, ob den Juden für sich selber das bisherige Zugeständnis wider alle Humanität noch länger zu machen sei.

In jedem Betracht empfehlenswert erscheint uns ein Vortrag des Kreistierarztes C. Bauwerker in Kaiserslautern (Kaiserslautern, Aug. Gotthold, 1882), gehalten im dortigen wissenschaftlich-litterarischen Vereine, der mit den Worten schließt: „In der öffentlichen Meinung kann das Judentum ganz sicher nicht gewinnen, wenn es an einer Schlachtart festhält, die als eine Tierquälerei bezeichnet werden muß und als solche öffentliches Aergernis erregt." Ganz dasselbe gilt aber auch von einer Stadt, wenn sie an derselben Schlachtweise und noch dazu für das gesamte zum Verbrauch bestimmte Vieh festhält. Wir geben uns der bestimmten Erwartung hin, daß auch in Gießen die bisherigen greuelhaften Zustände ins Weichen kommen werden, wenn man nur den Mut gewinnt, nicht bloß im Stillen die Faust zu ballen, sondern öffentlich sich von zugelassenen Mißständen loszusagen, die geradezu ein Standal in unserm „aufgeklärten" neunzehnten Jahrhundert sind. Mögen sich dazu die Männer finden!

Zeitschriften und Sprachreinigung. Als der allgemeine deutsche Sprachverein die verstreuten Kämpfer für die Reinheit unsrer Muttersprache unter seiner Fahne vereinigte und den gesamten Bestrebungen einen Mittelpunkt und ein festes Gefüge gab, da lächelten wohl viele und zweifelten, ob die Sache sich halten würde. Nun sind ein paar Jahre drüber hingegangen, die Sache hält sich, und mancher, der erst aus lieber Bequemlichkeit nichts von der „Fremdwörterjagd" wissen wollte, ist jetzt, wenn nicht ein Freund des Sprachvereins, so doch vorsichtiger in seinem Urteil über ihn und seine Arbeit geworden. Die Zeitschriften nehmen natürlich je nach der Person und Gesinnung ihrer Leiter einen sehr verschiednen Standpunkt zu der Frage ein. Die Grenzboten haben lange vor der Gründung des Sprachvereins bereits seine Grundsätze vertreten, nicht immer zur Freude ihrer Mitarbeiter, die sich oft ungern die „Brillanten" aus ihren Aufsätzen herausbrechen ließen. Riegels erste Aufsätze erschienen in diesen Blättern (Jahrgang 1883), und da Riegels Buch, das aus diesen Arbeiten hervorging, „Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache," gewissermaßen die Gründungsurkunde des Vereins wurde, so haben sie sozusagen Patenstelle vertreten bei dem jungen Kindlein. Wir sind uns auch treu geblieben, haben immer etwas auf unsre Sprache gehalten, ohne zu peinlich zu werden, und wollens auch künftighin so halten.

Andre Zeitschriften haben ihren Standpunkt, zum Teil mehrmals, gewechselt. Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes z. B. erklärte in seiner Nummer vom 1. August 1885, daß es fortan nur in reinem Deutsch geschriebene Beiträge aufnehmen werde, hielt aber an diesem Grundsatze so wenig fest, daß es im Jahre 1887 sogar einem erbitterten Gegner das Wort gestattete. Es brachte einen Aufsatz von Flach zu der Frage, der dem Namen seines Verfassers in jeder

Digitized by Google

Weise Ehre machte; nebenher war er freilich auch grob. Neuerdings, seit Kirchbach die Leitung des Blattes hat, geht das Magazin wieder so kräftig mit dem Kehrbesen vor, daß man sogar gewichtige Bedenken gegen diese Art von Sprachsäuberung haben muß.

Die leidenschaftlichsten Angriffe schleuderte wohl seiner Zeit Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" gegen die „Puristen" (April 1887). Sein Ton war unhöflich bis zur Ungezogenheit. Das mußte auffallen, denn die gutdeutsche Gesinnung der Jahrbücher ist außer Zweifel, und das gute Deutsch ihres ersten Herausgebers, Heinrich von Treitschke, nicht minder. Delbrück wandte sich vorzugsweise gegen die seiner Meinung nach tolle Anmaßung, die nationale Frage mit der Frage der Sprachreinigung zu verquicken, er behandelte die Bemühungen des Sprachvereins sehr von oben herab als eine Karikatur des neu erwachten Nationalbewußtseins, als die kleinliche Verzerrung und Ausartung des großen vaterländischen Gedankens. Auch in der „Post" ließ sich Delbrück damals vernehmen; hier unterzog er in seiner Eigenschaft als Mitglied des deutschen Reichstages die Verdeutschungen der soeben erschienenen Felddienstordnung für die Fußtruppen einer „sachverständigen" Beurteilung und erteilte unsrer Heeresverwaltung den wohlmeinenden Rat, sich doch ja nicht in diese einseitige Strömung hineinziehen zu lassen, die von kleinen Geistern ausgehe und nur für beschränkte Köpfe etwas Verlockendes haben könne. Der Rat ist nicht befolgt worden, auch auf dem Gebiete des Heerwesens gewinnt die deutsche Sprache langsam, aber regelmäßig Boden, und überhaupt wächst die Zahl der Freunde einer maßvollen und vernünftigen Sprachreinigung stetig.

Das neueste Heft der Preußischen Jahrbücher (September 1888) enthält an erster(!) Stelle einen Aufsatz: Ein Ausweg aus der Fremdwörternot von Dr. Robert Hessen. Nach der Ueberschrift möchte man glauben, die Jahrbücher hätten sich nunmehr eines Bessern besonnen und sich überzeugt, daß diese von selbst gewordene, starke Zeitströmung sich nicht einfach durch vornehmes Naserümpfen aus der Welt schaffen lasse. Es wäre ja gar nicht undenkbar gewesen, daß Treitschke, der — das merkt man jedem seiner Worte an — ein starkes Gefühl für die Würde unsrer Sprache hat, einen Wink in dieser Richtung gegeben hätte. Allein schon der Name des Verfassers mußte uns belehren, daß das eine trügerische Hoffnung sei. Hatten uns doch selbst seiner Zeit Aufsätze dieses Herrn tüchtige Arbeit für den Rotstift gegeben, und wir kennen seine Meinung, daß man „temperamentvoll" nur mit Hilfe eines starken Zusatzes von Fremdwörtern zu schreiben vermöge. Dieser Ansicht huldigt denn der Verfasser auch heute noch. Zwar einige magere Brocken der Anerkennung spendet er den Sprachreinigern. „Es wird mit bessern Kenntnissen wie früher (richtiger wohl: als früher) der großen Fremdwörterfrage näher getreten; viele Geschmacklosigkeiten werden aufgedeckt, selbst die alten Puristen werden nicht geschont, und im einzelnen ist vieles erfreulich und lehrreich." Und ferner: „Bei den Puristen liegt zur Zeit der Schwerpunkt der Frage, weil bei ihnen das größte Interesse und die größte Rührigkeit vorhanden sind, d. h. — bis auf weiteres — die größte Wahrscheinlichkeit, nach irgend einer Seite hin zu wirken. Ich verkenne ihre Verdienste nicht. Vor allem haben sie die ganze Frage in Fluß gebracht, sie haben das versumpfte deutsche Sprachgewissen aufgerüttelt, sie haben endlich eine höchst achtbare Gelehrsamkeit in den Dienst ihrer Sache gestellt." Aber im übrigen geht es den Sprachreinigern doch herzlich schlecht. Ihr gröbster Fehler ist nach Herrn Dr. Hessen, daß sie „zu ungeschichtlich denken, um die Fremdwörter als etwas Gewordenes anzusehen. Denn es ist eine Narrheit, unsrer Sprache diesen

Digitized by Google

Reichtum (!) wieder abzusagen und die Dürftigkeit an Stelle der Fülle (!) zu setzen. Hier liegt der zweite Fehler: die Puristen wollen unsre Bildung zurückdämmen; sie wollen ein Gleichmaß für die Schreibenden festsetzen, und nehmen dazu nicht die höchste Stufe, auf der sich die erlesenen Geister der Nation bewegen, sondern die niedrigste, auf welcher Leute schreiben, die gleich ihrem Publikum zu ungebildet sind, um Fremdwörter richtig zu verstehen und richtig anzuwenden." Bescheiden ist das gerade nicht, aber deutlich. Und was berechtigt nun den Verfasser dieses Aufsatzes, sich so vornehm als Bildungswächter und „erlesener Geist" vor der Nation zu geberden? Er macht den Vorschlag, allen Fremdwörtern, die in Schreibung oder Aussprache ihr undeutsches Wesen verraten, entweder ein deutsches Gewand zu geben oder sie so auszusprechen, wie uns der Schnabel gewachsen sei: dann sei mit einem male die Einheitlichkeit der Sprache gewahrt und die unselige Fremdwörterhetze gegenstandslos und überflüssig geworden.

Wie wenig ist doch Herr Dr. Hessen in die Tiefe der Frage eingedrungen, um die es in dem Kampfe gegen die Verwelschung unsrer Muttersprache, der alten deutschen Haupt- und Heldensprache, wie sie Leibniz nannte, sich handelt, daß er glauben kann, die Sache liege so einfach! Nur den Abschnitt über die Fremdwörter in dem herrlichen Buche von Hildebrand: „Vom deutschen Sprachunterricht" hätte er zu lesen brauchen, und er hätte sich wohl gehütet, mit so unfertigen, oberflächlichen Ansichten hervorzutreten.

Es ist übrigens ein großer Irrtum des Herrn Dr. Hessen, daß er meint, dieser hochweise Vorschlag sei etwas neues. Daß er sich so aufbläht und seinen Gedanken als das Ei des Kolumbus hinstellt, beweist eben wieder nur, wie wenig er in der Sprachreinigungslitteratur zu Hause ist. Schon J. H. Campe (die einschlägigen Bücher nennt z. B. Dunger, Einleitung zum Verdeutschungswörterbuche, S. 37) verfocht den Grundsatz: Alle entbehrlichen Fremdwörter, welche der Sprachähnlichkeit (Analogie) unsrer Sprache widerstreben, sind zu verbannen, anders gesagt: Was unentbehrlich scheint und sich unsern Laut- und Betonungsgesetzen fügt, das mag erhalten bleiben. Und in den Kreisen des Sprachvereins weiß und beachtet man das längst.

Aber die Hauptfrage für uns ist: Wann ist ein Fremdwort so unentbehrlich, so schwer ersetzbar, so wesentlich für die besondre Färbung des Gedankens, daß diese Regel in Kraft zu treten hat? Und über diese Frage sind wir völlig andrer Meinung als Herr Dr. Hessen. Ihm genügt es vollauf, für Chevauxlegers zu schreiben Schwoleschey — dann ist das Wort deutsch, ist es kein Fremdwort mehr! Da ziehen wir denn doch vor, zu sagen leichte Reiterei.

Die Frage, ob die Aussprache oder die Schreibung nachgeben soll, ob also z. B. Plangtasche geschrieben oder Plantage (= Lage, Plage) gesprochen werden soll, die Frage soll von einer königlichen Kommission entschieden werden, deren baldiges Zusammentreten Herr Dr. Hessen hofft. Nun, damit wird es wohl auch gute Wege haben. Vorläufig zeigt die Regierung in verschiednen Verwaltungsgebieten den besten Willen, im Sinne des Sprachvereins säubernd vorzugehen, sie setzt z. B. in der neuen Exerzirordnung statt chargiren das gut deutsche Wort feuern ein. In andern Fällen wird auch der von Herrn Dr. Hessen neu entdeckte Weg eingeschlagen, so wenn man jetzt vielfach statt des nun einmal fest eingewurzelten Secondelieutenant schreibt Sekondleutnant. So geht es langsam, aber sicher vorwärts, und die boshaften Ausfälle gegen die Beschränktheit der Sprachreiniger beweisen weiter nichts, als daß man ihre Erfolge nicht mehr verkennen kann und — sich vor ihnen fürchtet.

Digitized by Google

Bezeichnend dafür sind ein paar Stellen in dem Aufsatze des Herrn Dr. Hessen. Er sagt (S. 210): „Der richtige Purist, wenn er Redaktör ist, fährt mit seinem fanatischen Rotstift ganz unbekümmert umher, und der gute Geschmack scheint ihn vollkommen zu verlassen. Er verwässert volle Bezeichnungen, er schindet die deutschen Wurzeln geradezu ab und gefällt sich in den widerwärtigsten und eintönigsten Wortzusammenkleisterungen, an denen ohnehin schon unsre Sprache einen unangenehmen Ueberfluß hat, ja er streicht schließlich ganz unverzagt, wenn er sich anders nicht zu helfen weiß." Gegen diese „philiströse Beaufsichtigung und Hudelei" erhebt Herr Dr. Hessen entschiednen Einspruch. „Die Unsicherheit, die den Schreibenden heute peinigt, als ob nun wieder wie in den Tagen der Jugend ein böser Mann mit dem Bakel hinter ihm stehe, um ihm fortwährend auf die Finger zu klopfen, diese Unsicherheit ist unwürdig, und sie muß umso eher wieder aufhören, als persönliche Willkür allein doch schließlich hier entscheiden will."

Wir bekennen aufrichtig, daß wir diese geharnischte Erklärung des Herrn Dr. Hessen mit großem Behagen gelesen haben. Er mag von unserm mangelnden Sprachsinne und schlechten Geschmacke halten, was er will; wir sind der Meinung, daß für Leute seines Schlages die verhaßte Unsicherheit und Angst vor dem Bakel sehr heilsam sei. Vielleicht bekommt er doch eine gewisse Meinung von unserm Geschmacke, wenn wir noch sagen: Es ist für die Preußischen Jahrbücher keine Ehre, in ein und demselben Bande mit der nach Sprache und Inhalt so vornehmen Arbeit von Heinrich von Treitschke (Zwei Kaiser. 15. Juni 1888) ein Machwerk abgedruckt zu haben wie den Aufsatz des Herrn Dr. Hessen.

Freisinnige Wissenschaft. In einer „Sommerfrische" eingefroren, lernt man erst recht die Wohlthat eines Lesezimmers schätzen und greift dankbar auch nach Drucksachen, die unter andern Verhältnissen die Hand kaum berühren würde. Und dann kann es sich ereignen, daß man voll Beschämung seinen Leichtsinn erkennt, nicht früher schon an solche Quellen der Belehrung gegangen zu sein. Solch ein Moment wars, als ich erfuhr, die Universität Berlin sei so tief gesunken, daß sie — wenigstens ein Trost! — nicht mehr tiefer sinken könne. Da hingen neben einander dicke Hefte von berühmten Zeitungen, und welches ich aufschlagen mochte, stets fiel mein Auge auf eine strenge Straf- und Bußpredigt. Die einst hochgefeierte Stätte der Wissenschaft ist zur Brutanstalt des Servilismus geworden, die freie Forschung wird geächtet, die einstigen Zierden der Hochschule müßten sich im Grabe umdrehen, wenn sie das liebedienerische Treiben ihrer Nachfolger sehen könnten. So urteilt man in Berlin, in Frankfurt, in Wien, in Breslau ꝛc. Das muß also doch die öffentliche Meinung sein. Ja die Uebereinstimmung ist so groß, daß die so weit von einander wohnenden gerechten Richter genau dieselben Argumente anführen, dieselben Persönlichkeiten aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart einander gegenüberstellen, sogar, wie eine genauere Vergleichung ergiebt, dieselben Redewendungen gebrauchen. „Das deutsche Volk," in dessen Namen und besonderm Auftrage bekanntlich die freisinnigen Zeitungen immer sprechen, scheint nicht nur einmütig, sondern zugleich einmündig zu sein. Und was man so die Volksmeinung heißt, ist bei Lichte besehen eines Herrn Meinung, der dem Volke gütigst die Mühe abnimmt, sich eine Meinung zu bilden.

Der Grund des Jammers ist, daß die Universität nicht Virchow, sondern Gerhardt zum Rektor gemacht hat, und gleich schwer wiegt die Begehungs- wie die Unterlassungssünde. Virchow nicht zu wählen, weil er zur politischen Opposition gehört, das war schon schlimm genug, aber an seiner Stelle einen Mitarbeiter

Digitized by Google

an der Anklageschrift gegen den großen Mackenzie, das war zu viel auf einmal, da fährt auch die freisinnige Geduld dahin. Und nun wird keine Schonung mehr geübt, nun herunter mit den Masken, damit die Nation die Männer, die jetzt an der Berliner Universität das große Wort führen, in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit erblicke, die das Signal zur Ausrottung des Idealismus gegeben haben und in der akademischen Jugend das Strebertum züchten. Wer diese Männer sind? Nun „ein Treitschke," der sich so oft herausgenommen hat, die Gebote des Freisinns zu übertreten, noch jüngst in der Charakteristik der beiden Kaiser, und um der Verworfenheit die Krone aufzusetzen, das Vorhandensein einer Judenfrage anerkennt; „ein Gneist," der den Adel angenommen hat und in Vorlesungen über Verfassungsrecht die Doktrin zu kritisiren sich erlaubt, auf die jeder Freisinnige eingeschworen ist; „ein Grimm," welcher ausgesprochen hat, dem deutschen Volke zieme es nicht, Heine ein Denkmal zu setzen; „ein Brunner," der — ja was denn? — der ein Oesterreicher ist; „ein Gerhardt, ein Bergmann" u. s. w.

In ähnlichem Tone wenigstens wagt „ein Porkeles" oder Silberpappel oder Opodeldok oder wie er sonst heißen mag, die genannten abzukanzeln. Deutschen Lesern kann ein solches Gerede kaum gefährlich werden, da sie Zeile für Zeile den Verfasser auf seiner Unwissenheit ertappen werden. Denn wer müßte nicht lachen, wenn, nachdem die Brüder Grimm, Lachmann, Ranke u. a., sogar Niebuhr den nunmehr vernehmten vorgehalten worden sind, keck die Behauptung auftritt, Mommsen habe so wenig wie Virchow seine Wissenschaft mit Politik vermengt? Es mag ja sein, daß der letztere nicht dem Beispiele des Freundes Vogt gefolgt ist, nicht pathologische Anatomie der Politik vorgetragen hat, aber Mommsen, dessen Römische Geschichte schon eine politische Parteischrift ist, hätte der Herr, dem es so sehr um den Leumund der Universität bangt, besser aus dem Spiele gelassen. Und dergleichen sagt sich jedermann selbst, daß ohne Zweifel die ungeschickten Trabanten Virchows das ihrige dazu gethan haben, die Wahl Virchows zu verhindern. Denn das steht fest: hätte man sich über seine politische Verblendung hinweggesetzt, die traurig-lächerliche Rolle vergessen, die er als Parlaments- und Volksredner spielt, so würde urbi et orbi verkündet worden sein, daß die Universität für den fortschrittlichen Liberalismus Zeugnis abgelegt habe, wie man ihr jetzt reaktionäre und servile Gesinnung unterschiebt. Sie aber hatte ein Recht, solcher Mißdeutung vorzubeugen, mögen übrigens die Gründe der Mehrheit gewesen sein, welche sie wollen.

Das leuchtet, wie gesagt, jedem vaterländisch gesinnten Deutschen ein. Bedauerlicher ist es, daß das angesehenste Blatt Oesterreichs in das freisinnige Geschrei einstimmt. Noch immer haben wir gefunden, daß die „Neue Freie Presse" in den Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns und auch andrer Staaten einen Standpunkt einnimmt, der konservativ-liberal genannt werden kann; nur wenn das deutsche Reich in Frage kommt, macht sie sich zum Ablagerungsplatze der Ansichten, die ihr durch die bekannten Berliner . . . kanäle zufließen. Natürlich muß der österreichische Leser, der diesen Zusammenhang nicht kennt, nur das eine Blatt zu Gesichte bekommt, glauben, in Deutschland herrschten beklagenswerte Zustände, da ein so gemäßigtes, jeder Uebertreibung abholdes Organ sie so hart beurteilt. Den Leitern kann der grelle Widerspruch nicht verborgen sein, daher bleibt nur die Erklärung übrig, daß auch sie von dem beschränkten jüdischen Liberalismus beeinflußt sind.

Indessen lieferte die Zeitungsschau auch Heiteres. Das „Berliner Tageblatt" hat aus M. Meyers „Geschichte der preußischen Handwerkerpolitik," vielleicht sogar schon aus den Publikationen des Archivs erfahren, daß König Friedrich Wilhelm I.

Digitized by Google

nicht nur Soldaten gedrillt, sondern mit dem größten Ernst und unermüdlichem Fleiße sich bemüht hat, Kultur und Wohlstand Preußens zu heben. Daß er darin nur dem Beispiele der meisten seiner Vorfahren folgte, ist, wie es scheint, dem ehrenwerten Blatte entgangen, denn es nennt ihn schlechthin „den ersten Volkswirt auf dem Throne der Hohenzollern." Diese Begeisterung rührt daher, daß der König sich gegen Mißbräuche des Zunftwesens ausgesprochen und den Satz aufgestellt hat: „Wer gut arbeitet, wird verdienen, und wer schlechte Arbeit macht, wird nichts verdienen." Daß die Kritik von Mißbräuchen in einer Zeit der allgemeinen Verarmung, des Verfalls der Gewerbe und der ohnmächtigen Bemühungen derselben, durch starre Abschließung sich zu retten, nun gegen das Zunftwesen überhaupt ausgespielt wird, kann nicht überraschen. Doch fällt zweierlei auf. Der Irrtum in den angezogenen Worten des Königs wurde vor und nach ihm von edeln und großen Geistern geteilt, jetzt erkennt man ihn, denn jedermann hat erfahren und erfährt, daß da, wo keinerlei Organisation dem Verfertiger und dem Abnehmer Schutz gewährt, nicht derjenige, welcher das Beste, sondern derjenige, welcher das Meiste fürs Geld, das Wohlfeilste, wenn auch noch so schlecht, liefert, am meisten verdient. Und daß davon gerade das „Berliner Tageblatt" noch nichts bemerkt zu haben scheint, ist sehr merkwürdig. Zweitens: sollte dem Verfasser des Lobpsalms auf den „Soldatenkönig" dabei gar nicht der Gedanke gekommen sein, was wohl geschehen würde, wenn dieser mit dem bekannten Rohrstock einmal wieder durch die Straßen Berlins wandern und von dem Treiben einer gewissen Tageslitteratur Kenntnis nehmen könnte? Wenn er z. B. sähe, wie sein Name gemißbraucht wird, oder wie Männer, gleich hochachtbar als Charaktere wie als Gelehrte und Lehrer, begeifert, dem Pöbel denunzirt werden, weil sie nicht nach dem Herzen eines Herrn Porkeles oder dergl. sind? Und wenn der „erste Volkswirt auf dem Throne der Hohenzollern" in seiner etwas entschiedenen und wenig umständlichen Weise Ordnung machen wollte? Gesänge würde man auch dann wohl vernehmen, aber schwerlich Jubellieder.

Litteratur.

Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. Von A. W. Heffter. Achte Ausgabe, bearbeitet von Dr. F. H. Geffken. Berlin, W. Müller, 1888.

Seitdem Hugo Grotius durch sein unsterbliches Buch vom Rechte des Krieges und des Friedens das Völkerrecht zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben hat, ist eine sehr reiche Litteratur darüber entstanden, in der sich vorzüglich zwei Richtungen unterscheiden lassen, die naturrechtliche, die von der Thatsache oder Annahme eines der menschlichen Natur eingepflanzten Vernunftgesetzes ausgeht, welcher sich kein Staat entziehen könne, und der Hobbes, Pufendorf, Thomasius und der Franzose Bonald angehören, und die der Positivisten, die nur ein durch Herkommen oder Verträge gegebnes internationales Recht anerkennen und das Naturrecht entweder gar nicht anerkennen oder nur als Aushilfe für Fälle betrachten, wo Schlüsse aus dem historisch-praktischen Rechte nicht ausreichen. Der letztern Richtung folgen Vattel, Bynkershoek, Klüber, Martens, Pölitz, Zachariä und der Amerikaner

Digitized by Google

Wheaton. Auch Heffter gehört in diesen Kreis von Gelehrten. Der außerordentliche Erfolg seines Buches aber, dessen erste Auflage 1844 erschien, beruht vorzüglich darauf, daß es in knapper Form und mit juristischer Präzision ein Bild des wirklich geltenden Völkerrechtes giebt. Zwar verkennt er nicht, daß es Lücken und Mängel hat, aber er hütet sich vor dem Versuche, es in der Weise Bluntschlis zu ergänzen, in dessen Rechtsbuche das anerkannte Recht vermischt mit dem erscheint, was nach der Meinung des Verfassers Recht sein sollte. Gewiß darf und soll die Wissenschaft die Unvollkommenheiten des bestehenden Rechtes beleuchten und auf Vertiefung und Erweiterung desselben hinwirken, dagegen ist sie nicht befugt, dem Augenblicke vorzugreifen, wo eine Rechtsansicht durch die Uebereinstimmung der Völker zum Rechtssatze geworden ist. Denn auf solchem Wege läuft man stets Gefahr, das nur von dem Einzelnen oder auch von Vielen gewünschte mit dem Wirklichen und Möglichen zu verwechseln und dadurch denen in die Hände zu arbeiten, welche im Hinblicke auf derartige persönliche und häufig unerfüllbare Forderungen behaupten, es gebe allerdings ein internationales Herkommen, aber kein solches Recht, kein Völkerrecht. Bei der Darstellung des letztern hat man sich folglich streng und ausschließlich an das zu halten, was wirklich allgemein als Recht anerkannt ist, und sorgfältig davon zu trennen, was nur wünschenswerte Reform und vielleicht oder sicher für die Zukunft zu hoffen ist. Darauf, daß Heffter diese Notwendigkeit erkannt hat, gründet sich der Hauptwert seines Werkes. Es wird dadurch zu einem zuverlässigen Führer. Im übrigen ist die Anordnung des Stoffes nicht überall besonders geschickt. Doch thut das der Arbeit keinen wesentlichen Eintrag, und so können wir es nur billigen, wenn der Bearbeiter von einer gründlichen Umgestaltung derselben abgesehen und sich darauf beschränkt hat, im einzelnen zu ändern und zu ergänzen. Vergleichen wir die sechste Auflage mit der jetzigen, so sind zunächst nur einige in der Zeit seit Heffters Tode veraltete Paragraphen gestrichen oder umgeschrieben worden, dann hat der Bearbeiter eine Anzahl von Zitaten aus Werken, die niemand mehr liest, entfernt und damit Raum zu Ausführungen gewonnen, welche die Ereignisse und die wissenschaftlichen Schriften der neuesten Zeit forderten, wenn das Buch den Ansprüchen der Gegenwart genügen sollte. Es ist dabei, so weit wir sehen können, nichts von Erheblichkeit vergessen worden. Daß der Abschnitt „Die diplomatische Kunst," der in den frühern Ausgaben enthalten war, weggefallen ist, bedauern wir, obwohl zugegeben werden muß, daß er nicht eigentlich in ein Werk über Völkerrecht gehört. Schließlich bemerken und billigen wir noch, daß der Bearbeiter seine Zuthaten im Text und in den Anerkennungen durch ein G kenntlich gemacht hat. Man muß wissen, mit wem man zu thun hat, und suum cuique.

Aus der Praxis der früheren Haftpflichtgesetzgebung in Deutschland. Von Adolf Lehr. Leipzig, Giesecke und Devrient, 1888.

Ist diese Schrift zunächst auch nur als Doktor-Dissertation verfaßt, so kann sie doch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen. Sie behandelt die Fürsorge für die Arbeiter, einen Gegenstand, der augenblicklich die Gesetzgebung in Deutschland lebhaft beschäftigt, und der Verfasser war, wie kaum ein andrer, zur Abfassung dieser Schrift berufen; denn während er den behandelten Gegenstand theoretisch vollständig beherrscht, stehen ihm auch die reichen praktischen Erfahrungen zur Seite, die er sich durch zwölfjährige Thätigkeit als Beamter und Leiter bedeutender technischer Betriebe und ebenso lange Mitwirkung bei der Direktion der Unfallversicherungsgesellschaft zu Leipzig erworben hat. Der Verfasser weist, zum

Digitized by Google

Teil mit schlagenden Beispielen, nach, warum das Reichshaftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 nicht günstig wirken konnte, sondern geradezu entsittlichende Folgen nach sich ziehen mußte, giebt dann eine genaue Uebersicht über die Reformbewegung, die zum Erlaß des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 geführt hat, und weiter schätzbare Winke über die Anwendung und Verbesserungsbedürftigkeit des letztern. Für alle Beteiligten von höchstem Interesse werden die Materialien sein, die der Verfasser zur Beurteilung des Unfallrisikos und der praktischen Unfallverhütung mitteilt. Möge das Werkchen allen, die Anteil an der sozialen Gesetzgebung nehmen, warm empfohlen sein.

Fürst-Bismarck-Gedenkbuch. Aufzeichnungen über wichtige Begebenheiten aus dem privaten und politischen Leben, Briefe, Reden, diplomatische Aktenstücke des deutschen Reichskanzlers in zeitlicher Folge bis zum 6. Juli 1888 Zusammengestellt von Dr. phil. Horst Kohl, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Chemnitz. Mit 5 Beilagen. Chemnitz, Martin Bülz, 1888.

Dieses kleine Bändchen, bescheiden in der Form, spottwohlfeil im Preise bei seiner Reichhaltigkeit (50 Pf.) bietet eine nach dem Datum fortlaufende Uebersicht des Lebens und der Wirksamkeit unsers großen Kanzlers und damit ein Ruhmesbuch der deutschen Geschichte in den letzten Jahrzehnten, das in seiner Aufführung der reinen Thatsachen uns recht zum Bewußtsein bringt, wie viel das deutsche Volk dem Fürsten Bismarck zu verdanken hat. In kürzester Fassung verzeichnet das Büchlein alle wichtigen Ereignisse aus dem häuslichen und politischen Leben unsers Reichskanzlers, die Reihenfolge aller seiner Reden im Land- und Reichstage, seiner diplomatischen Depeschen, Staatsschriften und Gesetzentwürfe Dieses umfangreiche Material hat der Verfasser mit größter Sorgfalt, mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und Objektivität zusammengetragen und damit eine Grundlage geschaffen, auf der alle künftigen Biographen Bismarcks sicher werden fußen können. Auf den beiden ersten Seiten, welche die Jugendzeit behandeln, tritt natürlich das Politische noch in den Hintergrund; aber schon am Schluß der zweiten Seite kündigt es sich in dem Satze an: „1845, Oktober. Bismarck tritt in den Provinzial-Landtag von Pommern ein"; dann mehren sich in rascher Folge die Anführungen über seine Thätigkeit in dem Vereinigten Landtage, in der Zweiten Kammer des Landtages von 1849, in dem Volkshause des Erfurter Unionsparlaments von 1850, bis mit der Ernennung zum preußischen Gesandten am deutschen Bundestage zu Frankfurt (1851) jene seitdem ununterbrochene Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes beginnt, die so schön ausgedrückt ist in Bismarcks Wahlspruch: Patriae inserviendo consumor. In der That handgreiflicher und durch die einfachen Thatsachen überzeugender kann uns das Bild von der bewunderungswürdigen Wirksamkeit des großen Staatsmannes nicht vorgeführt werden als durch die chronologischen Angaben dieses Büchleins. Angefügt sind fünf Beilagen: 1. zwei Handschreiben Kaiser Wilhelms I. an Bismarck und der Trinkspruch unsers jetzigen Kaisers Wilhelm II. zur Feier des 73. Geburtstages des Reichskanzlers; 2. ein Verzeichnis der Orden und Titel des Fürsten Bismarck; 3. ein Verzeichnis der 29 Städte, welche dem Fürsten Bismarck das Ehrenbürgerrecht verliehen haben; 4. eine Uebersicht der reichen Bismarck-Litteratur; 5. eine Zusammenstellung der Bismarck-Bilder.

Der Nachbar im Osten. Kultur- und Sittenbilder aus Rußland von Dr. Arthur Fränkel. Erster Band. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1888.

Ein vorzüglicher Kenner der russischen Zustände, der Geschichte Rußlands, des russischen Nationalcharakters hat diese Schilderungen aus Rußland entworfen. Wie

Digitized by Google

groß die Barbarei dieses „heiligen“ Reiches noch ist, wird man sich hier mit Schaudern bewußt. Fränkel erzählt uns, wie rücksichtslos in den russischen Ostseeprovinzen das Deutschtum und der Protestantismus, alten, verbrieften Rechten hohnsprechend, unterdrückt worden sind. Die Ordnung und der Wohlstand dieser von Deutschen bewohnten Landstriche waren den slawischen Fanatikern ein Dorn im Auge: lieber sahen sie eine Wüste, als die Deutschen. Dann erhalten wir eine Reihe von wahrhaft erschrecklichen Bildern aus der Regierungszeit Nikolaus' I. und Alexanders II. In Rußland giebt es keine Gerechtigkeit. Der Zar ist weit, und die Polizei ist Alleinherrscherin; der Rubel allein schützt den Bürger vor Willkür und Gewaltthätigkeit. Das glänzendste Kapitel des Buches ist das letzte: der russische Nationalcharakter und seine Wirkungen auf das russische Leben. „Nitschewo! Es macht nichts!“ In diesem Lieblingswort aller Volksklassen spiegelt sich die Volksseele ab. Der Russe ist im Durchschnitt wenig ausdauernd in der Arbeit, darum bringt er es bei aller Vielseitigkeit zu keiner Meisterschaft und ist in allem Handwerk vom Auslande abhängig. Seine Sorglosigkeit hängt mit seiner praktischen Begabung für alles Mögliche zusammen, aber sie führt ihn auch zur Genußsucht, Verschwendung, Unzuverlässigkeit, Zeitvergeudung, Trunksucht. Er hat eine außerordentliche Lebhaftigkeit der Empfindung, aber Wankelmut und Mangel an Beharrlichkeit stehen mit ihr in Verbindung. Er ist der gutmütigste und liebenswürdigste Mensch, ein zärtlicher Familienvater, offenherzig, zutraulich, zugleich aber auch geschwätzig, unklug. Die maßlose russische Gastfreundschaft ist ebenso bekannt, wie russische Grausamkeit, Rohheit (z. B. bei Behandlung von Gefangenen). Das Volk ist unterwürfig bis zur Kriecherei, der Behörde gegenüber hat es gar kein, weder männlich-persönliches, noch bürgerliches Selbstgefühl. Woher auch? Das rauhe Klima hat den russischen Soldaten zwar abgehärtet gegen jede Strapaze, aber seine Schwermut macht ihn auch langsam in allen körperlichen Bewegungen. Damit hängt seine geistige Trägheit zusammen. Die Treue im Kleinen kennt der Russe nicht. Statt originalen Unternehmungsgeistes besitzt er nur das Talent der Nachahmung. Die russischen Romane, die ja meist realistische Erzählungen sind, bestätigen nur dieses Charakterbild.

Wir machen unsre Leser auf die Rubrik des Umschlags „Neues vom Büchermarkt“ aufmerksam.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. und die Freisinnigen und Ultramontanen.

Es gehört zu dem tragischen Geschick, das Kaiser Friedrich gehabt hat, daß ihn eine Partei für sich allein beanspruchte und ihm das Ansinnen stellte, ihr verderbliches Programm zu verwirklichen. Auch jetzt noch thut sie das. Die Volkszeitung, dieses neben der Freisinnigen Zeitung rücksichtsloseste Blatt des Fortschritts, schrieb noch jüngst in ihrem Artikel: „Zum Sedantage," indem sie die anredete, die nicht ins deutschfreisinnige Horn blasen: „Auch ihn laßt uns, den ihr geschmäht und verketzert habt"; sie ahnt gar nicht, daß es die größte Schmähung für einen Hohenzollern ist, ihn einer Partei zu überlassen, und nun vollends einer Partei, die unter Freiheit nie etwas andres verstanden hat, als Beschneidung der Rechte, die die Krone hat.

Wilhelm II. hat beim Beginn seiner Regierung einen Armeebefehl erlassen, kraftvoll und herzlich zugleich. Wie man dem Erlaß anmerkt, daß er aus tief bewegtem Herzen kam, so ist er auch ein Zeugnis von festem Willen. Der junge Kaiser verweist auf seinen Großvater, „das Bild des glorreichen und ehrwürdigen Kriegsherrn," auf seinen teuern Vater, auf die lange Reihe ruhmvoller Vorfahren, deren aller Herzen warm für die Armee geschlagen, und fährt dann fort: „So gehören wir zusammen, Ich und die Armee, so sind wir für einander geboren, und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Frieden oder Sturm sein." Gleicher Ernst und gleiche Jugendkraft spricht aus dem an demselben Tage gegebenen Erlaß an die Marine: „Die Zeit ernster und wahrhafter Trauer stärkt und festigt den Sinn und die Herzen der Menschen, und so wollen Wir, das Bild Meines Großvaters und

Digitized by Google

Meines Vaters treu im Herzen haltend, getrost in die Zukunft sehen. . . . Ich weiß, daß jeder [der der Marine angehört] bereit ist, mit seinem Leben freudig für die Ehre der deutschen Flagge einzustehen, wo immer es sei, und so kann Ich es in dieser ernsten Stunde mit voller Zuversicht aussprechen, daß wir fest und sicher zusammenstehen werden in guten wie in bösen Tagen, im Sturm wie im Sonnenschein, immer eingedenk des Ruhmes des deutschen Vaterlandes und immer bereit, das Herzblut für die Ehre der deutschen Flagge zu geben." Wenn in dem ersten Erlaß mehr der Hohenzoller hervortritt, der zu seinem Heere sagen darf: „Wir sind für einander geboren," so läßt der zweite Erlaß an die Marine, wie es sich gebührt, mehr den deutschen Kaiser sprechen, der „immer eingedenk ist des Ruhmes des deutschen Vaterlandes." Wohl alle patriotischen Herzen schlugen höher bei diesen Worten.

Dagegen wurde gleich in dem Leitartikel der Volkszeitung vom 17. Juni, „Der Thronwechsel," die neue Regierung angezapft wegen der Verordnung einer sechswöchentlichen Landestrauer. Diese Verordnung wurde dem Erlaß von San Remo über Freilassung der Landestrauer gegenüber gestellt, um dann die Bemerkung vom Stapel zu lassen: „Diese Vorschrift, welche polizeilich befohlen will, was nur als freie Kundgebung der Herzen wirklichen Wert hat, wird gleichwohl erreichen, was sie bezweckt, sei es auch auf einem Umwege; sie wird von neuem die Empfindung dessen schärfen, was die deutsche Nation an Kaiser Friedrich verloren hat." So wurde das neue Regiment wegen eines Aktes begrüßt, dessen Unterlassung wenige Monate vorher als sehr unzweckmäßig erfunden worden war.

Die Proklamation „An mein Volk" erfolgte am 18. Juni. Der junge Kaiser gedachte zuerst in tief gefühlten Worten seines in Gott ruhenden Großvaters und seines Vaters, „des königlichen Dulders, dessen unvergänglicher Ruhm seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären wird"; dann gelobt er Gott, nach dem Beispiel seiner Väter seinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein. Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrangten ein Helfer, dem Reiche ein treuer Wächter zu sein.

Durch diese drei Erlasse geht ein Ton, der die Weissagung des Menschenkenners Bismarck zu rechtfertigen scheint: „Wenn Prinz Wilhelm einmal den Thron besteigen wird, so wird er Kaiser und Kanzler in einer Person sein!" Man hat mit Recht gesagt, daß diese Erlasse kein Programm geben; aber sie geben mehr: sie knüpfen eine persönliche Beziehung zwischen Armee und Führer, zwischen Volk und König. Das ist auch noch deshalb von großer Bedeutung, weil an diese so warmen und doch so klaren Worte, die, wie gesagt, kein Programm, aber Grundsätze enthalten, eine unehrliche Auslegungskunst der Parteien, die die Worte so lange herumzerrt, bis sie ihnen passen, gar nicht hinan kann. Eine Sophistik, wie sie z. B. dem durch die ganze Geschichte der Hohenzollern

Digitized by Google

hinreichend verständlichen, in das Programm Friedrichs aufgenommenen Satze von der religiösen Duldung sowohl von seiten der Irreligiosität wie von seiten des Ultramontanismus zu teil ward, die für die ungemessensten Bestrebungen nun breiten Boden zu haben glaubten, kann an diesen aus dem Herzen quellenden Worten ihr Spiel schwerlich treiben. Auch gegenüber dem Auslande waren die Worte des neuen Herrschers ebenso klar und bestimmt als sicher. Bei dieser Sicherheit unsrer politischen Leitung war die Versicherung des Mémorial diplomatique fast possirlich, daß „der Prinz von Wales einen vorherrschenden Einfluß auf die politischen Kreise Berlins übe und daß seine Anwesenheit in der Reichshauptstadt unbedingt notwendig sei vom Standpunkte der kaiserlichen Familie aus wie von dem der gegenwärtigen Politik und der zukünftigen Ereignisse.“ Du lieber Gott! der Prinz von Wales, dem „die Kleider nicht mehr fesch sitzen,“ wie er neulich seinem „Tailleur“ selbst gestanden hat, weil er zu dick geworden ist!

Den Tag der Beisetzung Kaiser Friedrichs benutzte das Hauptorgan der Fortschrittspartei, um wahre Orgien voll wütenden Preußenhasses zu begehen. Die Volkszeitung brachte einen Artikel: „Kaiser Friedrichs Leichenfeier.“ Darin heißt es: „Es ist der Tag von Kollin und der Tag von Waterloo, an welchem Kaiser Friedrich zur ewigen Ruhe gebettet wird, ein Tag, wie kein andrer geeignet, an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit zu denken.“ Daß es auch der Tag von Fehrbellin war, mußte verschwiegen werden; es konnte das ja vielleicht auch patriotische Erhebung mit hervorrufen. Kollin aber, das demütigt; denn daß auf Kollin Roßbach und Leuthen folgt, daran braucht ja nicht erinnert zu werden. Aber was thut man mit Waterloo? O, Waterloo paßt ganz gut zu Kollin; denn „die beiden größten Eroberer und Kriegshelden, welche die beiden letzten Jahrhunderte gesehen haben, fanden an diesem Tage die schwere Züchtigung des Übermutes, der auf die Macht der Waffen als auf die einzige Quelle des Rechtes pocht.“ Waterloo mahnt den Preußen nicht etwa daran, daß sich hier die edelste Kraft des Preußenvolkes in seinem totmüden und doch noch todesmutigen Heere in wunderbar stolzer Herrlichkeit zeigt, sondern der Tag von Waterloo war „ein Tag der ewigen Verdammnis für die Liebe zum Kriege, welche die edelste Kraft der Völker unter gleißend leeren Schlagworten von Ehre und Ruhm in Molochs unersättlichen Rachen schleudert.“ Und diese Lehre sollen „unsre Väter und Großväter noch am eignen Leibe erfahren“ haben. Aus diesem kraftlosen Geschreibsel kann nur entnommen werden, daß dieser Molochhasser an Väter und Großväter denkt, die am Tage von Waterloo vielleicht ihr Geschäftchen noch in Russisch-Polen gemacht haben.

Am 25. Juni begrüßte Kaiser Wilhelm, umgeben von den deutschen Fürsten, den deutschen Reichstag mit einer Ansprache, die einerseits eine starke Friedenskundgebung, anderseits die festeste Entschlossenheit zeigte. Nachdem die Rede

Digitized by Google

pietätsvoll des entschlafenen Vaters gedacht hat, weist sie in wenigen, aber viel sagenden Worten auf das Vorbild hin, das sich Wilhelm II. vor Augen gestellt hat, das Vorbild, das Kaiser Wilhelm nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung seinen Nachfolgern hinterlassen und dem auch seines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, so weit die Bethätigung seiner Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist. Von seinen Aufgaben nach außen und im Innern spricht der Kaiser ebenso aufrichtig als klar und eignet sich insbesondre die am 17. November 1881 erlassene Botschaft seines Großvaters an; Bestrebungen aber, die auf Zerstörung der staatlichen Ordnung ausgehen, will er mit Festigkeit entgegentreten. Das Bündnis mit Österreich-Ungarn und Italien wird als Grundlage des europäischen Gleichgewichts und Friedens hingestellt, die persönliche Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland sowie die seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen zu diesem Reiche werden erwähnt. Wenn dann der Kaiser am Schlusse die Zuversicht ausspricht, daß es uns für absehbare Zeiten vergönnt sein werde, in friedlicher Arbeit zu wahren und zu festigen, was unter der Leitung seiner beiden in Gott ruhenden Vorgänger kämpfend erstritten worden, so hatte er dem deutschen Volke aus der Seele gesprochen. Es war ein dankenswertes, ernstes Wort, das hier vor den Vertretern der deutschen Nation und vor ihren Fürsten erklang, die sich zum erstenmale vor ihrem Kaiser scharten und ihm in Anerkennung des Hohenzollernerbrechts vor dem gesamten Auslande huldigten. Nach der Rede begrüßte der Kaiser seinen Kanzler in einer so herzlichen Weise, daß der ganze Reichstag in eine freudige Erregung geriet. Die Rede wurde durch eine Adresse, die in allen Punkten dem Kaiser beistimmte und die einstimmig und debattelos angenommen wurde, beantwortet. Hierauf wurde die Session im Auftrage des Kaisers sofort geschlossen.

Am 27. Juni wurde der Landtag eröffnet und vernahm die Thronrede des Königs, die oft von lautem Beifall begleitet wurde. Sie enthielt das Verfassungsgelöbnis und entwarf dann in kurzen, markigen Zügen ein Regierungsprogramm, worin die Regierung Wilhelms I. von König Wilhelm II. als Vorbild aufgestellt wird. Von Bedeutung war die ausdrückliche Erklärung, daß der König weit davon entfernt sei, das Vertrauen des Volkes auf Stetigkeit der gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte beunruhigen zu wollen. „Der gesetzliche Bestand meiner Rechte genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, welches Preußen nach seiner geschichtlichen Entwicklung bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsre Verfassung eine gerechte und nützliche Verteilung der zur Mitwirkung berufenen verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält.“ Weiter will der neue König dem Vorbilde seiner Ahnherren darin folgen, daß er allen religiösen Bekenntnissen in seinem Lande bei freier Ausübung des Glaubens seinen königlichen Schutz angedeihen läßt. Die Beziehung des Staates zur katholischen Kirche betrachtet

Digitized by Google

er als für beide Teile in annehmbarer Weise gestaltet. Den kirchlichen Frieden im Lande will er zu erhalten bemüht sein. Nachdem in kurzer und treffender Weise noch über die innere Verwaltung und das Finanzwesen des Staates gesprochen worden ist, sagt der König am Schlusse, daß er das Vertrauen habe, es werde auch in der künftigen Legislaturperiode die Wohlfahrt des Landes in gemeinschaftlicher Arbeit gefördert werden. An seine ihm nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe tritt er mit der Zuversicht des Pflichtgefühls heran und hält sich „das Wort des großen Friedrich gegenwärtig, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist." Auch in dieser zweiten Rede fand die Pietät des Sohnes gegen den Vater einen schönen Ausdruck, und wenn schon Kaiser Friedrich darauf hingewiesen hatte, daß Preußens und Deutschlands Geschicke durch die Thaten Wilhelms I. unauflöslich mit einander verbunden seien, sodaß man den Kaiser von Deutschland und den König von Preußen nicht trennen könne, so wurde derselbe Gedanke in dieser zweiten Rede König Wilhelms kräftig hervorgehoben. Auch das preußische Abgeordnetenhaus beantwortete die Thronrede mit einer Adresse, die einstimmige Genehmigung fand. Nach zweitägigem Zusammensein erfolgte der Schluß des Landtags.

Nicht sonderlich erbaut von den beiden Thronreden waren die Freisinnigen. Wenn man Blättern wie der Volkszeitung glauben wollte, so wurde „nur der alte Faden in einer neuen Nummer fortgesponnen," weil sich die Rede an den Reichstag darüber deutlich genug ausdrücke, daß der Schutz der Schwachen sich nur auf eine andere Art Armenpflege beschränke, dagegen dem Arbeiter die Mittel der politisch sozialen Freiheit versagt blieben; dies sei der Fall, wenn einerseits der bisherigen Auslegung der Botschaft von 1881, anderseits der bisherigen Handhabung des Sozialistengesetzes zugestimmt werde. Die Volkszeitung wird deshalb sehr besorgt; das immer auf Frieden bedachte Blatt sieht Erschütterungen für unser Vaterland kommen, „wie sie noch kein Staat in der geschichtlich bekannten Vergangenheit jemals zu bestehen gehabt hat." Es gebe nur „einen Weg zur Sicherstellung unsrer nationalen Zukunft, nämlich den, daß das Volk zu seinen Vertretern in die gesetzgebenden Körperschaften Politiker wähle, welche mit der Sozialpolitik des letzten Jahrzehnts rücksichtslos zu brechen gewillt sind." Da haben wir denn das heilende Kräutlein der Freisinnigen. Hoffentlich wird die bisherige Mehrheit der Mittelparteien dadurch bestimmt, von gewissen Absichten zu lassen, die vielfach aufgetaucht sind. Konservative wie Nationalliberale haben sich dahin vernehmen lassen, das Kartell in der Weise, daß es in jedem Wahlkreise verpflichtende Wirkung habe, für die bevorstehenden preußischen Landtagswahlen zu lösen. Wir halten das entschieden für unheilvoll. Ohne Frage liegt diesen Absichten von seiten der Nationalliberalen die Befürchtung zu Grunde, daß möglicherweise die konservative Partei zu einer Selbständigkeit komme, die ihr allein durch Unterstützung der Nationalliberalen die Mehrheit verschaffe und damit

Digitized by Google

zugleich erlaube, von jeder Rücksicht auf die Nationalliberalen abzusehen. Leugnen ließ sich außerdem nicht, daß die Klerikalkonservativen nach den liberalen Sitzen in Hannover schielten und sogar mit den Welfen Fühlung suchten; dagegen nahmen die Nationalliberalen aber die Miene an, als wollten sie in den östlichen Provinzen für sich Eroberungen machen. Alle solche Streifereien, die das Aufgeben des Kartells zur Folge haben, sind gefährlich; es hat weiter niemand Nutzen davon, als die Deutschfreisinnigen, die von dem Streite der Mittelparteien Stärkung erfahren würden. Auch für den kommenden Landtag mit seiner fünfjährigen Dauer ist noch immer eine gegen den Fortschritt gerichtete Kartellpartei das beste. Hoffentlich trägt die Ernennung Bennigsens zum Oberpräsidenten von Hannover zur Erhaltung der Kartellmehrheit bei; sie beweist den Hochkirchlichen, daß sie die Sehne nicht zu straff spannen dürfen, umso mehr, als sie aus der eigensten Initiative des Kaisers hervorgegangen ist. Demselben Zwecke der Dauer der bisherigen Mehrheit muß auch die Ernennung des gemäßigten Bestrebungen zugethanen Ministers Herfurth dienen.

Am 14. Juli trat der Kaiser seine Nordlandsfahrt an; er traf früh neun Uhr in Kiel ein und begab sich sofort an Bord des „Hohenzollern." Um elf Uhr stach die Kaiserjacht an der Spitze einer stolzen Armada in See. Die stattliche Flotte bestand aus elf der schönsten Schiffe unsrer Marine, die mit 102 schweren Geschützen und 3898 Köpfen bemannt waren. Auf dieser Fahrt durchschnitt der Kaiser die Ostsee ihrer ganzen Breite nach, indem er damit gewissermaßen von unserm Meere Besitz nahm. Vor allen andern deutschen Kaisern, ja auch vor allen andern Hohenzollernfürsten liebt es dieser Kaiser, Seeluft zu atmen; er weiß auch, was die See für die Entwicklung eines Volkes zu Macht und Reichtum ist. Schon seine persönlichen Beziehungen, die er als Prinz zur Flotte hatte, zeigten, daß er einst auch dieses Erbe des großen Wilhelm, mit dem erst eine Kolonialpolitik möglich wurde, mit leidenschaftlicher Liebe antreten würde. Und als Kaiser zeigte er seine Liebe zum Seewesen sofort durch sein Wort an die Marine, wie durch die Berufung eines Fachmanns an ihre Spitze. Wie nun jetzt der junge Kaiser in der Uniform eines Kontreadmirals sein stolzes Geschwader durch die Fluten der Ostsee führte, da mußten wir Treitschke Recht geben, wenn er in dem schönen Denkmal, das er den beiden toten Kaisern gesetzt hat, sagt, daß die Nation mit hoffendem Vertrauen ihre Augen auf ihren jungen kaiserlichen Herrn wende. „Alles, was er bisher zu seinem Volke sprach, atmete Kraft und Mut, Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Wir wissen jetzt, daß der gute Geist der Wilhelminischen Zeiten dem Reiche unverloren bleibt." Schon setzte sich das Wort des jungen Monarchen in Thaten um. Mit hoher Freude sah das ganze deutsche Volk seinen Kaiser dem Zaren seinen Gruß bringen; es hoffte, daß es ein Friedensgruß sein werde. Hüben und drüben, in Deutschland und in Rußland, gab es freilich Leute

Digitized by Google

genug, denen diese Aussicht nicht erfreulich war. Freisinn und Panslawismus versuchten alles mögliche, die Tragweite dieser Kaiserbegegnung abzuschwächen, den Frieden als im Grunde aussichtslos hinzustellen. Aber auch hier, als der junge Kaiser sein Freundeswort dem Zaren rief, sprach er aus der Seele seines Volkes.

Und das ist derselbe Kaiser, von dem die „Historisch-Politischen Blätter" in einem Aufsatze vom 24. Juni, aus dessen Sätzen überall der Fuchsschwanz von Tücke und Heuchelei herausguckt, zu berichten wußten, daß „der stumme Kaiser vor drei Monaten in seinen Manifesten eingehender und deutlicher gesprochen, als jetzt der redende," und als Ergebnis von der ganzen politischen Veränderung das herausfand, daß „einfach der preußische Konstitutionalismus mit der Eigenart eines inamoviblen [herrliches Wort!] Ministers wiederhergestellt" sei. „Ein Kaiser und König herrscht, der Kanzler regiert; hier der Körper, dort der Schatten. Hat sich der siegreiche Kaiser Wilhelm I. in weit vorgerückteren Jahren aus freien Stücken und wohlgemut in das Verhältnis gefügt, warum sollte sich der blutjunge Kaiser Wilhelm II. nicht auch in diesem Punkte nach dem Vorbilde des Großvaters, nicht bloß aus politischer Berechnung, sondern sogar aus Herzensbedürfnis, gerichtet haben? Die schweren Stunden, aber auch klare Stellungen werden erst kommen und kommen müssen, wenn weitere zwei greise Augen sich schließen." So der Jesuit in den gelben Blättern. Es hilft euch alles nichts, ihr Herren mit dem Fuchsschwanze! Auch wenn die zwei Augen sich schließen, werden sie noch fortleuchten, lange, lange, wie des großen Friedrich Augen fortleuchteten bis zu König Wilhelm und bis zu Otto von Bismarck. Solche Augen erlöschen nicht; auch machen sie die Stellungen klar für Jahrhunderte, sodaß nicht erst klare Stellungen „kommen und kommen müssen" bei ihrem Abscheiden, das die Herren so schmerzlich ersehnen, als wären sie Patrioten Déroulèdes. Die Römlinge auf deutschem Boden sollen sich wohl gerade so täuschen über die Stellungen, die „kommen müssen", wie sie sich getäuscht haben in den Hoffnungen, die sich „überall im In- und Auslande regten," als Kaiser Wilhelm starb. „Wer immer — so schrieb das Jesuitenblatt — von der erdrückenden Stickluft unsrer Tage den Atem beschwert fühlte, hat den Blick unverwandt auf Kaiser Friedrich gerichtet. Es waren unbestimmte und unklare Hoffnungen; aber tröstliche Hoffnungen waren es, und sie sind mit dem hohen Dulder dahingeschieden." Man sieht, was für Genossen an diesen Römlingen die Freisinnigen hatten. Ganz wie die fortschrittlichen Blätter, sahen auch diese ultramontanen in dem Kaiser Friedrich den, „der trauernd über sich ergehen lassen mußte, was er nicht verhindern konnte." Aber „nicht alles, was geschehen ist, ist unveränderlich und nicht mehr gut zu machen." Ja ja, was soll doch alles gut gemacht werden, wenn sich „weitere zwei greise Augen schließen!" Da soll wahrscheinlich angefangen werden mit dem, worauf die Recht und Wahrheit liebenden gelben Blätter

Digitized by Google

hinweisen, wenn sie sagen, daß „der stumme Kaiser gerade an dem Tage zu Grabe getragen wurde, an welchem vor zweiundzwanzig Jahren sein Vater, König Wilhelm, den Aufruf an das preußische Volk erlassen hat, der den Bruch des fünfzigjährigen völkerrechtlichen Bundesvertrages und den deutschen Bruderkrieg ankündigte.“ Vor einem neuen Bruderkriege, wenn er nur den alten Bundestag wieder herstellte, würden diese deutschen Römlinge gar keine Scheu haben. Wir aber wollen uns den lustigen Vers merken, der am Tage des Einmarsches der Preußen in Frankfurt von einem Schauspieler auf einer Berliner Bühne improvisirt wurde:

Es zog zu Frankfurt an dem Main
Das tapfre Heer der Preußen ein;
Was that der edle deutsche Bund?
Er drückte sich und er verschwund.

Während der Nordlandsfahrt des Kaisers machte der Prinzregent von Baiern dem Könige von Württemberg einen Besuch in Friedrichshafen. Das war für die Ultramontanen, die so sauer zur Begrüßung des Kaisers durch sämtliche Reichsfürsten gesehen hatten, eine gefundene Sache. Die beiden deutschen Fürsten sollten flugs eine Gegendemonstration gegen das Berliner Ereignis machen. Als ob es nicht nahe genug gelegen hätte, daß der bairische Fürst den durch lange Krankheit von seinem Lande entfernt gehaltenen Nachbar seinen Gruß entbot, zumal da ein früherer Besuch des württembergischen Königspaares in München von König Ludwig II. unerwiedert geblieben war. Was somit nur das Abtragen einer alten Schuld war, das wird für die Römlinge ein Versuch, die süddeutschen Staaten aufs neue gegen Preußen zu vereinen und die Triasidee aufleben zu lassen. Aber so gottverlassen, auf diese Hetze hin zu laufen, ist kein deutscher Fürst mehr. Auch das ist ein Segen, den Kaiser Wilhelm durch Errichtung des Reiches uns hinterlassen hat. Die Fürsten Deutschlands wissen am besten, daß ihre Stellung noch nie so gesichert war als im neuen Reich; sie wissen auch, daß ein Sonderbund darin niemandem mehr schaden würde als ihnen selbst. Aber man sieht doch aus solcher erbärmlichen Hetzerei, was den Ultramontanen das liebste wäre.

Am 24. Juli lichtete der „Hohenzollern“ wieder die Anker auf der Rhede von Kronstadt. Kaiser Wilhelm stand auf der Kommandobrücke und winkte der abdampfenden „Alexandra,“ an deren Bord die russischen Herrschaften waren, den Abschiedsgruß zu. Die ganze russische Flotte und sämtliche Forts gaben Salutschüsse, und vom Ufer her erscholl tausendfaches Hoch. Von der russischen Flotte her ertönte die preußische Nationalhymne, und während jene, so lange Kaiser Wilhelms Armada in Sicht war, in Paradestellung lag, gaben eine Menge Privatdampfer dem „Hohenzollern“ das Geleite. Die Beweise von Sympathie, die Kaiser Wilhelm dem russischen Kaiserpaare zu geben beabsichtigte, indem er dem russischen Hofe zuerst den Besuch machte, waren in so herzlicher

Digitized by Google

Weise erwiedert worden, daß man annehmen muß, daß die vertrauensvollsten Beziehungen zwischen beiden Höfen hergestellt sind. Ein Zeichen und ein Erfolg dieser freundschaftlichen Beziehungen ist wohl auch die Verlobung der Prinzessin Sophie mit dem griechischen Thronfolger, die ohne die Reise des Kaisers schwerlich zu stande gekommen wäre. Sie kann nur dazu dienen, das Band der Freundschaft zwischen dem deutschen, dem russischen und dem dänischen Hofe enger zu knüpfen. Und diese Freundschaft der Herrscher wird ihren Reichen zu statten kommen. Nach allem, was wir bis jetzt erfahren und trotz der hämischen Bemühungen etlicher deutschfeindlichen Zeitungen in Rußland, die Freundschaft zu stören, wird doch das Journal de St. Petersbourg Recht behalten, wenn es nach diesem Besuche des deutschen Kaisers das Vertrauen auf den europäischen Frieden befestigt sah, und zwar auf einen Frieden für lange Jahre. Dann aber hat Kaiser Wilhelm sein Ziel erreicht. Ihm kam es schlechterdings nur auf die Gewinnung gegenseitigen persönlichen Vertrauens an, damit für alle Zukunft Einflüsterungen und Fälschungen, wie sie 1887 stattgefunden hatten, unmöglich wären. Und dies Ergebnis liegt vor. Unsers Kaisers „einfache Würde, sagte die Nationalzeitung, seine jugendliche, dennoch gehaltene Heiterkeit, sein lebhaftes Interesse, die Freundlichkeit und Lebhaftigkeit seines Wesens haben den Hof in Petersburg und dessen Publikum für Kaiser Wilhelm gewonnen, und es zeigt sich, daß der junge Herrscher gar keinen bessern Hintergrund für seine Erscheinung haben konnte, als ihm die Gehässigkeit jener Berichte bereitet hatte." Die Nationalzeitung meint die Berichte jener schändlichen Preßverschwörung, in denen lange Monate vor seiner Thronbesteigung der künftige Herrscher dem Auslande in verzerrtem Bilde dargestellt wurde, um ihn der Abneigung und dem Mißtrauen Europas zu empfehlen. Wenn Hinzpeters Schilderung von der Entwicklung des jungen Kaisers ein andres Bild „treu nach der Natur" aufzustellen versucht hatte, ein Unternehmen, das gut gemeint, auch den Verhältnissen entsprechend, nur leider einigermaßen geschmacklos ausgefallen war, so verwischte die Erscheinung des jungen Kaisers mit einem male und für immer die häßlichen Züge, die seine Feinde sogar in Damenadressen seinem Bilde aufgetragen hatten. Und das ist bis jetzt überall, wo sich der Kaiser hat sehen lassen, so gewesen, wie da in Rußland vor einem keineswegs günstig voreingenommenen Publikum. Mochte nun auch die Agence Havas sich aus Petersburg melden lassen, daß eine Regelung der schwebenden Fragen nicht herbeigeführt worden sei, so war eine solche Vereinbarung, die diplomatische Abmachungen zur Folge hätte haben müssen, gar nicht beabsichtigt gewesen. Es war alles gewonnen, wenn das Vertrauen gewonnen war. Wo das ist, da werden diplomatische Einzelfragen bei einigem Geschick immer von Kabinet zu Kabinet zu lösen sein; und das ist hier, wo von Rußland die Rede ist, bei der bulgarischen, überhaupt bei der Balkanfrage der Fall. Dies Vertrauen aber wird auch die Agence Havas und werden alle böswilligen französischen

Digitized by Google

Blätter nicht mehr zerstören. Im Gegenteil, je mehr dort gehetzt wird, desto mehr wird Frankreich als der eigentliche Störenfried der europäischen Verhältnisse dastehen, was ihm in der Massauafrage deutlich genug gesagt worden ist. Es war nur die Angst, daß ihm das Handwerk gründlich gelegt werden könnte, die aus dem französischen Geschwätz sprach, daß Herbert Bismarck nach Paris kommen und die Entwaffnung Frankreichs binnen zehn Tagen fordern werde. Diese Forderung könnte wohl noch einmal kommen, aber nicht vor, sondern nach einem Kriege, den wir erst aufnehmen werden, wenn es sein muß. Hoffentlich können wir die „große Nation" mit ihrem Hexenkessel Paris noch recht lange sich selber und ihrem Schicksal überlassen.

Die landwirtschaftliche Notlage.

(Schluß.)

Ein weiterer Übelstand, der die ungehinderte Entfaltung der Arbeitskraft des Landwirtes sehr erschwert und der dringend eine vorurteilsfreie Erwägung erheischt, ist die dem Grundbesitzer auferlegte ländliche Polizeiverwaltung. Wer weiß, welche stetig angespannte Hingebung, welche Aufopferung der mühevolle Betrieb der Landwirtschaft vom Dirigenten und allen seinen Beamten fordert, der kann sich nicht darein finden, daß die ehrenamtliche Verwaltung einer allgemeinen Staatsangelegenheit noch so viele Freunde und Verteidiger, selbst in den Kreisen der Großgrundbesitzer, findet. Zum allergrößten Teile haben diese sie freilich bereits in die Hände ihrer Stellvertreter und Beamten übergehen lassen. Aber dennoch bleibt die große Belastung für sie bestehen und wird dadurch nicht vermindert.

Die Zeitverhältnisse verlangen genaue Zusammenraffung aller Kräfte; unser Gewerbe verträgt am allerwenigsten eine Zersplitterung derselben. Die Anforderung, die eine ordnungsmäßige Führung der ländlichen Polizei bei dem wachsenden Verkehre und der Überbürdung mit schriftlichen Arbeiten an Zeit, Arbeitskraft und Studium mit sich bringt, taugt nicht für den mit ausreichenden

Digitized by Google

Sorgen in der eignen Wirtschaft schwer bedachten Landwirt. Die Polizeiverwaltung allein erfordert schon eine ununterbrochene Hingebung und eine dafür ausgebildete ganz tüchtige Kraft. In der Erkenntnis seiner schwierigen Lage und der Verantwortung, die das Ehrenamt mit sich bringt, sollte der Landwirt dahin streben, diese Bürde loszuwerden, und zwar umsomehr, als sie für den größern Grundbesitzer eine ihm wohl nicht zukommende untergeordnete Stellung herbeiführt. Eine Beteiligung und damit die gewünschte freie gemeinnützige Thätigkeit in allgemeinen Angelegenheiten findet er, und zwar weit angemessener, in der Kreis- und Provinzialverwaltung, und darin, wie in dem eignen Amtsausschusse, ist sein Einfluß auf die ländliche Polizeiverwaltung ausreichend gewahrt. Er sollte die besondre Führung derselben anstandslos dem Staate überlassen, und dieser wiederum müßte sie im allgemeinsten Interesse auf sich nehmen, wo seine führende Hand in Friedens-, noch mehr aber in Kriegszeiten so wichtig ist, er auch aus seinem Militärstande heraus tüchtige Kräfte hat, diese Stellen ähnlich denen der posenschen Distriktskommissarien würdig zu besetzen. In einem Kriegsfalle dürften die Unzuträglichkeiten unsrer heutigen ländlichen Polizeiverwaltung sehr verderblich werden können.

Der im Verlaufe der Zeiten mehr hervortretende Wechsel im Grundeigentume kann von verschiednem Standpunkte aus sowohl für einen glücklichen Umstand als auch für ein recht bitteres Leidwesen angesehen werden. Nach meiner Ansicht giebt er ebenfalls eine Ursache zu der heutigen Notlage. Ich möchte ihn mit seinen Ergebnissen denjenigen Ergebnissen gleichstellen, welche, freilich in anderm Maßstabe, die gewaltsame Revolution gegenüber der friedlichen Reform herbeiführt. Der letztern wohlthätige Folgen kommen beim befestigten Familienbesitze und in dessen geordnetem Erbgange zu nutzbarem Austrag, während der wirkliche Wechsel im Besitz und ganz vorzugsweise in der Pachtung all das Böse im Gefolge hat, was ein plötzlicher Umsturz des Bestehenden mit sich bringt.

An sich ist dem ländlichen Besitzwechsel eine gewisse wohlthätige Einwirkung auf die Kultur, durch die Gewinnung einer neuen Kraft mit vielleicht mehr zusagenden Mitteln, nicht ganz abzusprechen. Da nun aber der Landbau seinen Segen nicht in bloß vorübergehenden Erfolgen finden, sondern ihn nachhaltig wirkend sich erringen soll, derart, daß die gesamte staatliche Gesellschaft sich auf ihn stützen kann, so muß man wohl eine allgemeine Schädigung durch den gar zu häufigen Besitzwechsel anerkennen. In der Landwirtschaft gehören viele Jahre, ich möchte sagen Jahrzehnte dazu, um nennenswerte Erfolge herbeizuführen. Es ist keine Möglichkeit, solche bei derartigem Wechsel zu erreichen; noch weniger aber in den so überaus kurz bemessenen Pachtperioden. Man denke nur an die Viehzucht. Wie viele Generationen müssen aufgezogen werden, um nur erst zu einer gewissen Stetigkeit in der erstrebten Zucht zu kommen! Aber auch beim Grund und Boden gehen Jahre vorüber, ehe der

Digitized by Google

neue Besitzer oder Pächter dazu gelangt, sich ein sicheres Urteil über die beste Nutzbarmachung seines Landes für die verschiednen Feldfrüchte bei den so mannichfachen klimatischen Verhältnissen zu beschaffen. Gewöhnlich ist deshalb bei den Pachtungen, mit der mühselig zu einer gewissen Blüte gebrachten Kultur, die Zeit herangekommen, wo der Wechsel wieder eintritt und der alte Pächter, oft selbst bei gutem Willen und nach bestem Vornehmen, aus seiner mühsam aufgebauten Unternehmung herausgedrängt wird. An dem verschiedensten Einflusse von Thorheit, Unverstand und Besserwissenwollen, selbst von Mißgunst und Habsucht, fehlt es dabei nicht. Dann bricht vieles Gute rettungslos zusammen, namentlich aber, was gerade den Volksfreund so schmerzlich berührt, alles das, was man sich in seinem Gesinde, seinen Arbeitern und seinem persönlichen Hilfspersonal unter mancherlei Selbstverleugnung herangezogen hat. Das geht wie das gewöhnliche Gutsinventar wieder hinaus ins Weite, sinkt auf tiefere Stufen hinab und verkommt vielfach.

Es ist unfaßbar, daß die nicht hoch genug zu schätzende monarchische Staatsidee sich nicht thatkräftig gegen den Wechsel im Gutsbesitz, namentlich gegen das immer mehr um sich greifende Verpachtungssystem wendet. Wo der Grund und Boden, seine Bewirtschaftung und seine Bevölkerung des ganzen Staates sicherste Grundlage ausmacht, sollte man meinen, daß für deren Verfassung die eingehendste und allgemeinste Berücksichtigung obwalten müßte. Es ist doch keine Kleinigkeit, wenn der Teil der staatlichen Bevölkerung, den das konservative Element sein eigen nennen sollte, in einem steten Wechsel hin- und hergeschleudert wird, wie das die notgedrungene Folge eines Verpachtungssystems auf kurze Zeitfristen und zum alleinigen Zwecke des höchsten Geldertrages ist. Der Staat, der einen so hohen Wert auf die Schaffung eines seßhaften Bauernstandes legt, müßte so viel als möglich dagegen eintreten, umso mehr, als selbst auch der wirkliche Gutsertrag hierbei geschmälert wird.

Bei den kurzen achtzehnjährigen Pachtfristen kommt der vierte Teil dieser Jahre nicht zu seiner vollen Ausnutzung. Der abgehende oder nur in seinem Verbleiben schon unsichere alte Pächter wird in den letzten zwei Jahren seiner Pachtzeit nicht mehr so thatkräftig wirtschaften wie in dem frühern Zeitraume; er wird z. B. schon trachten, sein angelegtes Düngerkapital möglichst herauszuziehen; daher denn auch die neue Pachtperiode mit einem auf mindestens die gleiche Zeit stark verminderten Ertrage anfängt. Pächter und Verpächter, schließlich aber auch das gesamte Volk, haben infolge dieser Verkümmerung von möglichen Ernteergebnissen sichern Nachteil.

Dieses Mißverhältnis war denn auch der Grund, daß bis in die neuere Zeit herein die Pachtungen in ihrer Rente niedriger standen als der feste Besitz. Jetzt dagegen, wo der Eigentümer den Vorteil eines erheblich niedrigeren Zinses seiner Hypothekenschuld genießt, den er gegen früher auf reichlich ein Prozent

Digitized by Google

anschlagen kann, steht der Pächter sehr viel ungünstiger mit seiner alten, den Zeit- und Geldverhältnissen nicht entsprechend umgeänderten Pachtquote. Was das bedeutet, wolle man daraus entnehmen, daß die allgemeinen Produktionskosten beim Landbau wohl überall um 30 Prozent und mehr gestiegen sind, die Unterhaltungskosten des Gesindes um 75, ja 100 Prozent, die Arbeitslöhne um 25 bis 40 Prozent, wogegen die Produktenpreise um 30 bis 40 Prozent gefallen sind.

Unser landwirtschaftliches Gewerbe beweist seine Tüchtigkeit, wenn es derartige traurige Verhältnisse immer noch zu überwinden versteht. Aber das Angebot von so vielen und namentlich kleinen Pachtungen wird ein Stand geschaffen, der nicht ausreichend genug mit Kraft und Mitteln ausgestattet ist, um dem allseitigen Andrange der bösen Verhältnisse widerstehen zu können. Der so achtungswerte, aber heut gerade tief unglückliche Stand der kleinern Pächter würde weit besser thun, seine Dienste, wenn auch in untergeordneter Stellung, dem Großgrundbesitzer zu widmen, und dabei sein beschränktes Vermögen bescheiden, aber doch sicher zu nützen. Es würden damit unsrer Landwirtschaft sehr tüchtige Kräfte zur Beihilfe gewonnen und so manche Klage auf ihr angemessenes Maß zurückgeführt werden.

Die richtige, für Staat und Gesellschaft einzig wertgebende Art des Landbaues ist nur diejenige, worin er vom tüchtig vorgebildeten Besitzer ausgeübt wird. Deshalb sollte auch der Staat seine Domänen in auskömmlicher Größe in freies Eigentum übergehen lassen; aber nicht in unvermitteltem Übergange durch Verkauf auf dem Wege des Meistgebots, sondern ganz allmählich auf dem Wege des bisherigen Verwaltungsverfahrens durch langjährige, weit über das einzelne Menschenalter hinausgehende Verpachtung, unter Zuschlag einer kleinen Amortisationsquote.

Wer wie ich lange Zeit Pächter königlicher Staatsdomänen gewesen ist und in einem fünfzigjährigen Zeitraume alle die gewaltigen Wechsel durchgemacht hat, die der landwirtschaftliche Betrieb umschließt, der hat sich wohl ein Urteil über sein Fach bilden können. Darnach darf ich auch wohl behaupten, daß die preußische Domänenverwaltung wie vielleicht keine andre Verwaltung oder Gesellschaft geneigt ist, die Interessen des Landbaues wahrzunehmem, so weit es das Pachtsystem zuläßt. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das Pachtsystem überhaupt wenig geeignet erscheint, wie die allgemeinen staatlichen Interessen so auch die des landwirtschaftlichen Gewerbes zum vollen Ausdruck zu bringen. Es ist das nur möglich bei einer gewissen Ausgleichung der Vorzüge dieses Systems unter der strengen, mitunter wohl auch harten, aber doch anerkannt gerechten Verwaltung mit denjenigen Vorteilen, die der befestigte, wirklich dauernde Besitz herbeiführt. Zu diesem Zwecke mußte die Domänenverwaltung damit vorgehen, ihre Güter derartig in ein festes Eigentum

Digitized by Google

abzugeben, daß sie dieselben unter einer geringen Amortisationsquote, etwa mit $^1/_4$ Prozent vom fünfundzwanzigfachen Kapitalbetrage der Pachtrate, dahin überleitet. Es wäre dabei nicht nötig, daß die einzelnen Domänen bis zur gänzlichen Abwicklung der Amortisation in der Hand der Domänenverwaltung verblieben, sondern nur bis zum Ablauf des sechsundfünfzigsten Jahres, womit die Hälfte des Kapitalwertes amortisirt wäre. Darnach könnten die Güter unter Beihilfe der bestehenden Pfandbriefinstitute in den uneingeschränkt freien Besitz übertreten.

Nehmen wir eine Pacht- oder Rentendauer von 60 Jahren statt der rechnungsmäßig erforderlichen 56 Jahre, weil doch immer größere Meliorationskapitalien für jede Domäne zur Verwendung gelangt sein werden, deren Verzinsung zwar alljährlich abgetragen wird, deren Kapitalsabstoßung aber doch immer erst beim Aufhören der größern Zinsen- und Zinseszinsenlast erfolgen kann, so würde schon mit diesen 60 Jahren ein fester, mit aller Vorliebe für Gewerbe und Scholle ausgestatteter Großgrundbesitzerstand geschaffen sein. Würde ferner die Domänenverwaltung für den Betrag der Amortisationsraten und deren Zinsen und Zinseszinsen, vielleicht auch in dem Falle eines anerkannt größern Bedürfnisses unter Zuhilfenahme anderweitiger Geldmittel, Landgüter in größerer Zahl zu dem gleichen Zweck der alsbaldigen Verpachtung auf Eigentumserwerb ankaufen, so hätte sie es in der Hand, sogleich einen befestigten Großgrundbesitzerstand zu schaffen oder dessen Schaffung anzubahnen, der für so manche Notlage Abhilfe brächte. Auch der derzeitige Stand der Gutsbesitzer würde durch die Konkurrenz im Güterverkauf und die entsprechenden Güterpreise auf einen angemessenen Stand nur gewinnen können.

Man darf überzeugt sein, daß bei der jetzt schon bestehenden Schärfe der kontraktlichen Pachtbestimmungen und der strengen Aufsicht, welche die preußische Domänenverwaltung durch die alljährlichen Revisionen der Güter ausübt, sie keine Gefahr für die Kapitalsanlage läuft. Das einer jeden Domäne zukommende Inventar an Bestellungsarbeit und Saatfrucht, sowie das angemessen festgesetzte lebende wie tote Inventar hat der Pächter aus seinen Mitteln zu decken. Die Belastungen, wie schon angeführt, selbst die Brandschäden sind auf den Pächter abgewälzt. Dieser steht demnach schon jetzt fast nicht anders, wenigstens in allen Lasten, Leistungen und Beschränkungen da, wie der Eigentümer. Er entbehrt nur viele von den Vorteilen, die der Eigentümer genießt.

Wenn die Domänenverwaltungen einige nicht sehr ins Gewicht fallende Abänderungen ihres bisherigen Verfahrens vornimmt, darf sie den fünfundzwanzigfachen Betrag der erzielten Jahrespacht unter Zurechnung der aus Mitteln des Pächters beschafften Inventarienwerte als denjenigen Kapitalswert ihrer Güter annehmen, der für den Augenblick Geltung hat und auch fernerhin

Digitized by Google

Geltung behält, und wenn dazu der Staat seiner Pflicht für eine allgemein auskömmliche Ertragsfähigkeit des landwirtschaftlichen Gewerbes gesetzgeberisch Sorge zu tragen entspricht. Es ist das wichtig, weil die Überzeugung davon den Anlaß geben darf zu einem größern Domänenbesitz und zu weitern Ankäufen überzugehen.

Die Verpachtung unsrer preußischen Domänen in neuester Zeit hat erwiesen, daß diese trotz der hohen Schutzzölle reichlich 10 Prozent weniger eintragen als vor 18 Jahren. Sie hätten aber bei dem gewöhnlichsten Kulturfortschritt mehr einbringen müssen. Der Rückgang beruht auf der Ermäßigung der Rente, die das Kapital abwirft, und die sich in den allgemeinen Zinsrückgängen ausspricht. Durch sie hat der Gutsbesitzerstand eine sehr erhebliche Aufhilfe und einen gewissen Ausgleich mit den anderweitigen wirtschaftlichen Verhältnissen gefunden. Nach billigem Ermessen hätte sie auch der Pächterstand erhalten müssen, weil ja der Besitzer an seinen Hypothekenzinsen so viel erspart und selbst der Staat seinen Gläubigern gegenüber in die Konvertirungen eintritt. Viele Privatpersonen haben sie auch gewährt.

Dieser der Ermäßigung im Zinsfuße entsprechende Niedergang der Güterpachten zeigt, wie notwendig der Landwirtschaft der ihr durch die Getreidezölle zu teil gewordene Schutz gewesen ist, und welch eine ungeheure Kalamität hereingebrochen wäre, wenn diese Zölle nicht eingeführt worden wären. Es wird damit aber auch ferner erwiesen, wie allein schon auf Grund des Pachterträgnisses von dem doch nur sehr mäßigen Domänenbesitz und ohne auf andre, immerhin leicht zu färbende Berichte sich stützen zu müssen, das Landwirtschaftsministerium, das Staats- und das Reichsministerium die Lage unsrer Landwirtschaft beurteilen können. Diese Einsicht wird noch klarer werden, wenn erst erheblich mehr Landgüter, und zwar in den allerverschiedensten Gegenden und Verhältnissen, durch die Hände der Domänenverwaltung gehen werden. Daher erscheint es denn auch erwünscht, daß das landwirtschaftliche Ministerium und nicht etwa eine größere Gesellschaft oder Genossenschaft, mit dem Ankauf von preiswürdig zu erwerbenden Gütern und deren, wie der bisherigen Staatsdomänen, Überführung in befestigten Familienbesitz betraut werde. Das Ministerium ist auf eine sachkundige Verwaltung schon eingerichtet und hat die ausreichenden Kräfte dafür. Es bedarf nur weniger Maßnahmen, um ohne jegliche Gefährdung der allgemeinen Staatsinteressen die Leitung auch in weitester Ausdehnung zu allseitiger Anerkennung zu übernehmen.

Zu diesen veränderten Maßnahmen der zur Zeit geltenden Verwaltungsgrundsätze rechne ich: 1. Strenge Forderung nicht bloß einer ausreichenden Intelligenz, sondern ganz besonders auch genügende Kapitalkraft bei der Zulassung zum Angebot für den neuen Rentenerwerb der Staatsgüter. Ich möchte in dieser Beziehung darauf Wert legen, daß der Vermögensnachweis schärfer als bisher, namentlich in eigner schriftlicher, auch eidlich beglaubigter Kund-

Digitized by Google

gebung erfolge. 2. Hinterlegung einer Kaution, die der Hälfte einer Jahrespacht oder -Rente entspricht. 3. Hinterlegung einer Lebensversicherung, die einer vollen Jahrespacht gleichkommt, und über deren pünktliche Prämienzahlung Ausweis zu erfordern ist. 4. Zahlung der Gutsrente, beziehentlich der Pacht, und des Amortisationsbeitrages in halbjährigen Raten. Bei der Festhaltung von derartig sichernden Bedingungen glaube ich nicht, daß die Verwaltung, abgesehen von Kriegszeiten und verheerenden Naturereignissen, in die Lage kommen dürfte, in der Beitreibung von Renten gefährdet zu werden.

Dagegen möchte ich nun auch im Interesse der Erwerber vorschlagen: 1. Daß ein zur Hälfte vom Ministerium, zur andern Hälfte von den Domänenpächtern erwählter Ausschuß derselben alljährlich zur Beratung wichtiger Fragen berufen wird. 2. Daß von den auf die Dauer von sechzig Jahren abzuschließenden Kontrakten der Pächter nach den ersten zwanzig Jahren unter vorhergehender zweijähriger Aufkündigung zurücktreten kann, wobei er dann nur den Anspruch auf die Verzinsung seines eingezahlten Amortisationskapitals verliert, dieses selbst aber zurückerhält. 3. Daß der Pächter ebenso unbehindert nach vierzig Jahren vom Kontrakte zurücktreten darf, wogegen ihm dann die Rückerstattung der eingezahlten Amortisationsbeiträge, einschließlich der einfachen Zinsen, also ohne eine Zinseszinsvergütung, zustehen soll. Endlich 4., daß die Familie eines verstorbenen Pächters nicht verpflichtet ist, den Kontrakt über die Zeitdauer von zwei Jahren nach erfolgtem Todesfall fortzusetzen. Sie tritt dann in die angeführten Wohlthaten der frühern Auflösung des Kontraktes ein, wenn auch die bezüglichen zwanzig oder vierzig Jahre nicht ganz verstrichen sind.

Diese Maßnahmen entspringen der gerechtfertigten Rücksicht auf Familienverhältnisse, die zu überblicken und ganz zu würdigen der Pächter beim Abschluß des Kontraktes nicht in der Lage ist. Dagegen müßte aber auch anderseits jede Zession bedingungslos verboten sein.

Erwünscht dürfte es endlich noch sein, daß dem Pächter das Recht gewährt würde, bei den alljährlichen Güterrevisionen einen Sachverständigen aus dem Kreise des Ausschusses mit zuzuziehen, der in Gemeinschaft mit dem Regierungs- oder Ministerialkommissar über wünschenswerte Einrichtungen zu befinden und beim Mangel einer Verständigung einen entscheidenden Obmann zu wählen hätte.

Die Überführung der Domäne in das Eigentum macht es durchaus notwendig, dem Pächter eine größere Freiheit zu gewähren, als sie der gewöhnliche Pachtkontrakt geben konnte. Es muß daran gelegen sein, die Vorzüge des alten Systems, die Unterwerfung unter eine gewissermaßen strenge, aber immerhin doch nur zu billigende Kontrole und die Entscheidung der Verwaltung über erforderliche Meliorationen, Bauten ꝛc. nicht durch Einseitigkeit aufzuheben. Nur durch

Digitized by Google

eine möglichst liberale Gründung dürfte die anzustrebende größere Ausdehnung, der Übertritt so vieler tüchtiger, aber für die bisherigen Besitzverhältnisse kapitalistisch nicht genügend ausgestatteter Eigentümer und damit auch der staatliche Zweck erreicht werden.

Ich bin mit meinen Auslassungen über die wichtigsten Notstände der heutigen Landwirtschaft und die mir dagegen wirksam erscheinenden Mittel zu Ende. Mögen sie eine wohlwollende Beachtung finden. Sie kommen aus dem Leben und sind fürs Leben geschrieben. Wohl weiß ich, daß es unsrer Zeit noch an dem richtigen Verständnis für die Aufgabe und den Endzweck des Landbaues sehr fehlt; aber dieser Endzweck ist gerade für unser deutsches Vaterland so überaus wichtig, daß man sich wohl des Glaubens getrösten darf, die erforderliche Einsicht werde zum Durchbruch kommen. Die gesamte staatliche Gesellschaft ist bei uns sehr wesentlich am Landbau beteiligt, wenn auch nicht in unmittelbarer Arbeit, so doch mit der Zinsnutzung der dabei angelegten Kapitalien, der Staat durch die Beschaffung seiner Militärkraft, und dann auch wieder im Kriegsfall durch die bereite Deckung seiner allergewöhnlichsten Lebensbedürfnisse. Wir können nicht dahin geführt werden, wohin es in England kommt, welches keine Schulden und Hypotheken bei seinem Grundbesitze kennt, und wo das Einkommen aller Staatsbürger, auch des höchsten Adels, aus Handel und Gewerbe gezogen wird. Dort ist es wohl gerechtfertigt, wenigstens erklärlich, wenn das Land brach gelegt wird und die Güter in Parks und Jagdgründe umgewandelt werden. In Deutschland kann die Landwirtschaft der allseitigen Fürsorge nicht entbehren. Die Zeiten sind vorüber, wo man sagen durfte, daß auf dem Lande jeder mit einer Handvoll Glück und Verstand auskomme. Zur Ansammlung von Reichtümern wie in der Industrie gelangt man da nicht. Es ist schon hoch genug zu schätzen, wenn Kräfte angesammelt werden, um den unabwendbaren Heimsuchungen widerstehen zu können.

Ein sicheres Zeichen des Niederganges unsrer Landwirtschaft ist es deshalb, wenn aus altem, befestigtem Grundbesitze, der solche Kräfte im Laufe der Jahre aufzuspeichern vermochte, Klagen über schwere Notstände kommen. Gerade der ausgedehnte, umfassende Großgrundbesitz, der intelligent und damit auch rentabel verwaltet wird, hat den Vorzug, daß er für die Versorgung der Märkte durch eine seinen Wirtschaftsbedarf überschreitende Produktion arbeitet und, wie z. B. die preußische Pferdezucht es darthut, zu einzelnen wichtigen Bedürfnissen des Staates hervorragend beiträgt. Es ist ungerechtfertigt gegen ihn und unsre Adelsgeschlechter, denen wir geschichtlich so viel verdanken, die leichtfertige Anklage geringer landwirtlicher Leistungsfähigkeit zu erheben. Sollte sich erst das Kapital an seine Stelle setzen, wie kommen zu wollen es den Anschein hat, dann könnten wir nur mit unsern nationalen Erfolgen und Aufgaben abschließen und die Vorwürfe unsrer Nachkommen auf uns nehmen, die dann mit Recht dahin lauten würden, wir seien uns unsrer Macht und der Kraft, den Verfall

Digitized by Google

der geſamten ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe aufzuhalten, nicht bewußt geweſen.

Deshalb vorwärts zur Wahrung des befeſtigten Grundbeſitzes! Fort mit aller Güterverpachtung auf Zeit! Seßhaftmachung des geſamten ländlichen Arbeiterſtandes! Der Beſitzende, der auch nur im kleinſten Maßſtabe Beſitzende, hat ein Intereſſe an Aufrechterhaltung des Eigentums und der ſtaatlichen Ordnung, er dient ebenſo treu Gott wie ſeinem irdiſchen Herrn.

Frau Gottſched.

Von Albert Richter.

Die Gattin des berühmten Leipziger Profeſſors Johann Chriſtoph Gottſched war eine Frau, die in ihrer Jugend ganz den Bildungsgang genommen hatte, der für Töchter der beſſern Stände im achtzehnten Jahrhundert der gewöhnliche war, die aber ſpäter an Bildung und geiſtiger Reife weit über den Frauen ihrer Zeit ſtand, und die daneben allezeit, in der Jugend wie im Alter, ein Muſter edler Weiblichkeit war. Wenn ſie in allzu großer Beſcheidenheit meinte, daß ihr Name nur dadurch auf die Nachwelt kommen würde, daß ſie des berühmten Mannes Gattin geweſen ſei, ſo hat ſie darin geirrt. Sie ſchreibt in einem Gedichte zu ihres Gatten Geburtstage im Jahre 1737:

Mein Gottſched, du allein
Und daß du mich geliebt, das ſoll mein Lorbeer ſein.
Daß du mich haſt gelehrt, daß du mich unterwieſen,
Das wird der Nachwelt noch durch manches Blatt geprieſen,
Wer ſolchen Meiſter hat, da ſtirbt der Schüler nicht,
Wenn ihm gleich das Verdienſt zur Ewigkeit gebricht.
So les' ich denn durch dich! Wie könnt ich ſchöner leben?
Dein Anſehn wird mir ſchon Ruhm, Lob und Ehre geben.

Die Nachwelt urteilt anders. Wenn ſie nicht mehr in das einſeitige Verdammungsurteil einſtimmt, das ſeiner Zeit über Gottſched ergangen iſt, in jenes Urteil, das Gottſched auch ſeiner wahrſten Verdienſte um deutſche Sprache und Litteratur, um Hochhaltung des deutſchen Namens und der deutſchen Ehre beraubte, ſo kann ſie anderſeits ſich auch nicht mehr damit begnügen, ſeine Gattin als geiſtreicher und feinfühlender ihm gegenüberzuſtellen. Die Nachwelt hat vor allem anzuerkennen, daß Frau Gottſched wohl eine gelehrte und geiſtreiche Frau war, aber eine ſolche, die daneben mit all den Tugenden geſchmückt war, welche man deutſchen Frauen ſo oft als ihren beſondern Schmuck nachgerühmt hat, welche aber an gelehrten Frauen auch in Deutſchland ſo oft zu

Digitized by Google

vermissen gewesen sind. Frau Gottsched war nicht nur eine geistreiche Schriftstellerin, sondern auch eine ehrsame, bescheidene, echt deutsche Hausfrau.

Luise Adelgunde Viktoria Gottsched war die am 11. April 1713 zu Danzig geborne Tochter des königlich polnischen Leibarztes Dr. Johann Georg Kulmus. Das neugeborne Kind hatte einen auffallend großen Kopf, und die Gevattern und Muhmen behaupteten, es sei ein „Poetenkasten," eine Weissagung, die später nicht unbestätigt blieb.

Adelgunde — mit diesem Namen, den sie nach der Sitte der Zeit von der Großmutter erhalten hatte, wurde das Mädchen meist gerufen — zeigte sich bald als ein geistig geweckes Kind, und die Mutter, die selber eine große Liebhaberin der schönen Wissenschaften war, ließ es daher ihre vornehmste Aufgabe sein, die Anlagen ihres Kindes auszubilden.

Wie es damals in den bessern Familien Sitte war, lehrte die Mutter ihre Tochter schon von frühester Kindheit an das Französische. Als die Tochter deutsch lesen und schreiben und französisch sprechen und lesen konnte, erhielt sie Privatunterricht in den Regeln des deutschen Stils und im Englischen, das in den norddeutschen Seestädten meist neben dem Französischen, zuweilen sogar in noch höherm Grade als dieses zur feinern Bildung gehörte. Um die Tochter auch im Schreiben des Französischen zu üben, gab ihr die Mutter oft viele Seiten aus französischen Büchern abzuschreiben. Natürlich erhielt Adelgunde auch Unterricht in der Religion. Diese wurde im Hause erteilt, doch mußte sie vom achten bis zum zwölften Jahre auch allsonntägig die öffentlichen Katechisationen besuchen, die von den Geistlichen der St. Johannis-kirche gehalten wurden. Es wird berichtet, daß sie dort selbst den Knaben oft als ein Beispiel des Fleißes vorgestellt worden sei, und daß man sich über die „Hurtigkeit" ihres Geistes gewundert habe.

Auch Musik wurde zeitig getrieben. Vater und Mutter liebten sie, und oft wurden kleine musikalische Abende veranstaltet, in denen Freunde des Hauses mitwirkten. Der Vater spielte selbst die Laute, die Mutter das Klavier. Auf dem Klavier erhielt auch die Tochter regelmäßigen Unterricht, während für den Unterricht auf der Laute nur einige Monate lang ein Lehrer zu haben war, der dem Mädchen kaum mehr als die Namen der Saiten und etliche Griffe beibringen konnte. Doch genügte das der fleißigen Schülerin, sie half sich selbst weiter fort, sah sich von einem Freunde des Vaters, der bei den musikalischen Abendunterhaltungen die Laute spielte, manches ab und ließ sich von ihm mit leichten Stücken versehen, die sie ebenso selbst abschrieb, wie alle die Noten, deren sie zum Klavierspielen bedurfte. Sie brachte es nach und nach auf der Laute zu einer solchen Fertigkeit, daß sie auch schwerere Stücke vom Blatte spielen konnte.

In ganz verständiger Weise hielt aber die Mutter darauf, daß die Zeit nicht allein durch Lesen, Übersetzen und Musiziren ausgefüllt wurde. Die

Digitized by Google

Tochter wurde auch zu Handarbeiten, namentlich zum Nähen und Spitzenklöppeln, angehalten, und daß sie auch in der Hauswirtschaft mit zugreifen mußte, darf man voraussetzen, wenn man von der spätern Hausfrau rühmen hört, daß sie trotz der angestrengtesten Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst doch mit ebensoviel Sorgfalt als Verständnis sich auch um ihr Hauswesen gekümmert habe.

Als Adelgunde älter wurde, hatte sie neben besondrer Anweisung zur deutschen Poesie auch noch Privatunterricht in Geschichte, Geographie und Zeichnen. Johann Christoph Rembolds „Perspektiv-Reißkunst" schrieb sie sich vollständig ab, wie sie denn auch alle dazu gehörigen Risse abzeichnete. Für ihren Vater schrieb sie sogar ein lateinisches Kollegienheft über Pathologie ab, obgleich sie nichts davon verstand. Als eine Frucht ihrer Mußestunden entstand die deutsche Übersetzung eines französischen Romans, die man später veröffentlichen wollte, wozu sie aber nie ihre Einwilligung gab. Lieber als Romane waren ihr französische Werke moralischen Inhalts. So las sie besonders gern den Telemach des Fenelon und die von Dacier in Französische übersetzten Betrachtungen Marc Aurels.

Auch dichterisch bethätigte sich Adelgunde frühzeitig. Erhalten sind uns aus ihrem zwölften Jahre eine Ode auf den Namenstag ihrer Großmutter, aus dem vierzehnten eine Elegie auf den Namenstag der Mutter. Im fünfzehnten Jahre dichtete sie eine Ode auf den Sturz des russischen Ministers Menschikoff. Sie spricht da von dem Ruhme der Welt:

Wenn er sich nur auf Glück, nicht auf Verdienste gründet,
Was Wunder, daß er auch so bald wie dies verschwindet?

Es sind wenigstens Gedanken in der Ode, wenn auch die Form mancherlei zu wünschen übrig läßt. Aber es giebt in den Gedichtsammlungen der anerkanntesten Dichter jener Zeit Gedichte, die um keinen Grad besser sind.

Die dichterischen Versuche des Mädchens gelangten durch Vermittlung eines Freundes zur Kenntnis des Professors Gottsched in Leipzig, der davon ganz entzückt war und am 19. Oktober 1727 an das vierzehnjährige Mädchen ein poetisches Sendschreiben voll überschwänglicher Lobeserhebungen richtete. Es beginnt:

Poetin, zürne nicht, daß sich ein Fremder wagt
Und dir den treusten Dank in schlechten Reimen sagt,
Den dein Geschenk verdient. Die allerliebsten Zeilen,
Die du durch unsern Freund mir neulich zu erteilen
Geneigt beliebet hast, erfordern zweifelsfrei,
Daß ich dir, schönes Kind, dafür erkenntlich sei.
Allein, wie stell' ichs an? Was giebt dein Knecht dir wieder?
Ich lese ganz entzückt die geisterfüllten Lieder,
Die du mir zugesandt, und seufz' in meinem Sinn:
Ach schade, daß ich doch so weit von Danzig bin!
Wie zärtlich wollt' ich dir allein zu danken wissen,
Wie zärtlich wollt' ich nicht die schönen Hände küssen,
Die ein so muntrer Geist belebt, bewegt und führt,
Wann er den Dichterkiel trotz allen Männern führt.

Digitized by Google

Besonders erfreut ist Gottsched, daß sein engeres Vaterland Preußen durch die Dichterin geehrt werde, und er hofft, daß man einst die Kulmus aus Danzig ebenso hoch schätzen werde, wie die Gertrud Möller aus Königsberg, deren 1675 veröffentlichte „Geistliche und weltliche Oden" sich damals noch großen Ansehens erfreuten. Daß die jugendliche Dichterin die „Nymphen an der Pleiße" schon jetzt besiegt habe, ist Gottsched zweifellos.

Denn sind dieselben gleich
An Geist und Artigkeit, Verstand und Schönheit reich,
So ist doch keine dir, so viel ich weiß, in Sachsen,
So jung und zart du bist, im Dichten recht gewachsen.
Du ehrst dein Vaterland durch deinen schönen Kiel,
Dein Preußen wird dereinst dein reines Saitenspiel
Aus Stolz verewigen. Drum fahre fort im Singen,
Die Muse deiner Zeit! Denn deine Lieder klingen
So rein, so angenehm, so munter und beliebt,
Daß jeder, der sie hört, dir Kranz und Lorbeer giebt.
Was sonst die Möllerin in Königsberg gewesen,
Das wird dein Danzig einst von seiner Kulmus lesen.

Das Mädchen mag sich über eine solche Zuschrift nicht wenig gefreut haben. Der Vater freilich dachte kühler. Er dankte zwar Gottsched für die Zusendung gelehrter Abhandlungen und poetischer Schriften an seine Tochter, wünschte aber zugleich, daß der vermittelnde Freund nicht mit so leuchtenden Farben gemalt haben möchte, und bittet, „eine so große Poetin nicht eben aus ihr zu machen."

Im Jahre 1729 reiste Gottsched zum erstenmale wieder in seine Heimat, aus der den außerordentlich körpergroßen Mann die Furcht vor den preußischen Werbern vertrieben hatte. Dem Mitgliede der Leipziger Universität konnten diese jetzt nichts mehr anhaben, ohne das Völkerrecht zu verletzen. In Königsberg begrüßte er die Eltern und Jugendfreunde, auf der Rückreise aber kehrte er in Danzig im Hause des Doktor Kulmus ein. Ein junges, sechzehnjähriges, mit äußern und innern Reizen geschmücktes Mädchen trat ihm in Adelgunde entgegen; diese aber schaute in Ehrfurcht zu dem schon berühmten Gelehrten empor, der ihr so viel Ehre erwiesen hatte. Ihr angenehmes Äußere, ihre artigen Sitten, ihr in der der Unterhaltung sich bewährender feiner Witz, ihre musikalischen Leistungen entzückten ihn, und so bat er die Eltern, mit der Tochter im Briefwechsel bleiben zu dürfen, was ihm gern gestattet wurde.

Nun flogen der Briefe und Gedichte viele zwischen Leipzig und Danzig hin und her; auch allerlei deutsche und französische Bücher langten in Danzig an, mit deren Hilfe das junge Mädchen sich weiterbilden sollte. Zur Beurteilung aber sandte Adelgunde Kulmus einige Übersetzungen aus dem Französischen an Gottsched, die dieser alsbald veröffentlichte, wodurch er, wie er selbst sagt, „Deutschland zuerst eine Feder bekannt machte, die ihm so viel nützliche und sinnreiche Werke liefern sollte." Im Jahre 1734 erschien die Übersetzung von Frau Lamberts „Betrachtungen über das Frauenzimmer," im nächsten Jahre der „Sieg der

Digitized by Google

Beredsamkeit" von Frau von Gomez. Das letztere Werkchen bestand eigentlich aus sechs Reden, in denen die Philosophie, die Geschichte, die Dichtkunst und die Beredtsamkeit von ihren Vertretern um die Wette gepriesen werden, bis der als Richter herbeigerufene Kritolaus der Beredsamkeit den Sieg zugesteht. In einem Anhange zu diesem Schriftchen veröffentlichte Gottsched auch einige Gedichte der Übersetzerin.

Aus den beiden Briefschreibern waren nach und nach im Einverständnis mit den Eltern Verlobte geworden. Dem Leipziger Gelehrten mußte eine Gattin sehr erwünscht erscheinen, die das Ideal verwirklichte, welches er in seiner moralischen Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen" oft genug gezeichnet hatte. Er forderte von der Frau vor allem Bildung, und für die Gattin eines Gelehrten hielt er einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit für unerläßlich. Er hatte einst geschrieben: „Ich ergötze mich, so oft ich daran gedenke, wie der berühmte Dacier mit seiner Frauen gelebt haben müsse. Ich stelle mir zum Exempel vor, wie beide Ehegatten zusammensitzen und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antonius aus dem Griechischen ins Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will." Was er hier schildert, das sollte er später in der That in Gemeinschaft mit seiner Gattin selbst erleben. Die Jungfrau Kulmus aber dachte schon damals, wie sie später in einem Gedichte zum Geburtstage ihres Gatten sang:

Freund, schenke ferner mir das Glücke deiner Lehren,
Ich will dein Strafen mehr als jenes Loben hören,
Und wenn dein treuer Mund einst meine Schrift erhebt,
So hat mein Eifer sich den schönsten Lohn erstrebt.

An Verehelichung war freilich noch nicht zu denken. Die Familie Kulmus verfügte nicht über Reichtümer, und Gottsched war zwar seit 1730 außerordentlicher Professor der Poesie an der Leipziger Universität, erhielt aber als solcher keinen Gehalt und war auf die Erträgnisse seiner schriftstellerischen Arbeiten, ja sogar auf die „Schuldigkeiten" für bestellte Gelegenheitsgedichte angewiesen.

Der Braut wurde die Zeit ihres Brautstandes verkümmert durch den Tod beider Eltern, von denen der Vater 1731, die Mutter 1734 starb. Auch Verstimmungen zwischen den Verlobten kamen während der Zeit des Brautstandes vor; aber man muß zugestehen, daß dabei die Braut eine viel würdigere Rolle spielt als der Bräutigam. Adelgunde war von den Masern befallen worden und hatte dies ihrem Bräutigam mitgeteilt. Dieser aber hatte gehört, nicht an den Masern, sondern an den Blattern sei seine Braut erkrankt. Er war taktlos genug, ihr zu schreiben, wie er namentlich fürchte, daß ihr Gesicht dadurch entstellt werde. Darauf erhielt er von ihr einen herrlichen Brief, in dem sie u. a. schrieb: „Sie waren nicht nach Danzig gekommen, schöne Gesichter und schöne Körper zu suchen; diese hatten Sie in Sachsen näher. Oder

Digitized by Google

hätten Sie diese auch hier verlangt, so würde Ihre Wahl nicht auf mich gefallen sein. Gesetzt auch, daß ich jetzt die Blattern gehabt hätte, gesetzt, daß mich diese sehr übel zugerichtet, so hätte ich Ihrer Standhaftigkeit doch so viel zugetraut, daß Sie die treue Beschreibung meines narbigen Gesichts ohne widrigen Eindruck würden gelesen haben. Ich glaube, ich hätte die Gruben gezählet, um Ihnen alles genau zu melden." Auf diesen Brief leistete Gottsched reumütige Abbitte, mußte sich aber in dem nächsten Schreiben seiner Braut neben der Verzeihung, die er erhielt, doch die folgende wohlverdiente Zurechtweisung gefallen lassen: „Glauben Sie, liebster Freund, daß ich Ihnen lieber meine gute Eigenschaften (wenn ich deren besäße) verhehlen würde, als meine Fehler. Nach meiner Denkungsart wünsche ich geliebt zu sein, so wie ich bin und nicht wie ich sein sollte."

Endlich war Gottsched im Jahre 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik mit Gehalt geworden, und er konnte nun an die Heimholung der Braut denken. Am 19. April 1735 fand in Danzig die Hochzeit statt, die nach dem Willen der Braut möglichst einfach gefeiert werden sollte; doch waren achtzehn Hochzeitsgäste geladen worden, und als nicht zu überschreitende Summe der Kosten hatte die Braut hundert Thaler festgesetzt.

Am 14. Mai kam das junge Paar über Stargard, Berlin und Wittenberg glücklich in Leipzig an, empfangen wie ein Fürstenpaar von dem Kreise der zahlreichen Freunde und Verehrer des Bräutigams. Gottscheds Zuhörer in seinem Kolleg über die Redekunst empfingen das Paar mit einer Abendmusik, deren Text Gottsched später nebst einer großen Anzahl der bei dieser Gelegenheit überreichten und übersandten, meist gedruckten Bewillkommnungsgedichte und Begrüßungsreden in einem Anhange zu der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung seiner Gattin wieder abdrucken ließ. Da finden wir natürlich zunächst die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, deren Vorsteher Gottsched war, mit einem Gedichte vertreten. Es führt die Überschrift: „Bei dem Gottsched- und Kulmusischen Hochzeitfeste bezeigt gegen den Herrn Bräutigam ihre Ergebenheit die deutsche Gesellschaft in Leipzig durch Johann Friedrich Mayen." Die montägliche Predigergesellschaft zu Leipzig überreichte ein Gedicht durch Magister Gotthilf Schönfeld. Auch einzelne der Zuhörer des Professors entrichteten der Sitte der Zeit ihren Zoll, indem sie gedruckte Glückwünsche überreichten. Eins dieser Gedichte trägt die Überschrift: „Bey der glücklichen Ankunft Sr. Hochedelgeboren Herrn Professor Gottscheds mit Seiner geliebten Kulmus in Leipzig bezeigten ihr Vergnügen zween ergebenste Diener, Peter Stuart, Med. Stud., und Johann Theodor Grade, S. Theolog. Stud." Manche der von Freunden und Freundinnen dargebrachten Dichtungen beginnen bereits in der Aufschrift mit Reimen, z. B. „Da Gottsched seine Kulmus liebt und Herz und Hand Ihr übergiebt, besingt das Band, das sie vereint, ein wahrer und ergebner Freund, Lamprecht"; oder: „Da Professor Gottscheds Mund die berühmte Kulmus küßt

Digitized by Google

welche eine Meisterin schöner Wissenschaften ist, da sich Gleich und Gleich gesellet, hat dieß Carmen aufgesetzt eine Freundin edler Musen, die die Dichtkunst auch ergötzt, Anna Helena Volkmannin, geb. Wolffermannin." Unter den übrigen Glückwünschenden finden wir auch den Leipziger Juristen Corvinus, als Dichter „Amaranthes" genannt, den Magister Johann Daniel Heyde, Konrektor des Gymnasiums zu Gera, den Magister Nikolaus Kelz, ein Mitglied der Gottschedschen Rednergesellschaft, Martin Knöcher, ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft, den Pfarrer Adam Bernhard Pantke, ferner von Auswärtigen noch Johann Vermehren aus Lübeck und die Erfurter Dichterin Jungfrau Sidonia Hedwig Zäunemann, an die Gottscheds Braut schon früher ein poetisches Sendschreiben gerichtet hatte, das nach Gottscheds Versicherung „sehr nützliche Lehren für dieselbe in sich hielt." Man sieht, die Sitte der Zeit hatte dafür gesorgt, daß es dem jungen Paare später nicht an Gelegenheit fehlte, bei Hochzeitsfesten, Todesfällen, Amtsveränderungen u. dergl. die dichterischen Schwingen zu entfalten, um Gleiches mit Gleichem, Gelegenheitsgedicht mit Gelegenheitsgedicht zu vergelten.

In Leipzig ließ die junge Frau Professorin es sich vor allem angelegen sein, ihre Bildung noch zu vervollkommnen. In ihrem Zimmer saß sie hinter der Thür, die zu dem Hörsale ihres Gatten führte, und hörte da alle Vorlesungen, die er über die einzelnen Teile der Philosophie, über Beredsamkeit und Dichtkunst hielt, mit an. Auch bei den Redeübungen, die Gottsched mit den besten seiner Zuhörer jahraus jahrein Mittwochs und Sonnabends veranstaltete, und den darauf folgenden Beurteilungen der gehaltenen Reden war sie stets in derselben Weise unbemerkt Zuhörerin.

Daneben nahm sie bereits im ersten Jahre ihrer Ehe Privatunterricht in der lateinischen Sprache bei Gottscheds Freund und Anhänger Johann Joachim Schwabe, der später die in Gottscheds Sinne geleiteten und von seinen Anhängern geschriebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" herausgab. Von dem Erfolge dieses Unterrichts urteilt Gottsched, daß sie es in kurzem so weit gebracht habe, einen leichten Schriftsteller zu verstehen, und sowohl im Reden als im Schreiben mit lateinischen Wörtern so richtig zu verfahren wie ein Gelehrter.

Auch in der Musik suchte sie sich noch weiter auszubilden. Sie nahm Unterricht bei dem Musiker Krebs, einem Schüler Bachs; und wie sie es überall bis zu eignen Geisteserzeugnissen zu bringen suchte, wie sie z. B. das in den Redeübungen ihres Gatten gelernte in selbstausgearbeiteten Reden zu verwerten sich bemühte, so drang sie auch in ihren musikalischen Studien bis zur Kompositionslehre vor, und der von ihrem Gatten veranstalteten Sammlung ihrer Gedichte ist (Seite 178 bis 192) eine von ihr komponirte, aus Arie, Rezitativ und Arie bestehende Kantate beigefügt, die nicht nur von tüchtiger Beherrschung der musikalischen Formen, sondern auch, namentlich in der letzten Arie, von echter musikalischer Empfindung Zeugnis ablegt.

Digitized by Google

Als Schriftstellerin entfaltete Frau Gottsched eine fast unglaubliche Thätigkeit. Es würde jedoch hier zu weit führen, alle ihre selbständigen Werke, ihre Übersetzungen, Kritiken u. s. w. aufzuzählen. Zunächst nahm ihr Gatte ihren Fleiß und ihr Geschick in Anspruch zur Förderung der Arbeiten, durch die er auf die Entwicklung der deutschen Litteratur einzuwirken suchte. Als er den außerordentlich reichen Bildungsstoff, der in dem Wörterbuche des französischen Gelehrten Bayle vorlag, auch den Deutschen zugänglich machen wollte, zog er neben andern Mitarbeitern auch seine Gattin mit heran. Nicht nur hat sie einzelne Artikel des Wörterbuches ganz selbständig übersetzt, sondern sie beteiligte sich auch bei der Durchsicht der eingegangenen Übersetzungen und bei der Überwachung des Druckes. Wenn Beiträge der Mitarbeiter eingegangen waren, so las sie sie vor, während ihr Gatte den französischen Text vor sich liegen hatte. Notwendig erscheinende Abänderungen wurden dann gemeinsam beraten, und gar oft ging der bessere Vorschlag zu solchen von der Frau Professorin aus. Bei der Durchsicht der Druckbogen wurden die Rollen vertauscht; Gottsched las die Bogen, und die Gattin verfolgte daneben den Grundtext.

Ganz selbständig übersetzte Frau Gottsched die in Paris in elf Bänden erschienene Geschichte der königlichen Académie des inscriptions et belles lettres, sowie eine zweibändige Ausgabe größerer selbständiger Schriften dieser Akademie. Länger als neun Jahre hat diese Arbeit sie beschäftigt; man darf aber nicht meinen, daß sie dabei eine große innere Befriedigung gehabt habe. Sie wurde dadurch zur Beschäftigung mit Gegenständen veranlaßt, die ihrem Gesichtskreise und ihrem Interesse oft gleich fern lagen, und in vertrauten Briefen klagt sie über die Last dieser Arbeit, die sie vorzugsweise nur dem Gatten zu Gefallen übernommen hatte.

In einem Briefe an Frau Runkel, eine ihrer besten Freundinnen, schreibt sie am 24. März 1754 u. a.: „Nein, beste Freundin! Ich kann mich nicht überwinden, Ihnen den Sokrates und Plato, die mich bisher in der Geduld geübet, zuzuschicken. Sollte ich Sie mit zwey und dreyßig gedruckten Bogen plagen? So viel beträgt meine Arbeit von der Neujahrsmesse bis hierher. Ich will Ihnen den ganzen Inhalt sagen. Er betrifft lauter griechische, römische, egyptische und, kurz zu sagen, barbarische Alterthümer, das ganze Werk ist voller kritischer Grillen. Mitten unter denselben finden Sie etwa auf drey Bogen ein trockenes metaphysisches Gespräch des Sokrates mit seinem Schüler Theätetus, die mit einander zanken, was das Wissen ist und ob es etwas anderes als empfinden sey. Nein, ich verehre Sie viel zu sehr, und Ihre Zeit ist mir viel zu schätzbar, um Sie mit Lesung einer Schrift zu plagen, die mir selbst zum Ekel geworden ist. Nie habe ich einen ärgeren Sophisten und einen dümmeren Lehrling gesehen. Lassen Sie uns lieber freundschaftliche Briefe wechseln."

Mehr Freude gewährte ihr die Übersetzung zweier englischen moralischen

Digitized by Google

Wochenschriften, des „Zuschauers“ (Spectator) und des „Aufsehers“ (Guardian). Addisons Spectator, der von Gottsched in seinen „Vernünftigen Tadlerinnen“ und dann in unzähligen andern moralischen Wochenschriften nachgeahmt wurde, der damals das Lesebuch aller derer war, die Englisch verstanden, den Frau Gottsched schon im Elternhause mit großem Vergnügen gelesen und der auf ihre ganze Richtung wesentlichen Einfluß erlangt hatte, erscheint uns jetzt unbedeutend; aber gerade der Mangel an Tiefe, der seine Ausführungen kennzeichnet, gerade der Umstand, daß er nur den gesunden Menschenverstand allen Thorheiten und Ziererein gegenüber in seine Rechte einsetzt, gerade das hat ihm seinen unermeßlichen Einfluß auf die Menschen und namentlich auch auf die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts gesichert, das moralisirende Element in Frau Gottscheds Schriften und ihre hausbackene, aber liebenswürdige Komik haben ihren Grund vorzugsweise im Spectator und im Guardian.

Die Übersetzung des Guardian lieferte Frau Gottsched allein in der kurzen Zeit vom Herbst 1744 bis zum Frühjahr 1745. Die Arbeit am Spectator war anfangs so verteilt, daß von je drei Stücken desselben allemal eins Frau Gottsched, das andre ihr Gatte und das dritte ein ungenannter Freund übersetzen sollte. Gottsched war aber gewöhnlich nicht fertig, wenn wieder Manuskript an die Druckerei abgeliefert werden sollte, und dann mußte immer seine fleißige Gattin für ihn eintreten. Er schreibt selbst: „So oft es mir an Muße fehlte, mein Stück zu liefern, übernahm sie dasselbe an meiner Stelle. So hat ihr denn wirklich unser Vaterland den größten Teil des verdeutschten Zuschauers zu danken.“

Aus dem Englischen übersetzte Frau Gottsched auch Addisons Trauerspiel „Cato“, das ihr Gatte später neben dem französischen Stücke von Deschamps zu seinem „Sterbenden Cato“ so ausgiebig benutzte, und ein komisches Epos, den „Lockenraub“ von Pope. Es ist ein sprechendes Zeugnis für die damaligen Zustände des deutschen Buchhandels, daß Frau Gottsched den Urtext des letztern Werkes lange Zeit nicht erhalten konnte. Sie entschloß sich daher zur Übertragung einer ihr allein zugänglichen französischen Übersetzung. Während der Arbeit aber kam ihr mancher Zweifel an der Zuverlässigkeit des französischen Übersetzers, und sie fuhr in ihrer Arbeit nicht weiter fort Als es ihr endlich nach vielen Mühen gelungen war, ein englisches Exemplar zu erlangen, fand sie ihre Befürchtungen vollauf bestätigt. Rasch entschlossen, begann sie eine neue Übersetzung, bei deren Herausgabe sie in der Vorrede mit dem französischen Übersetzer sehr streng ins Gericht ging. Man merkt in dieser Vorrede, wie wenig gut Frau Gottsched auf die Franzosen überhaupt zu sprechen war, und namentlich richten sich ihr Eifer und ihr scharfer Witz gegen die an Friedrichs des Großen Hofe lebenden Franzosen. So schreibt sie u. a.: „Vielleicht wird mein Eifer gegen den gewissenlosen französischen Übersetzer des Lockenraubes, so klein er auch ist, einigen Herren wieder zu stark vorkommen, die,

Digitized by Google

ob sie gleich unter deutschem Schutze stehen, den ihnen ihr Vaterland versagt, dennoch eine Ehre darin suchen, Frankreich groß zu machen und alle anderen Völker dagegen zu verkleinern." Gegen den Franzosen Maupertuis in Berlin richtet sich die boshafte Bemerkung, daß er auf seiner mathematischen Expedition nach dem Norden nur die alten Lehren von Huyghens und Newton bestätigt gefunden und höchstens mehr gefroren habe als seine Vorgänger, was freilich für einen Franzosen schon sehr viel sei.

Übrigens war Frau Gottsched auch mit den englischen Schriftstellern ihrer Zeit keineswegs in allen Stücken einverstanden. Tiefe Blicke in Geist und Herz der Frau Gottsched läßt uns die Vorrede zu ihrer Übersetzung des Guardian thun, wo sie erklärt, daß es ihr darauf angekommen sei, den Religion und Moral untergrabenden Schriften etlicher englischen Schriftsteller entgegenzuwirken. „Man kennt die Freyheit einiger britischen Schriftsteller zur Genüge, womit sie das Ansehen der sittlichen und göttlichen Wahrheiten zu untergraben bemüht gewesen und zum Theil noch sind. Dieses Gift hat bey einigen, und vielleicht nur bey gar zu vielen Gemüthern unter uns einen schnelleren Eingang gefunden, als zum besten der zukünftigen Zeiten zu wünschen wäre. Es giebt viele junge und bereits erwachsene Leute, welche glauben, ein großer Geist und ein Freygeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter, ein geistreicher Mann und ein Wollüstling, das wäre einerley; und es ist zu bedauern, daß dieser Irrtum nur gar zu oft solche Köpfe einnimmt, von denen das Vaterland außer diesen die größten Vorteile und alle Ehre zu hoffen hätte. Dergleichen Leute nun werden allhier einen Schriftsteller oder vielmehr einige der besten englischen Schriftsteller erblicken, die alles ihr Vermögen anstrengen, diesem Unheile zu steuern. Es sind tiefsinnige Weltweise, die sichs für keinen Schimpf halten, Christen zu sein. Es sind witzerfüllte Männer, die diese Gabe nicht zur Verachtung der Diener des Herrn anwenden. Es sind Leute, die den feinsten Spott in ihrer Gewalt haben und dennoch damit weder der Unschuld noch den guten Sitten zu nahe treten. Es sind Leute, welche die Welt, ja die große und reizende Welt gesehen haben und dennoch nicht glauben, daß es ein Übelstand sey, mäßig, bescheiden und keusch in Thaten und Ausdrücken zu seyn. Es sind Personen, die gewiß unter den Geschöpfen ihrer Art im ersten Range stehen und dennoch keinen Ruhm der Tiefsinnigkeit darinnen suchen, an dem Daseyn ihres großen Urhebers zu zweifeln. Es sind endlich große Geister, die es für kein Zeichen der Dummheit halten, eine ewige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit zu glauben. Wer weiß nun, ob ein solcher Anblick nicht einige von unseren neuern Freygeistern auf bessere Gedanken bringt?"

Fleißig beteiligte sich Frau Gottsched auch an den Arbeiten ihres Gatten, die auf Förderung der deutschen Litteratur und auf die Geschichte derselben gerichtet waren. Die Bände der drei kritischen Zeitschriften, die Gottsched nach einander herausgab, der „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache,

Digitized by Google

Poesie und Beredtsamkeit," des „Neuen Bücher-saales der schönen Wissenschaften und freyen Künste" und des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit," enthalten zahlreiche Beiträge von seiner Gattin. So besprach sie z. B. in der erstgenannten Zeitschrift Johanna Maria Mazens Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens, ferner die Fabeln von Stoppe und von Hagedorn, Glafeys Übertragung der Fabeln von La Motte, Neukirchs Telemach, Trillers Prinzenraub, Bodmers Übersetzung eines Stückes aus dem Telemach und andre neuere Erscheinungen.

Als Gottsched seine „Deutsche Sprachkunst" herausgab, war seine Gattin seine unermüdliche Mitarbeiterin. Er selbst sagt: „Sobald ich ein Verzeichnis von Wörtern, die von diesem oder jenem Geschlechte, von dieser oder jener Abwandlung oder sonst in eine Klasse gehörig waren, nöthig, aber es selbst auszusinnen keine Zeit hatte, war sie die sicherste Zuflucht ihres Gatten. Ja bei allen folgenden Ausgaben hat sie mir dieselben nicht nur fleißig ergänzet, sondern auch die hinten angehenkten Sprichwörter und Kern-Redensarten der Deutschen ausgezogen und gesammlet, so daß ich darinnen keine geringe Erleichterung von ihrer Feder erhalten habe."

Ebenso war sie Mitarbeiterin an dem „Nöthigen Vorrath zur Historie der deutschen dramatischen Dichtkunst," einem Buche, das dem Forscher in litterarischen Dingen noch heute Dienste leistet und ein Jahrhundert lang geradezu unentbehrlich gewesen ist. Gottsched selber bekennt, daß er durch den Eifer seiner Gattin „fast den ganzen Stoff in die Hände bekam."

Auch an den Sammlungen für Gottscheds „Kritische Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" beteiligte sie sich mit Auszügen aus älteren, seltenen Schriften u. dergl. So reichlich floß das, was sie beisteuerte, daß der Gatte endlich Bedenken trug, so viel Fremdes in sein Werk einzuschalten und für seine Arbeit auszugeben. Er machte ihr daher den Vorschlag, selbst eine Geschichte der lyrischen Dichtkunst in Deutschland zu schreiben, und sie ging voll Freude und Eifer auf diesen Vorschlag ein. Leider ist uns ihre Arbeit nicht erhalten worden. Gottsched schreibt: „Es wuchs ihr Vorrat dergestalt unter ihren Händen, daß sie etliche Jahre vor ihrem Tode eine Geschichte der lyrischen Dichtkunst von Otfrieds Zeiten an bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Vorreden und Einleitungen ganz zum Druck fertig hatte, und ich der Welt schon etlichemal Hoffnung machte, selbige bald ans Licht treten zu sehen. Allein leider umsonst! Und diese schöne Hoffnung ist nun auf ewig verloren. Warum? Der Geschmack der Verleger ist dem Gutachten der Schriftsteller nicht allemal gemäß. Ein Buch, welches so viele Liebhaber sehnlich wünschten, und das den Verdiensten unserer Alten ein sehr helles Licht versprach, war keinem Verleger reizend genug, seine Kosten daran zu wenden. Wie oft habe ichs nicht den besten unter ihnen angepriesen und dargeboten! Allein jederzeit umsonst. Diese Kaltsinnigkeit und Unmöglichkeit nun, es in so vielen Jahren

Digitized by Google

unterzubringen, hat die Selige kurz vor ihrem Ende so aufgebracht, daß sie ohne mein Wissen es einmal im Zorne den Flammen aufgeopfert." Wir dürfen in diesem Brandopfer gewiß einen Verlust für die deutsche Litteraturforschung beklagen. Was Gottscheds „Nötiger Vorrat zur Historie der dramatischen Dichtkunst" den Litteraturforschern und Litteraturfreunden gewesen ist, das wäre ihnen für ein andres Gebiet die „Geschichte der lyrischen Dichtkunst" wahrscheinlich auch geworden. Frau Gottscheds Eifer in Durchforschung alter, seltener Schriften hätte vielleicht im Verein mit ihrem reifen, feinsinnigen Urteil ein Buch dargeboten, das vor dem des Gatten noch manchen Vorzug gehabt hätte. Manchem Litterarhistoriker wäre vielleicht durch das Buch seine Arbeit wesentlich erleichtert, manche Mühe erspart worden, und wir verehrten darin vielleicht noch heute Frau Gottscheds Hauptwerk.

Aber nicht nur Mitarbeiterin auf dem Gebiete der Wissenschaft war sie ihrem Gatten, sie war auch seine Gehilfin in kleineren Dingen. So war es u. a. ihre Aufgabe, die Bibliothek des Gatten in Ordnung zu halten und bei den neu hinzukommenden Büchern die Rückenschilder mit zierlichen Titelaufschriften zu versehen.

Für die Entwicklung der deutschen Litteratur am bedeutungsvollsten und einflußreichsten ist ihre Mitarbeit an Gottscheds „Deutscher Schaubühne." Gottscheds erst in neuerer Zeit vollkommen gewürdigte Verdienste um das deutsche Theater bestanden zunächst darin, daß er die Neubersche Schauspielertruppe dahin brachte, an die Stelle der regellosen Stücke, bei denen die Schauspieler ihre Rollen aus dem Stegreif sprachen, regelmäßige und von den Schauspielern wörtlich eingelernte Stücke zu setzen. Er selbst sagt, daß auf seine Veranlassung „Herr Johann Neuber angefangen, anstatt der sonst gewöhnlichen Haupt- und Staatsaktionen, mit Harlekins Lustbarkeiten untermengt, wahrhafte Trauerspiele nach Art der Alten und der neueren Franzosen aufzuführen ... Von der Komödie ist so viel zu merken, daß auch diese ganz von dem alten Wuste gereiniget und so weit gebracht worden, daß man auf der Neuberschen Bühne weder den Harlekin, noch Scaramutz, noch die andern Narren der Welschen mehr sieht oder nötig hat." Er beklagt sodann, daß durch die Berufung der Neuberschen Truppe an den kaiserlichen Hof zu Petersburg „Deutschland die einzige kluge und wohleingerichtete Schaubühne verloren, die es in seinen Grenzen gehabt hat," und fügt hinzu, daß er sich „entschlossen, zur Erhaltung des guten Geschmacks und zur Aufmunterung junger Dichter eine deutsche Schaubühne im Drucke herauszugeben." Waren also die regelmäßigen Stücke, die Gottsched und seine Gehilfen bis jetzt teils übersetzt, teils selbständig gedichtet hatten, alleiniges Eigentum der Neuberschen Truppe gewesen, so sollten sie nun durch den Druck allen Schauspielertruppen zugänglich gemacht werden

Von 1740 bis 1745 erschienen sechs Bände, und in ihnen wurden 37 Dramen, Trauer- und Lustspiele veröffentlicht. Es waren darunter Dichtungen

Digitized by Google

und Übersetzungen von Gottsched, Elias Schlegel, Gottfried Lange, von Straube, Dotharding, Pitschel, Quistorp, Uhlich, Frh. von Glaubitz und von Benj. Ephraim Krüger. Die größte Anzahl der gelieferten Stücke aber rührte von Frau Gottsched her, drei Trauer- und neun Lustspiele, sieben Übersetzungen und fünf eigne Dichtungen. Unter den Trauerspielen ist eine eigne Dichtung, die Panthea, die ihren Stoff aus der Cyropädie des Xenophon schöpft, die beiden andern sind die Übertragungen der „Alzire“ von Voltaire und der „Cornelia“ von Mademoiselle Barbier. Unter den Lustspielen finden sich folgende Übersetzungen: Molières Menschenfeind, die Widersprecherin von Dufresny, der Verschwender und der poetische Dorfjunker von Destouches, das Gespenst mit der Trommel, ebenfalls von Destouches, der aber seinerseits hier wieder ein Lustspiel von Addison benutzt hatte. Gelegentlich der Aufführung des letztgenannten Lustspiels in Hamburg erkennt Lessing in seiner Dramaturgie an, daß Frau Gottsched einige feine Züge des englischen Originals, die in der französischen Bearbeitung verloren gegangen waren, in ursprünglicher Frische wiederhergestellt habe.

Wichtiger noch als diese Übersetzungen aus dem Französischen waren Frau Gottscheds eigne Versuche auf dem Gebiete des deutschen Lustspiels. Man darf wohl sagen, daß sie zu dem regelmäßigen deutschen Lustspiele in ähnlicher Weise den Grund gelegt hat, wie ihr Gatte zu dem heroischen Trauerspiel. Als Gottsched 1740 die erste Vorrede zu seiner „Deutschen Schaubühne“ schrieb, sah er sich zu der Erklärung veranlaßt, daß er wohl wegen regelmäßiger Trauerspiele nicht in Verlegenheit sei, aber umso mehr wegen regelmäßiger Lustspiele. „Wo hätte ich Komödien hergenommen, die regelmäßig gewesen wären, da man uns dergleichen noch gar nicht hat drucken lassen?“ Und zwei Jahre später muß er sich immer noch mit der Hoffnung trösten, daß „wir mit der Zeit eigene komische Poeten bekommen werden, die was Gescheides machen können; denn was manche Komödianten selbst zusammenstümpeln, das ist nichts besser, als die Geburten der italienischen Schaubühne.“

Merkwürdigerweise nahm Gottsched eine sehr tüchtige Arbeit seiner Gattin, die schon 1736, aber freilich ohne Namen erschienen war, nicht in seine Schaubühne auf. Die Gründe dafür waren nicht litterarische; die Rücksicht auf den Stoff des Lustspiels gebot diese Vorsicht, wie früher die Verschweigung des Namens. „Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau“ war mehr eine Nachdichtung als eine Übersetzung von des französischen Jesuiten Bougeant Lustspiel Le femme docteur, in welchem die jansenistische Sekte in Frankreich verspottet wurde. Frau Gottsched hatte das Stück ganz auf deutsche Verhältnisse übertragen, Namen und Umstände dergestalt geändert, daß die Nachahmung, wie ihr Gatte sagt, „ein auf deutschem Boden gewachsenes Original zu sein schien.“ Statt Jesuiten und Jansenisten hatte sie Orthodoxe und Pietisten einander gegenüber gestellt.

Digitized by Google

Ganz freie Erfindungen waren ihre in der „Deutschen Schaubühne“ veröffentlichten Lustspiele: „Die ungleiche Heirat,“ „Die Hausfranzösin,“ „Das Testament“ und „Der Witzling.“ Das letzte war eigentlich nur ein kurzes Nachspiel, mit dem sie die Verfasser der sogenannten „Bremer Beiträge“ verspotten wollte, oder wie Gottsched sagt, „worin die Selige allerley kleine Kritiken wider die Schaubühne, die damals von vielen jungen Dichtern gemachet worden, abfertigte und diesen eingebildeten Kunstrichtern glücklich das Maul stopfte.“ Von einer Wirkung auf dem Theater konnte bei diesem Nachspiel nicht die Rede sein. Umso öfter erschienen die drei andern Lustspiele auf der Bühne, und vorzugsweise die beiden erstgenannten.

Heutzutage sind Frau Gottscheds Lustspiele ungenießbar und in einzelnen Stellen abstoßend geworden, aber sie waren ihrer Zeit die ersten, die genießbar erschienen, und an Beifall hat es ihnen nicht gefehlt. Von ihnen aus geht eine ununterbrochene aufsteigende Linie bis zu den Lustspielen der Gegenwart, und in der Zeit ihres Erscheinens läßt sich ihr anregender und maßgebender Einfluß an den Lustspieldichtungen eines Elias Schlegel, Krüger, Mylius, ganz besonders aber an den Lustspielen Gellerts leicht nachweisen, und wie Gellerts Lustspiele außerordentlich viele Berührungspunkte mit denen der Frau Gottsched aufweisen, so finden sich solche sogar in Lessings Jugenddramen. Wenn Lessing später scharfen Tadel über die Lustspiele der Frau Gottsched aussprach, so beweist das nur, wie hoch Lessing später über seinen eignen Anfängen stand, aber es kann die Bedeutung nicht mindern, die jene Lustspiele für ihre Zeit gehabt haben.

Als im Juni 1767, fünf Jahre nach der Dichterin Tode, die „Hausfranzösin“ in Hamburg aufgeführt wurde, und Lessing in der Dramaturgie darüber berichtete, schrieb er: „Man sagt, es sei dieses Stück zur Zeit seiner Neuheit hier und da mit Beifall gespielt worden. Man wollte versuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient, gar keinen. Das »Testament« von eben derselben Verfasserin ist noch so etwas, aber die »Hausfranzösin« ist ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts, denn sie ist nicht allein niedrig und platt und kalt, sondern obendarein schmutzig, ekel und im höchsten Grade beleidigend. Es ist mir unbegreiflich, wie eine Dame solches Zeug schreiben können.“

Lessing hat mit diesem harten Urteile der Dichterin keineswegs Unrecht gethan. Ein neuerer Beurteiler, Johannes Krüger, nennt die Lustspiele der Frau Gottsched „wimmelnd von den verfänglichsten Zweideutigkeiten“ und fügt hinzu: „Wenn solche Stücke der gereinigten Bühne angehörten, wie schmutzig müssen erst diejenigen gewesen sein, die vor der Bühnenreinigung die Lachmuskeln des deutschen Publikums in Bewegung setzten.“ Sehr richtig. In diesem letzten Satze ist aber auch ein durch Frau Gottsched angebahnter Fortschritt anerkannt. Und so sieht sich denn derselbe Beurteiler bezüglich des „Testaments“

Digitized by Google

genötigt, sein Urteil in die Worte zusammenzufassen: „Kurzum, kein Lustspiel, das unsern heutigen Anforderungen entspräche, aber historisch, auch nur als Vorstufe zur „Minna von Barnhelm" angesehen, gewiß interessant und lehrreich."

Paul Schlenther, der neueste Biograph der Frau Gottsched, findet die Erklärung für die befremdliche Thatsache, daß uns so viel Grobes und Rohes in ihren Lustspielen überrascht, zum Teil in Gottscheds Natürlichkeits- und Abschreckungstheorie. In der „Ungleichen Heirat," welche in Adelskreisen spielt, hatte Frau Gottsched treu nach der Regel die gewöhnliche Umgangssprache gewählt. Da nun die Handlung der „Hausfranzösin" in ein Bürgerhaus verlegt wird, so erschien es wünschenswert, den Ton um einiges niedriger zu stimmen. Da aber die Sprache das vorwiegendste Mittel der Darstellung war, und damit die Franzosen recht abscheulich erscheinen konnten, mußten sie vor allem nicht nur selbst recht abscheulich reden, sondern auch von den andern mit den abscheulichsten Bezeichnungen bedacht werden. Da Frau Gottsched einmal sich vorgenommen hatte oder verleitet worden war, eine Schmutzwirtschaft zu schildern, so glaubte sie auch an einer naturalistischen Schilderung derselben es nicht fehlen lassen zu dürfen. Je ferner und unbekannter ihrem Gefühl und ihrer Erfahrung solche Zustände waren, desto mehr mußten sie Ton und Farbe der Schilderung verfehlen, und sie half sich, wie alle Unkundigen sich helfen: sie übertrieb und machte Ausschreitungen."

Wer Frau Gottsched gerecht beurteilen will, muß sich mit Schlenther vergegenwärtigen, daß sie an der Wiege eines großen Dichterzeitalters stand. „Das Jahr 1744, wo die Hausfranzösin erschien, zeigt uns Klopstock und Lessing im Werden. Goethe wird ein halbes Jahrzehnt später geboren. Diese werdende Poesie der Großen folgt auf die emsigen Bemühungen unsrer Dichterin, wie der feste Mannesschritt sich allmählig herausbildet aus dem vierfüßigen Tasten und Tappen des Kindes. Wie sich Kinder zu Erwachsenen verhalten, so verhält sich Frau Gottscheds Stil zum Stile der Lessingschen Minna von Barnhelm."

Und wer das ganze Wesen Frau Gottscheds erkennen will, der darf sich nicht bloß an ihre für den Druck bestimmten Werke halten, der muß namentlich ihre Briefe in Betracht ziehen, von denen ein großer Teil nach ihrem Tode durch ihre Freundin, Frau von Runkel, ein kleinerer Teil auch durch ihren Gatten in der ihren Gedichten vorgesetzten Lebensbeschreibung veröffentlicht worden ist Auch ihre von Gottsched veröffentlichten Gelegenheitsgedichte lassen manchen lehrreichen Blick in ihren Geist und ihr Herz thun. Gottsched meint, daß seine Gattin in Elogien auf den Tod geliebter Freunde von keinem Dichter übertroffen worden sei. Das ist etwas viel gesagt; immerhin darf man zugeben, daß überraschend geistvolle Gedanken und Töne echter Empfindung oft in diesen Gedichten zu entdecken sind, während geistlose Spielereien mit Namen, barocke Einfälle und Zweideutigkeiten, an denen andre Gelegenheitsgedichte jener Zeit so reich sind, sich bei ihr nicht finden. Sie schrieb auch solche Gedichte nur, wenn

Digitized by Google

das Herz, wenn ein weiches Empfinden sie dazu drängte, während ihr Gatte Gelegenheitsgedichte auf Bestellung für Geld verfaßte. Frau Gottsched hielt das Schreiben von Gelegenheitsgedichten „für Verschwendung ihrer Zeit und ihrer Einfälle"; als Braut freilich hatte sie es dem Erwählten ihres Herzens nicht abschlagen können, ein Glückwunschgedicht an Frau Marianne von Ziegler zu richten, die als die erste Frau unter die Mitglieder der Gottschedischen Deutschen Gesellschaft aufgenommen worden war; aber leicht mag ihr diese Arbeit nicht geworden sein. Wie richtig sie den Unterschied zwischen einer wirklichen Dichtung und einem auf Bestellung gefertigten, nur einer Höflichkeitsform genügenden Gelegenheitsgedichte ahnte, zeigt ein die Sendung des Gedichts begleitender Brief. Sie schreibt an den Bräutigam: „Kein Gedicht kann ich es nicht nennen, denn es sind lauter Wahrheiten von der einen Seite und Empfindungen von der andern, obwohl sehr schwach ausgedrückt. Ich werde auch nie ein Gedicht verfertigen. Ein Dichter muß reich an Erfindungen sein und muß vieles schön zu sagen wissen, was er nicht empfindet." Sie glaubt also keine Dichterin zu sein, weil sie nur sagen kann, was wahr ist und was sie empfindet; sie weiß recht wohl, daß ihre Zeit von einem Dichter und namentlich von einem Gelegenheitsdichter verlangt, daß er schön zu sagen wisse, was er nicht empfindet.

Frau Gottsched steht unter dem Einflusse der Dichterregeln ihrer Zeit und ihres Gatten, und so kann es uns kaum wundern, wenn wir sie in ihren Briefen, wo sie sich ganz giebt, wie sie ist, wo Verstand und Herz sich nicht von Regeln einengen lassen, oft mehr als Dichterin erkennen, als in ihren Dichtungen. Es mögen daher hier noch einige Stellen aus ihren Briefen mitgeteilt sein, Stellen, aus denen ihr ganzes Wesen am besten erkannt wird.

Wie sparsam muß die Frau mit ihrer Zeit umgegangen sein, die neben ihren eignen Werken und neben den gelehrten Handlangerdiensten, die sie ihrem Gatten zu leisten hatte, noch so viel ausführliche und herzliche Briefe schreiben konnte, und die doch daneben auch in ihrem Hauswesen alle einer Hausfrau zukommenden Sorgen auf sich nahm! Gottsched schreibt: „Ihre Wirtschaftsangelegenheiten an Küche, Wäsche und Kleidung besorgte sie ohne alles Geräusch aufs ordentlichste. Ihre Ausgabe und Einnahme hat sie die ganze Zeit ihres Ehestandes durch von selber zu Pfennig aufgeschrieben und jedes Jahr richtig geschlossen. Ja von allen Arbeiten mit der Nadel, die in einem Hauswesen vorkommen können, hat sie sehr wenig durch fremde Hände besorgen lassen; wenn sie nämlich nicht einträglichere Arbeiten unter der Feder hatte, die keinen Aufschub litten."

Solchem Fleiße war jede Stunde teuer, und eine Stunde ohne Arbeit erachtete sie als verloren. Auf einer Reise, die sie mit ihrem Gatten an den Kaiserhof nach Wien unternahm, schrieb sie über eine langwierige Donaufahrt am 9. September 1749 von Passau aus an ihre Freundin Fräulein Thomasius:

Digitized by Google

„Den ersten Tag fuhren wir sechs Meilen, den andern wegen widriger Winde gar nur vier, und heute haben wir acht Meilen gemacht. Das sind also in drey Tagen achtzehn Meilen. Wahrlich eine sehr langsame Post! Großer Gott! mein Leben ist mir von Kindheit an so kurz vorgekommen, daß ich nie Zeit genug vor mir zu haben glaube; und jetzo muß ich sie mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen! Sechs Wochen bin ich von zu Hause, und in der ganzen Zeit habe ich nur fünf Tage gelebt, die übrigen muß ich auf ewig für verloren schätzen. Wie wird es nicht erst in Wien gehen? Der Schiffer tröstet uns, daß wir dennoch den 12. September in Wien seyn sollen. Ich wünsche es von Herzen aus keiner andern Ursache, als daß wir desto eher wieder nach Leipzig kommen, und ich meine vertrauten vier Wände wieder sehen möge, denen ich hunderttausend Dinge zu sagen habe."

Der Gatte scheint die unermüdliche Thätigkeit seiner gelehrten Gehülfin und die treue Sorge der wackeren Hausfrau nicht immer mit Rücksicht und Anerkennung gelohnt zu haben. Wenigstens scherzt Frau Gottsched einmal in einem Briefe an ihre Herzensfreundin: „Meinen Mann habe ich niemals frömmer gesehen, als er das Podagra hatte. Ich möchte wohl wissen, ob dieses Übel bei allen Männern gleiche Wirkung thut? In diesem Falle könnte manche Frau verleitet werden, diese Prüfung der Geduld ihrem Manne zu wünschen, die ihrige würde zugleich mit bewährt und doppelter Nutzen aus einem einfachen Übel entstehen."

In demselben Briefe, den sie am 19. September 1753 nach der Rückkehr von einer Reise an den Hof von Kassel schrieb, spricht sie über ihre Stellung zu den Großen der Erde: „Sie haben gefürchtet, mich auf dieser Reise zu verlieren? Und wem haben sie mich zugedacht? Wenn irgend eine von denen fürstlichen Personen, die ich auf dieser Reise gesprochen, mir eine Lust zur Sclaverey des Hoflebens erwecken könnte, so wäre es die Herzogin von Braunschweig. Allein ich wünsche mir nie, einen Hof genauer als aus der Beschreibung oder höchstens einem kurzen Aufenthalte zu kennen." Und in einem anderen Briefe an dieselbe Freundin schreibt sie: „Wie unvollkommen sind die Freuden der Großen, die mit allen Vorzügen oft viel Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind! Wer möchte sie wohl beneiden? Nein,

Das was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.

Mit solchen Ansichten stand sie freilich im Gegensatz zu ihrem Gatten, der sich gar zu gern in den Strahlen der Hofgunst sonnte. Als Gottsched von Friedrich dem Großen eine goldene Dose geschenkt erhalten hatte, schrieb seine Gattin an Frau von Runkel: „Beste Freundin, die Ode aus dem Horaz, die mein Freund übersetzt und dem Könige nach Breslau geschickt, hat Beyfall gefunden. Ich soll Ihnen noch mehr sagen, daß sie sehr gnädig aufgenommen und der Übersetzer königlich belohnet worden. Eine goldene Dose ist der Be-

Digitized by Google

weis von des Monarchen Zufriedenheit gewesen und hat meinen Mann in Entzückung gesetzt. Lassen Sie sich alles dieses von seiner Feder viel weitläufiger, viel prächtiger erzählen; darzu bin ich nicht geschickt genug; wissen Sie doch nun das Wesentlichste." Sie hatte ganz recht; Gottsched würde in ganz anderen Ausdrücken über ein solches Geschenk berichtet haben. Frau Gottsched aber konnte mit umso besserm Rechte über des Gatten Eitelkeit scherzen, als sie selbst sich ganz frei davon wußte.

Sie wußte sehr wohl den hohen Beweis kaiserlicher Gnade zu schätzen, als sie an dem Hofe Maria Theresias als „die gelehrteste Frau Deutschlands" gefeiert wurde, und der Kaiserin huldvolle Worte hat sie stets in dankbarem Andenken behalten; aber bei der Vorstellung am Hofe selbst war sie bescheiden und zum Schrecken ihres Gatten offen genug, seiner ihre Sprachkenntnisse aufzählenden Beantwortung der Fragen, wie viel Sprachen Frau Gottsched verstehe, die Bemerkung hinzuzufügen: „Eigentlich keine recht!"

Gewiß hielt Frau Gottsched das Geschenk der Kaiserin, eine „brillantne Prunknadel von besonderer Erfindung, die von Kennern auf die tausend Thaler geschätzet ward," in großen Ehren, aber mit dieser „Prunknadel" zu prunken, lag ihr ganz fern. Der Gatte berichtet: „Der weiblichen Neigung zu kostbarem Putze, vielem Geschmeide und prächtigen Kleidern war sie gar nicht ergeben; ja selbst das Kleinod aus den Händen der Kaiserin, womit sie billig hätte prangen können, hat sie in ihrem Leben kaum drei oder vier mal an das Haupt gestecket. Nichts war ihr lieber, als eine ungekünstelte, einfache und reinliche Tracht."

Wie sehr sich ihre Bescheidenheit mit einem berechtigten Selbstgefühl vertrug, zeigte Frau Gottscheds Verhalten gegen Voltaire. Eine Freundin der Franzosen war sie ja überhaupt nicht, und wie sie insbesondre über die Franzosen an König Friedrichs Hofe dachte, das hat schon oben eine Stelle aus der Vorrede zu ihrer Übersetzung des „Lockenraubes" gezeigt. Wie sie aber bei einem Besuche Voltaires in Leipzig sich diesem gegenüber benommen hat, das muß jedem guten Deutschen noch heute eine patriotische Freude bereiten. Wir hören sie darüber am besten selbst berichten in zwei Briefen an Frau von Runkel.

Am 4. April 1753 schreibt sie: „Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier; er ist selbst hier, ganz gewiß! Er stieg bei dem Herrn Breitkopf ab. Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund [so nennt Frau Gottsched ihren Gatten sehr oft] ausgegangen war und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt, Herr Breitkopf führet ihn zum Voltaire hinein; dieser fraget, ob es in Leipzig bequeme Zimmer gäbe. Oui, Monsieur, je Vous menerai dans une auberge, où Vous serez parfaitemeut bien . . . Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort; der blaue Engel hatte die Ehre, diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter

Digitized by Google

geherberget; allein es war allerlei dabei zu bedenken, davon mein Herr und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. Er ist krank, und ob er gleich nicht so krank, als er sich stellet, so ist er doch eine gebrechliche Maschine, un homme cassé, qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nicht gesehen; er geht nicht aus, weil er kränker thut, als er ist, und ein Buch wider Maupertuis und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hätte. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz [wohin Voltaire von dem Grafen von Seckendorff eingeladen war] fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe."

Am 18. April berichtet sie weiter: „Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Sekretair vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal ebensoviel Klagen über den Unstern, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen lernen sollten — dieses war sein Ausdruck — mit zurücke, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen seyn und ihn bey mir sehen. Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bey dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines Voltaire nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bey uns speisen, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außenblieb, war der Herr von Voltaire, und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten, und bey seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn wie viele Adamskinder Schuld an meinem Verlust, einen Voltaire nicht gesehen zu haben."

Die letzten Lebensjahre der Frau Gottsched waren leider trübe und kummervoll. Ihre Gesundheit war durch ihren rastlosen Fleiß erschüttert, und wenn sie, die überarbeitete und geistig abgespannte, Schwermutsanfällen zur Beute wurde, so verordnete ihr der kurzsichtige Gatte als Heilmittel neue Arbeit. Immer wußte er ihr neue Aufgaben zu stellen, und man erstaunt, wenn man nach ihrem Tode erzählen hört, welche riesenhaften Aufgaben sie für ihn auf sich genommen hatte, ohne daß ihm auch nur der Gedanke kommt, daß sie durch so übermäßiges Arbeiten ihre Gesundheit untergraben habe. So nennt er es, ohne sich die geringsten Bedenken zu machen, nur eine „Probe ihres unsäglichen Fleißes, die allen, so sie sehen, als ein Wunder vorkommen muß," als er sie

Digitized by Google

veranlaßt hatte, ein Goldastische Abschrift der jetzt in Paris befindlichen Minnesängerhandschrift, die er nur für kurze Zeit aus der Bremer Stadtbibliothek geliehen bekam, für ihn abzuschreiben. Er rühmt, daß sie „diesen stattlichen Folianten mit aller kritischen Richtigkeit" abgeschrieben und „diese mühsame Arbeit vom 23. März 1754 bis zum 11. Mai desselben Jahres, also innerhalb sechs Wochen und drei Tagen," vollendet habe.

Frau Gottscheds Gemüt niederzudrücken, vereinigten sich aber mit der geistigen Übermüdung noch gar andre Umstände. Zunächst empfand sie aufs schmerzlichste die Plagen, mit denen der siebenjährige Krieg Leipzig und Sachsen überhaupt heimsuchte. Sie haßte Preußen und den König Friedrich den Großen ebenso sehr, wie sie die Kaiserin Maria Theresia verehrte und liebte. Selbst eine Anerkennung ihrer Leistungen von seiten des großen Königs konnte ihren Sinn nicht ändern, ihr Gemüt nicht erheitern.

Im Jahre 1757 hatte Gottsched auf Verlangen des Königs diesem auch Proben von den Arbeiten seiner Gattin vorlegen müssen. Wie sie aber die anerkennenden Urteile des Königs aufnahm, berichtet Gottsched mit folgenden Worten: „Als ich des folgenden Tages die vorteilhaften Urteile dieses Monarchen, darauf jeder andere witzige Kopf stolz geworden seyn würde, mit nach Hause brachte, nahm sie dieselben doch sehr kaltsinnig auf und änderte ihre Gesinnungen im geringsten nicht. Alles, was preußisch war, floh und haßte sie aufs äußerste."

Und an Frau von Runkel schrieb sie am 4. Februar 1758, nachdem ihr Gatte die schon erwähnte Dose geschenkt erhalten hatte: „Es gab eine Zeit, da mich die Huld der Großen auch rührte. Wie viel empfand mein Herz beym Anblick der Kaiserin? Wie viel bey ihren Gnadenbezeigungen? Wie stolz war ich damals auf das Glück, die Kaiserin zu sehen? Wie gerührt war ich bey der Unterredung, welcher mich diese über ihre Kronen erhabene Frau würdigte! Mit eben dem lebhaften Gefühl der Dankbarkeit würde ich einen ledernen Handschuh von der schönsten Hand, die jemals Zepter geführt, angenommen und als ein Heiligtum verwahrt haben, als ich nachher die prächtige Haarnadel empfing, darüber ich meine Empfindungen auszudrücken nicht vermögend war. Jetzt rührt mich nichts mehr. Selbst Geschenke der Großen würden mir jetzt wenig oder gar keine Freude verursachen. So schüchtern hat mich der Krieg, der unselige Krieg, gegen alle dergleichen Gnadenzeichen gemacht. Was für Vorgänge könnte mir z. B. eine goldene Dose aus der Hand eines Monarchen erwecken, der meinen Mitbürgern ebenso furchtbar als groß ist? Aber was hilft mir mein Patriotismus? Er trägt meinem Arzt und dem Apotheker mehr von mir ein, als er mir selbst Nutzen bringt."

Ein andrer Gram zehrte im Stillen an Frau Gottscheds Herzen; sie wußte seit 1753, daß sie gegründete Ursache hatte, an der Treue ihres Gatten zu zweifeln. Nur ihrer besten Freundin, der Frau von Runkel, hat sie ihr

Digitized by Google

Herz ausgeschüttet, diese aber hat bei der Veröffentlichung der Briefe ihrer Freundin gerade die betreffenden Briefe weggelassen.

So lohnte ihr ein Mann, dem sie in ihrer Treue Gesundheit und Leben aufgeopfert, für dessen Ruhm sie gearbeitet, für dessen Ruhm sie gezittert hatte, als sie sah, daß seine litterarischen Gegner immer mehr Einfluß gewannen, während ihr Gatte von der hohen Stellung, die er in Gelehrten- und Dichterkreise eingenommen, immer tiefer herabsank. In zärtlicher Sorgfalt hatte sie Schriften, in denen ihr Gatte angegriffen wurde, ihm verheimlicht, um ihm Kummer zu ersparen; umso größer war ihr Kummer, als sich nichts mehr verheimlichen ließ. Einen tiefen Blick in ihr sorgengequältes, nur auf das Wohl und die Ehre des Gatten bedachtes Herz gewährt einer ihrer Briefe an den Grafen Manteuffel, wo sie von einer erst nach Überwindung zahlreicher Hindernisse durchgesetzten Beförderung des Professor Winkler in Leipzig berichtet. Sie schreibt da: „Die ganze Akademie beneidet Professor Winklern den mächtigen und fast unerhörten Beystand, den er in dieser Sache bei den Großen erhalte. Ich beneide nicht ihn, sondern seine Frau. Es muß unfehlbar ein großes Vergnügen seyn, einen Gatten zu haben, dessen Verdienste um das gemeine Wesen wider alle Anfälle so gewaltig beschützet werden, und ich wüßte sehr wohl, wem ich ein gleiches Glück wünschen würde, wenn nicht schon seit langer Zeit die billigsten Wünsche die fruchtlosesten wären."

Am 26. Juni 1762 starb Frau Gottsched nach langem Leiden. Der Tod kam ihr erwünscht. Noch am 10. Juni hatte sie Frau Runkel durch ihre Nichte schreiben lassen: „Liebste Freundin, diesesmal muß ich mich einer fremden Hand bedienen, um Ihnen zu sagen, daß ich zu allem untüchtig bin. Erschrecken Sie nicht; freylich bin ich matt, sehr matt, aber nach Aussage des Arztes soll ich meinem Ende noch nicht so nahe sein, als ich es wünsche."

Und wer wollte ihr verdenken, daß sie sich nach ihrem Ende sehnte! Ihre Krankheit war so wenig zu heilen, wie die Ursachen derselben ungeschehen zu machen. Von diesen Ursachen aber sagt sie selbst in einem Briefe an die vertraute Freundin: „Sie fragen nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Achtundzwanzig Jahre ununterbrochener Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen."

Gottsched schloß die 1763 veröffentlichte Lebensbeschreibung seiner Gattin mit den Versen:

Du hast mein ganzes Herz besessen:
Hinfort besitzt es keine mehr.

Das hielt ihn aber nicht ab, sich am 1. August 1765 wieder zu vermählen, und zwar mit Ernestine Susanne Katharine Neuenß, „einer Jungfer Oberstleutnantin," wie der Student Goethe schreibt.

Digitized by Google

Die Wahlbewegung in Preußen.

Nur noch wenige Wochen trennen uns von den Urwahlen für den preußischen Landtag, und die Parteien haben begonnen, ihre Stellung dazu deutlicher kundzugeben. Zunächst haben die Deutschkonservativen, bei denen die Hochkirchlichen den rechten Flügel bilden, einen Wahlaufruf veröffentlicht, von dem man sagen muß, daß er sich geschickt mit der gegebenen Lage der Dinge abzufinden weiß. Er spricht zuvörderst die Befriedigung der Partei über die Verheißung des Kaisers und Königs aus, nach welcher er im Geiste seines verewigten Großvaters zu regieren beabsichtigt, und wendet sich dann zu unsrer großen Freude an die Parteien, die zur Erhaltung eines starken monarchischen Regiments, zur Pflege der Vaterlandsliebe und zur Wahrung christlicher Zucht und Sitte (bei dem Worte „christlich" darf man wohl an den sehr zeitgemäßen Artikel denken, den die Kreuzzeitung vor kurzem über den bedenklichen Einfluß des Judentums auf unsre Zustände brachte) zusammengetreten waren. „Deutschlands Fürsten, welche sich bei der Thronbesteigung einmütig um Kaiser Wilhelm II. scharten, mögen den preußischen Wählern ein leuchtendes Vorbild rücksichtsloser Hingebung an das Vaterland auch bei der bevorstehenden Wahl sein." Das sodann entwickelte Programm erklärt die Gewerbesteuer für veraltet und erhebt gegen die Grund- und Gebäudesteuer den Vorwurf, sie wirkten umso drückender, als der Grundbesitz immer geringere Erträge abwerfe. Die Frage über die Reform der Klassen- und Einkommensteuer wird nur mit der Bemerkung berührt, daß sich das Einschätzungsverfahren als unzureichend erwiesen habe. Dagegen wird eine weitere Entlastung der gemeindlichen Verbände durch Reichshilfe verlangt. Für den Erlaß einer Landgemeindeordnung soll kein Bedürfnis vorliegen. „Die Freiheit der Entwicklung unsrer ländlichen Verhältnisse ist gegenwärtig in keiner Weise behindert; sie ruht vielmehr auf gesunder Grundlage; jedoch soll da, wo Landgemeinden und selbständige Gutsbezirke örtlich

Digitized by Google

gemeinsame öffentliche Aufgaben zu erfüllen haben, die Möglichkeit geboten werden, auch bei Widerspruch der Beteiligten statutarisch gemeinsame Einrichtungen ins Leben zu rufen." Mit besondrer Spannung erwarteten wir die Auslassungen der konservativen Partei in Bezug auf die Volksschule und die Macht der Kirche. Der Aufruf sagt in diesen Beziehungen: „Die konservative Partei tritt im Interesse der religiös-sittlichen Jugenderziehung und im Anschlusse an die geschichtliche Entwicklung für die konfessionelle Volksschule ein, sie kann aber zu einer gesetzlichen Regelung des Verhältnisses der Kirche zur Schule, wie sie der Antrag der Zentrumspartei fordert, die Hand nicht bieten. Das Verlangen der evangelischen Kirche nach einer Dotation halten wir, wiederholten Zusagen entsprechend, für ein gerechtes. Ebenso glauben wir, daß der Staat in der Lage ist, solche Wünsche der evangelischen Kirche nach freier Bewegung zu erfüllen, welche durch deren geordnete Organe ausgesprochen worden und ein Zusammenwirken von Staat und Kirche zu fördern geeignet sind." Das deutschkonservative Wahlprogramm ist also gemäßigter, als viele erwartet haben werden, und keineswegs von der Art, daß es nicht zur Partei gehörige Wähler abschrecken müßte, dem konservativen Kandidaten seines Wahlkreises, wenn die eigne Partei keine Aussichten hat, seine Stimme zu geben. Überdies soll es den nationalliberalen Wählern in einzelnen Bezirken auch sonst erleichtert werden, für den konservativen Bewerber um das Mandat zu wirken.

Was die Aussichten der Partei betrifft, so scheinen sie in den östlichen Provinzen gut zu sein. Doch wird ein kleiner Ausfall von Stimmen, der hie und da von Wichtigkeit werden kann, wahrscheinlich eintreten, wenn die Berliner Börsen-Zeitung mit der Nachricht Recht hat, daß die Berliner Leitung der antisemitischen Partei beschlossen habe, ihren Mitgliedern in den verschiedenen Wahlkreisen zu empfehlen, sich bei den Abgeordnetenwahlen der Abstimmung zu enthalten. Das Blatt will die Sache „aus einer in diesen Angelegenheiten stets aufs beste unterrichteten Quelle" haben, giebt aber keinen Grund für diesen Beschluß an, und auch wir vermögen uns ihn nicht zu erklären. Nehmen wir die Nachricht aber als Thatsache an, so hätte sie immerhin einige Bedeutung, wenigstens für die großen Städte. Mögen die Antisemiten, wenn sie als selbständige Partei auftreten und ihre eignen Kandidaten aufstellen, keinen sehr imponirenden Eindruck machen, so können sie da, wo sie sich einer andern Partei anschließen, deren Wählerzahl bedeutend verstärken, ja ihr unter Umständen zum Siege verhelfen. Im sechsten Berliner Wahlkreise z. B. gaben sie über 4000 Stimmen ab, mehr als die hier allerdings schwachen Kartellparteien zusammengenommen, die, wenn die Antisemiten mit ihnen gestimmt hätten, wenigstens stärker gewesen wären als die Deutschfreisinnigen. Bei den vorhergehenden Wahlen standen nun die Antisemiten immer auf der Seite der Konservativen, und es darf vermutet werden, daß deren Kandidaten in einigen Fällen ihren Erfolg ihnen zu verdanken hatten, und so wäre es hier, wenn sie

Digitized by Google

jetzt nicht zur Urne gingen, nicht unmöglich, daß die Gegenkandidaten siegten, zumal da das Kartell mit den Nationalliberalen zwar nicht geradezu aufgehoben ist, aber doch einigermaßen gelockert erscheint. Es ist also thörichter Parteigeist, wenn die Antisemiten eigne Kandidaten aufstellen, es ist dieselbe Thorheit, wenn sie ihr Wahlrecht nicht benutzen; sie müssen sich am Tage der Wahl, wenn sie verständige Leute sein wollen, einer der großen Parteien anschließen, und von diesen steht ihnen die konservative unbestreitbar am nächsten. Wir empfehlen ihnen daher, wenn jener Beschluß der Führer, sich der Wahl zu enthalten, wirklich gefaßt und als Weisung an die Parteigenossen im Lande ergangen ist, sich die möglichen Folgen desselben ernstlich zu überlegen und sich nicht an ihn zu kehren, sondern wie früher mit den Konservativen zu stimmen.

Wir haben uns in der letzten Zeit vorzüglich mit der Stellung der Mittelparteien, namentlich mit der der Nationalliberalen, zu den Konservativen beschäftigt. Werfen wir jetzt auch einen Blick auf das Verhältnis der politischen Freunde Bennigsens und Miquels zu den Deutschfreisinnigen, so ist das Auftreten der letztern von Anfang an derart gewesen, daß von einem Zusammenwirken der beiden Parteien niemals die Rede sein konnte. Die bis zur äußersten Erbitterung gesteigerte Gegnerschaft derselben hatte ihre letzten Gründe aber nicht so sehr in persönlicher Abneigung als in der gänzlich verschiedenen Stellung, die sie zur praktischen Politik und insbesondre zum Fürsten Bismarck einnahmen, indem die Nationalliberalen den Fürsten im Verein mit den Konservativen unterstützten, die Deutschfreisinnigen ihn im Bunde mit andern Gegnern, selbst mit dem Zentrum, nach Kräften befehdeten und hinderten. Jetzt scheint sich Nachrichten und Andeutungen zufolge, die sich wiederholen, innerhalb des deutschfreisinnigen Lagers ein Prozeß vorzubereiten oder bereits zu vollziehen, der zu einer Scheidung der in ihm vereinigten Elemente führen könnte. Es ist nicht unbekannt, daß die ehemaligen Sezessionisten, als sie sich der Richterschen Partei anschlossen, nicht völlig in ihr aufgingen, und es ist ebensowenig ein Geheimnis, daß die Führer derselben nicht daran dachten, die Rolle systematischer Opposition für alle Zeiten zu übernehmen, vielmehr der Hoffnung lebten, binnen kurzem an die Regierung zu kommen, Minister, Staatssekretäre, Oberpräsidenten u. s. w. zu werden. Mit andern Worten: wenn sie sich in die Gesellschaft des Führers der grundsätzlichen Bekämpfung der Regierung, sei sie, wie sie wolle, begaben, so geschah es nur auf Zeit, mit stillschweigendem Vorbehalt und in der Voraussetzung, daß dies nichts als ein Übergangszustand sein werde. Diese Hoffnung, die von den Wählern der betreffenden Abgeordneten geteilt wurde, indem sie von ihrer Erfüllung ebenfalls Vorteile, Beförderung im Amte, sonstige Begünstigung persönlicher Interessen, etwa durch Weiterführung der Laskerschen Gesetzgebung u. a. erwarteten, erlosch mit dem Ableben Kaiser Friedrichs für absehbare Zeiten, und so ist es nicht unnatürlich,

Digitized by Google

wenn, wie versichert wird, „zahlreiche Wähler (von den Führern ist noch nicht die Rede) sich die Fragen vorlegen, ob sie es unter den veränderten Umständen noch verantworten können, eine Partei zu unterstützen, welche die Regierungspolitik in Verbindung mit dem Zentrum immer nur bekämpfen wird, oder ob es ihren Überzeugungen (nach dem Obigen richtiger, ihrem persönlichen Bedürfnisse und Vorteile) nicht besser entspricht, wenn sie sich der gemäßigt liberalen Partei zuwenden und dadurch das Gewicht verstärken, welches diese für die parlamentarische Beeinflussung der Regierung in die Wagschale zu werfen vermag.“ Derartige Betrachtungen scheint man u. a. in verschiednen Kreisen der deutschfreisinnigen Partei in den östlichen Provinzen angestellt zu haben, und in Königsberg ist man bereits zu darauf gegründeten Beschlüssen hinsichtlich der bevorstehenden Landtagswahl gediehen. Dort vereinigten sich im Februar des letztverflossenen Jahres schon Konservative, Nationalliberale und eine ansehnliche Zahl verständiger Wähler, die weiter links standen, zur Beseitigung der sozialdemokratischen Vertretung der alten Krönungsstadt, und der Zweck der Verständigung wurde erreicht. Im preußischen Landtage saßen seit lange als Vertreter der Stadt zwei Angehörige der Richterschen Genossenschaft und ein Nationalliberaler. Der letztere, Herr Kieschke, begann in der Zeit, wo sich die Fusion vollzog, zu schwanken und trat schließlich aus dem Verbande der nationalliberalen Partei aus, um sich bald nachher dem der deutschfreisinnigen zuzuwenden. Vor einigen Wochen hat er auch dieser wieder den Rücken gekehrt — wohl ein Zugeständnis, das der offenkundig gewordenen Veränderung in den Meinungen seiner Wähler gemacht worden ist. Jedenfalls wirkte dieser Schritt als abfällige Beurteilung der Partei, welcher der Herr Abgeordnete im Landtage zuletzt angehört hatte, und wurde Veranlassung, daß andre, die an dem radikalen Liberalismus ebenfalls den Geschmack verloren hatten, sich vereinigten und auf die Sammlung von Gesinnungsgenossen zu praktischen Zwecken Bedacht nahmen. Je mehr dies gelang, desto mehr wuchsen Selbstgefühl und Entschlossenheit, und anderseits, je mehr die Führer der Deutschfreisinnigen ihre Stützen zusammenschmelzen sahen, desto eigensinniger hielten sie an ihren Ansprüchen fest — eine Erscheinung, die beiläufig bei dieser Partei so oft beobachtet worden ist, daß sie als Regel zu gelten hat. Damit ist wohl die Thatsache genügend erklärt, daß in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ jetzt bekannt gemacht wird, die Verhandlungen zwischen den gemäßigten und den radikalen Liberalen seien ohne Ergebnis geblieben, und die andern beabsichtigten angesichts des deutschfreisinnigen Parteitags, der am 8. und 9. d. M. in Königsberg abgehalten werden sollte, demnächst für die Stadt drei Wahlkandidaten ihres politischen Glaubensbekenntnisses aufzustellen. Das hat gewiß nicht bloß für die Hauptstadt Ostpreußens, sondern auch für viele andre Orte der Provinz, denen sie bisher Muster und Vorbild war, seine Bedeutung. Zum erstenmale seit Herr Rickert die Nationalliberalen dieser Gegend zum Abfalle, zum Radikalismus bewogen

Digitized by Google

hat, geschieht es, daß der Rückweg in das alte Lager ins Auge gefaßt, und daß öffentlich ausgesprochen wird, er solle angetreten werden. Der Terrorismus Richters, der die Partei bisher zusammenhielt, wird weiter geübt, aber nicht mehr, wie bis jetzt von allen Mitgliedern weiter ertragen werden. Auf alle Fälle ist ein Anfang zum Bessern zu bemerken, der Fortgang hoffen läßt und der nationalliberalen Partei die Aussicht eröffnet, ihre Stützen auch im Osten mit der Zeit wieder in wünschenswertem Maße zu verstärken. Das ist an sich sicherlich recht erfreulich, wenigstens für die Partei als solche: sie gewinnt Stimmen und Mandate und mit diesen äußerlich an Macht und Einfluß. Aber die Sache hat auch ihr Bedenken. Nicht immer ist Wachsen der Zahl auch wahre Stärkung. Die anscheinend Bekehrten, welche zu dem alten Panier zurückzukehren Anstalt machen, mögen wirklich ihren Irrtum eingesehen haben, sie können aber auch nur den veränderten Umständen, die sich wieder einmal ändern können, Rechnung getragen haben und, wie man zu sagen pflegt, unsichere Kantonisten sein, mit denen für die Dauer weniger gewonnen als verloren ist, insofern sie die Einheit der Partei stören können, die durch sie allmählich wieder in einen rechten und einen linken Flügel zerfallen kann. Jedenfalls sind sie lange genug in schlechter Gesellschaft gewesen, um solche Befürchtung zu rechtfertigen. Es ist zwar mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, und wir wollen uns mehr den Vater als den Bruder des verlornen Sohnes zum Muster nehmen. Die Nationalliberalen mögen den Zurückkehrenden den Heimweg möglichst erleichtern, aber nicht vergessen, daß Vorsicht geboten ist, und daß keine Opfer an Überzeugungen gebracht werden dürfen. Die wiederkehrenden Sezessionisten werden sich, mag ihre Zahl auch noch so groß sein (wir erwarten für die nächste Zeit nicht, daß sie bedeutend sein wird), der nationalen Idee mit ihren Folgerungen streng unterordnen müssen und nichts von ihrem bisherigen Glauben mitbringen und beibehalten dürfen, wenn sie als nützliches Element wieder in die Partei aufgenommen werden sollen. Ohne Erfüllung dieser Bedingung besser draußen als drinnen. Das verlangt schon die Betrachtung der Sache vom Standpunkte des Parteiinteresses. Noch mehr aber gebietet es das Bedürfnis des Staates und der Nation, denen die Partei, wie sie sich in der letzten Zeit gestaltet hat, mit Aufgebung früherer Ansprüche zu dienen entschlossen ist. Ein Wahlprogramm hat die Partei bis zu dem Augenblicke, in dem wir schreiben, noch nicht veröffentlicht, doch ist der Oberbürgermeister Miquel, jetzt nachdem Bennigsen infolge seiner Ernennung zum Oberpräsidenten von der Parteileitung selbstverständlich zurückgetreten ist, der erste Führer der Genossenschaft, mit der Abfassung eines solchen beschäftigt. Diese Arbeit scheint nicht leicht zu sein. Man befindet sich offenbar in Verlegenheit, für welche Marschrichtung bei der Wahlbewegung man sich entscheiden soll, man ist sich nicht recht klar darüber, welche die meisten Vorteile verheißt und die wenigsten Verluste befürchten

Digitized by Google

läßt, man weiß nicht ganz ſicher, ob Bennigſens Beförderung zu einem der höchſten Ämter der Verwaltung den Beginn einer neuen liberalen Ära bezeichnet, und man iſt wohl nicht einmal darüber völlig im Klaren, ob die Regierung, deren Wohlwollen für die Förderung der Zwecke der Partei nicht gut zu entbehren iſt, ein ſelbſtändiges Auftreten, wodurch die deutſchkonſervative Partei Verluſte erleiden könnte, billigen würde. Von dem Hauptblatte der halbamtlichen Preſſe iſt allerdings zwiſchen den Konſervativen, die aus der Kreuzzeitung und dem Reichsboten reden, und den übrigen ein Unterſchied gemacht und erſtern vorgeworfen worden, ſie hätten für das nationale Bedürfnis keinen Sinn und deshalb keinen Anſpruch auf die Leitung der Partei. Indes ſind dieſe Elemente dadurch nicht hinausgedrängt worden, und wenn von Rauchhaupt, der das Kartell mit den Nationalliberalen für überflüſſig erklärte, und von Hammerſtein, der die evangeliſche Kirche vom Staate ablöſen möchte, den Wahlaufruf der Deutſchkonſervativen unterſchrieben haben, ſo wiſſen die Nationalliberalen in der That nicht, wie ſie mit der Partei als Ganzes daran ſind. Jedenfalls hat ſie zwei Seelen, und darnach werden die Nationalliberalen wahrſcheinlich ihr Verhalten einrichten.

Die Deutſchfreiſinnigen haben ſchon am 28. Auguſt etwas vom Stapel gelaſſen, was wie ein Wahlprogramm ausſieht, aber ein ſo ſchwächliches Machwerk iſt, daß es nicht lohnt, es auch nur mit einigen Zeilen zu charakteriſiren, zumal da Eugen Richter ſelbſt kurz vorher in ſeiner Zeitung ſelbſt zugegeben hatte, ſeine Partei habe im preußiſchen Landtage nicht viel Anſehen mehr zu verlieren. Iſt alſo die unmittelbar bevorſtehende Veröffentlichung des Wahlaufrufs der gemäßigten Liberalen erfolgt, ſo iſt nur noch die Partei mit dem ihrigen im Rückſtande, welche die Fraktion des Zentrums ins Abgeordnetenhaus ſendet. Sie hat es erfahrungsmäßig mit ſolchen Dingen nicht eilig, da ihre Loſungsworte auf den Katholikentagen und im Verkehr der Pfarrer und Kapläne mit ihren Gemeinden ausgeteilt werden. Ob die große Maſſe ſich dabei etwas denkt und die letzten Zwecke, die der leitende Politiker der Partei im Auge hat, begreift, iſt dieſem und ſeinem engern Rate gleichgiltig. Wenn nur in ſeinem Sinne gewählt wird, und das geſchieht und wird ſo lange geſchehen, als es eine im Reiche geeinigte Nation geben wird. Zum Glücke hat dieſe aber einen breiten Rücken, mit dem ſich die Sache ohne viel Not ertragen läßt, wenn die übrigen Parteien feſt zur Regierung halten.

Digitized by Google

Die Anfänge des Papsttums.

Von J. v. Pflugk-Harttung.

Die alte Hauptstadt Rom, die dem Reiche seinen Namen verliehen hat, besaß ein natürliches Recht auf Herrschaft, auf weltliche, so lange das Staatswesen vorwaltete, auf geistliche, als dieses zerfiel, als die Kirche zum Mittelpunkte des Lebens wurde und die Einheit von Kultur und Gesittung darstellte. Weltliche und geistliche Überlieferung wirkten zusammen, denn Rom galt nicht nur als Stadt des Romulus und Remus, sondern ebenso als erster Apostelsitz, geheiligt durch den Martertod des Petrus und Paulus.

Nicht hoch genug ist die Bedeutung des Ortes für die Entwicklung der geistlichen Oberhirten anzuschlagen. Nachdem der Zauber seiner Weltstellung erloschen und der altehrwürdige Senat zu einer Gesellschaft biederer Stadträte hinabgesunken war, blieb Rom doch immer noch ideeller und geographischer Mittelpunkt Italiens, eine der volkreichsten Gemeinden, prangend im baukünstlerischen Schmuck einer vergangenen Größe, die durch das Ruinenhafte und durch christliche Umdeutung nur umso ehrwürdiger erschien. Nirgends trat das Römertum, das allmählich mit der Rechtgläubigkeit zusammenzufallen begann, überwältigender zu Tage. Hier thronte die kaiserliche Gewalt oder hatte hier gethront, stummberedt klang rings die Erinnerung, nach Rom kamen die regsamsten Köpfe, und wer etwas zu gemeinsamer Kenntnis bringen wollte, hatte es von dort zu verkünden. Die Bauthätigkeit der alten Welt erreichte mit den Mauern Aurelians und den Thermen Diokletians und Konstantins ihr Ende, wofür sich jetzt Kirchen und Kapellen erhoben, anfangs einfach und dürftig, allmählich reich und prunkhaft; vor allen die berühmten Basiliken St. Johanns vom Lateran, St. Peters vom Vatikan und St. Pauls vor den Mauern. Die aufkommende Heiligen- und Märtyrerverehrung mehrte ihre Zahl außerordentlich, und in den Katakomben, den suburbikarischen Grabstätten, erwuchs ein zweites unterirdisches, rein christliches Rom, das sich in einem Kreise von fünfzehn bis dreißig italienischen Meilen um die Stadt erstreckte, vom dritten Meilensteine

Digitized by Google

gerechnet, gelehnt an die Land- und Heerstraßen. Unzählige Bekenner und Gläubige lagen dort begraben, ein Anziehungsgrund für fromme Pilger, die bald aus der weiten Welt nach Rom zusammenströmten, jeder bestrebt, kostbare Reliquien heim zu bringen. Als echte oder für echt gehaltene nicht mehr genügten, wurden andre untergeschoben; der Reliquienhandel, und zwar mit durchweg gefälschter Waare, kam so in Aufschwung, daß gesetzlich dagegen eingeschritten werden mußte. Immerhin war es wichtig, daß die Heiligenverehrung die ewige Stadt zum Mittelpunkte machte, und sie die Möglichkeit besaß, den Ansprüchen zu genügen.

Schon an ihre ersten Apostel hat sich der Zweifel geheftet. Vielen erscheint nur der Aufenthalt des Paulus verbürgt, der des Petrus bloß möglich oder wahrscheinlich. In der Wirkung blieb es gleich, denn bald lebte man der Gewißheit, daß die römische Gemeinde von Petrus und Paulus begründet sei und beide unter Nero den Tod erlitten hätten. Spätere Jahrhunderte (zuerst Paschalis II. um 1000) versetzten die Köpfe derselben als Wahrzeichen in die Siegel der Päpste, ihrer Nachfolger, oder richtiger der des Petrus, denn er galt als erster Bischof. Kraft des Wortes Christi im Evangelium: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ barg er die Fülle apostolischer Gewalt und überlieferte sie den Trägern seiner Würde, obwohl der Heiland die gleiche allen Jüngern zugesprochen hatte.

Jene Stelle bildete den Ausgangspunkt für die Meinung, daß ein innerer Unterschied bestehe zwischen dem Bischof von Rom und den übrigen, daß ihm Befugnisse zustünden, die andern fehlten, daß er einen Vorrang besitze, einen Primat. Freilich die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem konnten denselben Anspruch erheben, aber sie wirkten im Morgenlande ohne die politische Bedeutung Roms. Dazu kam die Ausdehnung seines Sprengels. Das römische Metropolitanrecht umfaßte die zehn Provinzen, die dem Vicarius urbis untergeben waren, d. h. die Inseln, Süd- und einen Teil von Mittelitalien. In den sonstigen Landschaften, dem der Vikarius von Italien gebot, übte die zweite Stadt, die zeitweise Hauptstadt war, Mailand, seit dem heiligen Ambrosius (374—397) eine ähnliche Gewalt, ohne sie behaupten zu können. Denn im Laufe des fünften Jahrhunderts zweigte sich der dritte Vorort Ravenna ab mit der Ämilia, und schließlich auch Aquileja samt Venetien und Istrien. Der Gewinn solcher Schwächung Mailands kam natürlich Rom zu gute, besonders als Mailand den Langobarden erlag, während man am Tiber sich ihrer erwehrte. Trotzdem erhielt sich Mailand mit zäher Ausdauer eigenartig, denn noch im zehnten Jahrhundert wagte sein Hirt, sich den Titel „Papst“ beizulegen, und selbst die andern beiden Metropolen stellten sich wiederholt neben, statt unter Rom.

Für Roms Kirchengeschichte bieten zu Ende des ersten Jahrhunderts die Briefe des Clemens an die Korinther zuverlässigen Boden, und da bestand noch kein Bistum. Erst siebzig Jahre später, unter Anicetus (155(?)—166), findet es sich skizzirt, um dann beispiellos glücklich emporzuwachsen. Der Drang nach Einheit, der monarchische Zug des Katholizismus, das Bedürfnis eines entscheidenden Oberhauptes wirkten für Rom. Noch lag das Schwergewicht in der weltlichen Macht des Kaisertums, aus der Anbetung der heidnischen Staatsreligion nahm es die Beherrschung der Kirche herüber, und nicht das Abendland, sondern der Orient stand an der Spitze der religiösen Bewegung. Fast alle Schlagworte der theologischen Kämpfe älterer Zeit sind

Digitized by Google

griechisch, während das Heidentum sich am Tiber geschichtlich festgewurzelt behauptete. Aber gerade dieser erhaltende Grundzug lenkte die Augen dorthin, umsomehr, als die geistliche Wärme der Orientalen mit verhängnisvoller Neigung zu Hader und theologischer Spitzfindigkeit zusammenfiel. Sie zerrieben sich dadurch und verloren an Wucht. Anders Rom, in ihm waltete weniger der Trieb, die Lehre weiter- und umzubilden, als sie zu bewahren und nutzbar zu gestalten. Nicht ein einzig wirklich dogmatisches Dekret der Päpste ist aus den ersten vier Jahrhunderten überliefert. Dort im Orient herrschten Unruhe, Mangel an Sicherheit, ein leidenschaftliches Tasten, Streben und Suchen; hier in Rom Stetigkeit, durchweg kluge Benutzung der Umstände und eine wachsende Fülle von Ansprüchen.

Unter diesen war schon früh der wichtigste, den höchsten geistlichen Rang und als erstes Bistum Gewalt über die Christen zu gewinnen. Im Abendlande bestand kein gleichwertiges, und so fand der Gedanke hier zuerst Anerkennung; am wenigsten bei den Afrikanern, doch gerade sie bezwang der vandalische Feind. Um die Zeit, als der römische Primat sich auszubilden begann, erklärte Konstantin der Große die Kirche zur Staatsreligion und verlegte seinen Herrschersitz nach Byzanz. Das politische Schwergewicht kam damit an den Osten, doch Rom wurde von der erdrückenden Nebenmacht befreit, der päpstliche Heiligenschein verblaßte nicht mehr vor dem Diadem des Imperators. Mehr und mehr sonderten sich am Ende des vierten Jahrhunderts Abend- und Morgenland, wobei jenes sich aus seiner theologischen Abhängigkeit zu lösen begann; Hieronymus vermittelte ihm durch Uebersetzungen einen großen Teil der geistlichen Schriften und ermöglichte dadurch Lehrentwicklung auch ohne Kenntnis des Griechischen. Ambrosius und Augustin überragten alle Zeitgenossen, und Augustin erklärte in kühner Gedankenfolge, daß die Kirche höher stehe als der Staat, der Kaiser Diener und nicht Herr der Kirche sei. Freilich in Wirklichkeit nahm es sich anders aus.

Das Edikt des Kaisers, das 325 die Väter zum Konzil nach Nikäa berief, stellte die Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien auf gleiche Stufe. Doch auch das wandelte sich, die alten Patriarchenstühle des Orients wurden von der neuen Hauptstadt am Bosporus überholt. Wie Rom die Hauptkirche des Abendlandes war, erwuchs Konstantinopel zu der des Ostens, nur daß sie, emporgekommen durch den Kaiser, auch von ihm abhängig blieb.

Der römische Vorrang barg keine Befugnisse, sondern war rein moralischer Art. Erst das Konzil von Sardika hat 343 diese Befugniß eingeleitet, und zwar so recht heraus aus dem Gedanken des zuverlässigen, des ruhig thronenden Felsen Petri. In den heftigen dogmatischen Kämpfen wurden zahlreiche Bischöfe ungerecht beschuldigt und verdächtigt. Da sollte nun laut Konzilbeschluß jeder Verurteilte sich nach Rom wenden dürfen, das die Sache untersuchen und der Synode einer Nachbarprovinz zu neuer Beratung anheimgeben konnte. Das Konzil von Sardika wurde nicht allgemein anerkannt; um es in Afrika durchzusetzen, berief man sich auf eine Abschrift der Beschlüsse von Nikäa, der die von Sardika ohne Unterscheidung beigefügt waren. Diese Vermischung scheint ursprünglich nicht auf bewußter Fälschung beruht zu haben, aber als ihr Nutzen einmal vorlag, behielten die Päpste sie bei und gaben ihr im Abendlande Verbreitung. Zu Hilfe kam ihnen die weltliche Macht. Aus politischen Gründen gebot 380 Kaiser Theodosius, daß das Reich dem Glauben anhangen solle, welchen der heilige Petrus den Römern verkündet

Digitized by Google

habe, ein Gesetz, das für Bekenntnis und Lehramt entscheidend wurde. Mehr und mehr begann die dogmatische Thätigkeit der römischen Bischöfe; in den heftigen Streitigkeiten über die Lehre Augustins von der Prädestination wurden sie um Entscheidung angerufen. Sie gaben kluge Urteile mit Betonung ihrer Pflicht für die Gesamtkirche. Schnell erweiterte sich der Geschäftskreis; Damasus I. (366—384) und Innocenz I. (401—417) waren hervorragende Männer. Nur noch ein Schritt verblieb bis zu dem Edikt Valentinians III. (445), welches dem apostolischen Stuhle höchste gesetzgebende und richterliche Befugnis überwies.

Wo waren jetzt die Zeiten, da ein Bischof von Korinth daran erinnern durfte, auch seine Gemeinde sei gleich der römischen von Petrus und Paulus gepflanzt, wo der Papst die Entscheidung über eine Irrlehre ablehnte, weil er kein Recht zu selbstherrlichem Urteile besitze, wo karthagische Synoden ihn an geziemende Demut erinnerten, sich alle Einmischung verbaten und die von ihm gebilligte Erbsündenlehre feierlich verwarfen, wo ein Cyprian allen Aposteln dieselbe Macht und Ehre zusprach wie Petrus, alle Bischöfe als gleichstehende, gemeinsame Träger der unteilbaren Kirchengewalt bezeichnete, wo Sulpicius Severus, ein geistlicher Eiferer, in seiner Kirchengeschichte nichts vom Primat des römischen Bischofs wußte, und eine ökumenische Synode gehalten wurde, die das Dogma vom heiligen Geiste feststellte (381), ohne daß der apostolische Stuhl auch nur vertreten war. Ein neuer Abschnitt hatte begonnen: von 440—461 waltete Leo I., der früheste Papst von weltgeschichtlicher Bedeutung, den die Kirche zugleich den Großen und den Heiligen nennen konnte.

Als die kaiserliche Macht in Italien zusammenbrach, als Hunnen und Vandalen vorstürmten, trat Leo ihnen entgegen als Beschützer des Landes, als Hort des Glaubens, richtete er an Stelle der weltlichen Gewalt helfend und lindernd die väterlich geistliche empor, stellte er diese in den Mittelpunkt der Ereignisse. In ihm sammelten sich die Strahlen, die bisher vereinzelt von Rom her geleuchtet hatten. Seit dem 8. Oktober 451 tagte fern im Orient die Synode von Chalkedon, deren Entscheidung wesentlich in päpstlichem Sinne ausfiel, selbst in der vielumstrittenen Frage nach der Person Christi. Die Synode gestaltete sich dadurch zu einer Vereinigung von Abend- und Morgenland, der Nachfolger Petri war maßgebend geworden auch am Bosporus; er durfte wagen auszusprechen, daß er die Beschlüsse zu Gunsten der geistlichen Gleichstellung Konstantinopels kraft der Autorität des Apostelfürsten kassire, durfte den Patriarchen mit dem Banne bedrohen, wenn er nicht zurücktrete.

So war der Boden gegeben für den Riesenbau des Katholizismus.

Digitized by Google

Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Däniſchen überſetzt von Mathilde Mann.

(Schluß.)

Vierzehntes Kapitel.

Jetzt iſt es Herbſt. Auf den Gräbern da oben auf dem Friedhofe blühen keine Blumen mehr, und das Laub liegt braun und modernd auf den naſſen Wegen und unter den Bäumen im Garten zu Lönborggaard.

In den leeren Stuben geht Niels Lyhne in bitterer Schwermut umher. In ihm iſt etwas gebrochen, in jener Nacht, als das Kind ſtarb; er hat das Zutrauen zu ſich ſelber verloren, ſeinen Glauben an die Macht des Menſchen, das Leben zu ertragen, das man ja leben muß. Das Daſein war ihm ſchal geworden, und der Inhalt desſelben ſtob zwecklos davon, nach allen Seiten hin.

Es konnte nichts nützen, daß er das Gebet, was er gebetet hatte, den wahnſinnigen Hilfeſchrei eines Vaters für ſein Kind nannte. Er hatte es gewußt, was er in ſeiner Verzweiflung gethan hatte. Er war verſucht worden und war gefallen; es war ein Sündenfall, ein Abfallen von dem eignen Ich, von der Idee. Es kam vielleicht daher, daß die Tradition in ſeinem Blute zu ſtark geweſen war; das Menſchengeſchlecht hatte in ſo viel tauſend Jahren ſtets in ſeiner Not den Himmel angerufen, und jetzt hatte er dieſem ererbten Drange nachgegeben. Aber er hätte dagegen losgehen müſſen wie gegen einen böſen Inſtinkt, er wußte ja doch bis in die innerſten Fibern ſeines Hirnes, daß alle Götter nichts ſind als Träume, und daß er zu einem Traume Zuflucht genommen hatte, ſobald er betete, ebenſo wie er in alten Tagen, wenn er ſich der Phantaſterei in die Arme geworfen hatte, genau gewußt hatte, daß es Phantaſterei war. Er hatte das Leben, ſo wie es war, nicht ertragen können, jetzt hatte er Teil genommen an dem Kampfe um das Höchſte und war in der Hitze des Kampfes der Fahne untreu geworden, zu der er geſchworen hatte; denn das Neue, der Atheismus, die heilige Sache der Wahrheit, welchen Zweck hatte das alles, was war das alles? Nichts als ein Flittergoldname für das

Digitized by Google

eine Einfache: das Leben ſo zu ertragen, wie es nun einmal war, und das Leben ſich nach den eignen Geſetzen des Lebens bilden zu laſſen.

Es war ihm, als habe ſein Leben in jener qualvollen Nacht abgeſchloſſen; das, was nachher kam, konnte niemals etwas andres werden als gleichgiltige Szenen, die an den fünften Akt angeklebt waren, nachdem die Handlung ſchon zu Ende geſpielt worden. Er konnte ja immerhin ſeine alten Lebensanſchauungen wieder aufnehmen, wenn er Luſt dazu hatte, aber er war nun doch einmal gefallen, und ob ſich der Fall ſpäter wiederholen würde, oder ob er ſich nicht wiederholen würde, das bleibt ganz gleichgiltig.

Das war die Stimmung, in der er am häufigſten einherging.

Und dann kam der Novembertag, an dem der König ſtarb und die Kriegswolke immer drohender heraufzog.

Schnell ordnete er ſeine Sachen auf Lönborggaard und meldete ſich als Freiwilliger.

Die Langeweile der Ausbildungszeit ertrug er mit Leichtigkeit, es war ja ſo unſäglich viel, nicht länger ein überflüſſiger Menſch zu ſein, und als er dann zur Armee ſtieß, der ewige Kampf gegen Kälte, gegen Ungeziefer und Unbequemlichkeiten jeder Art, das alles drängte die Gedanken zurück, die ſich mit dem Zunächſtliegenden beſchäftigen konnten, das machte ihn beinahe heiter und ſeine Geſundheit, die ſehr unter dem Kummer der letzten Jahre gelitten hatte, wurde wieder ganz vorzüglich.

An einem trüben Märztage wurde er dann durch die Bruſt geſchoſſen.

Hjerrild, der Arzt im Lazareth war, ſorgte dafür, daß er in einen kleinern Saal gelegt wurde, worin ſich nur vier Betten befanden. Der eine von denen, die drinnen lagen, war durch das Rückgrat geſchoſſen und lag ganz ſtill, der zweite hatte eine Wunde in der Bruſt, er hatte ſchon mehrere Tage dort gelegen und phantaſirte ununterbrochen, ſtundenlang mit haſtig ausgeſprochenen, abgeriſſenen Worten; der letzte endlich, der Niels Lyhne zunächſt lag, war ein großer, ſtarker Bauerburſche mit dicken, runden Backen; er hatte eine Gehirnverletzung durch einen Granatſplitter erlitten, und unabläſſig den ganzen Tag hob er ungefähr zweimal in der Minute gleichzeitig den rechten Arm und das rechte Bein in die Höhe, ließ ſie dann wieder fallen und begleitete die Bewegung jedesmal mit einem lauten, aber dumpfen, tonloſen: Hoh, hoh, ſtets in demſelben Takt, ſtets genau mit demſelben Tonfall.

Da lag nun Niels Lyhne. Die Kugel war in ſeine rechte Lunge gedrungen und war dort ſitzen geblieben. Im Kriege können nicht viele Umſtände gemacht werden, und ſo erfuhr er denn, daß er nicht viel Ausſicht habe, am Leben zu bleiben.

Das wunderte ihn, denn er fühlte ſich durchaus nicht ſterbenskrank und ſeine Wunde ſchmerzte ihn nicht ſehr. Bald aber ſtellte ſich eine Mattigkeit ein, die ihm ſagte, daß der Arzt recht habe.

Das alſo ſollte das Ende ſein. Er dachte an Gerda, er dachte den erſten

Digitized by Google

Tag viel an sie, aber immer störte ihn der wunderbar kühle Blick, den sie gehabt hatte, als er sie zum letzten male in die Arme schloß. Wie schön wäre es nicht gewesen, wie schmerzlich schön, wenn sie sich bis zuletzt an ihn geklammert und ihn nicht aus den Augen gelassen hätte, ehe der Tod es matt gemacht, wenn es ihr genügt hätte, ihr Leben bis zum letzten Atemzuge an dem Herzen zu Leben, das sie so sehr liebte, statt sich in der letzten Stunde von ihm abzuwenden, um sich noch mehr Leben zu sichern, noch mehr Leben.

Den zweiten Tag im Lazareth wurde Niels schwermütiger infolge der dumpfen Atmosphäre, die ihn umgab, und die Sehnsucht nach frischer Luft und der Wunsch zu leben waren in seinen Gedanken seltsam mit einander verwoben. Das Leben hatte doch viel Schönes gehabt, dachte er, wenn er sich die frische Brise am heimatlichen Strande zurückrief, das leise Säuseln in Seelands Buchenwaldungen, die reine Bergluft in Clarens und die weichen Abendwinde am Gardasee. Aber sobald er an die Menschen dachte, ward ihm wieder elend zu Mute. Er rief sie sich einzeln ins Gedächtnis, und alle gingen sie an ihm vorüber und ließen ihn allein; auch nicht einer blieb bei ihm zurück. Aber wie hatte denn er an ihnen festgehalten, war er denn etwa treu gewesen? Da war nur der eine Unterschied, daß er sie langsamer hatte fallen lassen. Nein, das war es nicht. Es war das unsäglich Traurige, daß eine Seele stets allein ist. Jeder Glaube an ein Zusammenschmelzen zweier Seelen war eine Lüge. Nicht die Mutter, die uns auf dem Schoße gehalten, nicht der Freund, nicht die Gattin, die an unserm Herzen geruht —

Gegen Abend wurde er unruhig, und die Schmerzen in der Wunde nahmen zu.

Hjerrild kam und saß am Abend einen Augenblick neben ihm; gegen Mitternacht kam er wieder und saß lange da. Niels litt sehr und stöhnte vor Schmerzen.

Ein Wort in allem Ernst, Lyhne, sagte Hjerrild, wünschen Sie mit einem Pfarrer zu sprechen?

Ich habe nicht mehr mit diesen Leuten zu thun, wie Sie, stöhnte Niels erbittert.

Von mir ist jetzt nicht die Rede, ich lebe und bin gesund. Quälen Sie sich doch jetzt nicht mit Ihren Anschauungen; Leute, die sterben sollen, haben keine Anschauungen mehr, und es ist auch einerlei, ob Sie sie haben; Anschauungen sind nur dazu da, um darnach zu leben; im Leben, da haben sie einen Zweck. Kann es wohl einem einzigen Menschen nützen, daß er in dieser oder in jener Anschauung stirbt? Glauben Sie mir nur, wir haben ja alle lichte, weiche Erinnerungen aus unsrer Kinderzeit; ich habe die Menschen in Dutzenden sterben sehen, es ist immer ein Trost, die alten Erinnerungen hervorzuholen. Laß uns ehrlich gegen einander sein, wir mögen nun sein, wie wir wollen, wir können doch niemals den Gott ganz aus dem Himmel verbannen;

Digitized by Google

unser Gehirn hat ihn sich zu oft da oben vorgestellt, es ist mit ihm eingesungen, als wir ganz klein waren.

Niels nickte. Hjerrild beugte sich über ihn, um zu hören, ob er etwas sagen wolle.

Sie meinen es gut, flüsterte Niels, aber — und er schüttelte energisch den Kopf.

Es blieb lange still drinnen; nur das ewige Hoh, hoh des Bauerburschen zerhackte die Zeit langsam in Stücke.

Hjerrild erhob sich: Lebe wohl, Lyhne, sagte er, es ist doch ein schöner Tod, für das arme Vaterland sterben zu können.

Ja, antwortete Niels, aber eigentlich war unser Traum von dem, was wir ausrichten wollten, damals, vor langen, langen Jahren, ein ganz andrer.

Hjerrild ging. Als er in sein Zimmer kam, stand er lange am Fenster und sah zu den Sternen auf. Wenn ich Gott wäre, murmelte er und fügte in Gedanken hinzu: dann würde ich weit lieber den selig machen, der nicht in seiner letzten Stunde noch umkehrt.

Niels' Schmerzen wurden heftiger und heftiger, es hämmerte unbarmherzig in der Brust, ohne aufzuhören. Es wäre so schön gewesen, wenn er nun einen Gott gehabt hätte, zu dem er hätte klagen, zu dem er hätte beten können.

Gegen Morgen fing er an, zu phantasiren; die Entzündung war in vollem Gange.

Und so ging es noch zwei Tage und zwei Nächte weiter.

Das letzte mal, als Hjerrild Niels Lyhne sah, lag er da und phantasirte von seiner Rüstung, und daß er stehend sterben wolle.

Und endlich starb er denn den Tod, den schweren Tod.

Kleinere Mitteilungen.

Prozeßkosten. Die Auslassungen, welche das letzte Heft der Grenzboten über diesen Gegenstand gebracht hat, sind durch ein Mißverständnis ohne jede redaktionelle Bemerkung abgedruckt worden, wodurch der Anschein erweckt werden konnte, die Grenzboten hätten den Standpunkt, den sie seit längerer Zeit eingenommen haben, verlassen oder hielten ihn für kontrovers. Es sei deshalb nachträglich zunächst ausdrücklich bemerkt, daß dies nicht der Fall ist, daß die Grenzboten vielmehr an den Anschauungen durchaus festhalten, die auch in dem „Notschrei" in Heft 30 zum Ausdruck gelangen. Auf den Gegenstand wird später noch weiter eingegangen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095365

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google